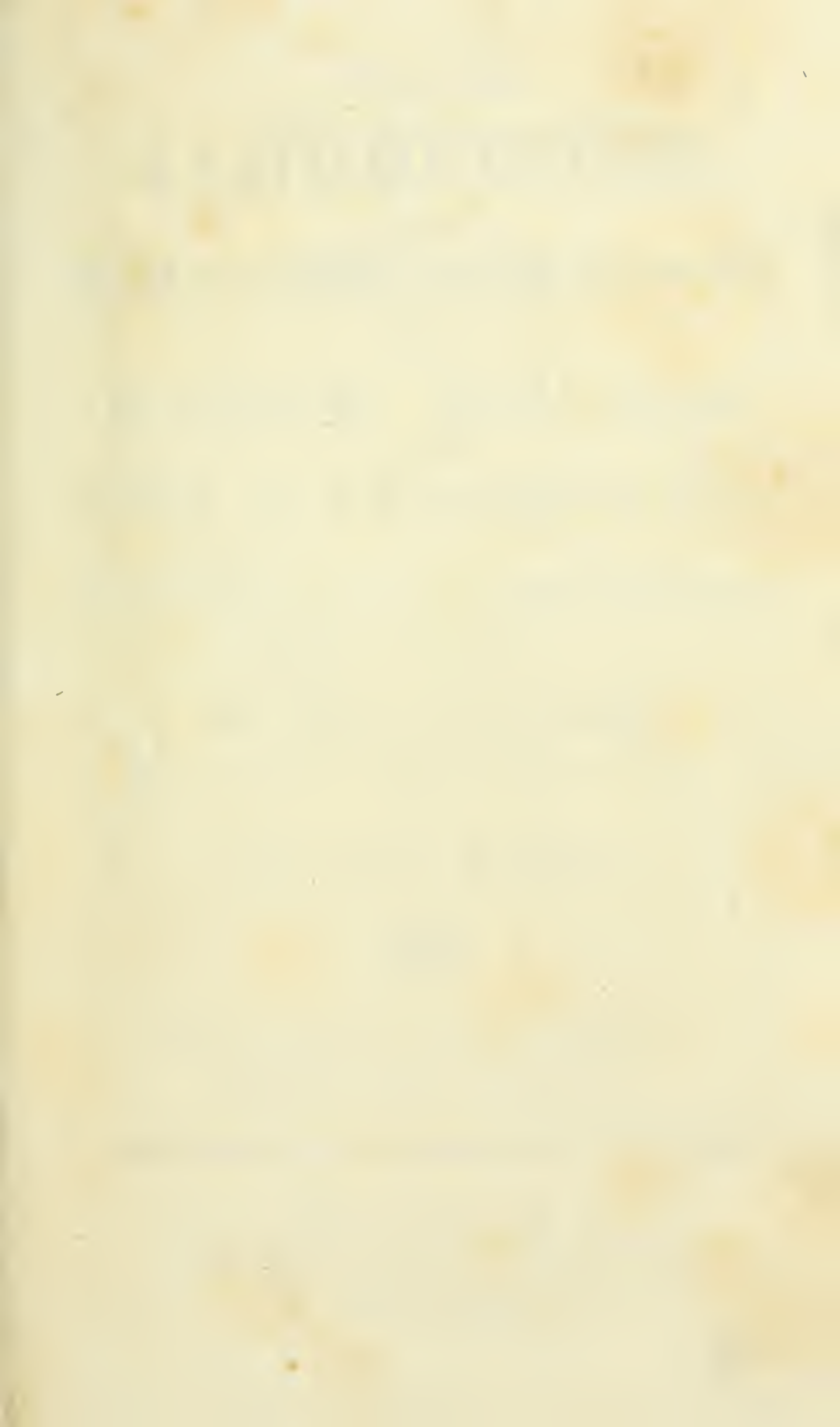






NEUE JAHRBÜCHER FÜR PHILOLOGIE UND PÆDAGOGIK,

oder

Kritische Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen.

In Verbindung mit einem Vereine von Gelehrten

herausgegeben

von

Dr. *Gottfried Seebode*,

M. *Johann Christian Jahn*

und

Prof. *Reinhold Klotz*.



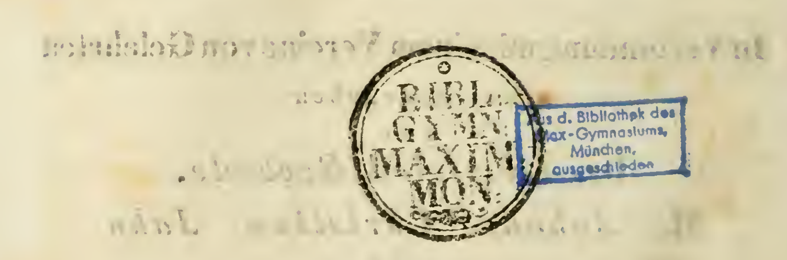
Sechster Jahrgang.

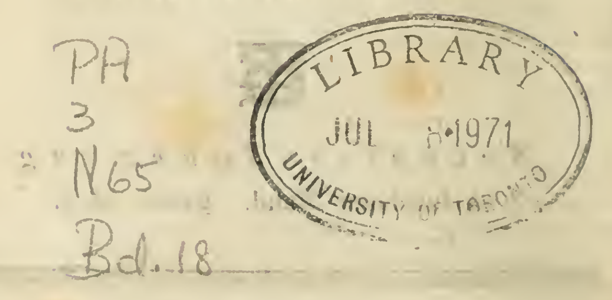
Achtzehnter Band. Erstes Heft.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1836.





Kritische Beurtheilungen.

Beiträge zur Griechischen und Römischen Literaturgeschichte, von Dr. *Friedr. Osann.* Erster Band. Darmstadt. Verlag v. Eduard Heil 1835. X u. 318 S. gr. 8.

Die Mittheilung dieser verdienstlichen Beiträge verdanken wir der wohl begründeten Ueberzeugung des Hrn. Vf's., dass eine *Geschichte* der innern Entwickelung der griechischen und römischen Literatur, welche die Gesammtmasse des Einzelnen zu einer Totalanschauung zusammenfassend ein vollständiges Bild des innern Organismus geben müsste, für jetzt und noch so lange dem Versuche selbst des Befähigtsten unmöglich sei, als nicht die zum Theil noch rohe Masse des unermesslichsten Stoffes kritisch im Einzelnen durchgearbeitet, und durch vieler fleissiger Hände Arbeit das Material wenigstens in soweit zu jenem grossen Baue vorbereitet sei, dass einem künftigen Baumeister die Sorge um das Einzelne und Particuläre des Stoffs nicht mehr behindern könne mit freiem Blick und Geiste Plan und Riss des ganzen Gebäudes zu entwerfen und auszuführen. Wer wollte es verkennen, dass gerade in unserer Zeit aus dem lebendigen Bewusstsein dieses Erfordernisses und für die Erfüllung dieser Aufgabe schon viele werthvolle Leistungen an Fragmentensammlungen und Monographien aller Art hervorgegangen sind! Aber ebenso wenig wird man ableugnen können, dass hier noch viel zu thun, noch viel Verdienst übrig sei. Und so hätte es denn kaum der entschuldigenden Vorrede des Hrn. Verfs. bedurft in einer Sache, die allen Verständigen klar zu Tage liegt.

Eben so wenig können die Grundsätze des Verfs., welche er für die Methode und Form solcher *Beiträge* geltend zu machen bestrebt ist (S. Vorrede p. VII — IX), irgend einem Zweifel unterworfen sein. Denn wie es dem Bearbeiter einer Gesammtgeschichte erlaubt, ja Nothwendigkeit ist, das Vorhandensein eines sichern Fundaments für Einzelnheiten der Gesammtdarstellung durch die letztere mehr in sichern und grossen Zügen für den Kundigen anzudeuten (man denke nur an Niebuhr in seiner römi-

schen Geschichte), so ist es dagegen bei allen Monographieen der vorliegenden Art die alleinige Bedingung ihres Nutzens und ihrer Brauchbarkeit, dass sie durch Erwägung *aller* einzelnen Momente und durch absolute Vollständigkeit der Berichterstattung den Leser in den Stand setzen, „die Beweisführung mit eignem Urtheil in alle einzelne Theile der Untersuchung zu verfolgen." Hier ist die Klippe ermüdender Ausführlichkeit, während sie einestheils durch Lebendigkeit und Präcision der Darstellung wohl vermieden werden kann, doch anderntheils immer weit gefahrloser, als die einer knappen summarischen Methode, welche durch eine dogmatische Darstellung das Urtheil des Lesers gefangen zu nehmen und durch raschen Wechsel glänzender Combinationen zu blenden sucht. In diesem Grundsatze stimmt man gern mit dem Verf. überein, wenn man sich gleich nicht verhehlen kann, dass ihn sein Streben nach Ausführlichkeit und Klarheit oft zu einer gewissen Breite der Darstellung geführt hat, welche nicht durch sorgfältige Feile des Stils gezügelt, dem Genusse Eintrag thut und den Leser ermüdet.

Der Inhalt dieses ersten Bandes umfasst in drei Abschnitten folgende Aufsätze: I. *Zur griechischen Elegie* (S. 1—140) und zwar: 1) Allgemeines über Entstehung und Wesen der Elegie. 2) über die symposische Elegie. 3) Dionysios der Eherne und seine Elegien.

II. *Ueber die dem Aristoteles* beigelegte Schrift von der Welt und deren muthmasslichen Verfasser, nebst zwei Beilagen, deren erste von einigen Schriften des Chrysippos handelt, die andere einige Beiträge zur Kritik des Aristotelischen Textes enthält. (S. 141—283.) Die *dritte* Abtheilung bietet unter dem Titel *Vermischtes* sechs kleinere Aufsätze (1) *Jambulos* und seine Reiseabentheuer. 2) Der Rhetor *Caecilius*. 3) *Alexander Aetolos*. 4) Die Heraklea des *Diotimos*. 5) Ueber einige Grabschriften auf *Platon*. 6) Ueber ein griechisches Epigramm) von verschiednem Werthe und mehr oder minderer Wichtigkeit. Indem wir uns nun zur nähern Betrachtung eines Aufsatzes wenden, wählen wir dazu den zweiten Abschnitt: *Ueber die dem Aristoteles beigelegte Schrift von der Welt* und *deren muthmasslichen Verfasser*, theils weil dieser Aufsatz bei weitem der wichtigste und umfangreichste ist, theils darum, weil sein Gegenstand gerade für den Unterzeichneten ein besonderes Interesse hat. Von Aristoteles ist überdiess (wie der würdige *Heeren* mit Recht bemerkt, s. Gött. Gel. Anz. Stück 25. Februarh. 1831) so Viel und Mancherlei zu sagen, dass es nicht besser als in dieser monographischen Form geschehen kann, und wenn das von Herrn Osann seiner Abhandlung als Motto vorgesetzte Wort *Hegel's* „Aristoteles ist der würdigste unter den Alten studirt zu werden" seine Richtigkeit hat, so verdient jeder Beitrag für die Kritik und das Verständniss seiner Schriften nur um

so mehr hervorgehoben zu werden, als an solchen die philologische Literatur noch keineswegs Ueberfluss hat.

Nächste Veranlassung zu dieser Untersuchung gab Herrn Osann eine Bemerkung von *Caspar d' Ansse de Villoison*, welcher in einer gelehrten Abhandlung *de Theologia Stoicorum physica* *) der fraglichen Schrift zwar sehr oft erwähnt, als ihren Verf. aber natürlich nicht Aristoteles nennt, sondern denselben kurzweg durch das Prädikat „*stoicissans*" charakterisirt. Einen Fingerzeig auf einen Stoiker als Verf. that schon D. Heinsius, der (Orat. p. 563) unter den möglichen Verfassern auch Panaitios nennt. Diese Winke hat nun Hr. O. benutzt. Aber er ist einen beträchtlichen Schritt weiter gegangen, indem er den Beweis zu führen versucht hat, *dass die Schrift von der Welt dem Stoiker Chrysippos zugehöre.* — Folgen wir jetzt dem Verf. im Gange seiner Abhandlung. Hier wendet er zunächst seine Polemik gegen den letzten Vertheidiger der Aristotelischen Autorschaft, Hrn. Prof. Weisse. Allein diese Mühe hätte er sich ersparen können, wenn er von des Unterz. Schrift „Aristoteles bei den Römern" (Leipzig, Lehnhold 1834) Notiz genommen hätte, in welcher Referent wenigstens diesen Punkt vollständig, und wie er zu hoffen wagt, selbst für Hrn Prof. Weisse (wenn anders derselbe Verf. der in dem Gersdorf'schen Repertorium befindlichen Anzeige ist, wie Ref. aus einer Acusserung vermuthet) genügend erledigt zu haben glaubt. So aber wird von S. 145—152 die Beschaffenheit der historischen Ueberlieferung weitläufig abgehandelt und gezeigt, dass diese gegen die Aristotelische Autorschaft spricht, von S. 153—165 die übrigen Gründe und Bemerkk. Weisses einer genauen Kritik unterworfen. Referent, der, eben weil er dieselbe Sache schon einmal vollständig abgehandelt hat, sich unmöglich überwinden kann hier auch nur ein wiederholendes Resumé zu geben, zieht es vor an diesen Theil von Herrn O.'s Arbeit ein Paar Bemerkungen zu knüpfen. S. 156 in der Note hält es Herr Osann für eine „ebenso verdienstliche als erfolgreiche Unternehmung, einmal das Wesen der sogenannten Dialoge des Aristoteles in ein besseres Licht zu setzen." Verdienstlich in jedem Falle, aber erfolgreich? wir zweifeln; dazu fehlt es uns zu sehr an den nöthigen Notizen, und ohne das nothdürftigste Material kann selbst unter den Händen eines tüchtigen Arbeiters kein belohnendes Resultat hervorgehn. Dennoch würde dieser für die Fortsetzung solcher literar. Beiträge ein sehr passender Vorwurf sein, durch dessen Behandlung sich der Hr. Verf.

*) Diese Abhandlung bildet einen Anhang zu einer Bearbeitung des Stoikers *Kornutos* von demselben Verfasser. Beide sind abschriftlich in Hrn. O's. Händen, von welchem wir demnächst ihre Herausgabe zu erwarten haben.

gewiss den Dank aller Freunde des Aristoteles verdienen würde. S. 158 erweiset Hr. Os. dem Unterz. die Ehre, auf seine Abhandlung über die Aristotel. Briefe im Ersten Theile seiner Aristotelia freundlich Rücksicht zu nehmen. Allein bei weitem ausführlicher ist derselbe Gegenstand behandelt und fortgesetzt in dem *Zweiten Theile* des genannten Buchs (p. 168—234) in der Abhandlung: „*über die vorhandenen angeblichen Briefe des Aristoteles.*" — Nach Abfertigung der Beweisführung Weisse's geht der Verf. S. 164 über zur Begründung seiner eignen Ueberzeugung von der Unächtheit der Schrift. Zunächst werden die wenigen Autoritäten, welche sich in neuerer Zeit für die Aechtheit der Schrift als einer Aristotelischen erklärten, nach Fabric. bibl. gr. namhaft gemacht, bei welchen der Hr. Verf. mit Unrecht *Riccobonus* übergangen hat, während er bei Aufzählung der entschiedenen Gegner der Aechtheit (deren Anzahl nicht bloss eine „nicht mindere" sondern bei weitem überwiegende ist) *J. Lipsius*, *Drakenborch*, und vor allen *Sainte Croix* auslässt, was er um so weniger hätte thun sollen, da in der Fabricischen Bibliotheca gr. dieser letztere unter den Vertheidigern der Aechtheit (mit ausdrücklicher Berufung auf Examen critique des hist. d'Alexandre l. gr. p. 266) aufgeführt wird, während doch in der zweiten Ausgabe des Ste-Croixschen Werks p. 705 Not. der französische Gelehrte sich vielmehr für das Gegentheil erklärt (Vergl. über Alles dieses: Aristoteles bei den Römern p. 168—169). Als Hauptgründe gegen die Aechtheit der Schrift lassen sich nun geltend machen: I. „*Die grösste Verschiedenheit der physischen und kosmologischen Ansichten im Allgemeinen sowohl als im Einzelnen von der in den ächten Schriften des Aristoteles niedergelegten Lehre*" v. S. 165—180. Auch tritt der Verf. den Weisseschen Ansichten und Behauptungen entschieden entgegen, und diese Polemik findet ihre Spitze in den Verhandlungen über die wissenschaftliche Theologie des Aristoteles (v. S. 171 an), deren Vorhandensein in dem Gesammtsysteme der Aristotelischen Philosophie Hr. *Osann*, angeblich auf *Hegels* Autorität sich stützend, entschieden ableugnet. Und während *Weisse* behauptet (Aristoteles von d. Seele und von der Welt S. 414 ff.): Aristoteles sei unter allen alten Philosophen derjenige, dessen Vorstellung von Gott als Schöpfer, Vater, Erhalter, Ordner und Regierer der Welt, der christlichen am nächsten komme, und es verstehe derselbe unter der Gottheit eine ewige und im strengsten Sinne des Worts göttliche *Persönlichkeit* und *Individualität*, so leugnet Hr. Osann dagegen beides in dem Maasse, dass er selbst nicht einmal in dem Traktat von der Welt (seine Aechtheit zugestanden), geschweige denn in den ächten Aristotelischen Werken die Beweise für diese Dogmen auffinden zu können meint. Seiner Ansicht nach enthält die Aristotelische Philosophie darum keine wissenschaftlich ausgebildete Theologie, weil aus der Ari-

stotel. Wissenschaftslehre eine solche eben nicht hervorgehn konnte (Vgl. S. 173—174). Wir werden diesen Punkt zum Beschlusse dieser Anzeige zur Sprache bringen und zeigen, dass Hr. Os. hier sich im entschiedensten Gegensatze und Unrecht nicht sowohl gegen Weisse, als vielmehr gegen *Aristoteles* und *Hegel* selbst befindet.

Eine zweite Klasse von Argumenten bildet ferner II) „*die Erwähnung von Thatsachen, welche auf ein nacharistotelisches Zeitalter hindeuten.* (S. 180.) Hier steht oben an die Erwähnung der Insel *Taprobane* (s. Aristoteles bei den Römern p. 175—176), von welcher Aristot. keine Kenntniss haben konnte. Demnächst wird (S. 181—184) beiläufig sehr geschickt der Beweis geführt, dass statt der angeblich im Arabischen Meerbusen liegenden Insel Φεβόλ, von der das ganze Alterthum nichts weiss, vielmehr Ψεβώ zu lesen sei, worauf schon *Salmas.* Exercitat. Plin. p. 782 hinwies, oder noch besser Ψέβοια, was durch die geschickte Vergleichung von Stob. Eclog. Phys. I. p. 658 einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhält. Drittens zeigt Hr. Osann, dass die Namen der Bretannischen Inseln Albion und Jerne gleichfalls auf einen spätern Verf. hindeuten (S. 185—187), wobei eine schon bei Gelegenheit der Untersuchung über *Phebol* erwähnte feine kritische Bemerkung wiederholt wird, dass die meisten der uns bekannten Handschriften der Schrift περὶ κόσμου sich auf Exemplare gründen, welche in der Majuskelschrift abgefasst waren. Eine Bemerkung, welche für die Handhabung der Texteskritik im Einzelnen allerdings nicht unwichtig ist.

Die Argumente der dritten Art endlich wurzeln III) „*in der Verschiedenheit des Stils und der Sprache.*“ Diess ist eine Thatsache, die Niemand geleugnet hat, und deren Entschuldigung von dem neuesten Uebersetzer der Schrift περὶ κόσμου in der That so unglücklich ausgefallen ist, dass dieselbe für seine Kenntniss der Aristotelischen Eigenthümlichkeit ein höchst ungünstiges Vorurtheil erregen muss. Denn wer auch nur einen Moment dem Aristoteles im Ernste jene schwülstige pomphafte im Ton der Märchen aus Tausend und eine Nacht gehaltene und in die fernste Vergangenheit gerückte Schilderung des Persischen Hofes und Reichs, wie sie de Mundo cp. VI, p. 396 zu finden ist, zuschreiben kann, der liefert eben dadurch den schlagendsten Beweis, dass er sich von einer vorgefassten Meinung bis zur Verblendung hat befangen lassen, während er zugleich gerechtes Misstrauen gegen seine Befähigung zur Auffindung des Unächten in den anerkannt ächten Schriften des Stagiriten erweckt. (Vgl. Aristot. bei d. Römern S. 176—177.) Hr. Osann hat auch diess Moment, obgleich er übrigens eine weitere Ausführung dieser Sprach- und Darstellungsverschiedenheit nach Kopps fleissigen Vorarbeiten mit Recht für unnütz hielt, nicht unberücksichtigt gelassen (S. 178—180 vgl. S. 207, 208), und macht nur vorläufig

auf den Umstand aufmerksam, dass diese dem Umfange nach so kleine Schrift dabei doch auf eine höchst auffallende Weise von Ausdrücken strotze, die theils als ἅπαξ λεγόμενα erscheinen, theils in ganz ungewöhnlichen und seltenen Bedeutungen vorkommen. Auf diesen Umstand wird später ein Beweis für des Verfs. eigne Ansicht gegründet. (S. 234 ff.)

Aristoteles ist also nicht Verf. der Schrift, kann es nicht sein. Auch an eine vorsätzliche Fälschung ist aus den überzeugendsten Gründen, die zum Theil schon in dem bisher Gesagten enthalten sind, nicht zu denken. (Vgl. Osann S. 191 — 192.) Die bisherigen Hrn. Os. bekannten Vermuthungen sind eben nur ohne gründliche Ausführung ins Blaue hineingethan; bei ihnen hat man sich also nicht zu verweilen. Das einzige Auskunftmittel liegt vielmehr in der Schrift selbst. Schon *Heinsius* deutete die Schule an, welcher der Verf. angehörte, indem er auf Poseidonios — wohl nur *rieth; Kapp* und *Meiners* gingen schon einen Schritt weiter auf demselben Wege, und Hr. Osann führt nun den Beweis, *dass die Schrift allerdings der Stoa und zwar dem bedeutendsten Haupte derselben, dem Chrysippos zu vindiciren sei.* (S. 193 — 194.) Wobei er jedoch mit seltener Bescheidenheit gleich von vorn herein bevorwortet, dass mit *seiner* Beweisführung die Möglichkeit eines andern Verfassers noch keineswegs geleugnet werden solle.

Hrn. Osanns Beweisführung ist nun folgende: 1) Die summarische in Form einer übersichtlichen Epitome gehaltene Darstellung (welche selbst die Titel in einigen Handschriften Bekker's recht gut bezeichnen) passt vortrefflich auf den Vielschreiber *Chrysipp*, der an 700 Schriften verfasst haben soll. 2) *Chrysippos* hat wirklich ein Buch περὶ κόσμου geschrieben (Stob. Eclog. phys. I, 180 Heer. bei Baguet p. 169). S. 198 — 202. — 3) Es lässt sich, wenn man die populäre Tendenz der Schrift π. κ. festhält, die Uebereinstimmung der darin enthaltenen Ansichten mit den Chrysippischen Lehren Schritt für Schritt nachweisen. Diese Nachweisung wird nun im Einzelnen gegeben a) hinsichtlich der Ansicht über die Elemente und den Aether S. 203 — 208. b) In einzelnen Dogmen, über die Natur des *Aër*, über Donner und Blitz S. 208 — 210. c) Augenfällig wird ferner die Uebereinstimmung gemacht durch wörtliche Gegenüberstellung einer ausführlicheren Relation der Chrysippischen Lehre vom Wesen des *Kosmos* aus Stobaeos Ecl. phys. I p. 444 sqq. mit den entsprechenden Stellen der Schrift περὶ κόσμου (cp. II in. cp. III p. 392 b. 32. u. s. f. S. 211—215). Aus dieser Vergleichung ergeben sich folgende Resultate, Einmal: Stobaeos referirt kurz und bündig nur die Chrysippische Hauptansicht über das Weltall mit Beibehaltung der von Chrysippos beliebten Ordnung der Entwickelung, *dasselbe*, was sich in der Schrift *Π. K.* nicht nur grösstentheils mit Beibehaltung desselben Fortschritts in den Sätzen,

sondern auch mit oft *wörtlicher* Uebereinstimmung findet, nur dass die populäre Tendenz der letztern Schrift einen fliessenderen, zusammenhängenderen und rhetorisch schmuckvolleren Stil bedingt.

Ganz dasselbe Resultat gewinnt Hr. Os. ferner S. 219—226 aus der Zusammenstellung einer andern Stelle am Ende der Schrift *Π. Κ.* mit Chrysippischen Fragmenten bei Euseb. praep. Evang. VI, 8, p. 263. (ausgeschrieben v. Theodoretus Therap. VI T. IV. p. 850 ff.)

d) Chrysippos war bemüht die Aussprüche älterer Dichter über Theologie seiner Theorie anzupassen (s. Phaedr. d. nat. deor. p. 18 Baguet p. 30. p. 206), dieselbe Manier verräth auch die Schrift *Π. Κ.* (S. 226—228.)

e) Gleiche Uebereinstimmung zeigt sich ferner in der übertriebenen Vorliebe für etymologische Deutungen, welche bei Chrysippos, der selbst ein Werk über Etymologie verfasste (Baguet p. 235), nicht befremden kann, während sich bei Aristoteles zwar mehrere *Beispiele* solcher Etymologien als man gewöhnlich meint nachweisen lassen, aber doch auch hier die Besonnenheit den Meister nie verlässt *).

f) Selbst die *Anordnung* der ganzen Schrift *Π. Κ.* bezeugt eine Chrysippische Eigenthümlichkeit, sowie:

g) es an Beweisen von Uebereinstimmung selbst hinsichtlich der Art der Beweisführung nicht mangelt.

Hiernächst geht der Verf. über zu der bekannten Eigenthümlichkeit des Chrysippos, zufolge deren sich derselbe in dem Gebrauche seltener und ungewöhnlicher Wörter, und in Bildung neuer Ausdrücke gefiel. Diese Wunderlichkeit rügten schon alte Kritiker (s. Baguet p. 125), obschon er in derselben an Zeno einen Vorgänger hatte, den schon Cicero als „non tam *rerum* inventorem quam novorum *verborum*“ bezeichnet (de finib. bon. et m. III, cp. 2). Diese Besonderheit der Chrysippischen Manier aber findet sich

---

*) Hr. Osann weiset mit Recht Weisse's auf dieses Vorkommen von Etymologien bei Aristoteles gegründeten Rettungsversuch zurück. Allein da er ausser den *zwei* von Weisse angeführten Beispielen eine gehörige Zahl anderer *vermisst*, so wollen wir hier einmal seines Gegners Parthie ergreifen, und ihm einige wie sie uns gerade zur Hand sind anführen. de Rep. III cp. 2, §. 8. — Eth. Nicom. II, cp. 1. (vergl. mit Magn. Mor. I, 6 Stob. Ecl. Eth. II, 1, p. 242 Heer. Endem. II, cp. 1. woher Plut. de virt. mor. IX p. 398 Hutt. s. *Zell* ad Eth. Nic. T. II, p. 61). — Eth. Nic. IV. cp. 1, § 5 (*ἄσωτος* v. *ζῆν*). — Ibid. IV, 2, 1. — V, cp. 4, § 8 *δίκαιον* = *δίχαιον*. — V, 45, § 11. — VI, cp. 5 § 5. — VI, cp. 8, ext. und daselbst Zell *ἐπιστήμη*. — VII, cp. 11, § 2 *μακάριος* v. *χαίρω* u. s. f.

h) auf eine wunderbare Weise, wie schon oben angedeutet worden, durch die ganze Pseudoaristotel. Schrift *Π. K.* wieder. Hier giebt nun Hr. Os. in einer sehr fleissigen und verdienstlichen Zusammenstellung (S. 234 ff.) den Nachweis *α*) von solchen Wörtern, die ausser der Schrift *Π. K.* gar nicht weiter gefunden werden, deren er etwa ein halbes Dutzend beibringt. *β*) von solchen, die erst bei Autoren nach Chrysippos und zwar bei Stoikern oder doch Benutzern Chrysippischer Schriften sich nachweisen lassen. *γ*) drittens endlich von solchen, die in durchaus ungewöhnlicher Bedeutung sich gebraucht finden. — Die darauf folgende *Rechtfertigung des Stils im Ganzen* (S. 239—240) ist eine von jenen Breiten, zu denen die ängstliche Genauigkeit den Hrn. Verf. verführt, indem er nur wiederholt, was er darüber schon zu wiederholten Malen ausgesprochen hat.

Aber wie kam es, dass man eine Chrysippische Schrift dem Aristoteles beilegte? Nicht durch absichtliche Fälschung, das liegt auf der Hand, wohl aber durch einen Irrthum. Durch Tyrannides Redaktion der Handschriften des Aristoteles aus Apellikons Bibliotkek begann für die Aristotel. Litteratur eine neue Epoche. Aber während man sich mehr und mehr überzeugte, dass man noch nicht im Besitze aller Theile der Aristotel. Hinterlassenschaft sei, trat seit dieser Zeit und bis ins 2. Jahrh. nach Chr. das Streben hervor das Vermisste aufzufinden. Seit dieser Zeit also, meint Hr. Os. S. 242 kamen wohl „*die meisten derjenigen Schriften in die Sammlung Aristotelischer Werke, welche eine geläuterte Kritik j e t z t als ungehörig und unächt auszuscheiden gewusst hat.*" Hier wünschten wir Hr. Os. wäre nach seiner sonstigen Weise etwas ausführlicher gewesen; wenigstens hätte er doch namentlich jene bedeutende Anzahl (denn *bedeutend* muss dieselbe nach seinem Ausdrucke sein) erwiesen unächter Schriften anführen sollen, welchen die neueste Kritik den Stab gebrochen hat. Doch weiter; um die bezeichnete Zeit gerieth also auch dieser Traktat *Π. K.* in das Corpus der Aristotel. Schriften. Aber wie? Hr. Osann stellt hier eine Menge möglicher Fälle auf, bleibt aber zuletzt bei der *Dedikation* und dem *Prooemium* stehen. Die Ueberschrift, sagt er, lautete anfänglich bloss *πρὸς Ἀλέξανδρον*, und diese findet sich wirklich noch in Handschrr. Diess zog man auf den Makedonischen König, um so mehr, da man in der Schrift selbst hier und da Aristotelische Ansichten fand, und deutete diesen Bezug dann weiter durch Zusätze aus. Geben wir ihm diess Verfahren zu, so gewinnt er freilich für seine eigne Hypothese eine nicht unbedeutende Verstärkung. Chrysippos nämlich hat in der That viele seiner Schriften bestimmten Personen dedicirt, und unter diesen Personen findet sich, was noch mehr ist, auch ein *Alexander*, welchem zugleich mit einem gewissen Sosigenes Chrysipp eine Schrift *περὶ λέξεων* in fünf Büchern zugeeignet haben *soll* (Cfr. Diog. Laert. VII, 192). Hr.

Os. giebt sich nun sogar die Mühe ausfindig zu machen, wer wohl dieser *Alexander* gewesen sein könne. Ein König oder Dynast war's nicht, denn einem solchen hat *Chrysippus*, nach Diogenes von Laerte ausdrücklichem Zeugnisse, keine Schrift dedicirt (Diog. L. VII, 185.), wie denn überhaupt der alte Stoiker den Grundsatz gehabt zu haben scheint, dass „weit vom Hofe weit von der Höll" und mit grossen Herren nicht gut Kirschenessen sei. (S. Baguet p. 36 ff.) Aber der Alexander der Dedication wird ἡγεμόνων ἄριστος genannt? Hierauf könnte Hr. Os. mit jenem Auskunftsmittel über dergleichen Ausdrücke als *spätere* Zusätze antworten. Allein er thut es nicht, was uns Wunder nimmt, sondern gesteht lieber, er wisse von diesem Alexander nichts. In dieser ganzen Schlussparthie schwankt überhaupt Hr. Os. sichtbar von Einem zum Andern, denn was er S. 244 geradezu für allzugewagt erklärt, *die ganze Dedication* als spätern Zusatz zu betrachten, nimmt er zwei Seiten weiter hin wieder „nach reiflicherer Erwägung" als das besste und kürzeste Auskunftsmittel an. Das letztere ist es freilich, aber auch das erstere? —

Soweit sind wir nun dem Hrn. Verf. Schritt vor Schritt gefolgt. Wir haben seinem Scharfsinn, und noch mehr seiner Gewissenhaftigkeit und genauen Durchspürung der historischen Momente ebensowohl als seinem genauen Studium der fraglichen Schrift selbst und der Bruchstücke Chrysippischer Werke alle gebührende Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das Interesse des Gegenstandes half selbst über die Gedehntheit der Darstellung hinweg, denn es handelt sich in der That um nichts anderes als die Bereicherung der uns übrigen Litteratur mit einer vollständigen Schrift eines alten Denkers, von dem sonst kein Werk auf uns gekommen ist. Und diese Bereicherung können wir um so lieber uns gefallen lassen, da kein anderer Alter dadurch etwas verliert; denn der Gegenstand um den es sich handelt ist herrenloses Gut. Auch haben wir gegen die Beweisführung selbst in sofern nichts Erhebliches einzuwenden, als uns durch dasselbe das Resultat unwidersprechlich fest zu stehen scheint, dass die Schrift den Charakter der Stoa und näher Chrysipps oder eines Anhängers von Chrysippos trage. Allein der Verf. selbst gab wie wir sahen zu, dass seine Hypothese keine ausschliessende Kraft habe, und andere Erklärungsversuche gleichfalls möglich seien.

Knüpfen wir zunächst an das zuletzt aus dem Schlusse der Abhandlung Referirte an, so hat hier, wie überhaupt in dem ganzen Gange derselben Hr. Os. ein durchaus höchst bedeutendes Moment in dieser Untersuchung fast gänzlich bei Seite liegen lassen und das ist — *Appulejus.* Weisse hat freilich dasselbe gethan, aber hierin hätte ihm Hr. Os. gerade am wenigsten nachgehn sollen. Er hält die Schrift des *Appulejus* für eine blosse Uebersetzung. Aber dagegen protestirt Appulejus selbst auf das Lebhafteste, und wir haben keinen Grund, ihm Gehör zu

verweigern, zumal wenn wir bedenken, dass er, wenn sich jenes wirklich ergäbe, Gefahr liefe als ein schmählicher Falsarius zu erscheinen. Aber vor solchem Verdachte gemeinen Betrugs schützt ihn seine für jene Zeit nicht verächtliche Gelehrsamkeit einerseits sowie andererseits sein sonst unbescholtener Charakter. Seine Schrift de mundo leitet bekanntlich ein Brief an seinen Freund *Faustinus* ein. *Dieser Brief ist aber von Wort zu Wort*, wenn man die nöthigen Auslassungen und Veränderungen der Person ausnimmt, *übereinstimmend mit jener griechischen Zuschrift an den vermeintlichen König Alexander.* Ist hier eine Fälschung, ein Betrug, so ist er sicherlich auf Seiten des griechischen Autors. Denn ohne gänzlich bornirt, ohne alles Ehrgefühls beraubt zu sein, hätte ein Mann wie Appulejus, dem ja die Form der Darstellung so geläufig war, unmöglich daran denken können, einen Widmungsbrief an einen Freund geradezu zu stehlen. Ebensowenig konnte der *Uebersetzer* einer Schrift von sich und seiner Arbeit so sprechen wie Appulejus thut. Er konnte nicht sagen: „dass er den Gegenstand nach besten Kräften und soweit sein Nachdenken reiche" verfolgen wolle; er konnte nicht *zwei* Gewährsmänner statt *eines* anführen, und sagen, dass er dabei sich ebensowohl an *Aristoteles* als an *Theophrastus* zu halten beabsichtige. (Vergl. Appul. de Mundo p. 250 Bip.) Mag man über das griechische Exemplar der Schrift denken wie man will, jedenfalls werden beide Versicherungen im Munde des Appulejus, sobald er nur übersetzte, zur unverschämtesten Lüge. Und was die Einleitungsepistel und ihre wörtliche Uebereinstimmung in beiden Exemplaren betrifft, so gehört sie zwar, als Brief eines Aristoteles oder selbst Chrysippos betrachtet, offenbar in die Kategorie der von uns früher (Aristotelia Th. II p. 184 ff.) behandelten, ist aber ebendeswegen auf Appulejus Standpunkt bezogen begreiflichermassen ein Beweis mehr gegen die zeitliche Priorität des griechischen Exemplars.

Und so befinden wir uns denn auch nach Herrn Osanns Untersuchung noch immer in dem Falle einstweilen bei unserer früheren Ansicht stehen zu bleiben, nach welcher das heutige griechische Exemplar und angebliche Original wohl eher für eine Uebersetzung der Appulejischen Schrift zu halten ist. Diese Ansicht festgehalten, so erklärt sich eben aus dem: „*Quare nos Aristotelem prudentissimum philosophorum et Theophrastum auctorem secuti*" der Appulejischen Dedikation gleichsam mit einem Schlage, wie man darauf kam die griechische vielleicht namenlose Uebertragung gerade dem *Aristoteles* zuzuschreiben, und dem gemäss auch wohl die Dedikationsepistel anders zu adressiren, und hier und da umzugestalten. Die Ansicht selbst ist keineswegs neu; schon Heumann und Nunnesius werfen sie hin als flüchtigen Einfall, und nur das etwanige Verdienst einer genaueren Durchführung und etwanigen Begründung kann Refe-

rent in Anspruch nehmen. Diese ist in der Schrift *Aristoteles bei d. Römern* v. S. 163—183 zu geben versucht worden, und da Hr. Os. dieselbe für seine Untersuchung nicht benützt hat, so mag er uns erlauben, wenn wir hier Einiges aus derselben in kurzer Uebersicht vorführen, um unseren Lesern die Mittel zu eignem Urtheil an die Hand zu geben.

Für die Autorschaft des Appulejus sprechen nun, ausser den schon angeführten Gründen, noch: 1) alle direkten Aeusserungen der Schrift, welche die Farbe individueller selbständiger Darstellung tragen, und alle diese finden sich in dem griech. Doppelgänger entweder ganz ausgelassen oder verwischt. Ihre Zahl aber ist gar nicht klein. (Arist. b. d. R. p. 178 sqq.) So deutet er wiederholt an, dass er diese Schrift bei seinem Aufenthalte zu Rom verfasste. Dahin gehören ferner Aeusserungen wie, „*dass er sich bei dieser oder jener Sache kurz fassen*," „dass er sie *so gut er könne* darstellen wolle," „dass er diese oder jene Ansicht recht wohl kenne" u. a. dergl. Eben dahin hat man Zusätze, wie den bedeutenden aus einer Schrift des *Favorinus* (Appul. d. M. p. 318—320 Oudendorp.) zu zählen. —

2) sprechen für die Autorschaft des Appulejus die Abweichungen des griechischen Exemplars, welche sich sämmtlich unter einem Gesichtspunkte begreifen lassen, da sie eben alle darauf berechnet erscheinen, die Schrift einem frühern Verfasser zu vindiciren (Vgl. Arist. b. d. R. S. 180 sqq.). Und hier ist besonders auf die genaue Vergleichung einer Stelle hinzuweisen, die wie sie die Annahme eines griechischen Verfs. auch nur aus Aristotelischer Zeit zur Unmöglichkeit steigert, bei Appulejus durchaus das Gepräge selbständiger Darstellung an der Stirne trägt (Arist. b. d. R. S. 183 sq.).

Doch wir fürchten die Geduld unserer Leser durch weitere Ausspinnung des Gegenstandes zu ermüden, und begnügen uns also für jetzt damit, Hrn. Os. auf unsere mehrerwähnte kleine Schrift zu verweisen. Sollen wir aber zusammenfassen, so wird unser Urtheil nur so lauten können: dass seine Hypothese so lange aller Probabilität ermangeln muss, als es ihm nicht gelungen sein wird, das hinsichtlich des Appulejus dazwischen tretende Bedenken durch den zwingenden Beweis zu entkräften, dass Appulejus Schrift wirklich eine Uebersetzung, und ihr Verf. für einen absichtlichen Betrüger zu halten ist. Diess darzulegen (und es verlohnt sich der Mühe) bietet ihm die Form, welche er für seine literarhistorischen Mittheilungen in diesen Beiträgen gewählt hat, die passendste Gelegenheit. —

Wir haben nun noch der übrigen sich auf Aristoteles beziehenden Beiträge dieser Abtheilung (denn der übrige Theil ihres Inhalts bleibt billig andern Beurtheilern überlassen), kurz zu gedenken. Die IIte der Beilagen zu der Untersuchung über die Schrift *Π. K.* bietet uns Beiträge zur Kritik des Aristotelischen Textes der

neusten Recension, über welche Hr. Os. dem bisher laut gewordenen Urtheile beipflichtet. Leider „hinderten ihn vorläufig gewisse Gründe," seinem ursprünglichen Plane gemäss in diesem Anhange eine ausführliche Beurtheilung der neuesten „unter grossen Auspicien unternommenen Bearbeitung der Aristotelischen Schriften" zu geben. Was er mittheilt ist etwa Folgendes: I *zu der Schrift de Mundo.* Hier bespricht der Hr. Verf. mit besonderer krit. Rücksicht auf *Stobaeos*, der einen grossen Theil dieser Schrift in seine Eklogen aufgenommen hat, folgende Stellen. Cp. 2, p. 391 b. 11 wird die Vulgata ὑπὸ θεοῦ gegen Bekk. ὑπὸ θεῶν richtig in Schutz genommen. — Ibid. l. 24 werden die Worte ὁ μὲν οὖν κόσμος ἐν κύκλῳ περιστρέφεται als ein Glossem bezeichnet. Sie fehlen bei *Stob.* (Ed. ph. I, 644), sie fehlen in der Pariser Hdschr. N. 1815 (bei Batteux p. 12), sie fehlen endlich, was Hr. Os. nicht bemerkt hat, auch bei Appulejus, und schon Kapp schloss sie in Klammern ein. *Und von allen diesen Angaben steht nichts bei Bekker!* p. 392 a. 10 συμπεριστρέφεται] *Stob.* p. 616 συμπεριφέρεται. Ibid. 17 ἀνεξεύρετον] Stob. ἀνεξερεύνητον wie 2 Hdschr. Bekkers (P. Q.). — p. 392 b. 6 ζοφώδης] *Stob.* p. 618 ζοφερός. — p. 392 b. 7 ὑπὸ δὲ κινήσεως] *Stob.* l. l. ὑπὸ δὲ ἐκείνης (= Cod. Q. bei Bkk.) einzig richtig s. Heeren ad *Stob.* l. l. — Cp. 3. p. 392 b. 19 ἐναλίαις] *Stob.* ἐναλίοις (= O. P. bei Bkk.). — Ib. καὶ ἠπείροις] fehlt bei *Stob.* und in 2 Codd. bei Bkk. (O. R.), schon Heeren fasste sie als Glossem. — Ibid. b. 30 κατά τινας τῆς γῆς σπίλους τὰς καλουμένας ἀναπεφυκυῖα οἰκουμένας] *Stob.* κατὰ τὰς τοῦ ὑγροῦ ποιότητας, καὶ τὰ κοιλώματα κτλ. wovon keine Spur in B.'s Hdschrr. — p. 393 a. 17 ἐν δὲ τῷ] *Stob.* ἐντὸς δέ. — Ibid. 27 καλούμενον] *Stob.* λεγόμενον. — p. 393 b. 5 κατὰ στενόντε — αὐχένα] richtiger *Stob.* p. 656 καταστενοῦται — εἰς αὐχένα. — p. 394 a. 2. περιρρεομένην] Stob. p. 660 περιχεομένην. — Cp. 4. p. 394 a. 8 κεφαλαιούμενοι] ἀνακεφαλαιούμενοι *Stob.* p. 662 (und so Cod. P. bei Bk.). — Ib. 28 ἐκπιεσμόν — πεπαχυσμένου] *Stob.* p. 664 ἐκπιασμόν — πεπιασμένου. Gleich darauf hat Stob. ἀπόθλιψις u. ψεκάδας (letzteres mit OPQ. bei Bkk.). — p. 394 b. 6 συνεκπίπτειν] alle Codd. des *Stob.* συμπίπτειν, was Heeren p. 667 für allein richtig hält. Die Codd. OR. bei Bkk. haben συνεμπίπτειν, was Hr. Os. vorzieht. — Ibid. 9 λέγεται δέ] besser *Stob.* καλεῖται δέ. — Ibid. 14 πνέοντες] *Stob.* ῥέοντες. Dieselbe Variante Ibid. l. 23. — Ibid. 18 ῥαγέντος] *Stob.* p. 668 ἐκραγέντος (= P. bei Bk.) p. 395 a. 11. schreibt Hr. Os. zum Theil aus *Stob.* p. 674 ἐξωσθέν (Bkk. ἔξωθεν) δι' αὐτοῦ βιαίως καὶ ῥηγνύον τὰ συνεχῆ etc. — Ib. 24 ἐὰν ἄπυρον ᾖ] ᾖ lässt *Stob.* p. 674 weg, ganz gemäss dem Sprachgebrauche bei einer Gliederung mit ἐὰν — ἐάν, wo das Verb., wenn es dasselbe

bleibt, nur einmal voran gesetzt wird. Cfr. Arist. Rhetor. I, 7. — Ibid. b. 20 lässt *Stob.* p. 678 das zweite ἐστίν gleichfalls richtig aus, wie p. 395. b. 7. — p. 395 b. 12 καὶ πίθοι] *Stob.* καὶ πωγωνίαι; nach Heeren stand wohl *beides* im Texte. — Ib. 22. ist αἱ δ' ἐκρέουσιν bei *Stob.* p. 680 das Richtige. — *Ibid.* 28 τὰ δὲ ἀτροφεῖν] fehlt bei *Stob.*, und Hr. Os. hält es mit Heeren für Einschiebsel. Aber da die Worte die Autorität des Appulejus für sich haben, möchte ich sie nicht getilgt wissen. Cp. 5. p. 396 a. 33 giebt *Stob.* p. 686 συνεστηκώς (Bkk. συνέστηκον) und lässt εἰ weg. Beides richtig, und durch drei Hdschrr. B's. (OQR.) bestätigt. — p. 396 b. 2. ἐναντίων] *Stob.* (u. Q.) ἐναντιωτάτων besser. — Ibid. 5 ὅτι ἐκ πολλῶν μίαν — ἀποτελεῖ ὑποδεχομένη] Hr. Os. mit *Stob.* p. 688 τὸ μίαν ἐκ πολλῶν — ἀποτελεῖν ὑποδεχομένην. — Ib. 12 τοῦτο] Hr. Os. mit *Stob.* τὸ αὐτὸ (ταὐτό). — p. 397 a. 1. τὰ βαρέα] Hr. Os. mit *Stob.* p. 692 τά τε β. — Ib. 16 u. 19 liest Hr. Os. mit *Stob.* τηλαυγέστατος (Bkk. εὐαυγέστατος). ἐμπνεῖται (Bkk. ἐμπνεῖτε), das letztere auch mit 2 Hdschrr. B.'s (O. R.) und Appulejus. — Ibid. 19 fügt Hr. Os. aus Stob. ἐκ vor τούτου hinzu. — p. 397 b. 3—4. ἐπαναστέλλουσι] Hr. Os. mit Heer. aus *Stob.* ἀνασήκουσιν (viell. ἐπανασήκουσιν), worauf zu deuten die Lesart ἐπανασώζουσι in Bekkers Cod. P. — Cp. 6. p. 400 b. 12 vor πάντα hat Stob. δυνάμει. — Ib. 24 ὄντως] *Stob.* p. 84 ὅτι. Hr. Os. οὕτως. — Ib. 31 ἀεικινήτως] Hr. Os. mit Heeren aus *Stob.* das allein Richtige ἀκινήτως (cfr. Justin. Martyr. Coh. ad Gent. p. 12 Maran.) und so auch Bkk.'s Cod. O. — Cap. 7, 401 a. 17 αἰθέριος] *Stob.* p. 86 ἀστέριος sehr beachtenswerth. (Vgl. *Heer.* ad Stob. l. l.) Ib. 20 ἕρκειος] Stob. p. 88 εὐόρκιος. — Ibid. πάτριος] *Stob.* πατρῷιος. — Ibid. p. 401 b. 9 οὐσίαν] fehlt bei *Stob.* und kann ganz wohl fehlen. — Ib. εἴρειν] Hr. Os. mit Stob. εἴρεσθαι bestätigt durch *Diogenian.* ap. Euseb. pr. ev. VI, 8. p. 263. — Ibid. 11—12 liest Hr. Os. mit *Stob.* μέν noch μοῖραν, und bald darauf lin. 17 ist von *Stob.* p. 190 ἤδη nach ἐξειργασμένον eingeschoben. — Ibid. 22 περαίνεται δὲ καὶ ὁ μῦθος οὐκ ἀτακτῶς] die beiden letztern Worte lässt *Stob.* aus, und für die ersten bietet er das Richtige: ὅπερ αἰνίττεται καὶ ὁ μῦθος. —

Sind diese Mittheilungen schon darum höchst dankenswerth, weil sie an einer wenn auch unächten Schrift des Arist. den Beweis liefern, wie wenig zuverlässig die neueste Textesrecension hinsichtlich des krit. Apparats erscheint, so wird es um so mehr Billigung oder doch Entschuldigung finden, wenn wir dieselben hier auch einem grösseren Kreise von Lesern zugänglich machten. Die übrigen Stellen aus Aristotel. Schriften, zu welchen Hr. Os. v. S. 276—284 einige flüchtige Bemerkk. liefert, sind folgende.

1) Hist. Anim. VIII, 2. p. 591 a. 6 (nicht 4) γόγγρων]

Prokl. ad Hesiod. Op. 522 (524) las πανγούρων. — II) Ib. VIII. 29 p. 607 a. 27 hiezu ist zu vergl. Schol. Ven. ad Il. X, 93. — III) Ib. IX, 11. p. 615, b. 4. liest Hr. Os. mit Schol. Ven. Il. ξ 291 und Schol. br. ὁ δὲ κύμινδις statt ἡ δ. κ. desgleichen μέλας statt μέλαν, αὐτόν (aus 3 Hdschrr. B.) für αὐτήν und οὗ statt ἧς. Ebendaselbst wird das v. Bkk. aufgenommene φασσοφόνος st. φασσόφωνος durch Schol. br. bestätigt. — IV) Ib. IX, 32. p. 618 b. 16. Hr. Os. vergleicht Schol. Il. φ. 252, wohl ohne gehörigen Grund. — V) Ib. IX, 34 p. 620, a. init. ἁλιάετος] die Vulgat. ἀετός geben auch Schol. Ven. et br. ad Il. ρ. 674. — VI) De generat. animal. III, 11. p. 763 b. in. die v. Bekk. aufgenommene richtige Lesart εὐριπώδεις (statt d. Vulg. εὐρωτιώδεις) fand schon *Schneid.* ad Xen. Hell. I, 16, 15 aus alten Uebers. aus; statt des darauf folgenden ὁμοίους (Vulg. ὁμόρους vermuthet Hr. Os. σαλώδεις und vergleicht Hist. An. IX, 37, wo πελάγιος mit εὐριπώδης verbunden sind. — VII) Mirab. Auscult. 108. p. 840 schlägt Hr. Os. statt ἅ εἰς vor οἷς und vergleicht Justin XX, 2, init.; statt Ἑλληνίας schrieb Ruhnk. ad Vellej. init. Ἑλλεσίας; Hr. Os. dagegen conjicirt (nach Hesych. T. I. p. 1107 wo ein Ζεὺς Εἰλήτιος ἐν Κύπρῳ vorkommt) Εἰλητία, und weiter Ἑλλητία. Endlich wird zu Problem. XVI, 4 aus Graev. Lectt. Hesiod. cp. XII, p. 573 die Conjectur συρομένοις statt des ξυρουμένοις und Probl. XIX, 15. p. 918 b. 25 Hermanns Conjectur (de usu antistroph. τῷ ἑνὶ nachgetragen. — Sind diese letztern Mittheilungen auch nicht von Bedeutung, so bleiben sie doch immer dankenswerth, wenn sie auch freilich eher in eine vielgelesene Zeitschrift als in ein Buch gehören mögen.

Hier könnten wir nun unsere Anzeige schliessen, deren Ausführlichkeit dem Hrn. Verf. der beste Beweis für das lebhafte Interesse sein muss, mit welchem wir seine Schrift gelesen haben. Allein unsere Leser erinnern sich, dass wir oben eines Gegenstandes gedachten, dessen ausführlichere Besprechung wir auf den Schluss unserer Recension versparen müssten. Und diesem Versprechen können wir um so weniger untreu werden, als es sich eben um nichts Geringeres handelt, als den bisher von Hrn. Os. so tüchtig gegen eine seiner unwürdige Schrift in Schutz genommene Aristoteles jetzt gegen eine Entdeckung Hrn. Os.'s selbst in Schutz zu nehmen, zufolge deren seiner Philosophie genau genommen eben das Höchste, das wodurch sie Philosophie ist, abgesprochen wird. Doch in demselben Augenblicke, wo wir ans Werk gehen wollen, wird uns glücklicherweise diese nicht sehr dankbare Mühe durch den Brief eines Freundes erspart, dem wir auf den Aristotelischen Inhalt der Osannschen Beiträge aufmerksam gemacht, und ihm namentlich gedachten *theologischen* Passus zum weitern Bedenken empfohlen hatten. Hier ist er, und zwar, wie sich von selbst versteht, mit Erlaubniss des Verfs.:

Dresden, den 26. Jan. 1836.

„Deine Mittheilungen, lieber S., über die Osannsche Schrift und diese selbst hab' ich mit hierher genommen, um Dir gleich den ersten freien Morgen die Hegelisch - Aristotelischen Bedenken, die dadurch bei Dir angeregt wurden, zu beantworten. Soll ich Dir aber die Wahrheit sagen? die Sache ist kitzlich. Es giebt Vieles was im Grunde nicht recensirt werden kann, ohne dass man ein Exempel der ὕβρις zu geben scheint, indem man aber in der That der Confusion mit der Gewalt nur ihr Recht anthut. So ist es mit jedem Widerspruche der sich selbst nicht kennt. Man giebt ein Beispiel des Lächerlichen, indem man ihn erlöst. Das abstrakteste der Art ist das alte berüchtigte Identitätsgesetz A ist — nun, was denn? — gleich A. Bedenke dass so ein Logiker doch die Absicht hat, *etwas* zu sagen, nun aber in der That *nichts* sagt, so wirst Du Dich gleich der Geschichte aus Stralsund erinnern, wo einem Schweden im Hafen ein Orlogschipp gezeigt wird, und er nun fragt: „Was ist denn aber ein Orlogschipp?" „Das will ich Dir expliciren," sagt der Andere; „ein Orlogschipp das ist — ein Orlogschipp:" — und der Schwede antwortet: „Ja so! das ist eine andere Sache." Osann und Weisse sind nun mit Aristoteles wirklich in dem Falle dieser beiden Schweden. Sie wissen offenbar alle beide nicht, was eigentlich der Aristotelische Gott ist, und belehren sich gegenseitig darüber; sie glauben verschiedener Meinung zu sein, und sind im letzten Grunde gleichgesinnt, indem sie eben die eigentliche Idee, Gott, in dem grossen Philosophen nicht finden. Das ist aber denn doch der Kern des Philosophen. Wer also die Idee nicht in ihm findet, wie *Osann*, oder sie nur in der unächten Schrift Περὶ Κόσμου sucht, wie *Weisse*, dem geht es in der That wie den Logikern mit ihrem A = A, und den Schweden mit dem Orlogschipp: sie verfehlen den Begriff ihres Begriffs, und der Begriff der sich selber verfehlt ist ein Exempel des Lächerlichen, wenn er als solcher aufgezeigt wird. Was verlangst Du also von mir, Werthester, mit einer Erklärung über den Osannischen Begriff? seine Verwirrung? Soll ich mir nachsagen lassen *ὕβρις τόδ' ἐστίν?* Und sodann hast Du es denn vergessen, dass ich in Giessen promovirt und ornirt bin? Wird also nicht fortan mein Federmesser „des Muttermörders Stahl, den keine Quelle rein wäscht von dem Fluch?" —

Aber was auch geschehn mag, Du bist immer der auctor intellectualis, ich unbekannter Mensch — dagegen ein Werkzeug in Deiner Hand*), dem sie schwerlich zu Leibe gehen werden,

*) Gegen diese Insinuation unseres humoristischen Freundes legen wir um so entschiednern Protest ein, als wir am besten wissen, dass er seine Sache nie durch einen andern vertreten zu lassen gewohnt ist.

denn was hätten sie davon einen Todten um's Leben zu bringen." — —

„Also lieber Freund, unser Os. von pag. 170 sqq. soweit er *philosophirt* wäre am richtigsten und kürzesten kritisirt, wenn der ganze Kram wieder umgepflügt würde, wie die Römer sagen. Es ist schlimmer als gar nichts."

„Hr. Osann macht die Entdeckung „*dass Aristoteles Gott nicht einmal ernstlich erwähne, sondern nur aus einer gewissen Accommodation an den Sprachgebrauch des gemeinen Lebens von ihm rede, vielweniger bis zum eigentlichen Begriff durchdringe*" — bei welcher Gelegenheit er aber freilich nicht des Aristoteles, sondern nur seine eigene völlige Begriff- und Gedankenlosigkeit entdeckt und aufdeckt. Seite 170 heisst es wörtlich: „„*Wie schon bemerkt, weist er (Aristoteles) allerdings dem Göttlichen seinen Sitz in der Region des Himmels an (!), ohne diess jedoch weiter auszuführen. Er sagt, was er in Gemässheit des Volksglaubens, den er nicht ganz umgehen konnte, sagen musste. Nachdem er des ersten Urstoffs Erwähnung gethan, sagt er de Coelo* I, 3. p. 270, b. 5 πάντες γὰρ ἄνθρωποι περὶ θεῶν ἔχουσιν ὑπόληψιν, καὶ πάντες τὸν ἀνωτάτω τῷ θεῷ τόπον ἀποδιδόασι κ. τ. λ."

„Nun bitte ich Dich, wie kann man so — citiren: „*Alle Menschen* weisen dem Gotte den obersten Ort an!" Wenn es der Volksglaube thut, und Aristoteles diess sagt, hat er es denn damit schon selbst gethan? oder vielmehr, hat er nicht ganz etwas anderes gethan? der Philosoph beruft sich nicht auf die ὑπόληψις (Meinung der gemeinen Vorstellung) *) als solche, sondern er hat vorher ihren eigentlichen Sinn und Begriff aufgezeigt, und dieser soll nun in der ὑπόληψις wieder gefunden werden. Wie kann uns aber Hr. Os. zumuthen, die schlechte Meinung: der Sitz Gottes sei im Himmel für Aristoteles Lehre zu nehmen? Umgekehrt! die Aristotelische Exegese des absoluten Körpers und des eigentlichen Begriffs des Himmels, so wie nun die Anwendung auf den Volksglauben und die Enthüllung seines innersten Sinnes — *das* steht geschrieben und war zu citiren. Wer Aristoteles so liest, wie Os. hier gethan, der sollte sich die Mühe sparen. Das ist nicht zuviel gesagt, denn bedenke nur, was das Buch de Coelo *bis* zu der angeführten Stelle eigentlich ausführt, und wie sich die Sache dadurch ganz umgekehrt stellt."

„Das erste Kapitel schliesst so: „„Jeder Körper der in Gestalt eines Theiles ist verhält sich folgerechter Weise ebenso

---

*) Vgl. *Biese's* treffliches Werk: die Philosophie des Aristoteles Th. I, p. 327 und p. 372 und τὰ νῦν ὑπολαμβανόμενα Arist. Polit. I, cp. 2. V, cp. 1.

[wie der ganze]; er hat sämmtliche Ausdehnungen; er begrenzt sich aber mit seinem benachbarten durch Berührung, und jeder Körper ist so gewissermaassen viele Körper. Das Ganze aber [Weltall], von dem diess die Theile sind, muss nothwendig [als Körper] vollkommen sein, und wie der Name sagt, die *ganze* [*alle*] *Ausdehnung*, und nicht hier sein ohne auch dort zu sein.““ „Sodann im dritten Kapitel heisst es: „„Wenn dieses [das Ganze] kein Gegentheil hat, weil auch der Kreislauf keine entgegengesetzte Bewegung hat, so scheint es mit Recht, dass seine Natur, welche unentstanden und unvergänglich ist, *aus allem Gegensatz herausgenommen werden muss*, denn Entstehn und Vergehn ist in dem Entgegengesetzten.““

„Also der erste der vollkommene, der Eine absolute Körper, der keinen Gegensatz hat, sondern in dem der Gegensatz sich zum Schein herabsetzt (cf. Kap. 3 gleich die nächste Zeile) — dieser so erkannte Körper im Kreislauf ist doch nun wohl mehr als jene populäre ὑπόληψις des Himmels, ist sein eigentlicher Begriff — *dieses sichtbare Absolute* ist nun „*ewig und unveränderlich*“, sagt Aristoteles, und darauf kommt folgender Gestalt der von Osann unverantwortlich gemissbrauchte Satz:

„„Weswegen nun der vornehmste Körper ewig ist und weder Vermehrung noch Verminderung erfährt, sondern nicht altert, unveränderlich und keinerlei Leiden unterworfen ist, das erhellt aus dem bisherigen, wenn man den Voraussetzungen beipflichtet. Auch scheint unsere *Ausführung* für die *Erscheinung*, und die Erscheinung für die Ausführung zu zeugen. Nämlich alle Menschen haben doch eine Vorstellung von den Göttern, und alle weisen dem Göttlichen den *obersten Ort* an (die Barbaren ebensowohl als die Hellenen, wenn sie nur überhaupt glauben, dass es Götter giebt) offenbar um das Unsterbliche mit dem Unsterblichen zusammenzubringen. Wenn also ein Göttliches ist, wie es denn ist, so ist auch das was über das vornehmste körperliche Wesen gesagt worden, gut gesagt.““

„Also was ist denn eigentlich gesagt? Ich dächte: Alles, lieber Freund, das sich die Welt als das sichtbare Absolute bethätigt, und dass die Religion der Menschen darin die Wahrheit hat, dass sie diesen ewigen Körper, den sie als Himmel anschaut, zur Wohnung des Göttlichen macht, indem sie das Ewige im Ewigen findet. Ob Aristoteles noch den einen Schritt weiter thut, zur Entwickelung auch der göttlichen Thätigkeit, oder ob diese ὑπόληψις nun mehr weiss als Er, nämlich von Gott weiss, während er nicht von ihm weiss? Meint Osann: *wer die eigentliche Bethätigung seiner selbst sei*, ob die innern Scheingegensätze und die ewige Bewegung des absoluten Körpers oder ob etwas anderes, das stände nicht im Aristoteles geschrieben? Oder meint Osann etwa, die eigentlichen ἀρχαί seien etwas anderes als Gott und sein Begriff bei diesem Denker? der Anfang des Werks

de Coelo heisst: „„Fast alle Naturwissenschaft beschäftigt sich mit Körpern und Grössen, mit ihren leidenden Zuständen und Bewegungen, und endlich mit den letzten Gründen sofern sie *diesem* Sein angehören. Einestheils nämlich *ist* alles Natürliche Körper und Grösse, anderntheils *hat* es Körper und Grösse, und diesem Habenden gehören die letzten Gründe an (*αἱ δ' ἀρχαί*; etwas undeutlicher ergiebt sich indessen derselbe Sinn, wenn Du durchaus mit Bekker und seinen Handschriften das *τὰ δ' ἀρχαὶ* behalten willst).""

„Ist es nun noch undeutlich, warum hier in den Büchern de Coelo die Bethätigung des eigentlich Habenden, in dem, was es hat, nicht weiter erörtert wird: so tiefsinnig ist die *ὑπόληψις πάντων ἀνθρώπων* — man verstehe sie nur, freilich nicht wie Osann, sondern nach Anleitung etwa des ersten Buchs de Coelo? Welche nur darum nicht weiter geführt wird, weil sie nicht hierher gehört. Wie aber Osann den Aristoteles citirt mit dem cf. so kann man wohl einen Lexicographen aber keinen Philosophen tractiren, bei dem Eins Alles ist, und Eins allein gar nichts. Solches Gerede ist leidiges Naturalisiren. Nun wäre wohl alles Naturalisiren in der Philosophie füglich zu ignoriren, zumal wenn es sich so stellt, wie hier, dass dem Redenden die ganze Aristotelische Metaphysik durch den Kopf gegangen ist, und er bei alledem nicht gemerkt hat, was die Pointe davon ist — denn sonst, wie konnte die Osannsche Entdeckung zu Stande kommen, dass Aristoteles und seine Philosophie, oder dass die Aristotelische Philosophie von Gott verlassen sei? — Hier aber ist der ganz besondere Fall, dass Hegel und Aristoteles in den Hintergrund gestellt, und diess Osannsche Naturalisiren für Hegelsche Philosophie und für Aristotelische Speculation verkauft wird. Darum hast Du allerdings nicht Unrecht, wenn Du meinst, bei den sonstigen anzuerkennenden Verdiensten des Historischen in diesem Buche, müsse hier das Unhistorische nachgewiesen werden, nämlich die völlige unbewusste Depravation der beiden Gewährsmänner. Lass uns also mit zwei Worten auf den Hauptpunkt den Osann einmal angeregt hat, auch ausser dem bisher nachgewiesenen Missbrauch der Bücher de Coelo, noch einmal zurückkommen."

„Die Pointe von allem ist diese: Osann hat es nicht gemerkt, dass alle andern Begriffe ausser dem göttlichen keine honetten Begriffe sind, wenn sie überhaupt sind, d. h. um doch nicht selbst zu naturalisiren, dass es nur Einen einzigen Begriff und Eine einzige Idee giebt, und dass die sogenannten malhonetten Begriffe nur überhaupt in sofern Begriffe sind, als das Göttliche darin ist. Wie Aristoteles diess selbst ausführt, indem er die Wahrheit des bloss möglichen Begriffs (*δύναμις*) und des wirklichen Begriffs (*ἐνέργεια* des wirkenden, in seinem Aendern sich erhebenden) — indem er die Wahrheit dieser beiden Begriffe nachweis't als die

ἐντελέχεια, den *nur* sich selbst zum Ziel und Gegenstand habenden, den *nur sich* bethätigenden und darum *freien und absoluten Begriff*, wie er diess mit wahrem Gottesbewusstsein nachweis't, d. h. *mit dem Bewusstsein seiner Einheit mit Gott im Denken*, — dass also Aristoteles diesen Begriff des Begriffs habe und entwickle; — sollen wir sagen, diess habe Hegel gerade in *der* Stelle seiner Geschichte der Philosophie, in welcher Osann den Gegenstand, die Aristotelische Lehre von Gott, auch nicht einmal dem Namen nach erwähnt findet, mit grosser Begeisterung wieder zum Bewusstsein zu bringen gestrebt, bei Osann aber diesen Zweck so gänzlich verfehlt, dass der Mann ihn für das *Gegentheil* citirt? Oder sollen wir vielmehr sagen, alles das sei auch für viele Andere auf ewige Zeiten „nach wie vor so gut als nicht bekannt gemacht? Wenn das nun der Fall ist, und es ist der Fall, wäre es da nicht widerwärtig, lieber Freund, wenn wir nun hintreten wollten und lehren in Jahns Jahrbb. für Phil. u. Pädagogik, was Gott sei, was das Absolute sei, was der Begriff sei? Sie haben Aristoteles und Hegel, — kurz Mosen und die Propheten und folgen ihnen nicht. Aber freilich hätte Hr. Osann sich die Sache gehörig überlegen sollen, namentlich das Eine hätte er sich überlegen sollen, ehe er seine Entdeckung publicirte, was Aristoteles denn für Begriffe übrig bleiben, wenn er den Begriff der Gottheit, d. h. den einen wahrhaft wirklichen Begriff, den sich selbst und weiter nichts begreifenden Begriff nicht hat? Es steht sehr schlimm um solches Gerede eines hier- und dahin hörenden, und nichts *Gesundes* und *Absolutes* aus dem *Vielen* heraushörenden. Sonst hätte es 1835 nicht noch gesagt werden müssen: in Aristoteles fehle der Begriff der Gottheit. Denn wenn er auch Jahrtausende hindurch nicht gemerkt worden wäre, was man nicht behaupten kann, so hat ihn doch Hegel wieder und immer wieder verkündigt, und in einem wahren Hymnus auf den gewaltigen Vater der Wissenschaft und des Begriffs gar nichts anders über ihn gesagt, als dass eben die ganze Philosophie des Mannes in allen Theilen der Eine speculative Begriff sei. Die Zusammennahme alles Vorgefundenen in dem geistigen Bande des Einen Begriffs, das ist die Speculation dieses unübertrefflichen ja unerreichbaren Geistes. Diess Absolute, wofür er so zu sagen die Augen und Ohren der Menschen aufschliesst, dieser praesente Gott in der Entelechie (welche eben allgegenwärtig ist, und nur in einigen Gestalten δυνάμει d. h. schlafend ist (z. B. in jenem philosophischen Passus über diess Nichtvorhandensein Gottes in der Aristotel. Philosophie), welche Entelechie also gewiss nicht nur allgegenwärtig, sondern ausser der nichts ist u. s. w. u. s. w.). Diess Absolute also fehlt so wenig in der Aristotel. Philosophie, *dass sie gar keinen andern Inhalt hat als Gott und nur Gott*, dessen sie auch nirgends, sogar in der Naturwissenschaft nicht uneingedenk ist: — erinnere dich nur,

was wir z. B. sogleich aus den Büchern de Coelo darüber anführen mussten."

Und im Gegensatze mit alledem sagt nun Osann S. 171:

„„Ueberhaupt *wage ich* zu behaupten, dass die *Begriffe* Gott, die Gottheit oder das Göttliche in der ganzen Philosophie des Aristoteles *ihre Erwähnung nur einer gewissen Accommodation an den Sprachgebrauch des gemeinen Lebens* (!) *verdankten*, nach welchem der letzte Grund der Dinge als von welchem Leben und Kraft ausgeht und dahin zurückkehrt eben *Gott genannt* wird.""

Als wenn es eine Accommodation wäre, wenn Aristoteles den Volksglauben darüber belehrt, was das eigentlich sei, was der Glaube Gott nenne; und fehlt denn der Begriff Gott, wo gesagt wird, was der Inhalt des Namens eigentlich sei? — Weiter sagt Osann in der allerschlimmsten Gedankenverwirrung:

„„Nur zu oft sehen wir, wie unserem Philosophen, sobald er sich tiefer in die Wissenschaft versenkt, *dieser Ausdruck* [der Name Gott] gänzlich unter der Hand so zu sagen verschwindet, und *andern* Raum geben muss, die ihm die eigentlich wissenschaftlichen Bezeichnungen *der Gegenstände* sind.""

Aber wiederum: fehlt denn *der Begriff* Gott, wenn der Name, *der Ausdruck* ein anderer wird? und wenn auch andere „*Ausdrücke*" im Plural vorhanden sind, woher mit einemmale die „*Gegenstände*" da ja nur von dem Einen Gotte die Rede sein sollte. Osann denkt, dem Aristoteles wären δύναμις, ἐνέργεια, ἐντελέχεια drei neben einanderliegende Gegenstände, sonst hätte er nothwendig sagen müssen „*des Gegenstandes.*" Aber dann wäre ja *der Begriff* Gottes da gewesen, was er eben „zu läugnen wagt." Oder sind die andern Ausdrücke desselben Gegenstandes ganz etwas anderes als dieser Gegenstand? Fasse das ein Anderer der die Sprache der Confusion besser versteht als ich. — Darauf fährt er fort:

„Wir sehen denn, wie, sobald von der Thätigkeit der Naturkörper die Rede ist, und der dieselbe bekräftigende in Bewegung setzende Grund gesucht wird, die Kosmologie ganz aus ihrem Kreise heraustritt, und indem sie die Seele als Thätigkeitsprincip, als Entelechie, *entlehnt* gewissermassen zur *kosmischen Psychologie* wird.""

Entlehnt? Woher denn? Wie kann man so reden, nachdem man Hegels Geschichte der Philosophie citirt hat. Ist denn die Entelechie das *Eine* und der Kosmos das *Andere*, so dass sie nichts mit einander zu schaffen hätten? Disjecta membra sapientis! Das ist es ja eben, dass die Kosmologie zum Begriff werden muss! denn wo sitzt diese geborgte Seele, die anderswoher entlehnt ist, und was soll der Philisterausdruck „kosmische Psychologie" bedeuten? die ψυχή die Seele der Dinge ist die etwa noch etwas neben ihrem Begriffe nebenherlaufendes und die Weltseele

etwas anderes als Gott? etwa so dass sich Gott die Weltseele als einen Unterpräfekten setzt, an den er seine Allerhöchsten Kabinetsordren ergehen lässt? Doch es ist wahr: nach Osann hat Aristoteles gar keinen Begriff von Gott, und Osann hat uns schon belehrt, dass nach dem accommodirten Aristoteles Gott nicht *in* der Welt sitzt, sondern da droben im blauen Himmel seine eigene Wohnung für sich hat, aber auch von *dem* Gott redet, nach ihm, Aristoteles nur der Plebs zu Gefallen!

Nun kömmt Osanns merkwürdiges Verhältniss zu Weisse. Letzterer nämlich sucht ebenfalls im Aristoteles nach einer besondern Theologie, und glaubt dieselbe durch Rettung des Schriftchens *Περὶ Κόσμου* nachweisen zu können. Wäre Weisse'n die ganze Aristotel. Philosophie in Wahrheit eine Theologie, wie sie es denn doch wohl ist, was brauchte es eines solchen Suchens und nun vollends eines so traurigen Fundes? Darin sind also beide Gegner eins, dass ihnen die Aristotelische Verkündigung so gut wie die Hegelsche keine ist, und nun thut Osann den unglücklichen Schritt über Weisse hinaus, dass er nicht einmal mehr *sucht*, sondern behauptet: *es sei nichts zu finden.* Er sagt: auch Weisse hätte ihn nicht überzeugt, *dass es im Aristoteles eine Theologie gäbe*, und er sagt diess in folgender auch unphilologischen Gestalt: „„Wenn wir den Grund *davon* [nicht durch Weisse überzeugt zu sein] in dem Bemühen Weisse's finden, dem Aristoteles eine wissenschaftlich ausgebildete Theorie unterzulegen, so gehen wir dabei von der Ansicht aus, dass eine solche bei Aristoteles *gar nicht vorhanden sein konnte*, weil eine solche, die zugleich den Aristoteles wirklich befriedigt hätte, aus seiner Wissenschaftslehre *nicht hervorgehen konnte.*““

„Gar nicht *vorhanden sein* konnte, weil sie nicht *hervorgehn* konnte!““ Soll man so etwas lesen? Und dann die wunderliche Ansicht, als wenn Gott aus der Philosophie, wie der Schuss aus der Pistole als Resultat heraussprängel! Wie kann man sich für Aristoteles interessiren, wenn man nicht weiss; dass die ganze Philosophie nichts ist als die Exposition Gottes, und dass ein Gott der bloss „das letzte Resultat“ wäre, ein so trauriges Object abgäbe, dass man ihn nicht einmal ein Subject schelten könnte.

Soll ich diese Anführungen und Noten noch fortsetzen? etwa bis zu der Behauptung S. 175 „„die *νόησις τῆς νοήσεως* sei *zwar der Gipfel aller Speculation*, gestatte jedoch weder in wissenschaftlicher noch in praktischer Hinsicht (?) die gesuchte volle Befriedigung, *weil bei dieser Höhe der Spekulation* die Persönlichkeit der Gottheit als eine nur gedachte, nur durch den Gegensatz hervorgerufene, für sich selbst aller Realität ermangelnde in sich zusammenfällt.““ —

Obgleich der *νοῦς* das Beste und in Ausführung seiner selbst Entelechie ist? Freilich fällt bei Osann alle *νόησις τῆς*

νοήσεως in sich zusammen, denn es ist nur zu gewiss, dass er den Aristotelischen Gedanken nicht denkt, sondern nur seine dualistischen, auseinanderliegenden, sich selbst nicht kennenden Vorstellungen durch einanderwürfelt — und nun damit Aristotelische und Hegelsche Gedanken zu Tage gefördert zu haben meint. Da O. aber wirklich etwas anders ist als Philosoph, so wird er sich gewiss schnell entschliessen, diess ganze unglückliche Kapitel von den Entdeckungen über die Aristotelische Gottlosigkeit auszustreichen, und uns mit Philosophie nicht eher wieder unter die Scheere zu kommen, als bis er eben eine Erfahrung der wahren *νόησις τῆς νοήσεως* wirklich gemacht und dann auch das erfahren hat, *dass alle wahre Realität nur darin vorhanden ist*, denn eben desswegen, weil diese Realität ihm abgeht, fällt seine ganze Entdeckung über den Aristotelischen Accommodations-Gott in sich zusammen.

Lebe wohl und sage mir nicht nach, dass *ich* gottlos geredet; denn es ist wirklich so; *er* hat es geschrieben!

Wie bisher der Deinige

Dr. *Arnold Ruge.*

Hätten wir diesem Briefe unseres Freundes noch eswas hinzuzufügen, so wäre es die Bemerkung, dass Hr. Prof. Osann jetzt nach dem Erscheinen von *Fr. Biese's* gründlichem Werke (die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhange mit besonderer Berücksichtigung des philosoph. Sprachgebrauchs aus dessen Schriften entwickelt. Erster Band. Logik und Metaphysik. Berlin bei Reimer 1835) wohl noch eine Anregung mehr finden wird diesen Theil seiner Aristotelischen Beiträge, deren sonstige Verdienstlichkeit wir übrigens gern und wiederholt anerkennen, einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Endlich bemerken wir noch, dass Biese in den Zusätzen des genannten Werks zu der Anmerkung S. 528 in Bezug auf das von Herrn Os. p. 153 sqq. über den Unterschied der exoterischen und esoterischen Schriften Gesagte sich genauer ausgesprochen hat.

Ad. Stahr.

Lehrbuch der Poetik. **Für Gymnasien bearbeitet und mit einer systematisch geordneten Mustersammlung versehen von *Joh. Nep. Uschold*, Prof. am kgl. bayer. Gymnas. zu Straubing. — München 1835. *Erster Theil.* Lehrbuch der Poetik. VIII. 112 S. gr. 8. (12½ sgr) *Zweiter Theil.* Systematisch geordnete Mustersammlung aus dem gesammten Gebiete der deutschen Dichtkunst. XIV. 368 S. gr. 8 (1 Thlr.)**

Wie man bekanntlich schon den ganzen deutschen Sprachunterricht auf Gymnasien von verschiedenen Seiten her als überflüssig, als offenbaren Zeitverderb verworfen hat; so fehlt es

auch nicht an solchen Stimmführern, welche, obgleich sie jenen Unterrichtsgegenstand überhaupt nicht zurückgewiesen, doch wenigstens gewisse Zweige desselben und so namentlich die Poetik als eine auf Schulen ganz entbehrliche Disciplin verbannt wissen wollen. Beide haben Recht, aber auch Unrecht. Recht haben sie, sofern dieser Unterricht, wie es wohl selbst jetzt noch häufiger ist, als man glauben sollte, in dem Vortrag einer abstrakten, trocknen, den Geist der Jugend abspannenden und ertödtenden Theorie besteht, deren Hunderte von Paragraphen nichts sicherer hinterlassen als die schmerzliche Erinnerung einer unbeschreiblichen Langweile. Aber durchaus Unrecht haben sie, sobald der Unterricht auf eine wahrhaft praktische Weise ertheilt wird, d. h. so, dass Geist und Gemüth der Jugend wirklich geweckt und gestärkt, bereichert und erhoben wird, nach einer Methode, welche, wenn man sie als die der alten auf Regel- und Formelwesen basirten gerade gegenüberstehende bezeichnet, nicht weiter beschrieben zu werden braucht; nach einer Methode, für welche sich immer mehr Stimmen erheben, und welche auch wohl mit der Zeit allgemeinere thätige Anerkennung finden wird.

Um von der Poetik auszugehen, so leidet es keinen Zweifel, dass diejenigen, welche deren Vortrag auf Gymnasien vertheidigen und durch Lehrbücher zu fördern suchen, von einem durchaus richtigen Princip ausgehen, von *dem* nämlich: dass die Schule *alle* Seelenkräfte der Jugend entwickeln müsse; dass der jugendliche Geist durch *Anregung des poetischen Sinnes*, durch Erweckung der Phantasie, durch Läuterung des Gefühles vor jener einseitigen Verstandesbildung bewahrt werden müsse, deren Besitz allein doch noch keine Ansprüche auf wahrhafte Bildung begründen könne. Diess Princip verdient um so mehr Anerkennung, als in neuerer Zeit in den Schulen das Nützlichkeitsprincip, der sogenannte Realismus, sich auf Kosten des Humanismus immer breiter macht und, wenn diess auch seine Vertreter und Organe nicht beabsichtigen, noch an und für sich sehr leicht einem banausischen, philiströsen Betreiben der Schulwissenschaften wenigstens Thür und Thor öffnen dürfte, welches in der That den künftigen Generationen sehr theuer zu stehen kommen werde; wie denn auch einsichtsvolle Männer geurtheilt haben, dass in Frankreich — und aus diesem Lande hat sich ja dieses realistische Princip bei uns eingeschlichen — wenn es bei dieser Tendenz beharre, nach einigen Jahrzehnten alle Wissenschaftlichkeit vollständig ausgestorben sein werde.

Wo die Alterthumsstudien das Uebergewicht behaupten, ist dergleichen von vorn herein nicht zu befürchten. Der Geist, welcher zur Ueberwindung der mit der Lesung der alten Schriftsteller verbundnen Schwierigkeiten angehalten worden ist und in deren Verständniss den schönsten Lohn seiner Bemühung gefun-

den hat, der wird gekräftiget sein zu jeder dauernden, angestrengten Fleiss erheischenden Thätigkeit, sei es in der Wissenschaft, sei es im Amte oder in einem andern Wirkungskreis der menschlichen Gesellschaft; der für das Leben und Wirken einer grossen und schönen Vergangenheit erschlossene Sinn wird sich nicht niederziehen lassen in dem kleinlichen Thun und Treiben des Alltagslebens; ein Geist, der sich heraufgebildet hat an den hohen Mustern des klassischen Alterthums, ein Gemüth, das sich hat entflammen lassen von dem heiligen Feuer des Grossen und Schönen jener für uns idealen Welt, — ein solcher Geist wird aufwärts den Blick zu richten wissen, aber nicht niederwärts heften, und heften lassen auf dem Boden, der ihm nur Befriedigungsmittel animalischer Bedürfnisse entspriessen lässt; ein solches Gemüth wird die einmal angefachte Gluth durch *alles* Erhabene und Schöne aller Völker und Zeiten zu nähren wissen, zu immer höheren, so wärmenden als leuchtenden Flammen auflodern, nicht aber erlöschen und ersticken lassen durch die nassen Nebel und Wolken, die sich um ihn legen auf seiner Lebensbahn.

Doch, wer wollte dem wohlthätigen Einfluss der Alterthumsstudien auf Geist und Gemüth noch mehr das Wort reden wollen, nachdem es von so vielen geist- und gemüthreichen Männern auf unwiderlegbare Weise geschehen ist! Es sollte hier nur daran erinnert werden, dass diese Studien, sofern sie im Geist und in der Wahrheit betrieben werden, schon für sich eine undurchdringliche Aegide darbieten gegen die Angriffe jenes modernen Nützlichkeitsprincips. Aber es bedarf gleichwohl auf den erwähnten Anstalten, ganz abgesehen von dem sogenannten praktischen Nutzen, allerdings noch des Unterrichtes in der deutschen Sprache und Litteratur, um die grosse Kluft zwischen der antiken und der modernen Denk- und Darstellungsweise auszufüllen; um jene alte Welt nicht zu schroff der unsrigen gegenüberstehen zu lassen; um vor der erstern nicht nur die Einseitigkeit aufdecken, sondern auch den unberechenbaren Einfluss auf das ganze künstlerische und wissenschaftliche Leben des Vaterlandes und überhaupt der neuen Welt nachweisen; kurz, um das geistige Leben und Wirken der einen aus dem der andern begreiflich machen zu können. —

Es sind, seitdem der Realismus sich geltend gemacht hat, Anstalten ins Leben gerufen worden, in welchen zum Behuf desselben für die Studien der alten Sprachen und ihrer Litteratur die Stadien verkürzt sind; in welchen die ihnen früherhin gewidmete Anzahl von Lehrstunden geschmälert ist. Auch in solchen Anstalten können selbst diese spärlicher zugemessenen Unterrichtsstunden, vorausgesetzt dass sie nicht zum blossen Deckmantel anderer Gebrechen oder zu einem Aushängeschild für solche, die es mit niemand — ausser mit sich — verderben wol-

len, angewendet; dass jene Studien nicht bloss tolerirt, sondern mit Geist und Energie als wirklich bildendes Bildungsmittel benutzt werden, das Aufkommen jenes Princips verhindern, aber nur unter der einzigen Bedingung, dass von den die philologischen ersetzen sollenden Lehrstunden die dem *deutschen* Unterrichte zugewiesenen Lektionen auf die rechte Art angewendet werden, d. h. so, dass sie, statt fortwährend und ausschliesslich mit grammatischem Regelwesen und mit theoretischen Fachwerkeleien den Geist zu foltern, und Phantasie wie Gemüth unberührt zu lassen, so früh wie möglich und in immer zunehmendem Masse Verstand, Einbildungskraft und Gefühl zu entfalten streben durch Vorführung und Einprägung des Grossen und Schönen, des Wahren und Guten, welches in unsrer vaterländischen Litteratur für jedes Lebensalter, für jede Bildungsstufe in so reichlichem Masse niedergelegt ist.

In solchen Schulen endlich, in welchen die alten Sprachen gar nicht gelehrt werden, ist freilich dem grammatischen Studium der Muttersprache ein grösserer Spielraum zu gestatten, ja die grösste Gründlichkeit desselben unerlässlich; allein nichts desto weniger muss auch hier der jugendliche Sinn auf das denkende und fühlende Erfassen schriftstellerischer und dichterischer Werke hingeleitet und darin herangebildet werden. —

Es wäre ungerecht, die Bemühungen so vieler Pädagogen, die Leistungen so vieler Gelehrten, die Verordnungen der respectiven Behörden, welche alle dahin streben, die so eben als nothwendig bezeichnete Bedingung zu erfüllen, — nicht anerkennen zu wollen. — Aber so viel lässt sich denn doch, ohne unbillig erscheinen zu dürfen, behaupten, dass, nach den gangbaren Lehrbüchern und den kursirenden Schulprogrammen im Allgemeinen zu schliessen, bei weitem noch nicht das geschieht, was vor allem Noth thut. Dass man in der Methode des deutschen Unterrichtes in Hinsicht der Abgränzung und Vertheilung der Pensa sowohl für das grammatische Studium als auch für die Lektüre, sowie deshalb auch in Hinsicht der Wahl der Lehr- und Lesebücher noch so gar wenig Uebereinstimmung findet, — ein Umstand, der von Gegnern des ganzen Unterrichts zu unbilligen Angriffen nicht unbenutzt geblieben ist, — erklärt sich von selbst, wenn man bedenkt, wie denn doch die deutsche Sprache und Litteratur als Schuldisciplin, in Vergleichung zu den Studien der alten Sprachen, der Geschichte u. a. Wissenschaften, noch zu jung ist, als dass die verschiedenen auf Erfahrungen gestützten Principien sich hinlänglich bestreiten und aus diesem Kampfe zum Frieden kommen, d. h. eines derselben die andern hätte besiegen oder die überhaupt anerkennungswerthen sich durch gegenseitige Annäherung hätten vereinigen können. Wird aber ebendaher die Behauptung, dass diess oder jenes Moment vor allen andern Noth thue, nicht voreilig erscheinen? Diese Besorg-

niss darf kein Grund sein, dieselbe zurückzuhalten. Soll jene Uebereinstimmung zu Stande kommen, so hat jeder Schulmann, der für die gute Sache Interesse nimmt, den Beruf, seine individuellen Ansichten und Erfahrungen mitzutheilen, und es wäre zu wünschen, dass diess häufiger als der Fall ist, und zwar lieber in gangbaren Litteratur-Zeitungen als in Vorreden oder sonst wo geschehe. — Es thut, also vor allem Noth, die von der ersten bis zu der letzten Bildungsstufe in immer erweitertem Masse fortschreitende Entwicklung sämmtlicher Seelenkräfte der Jugend, so dass, obgleich auf der untern Stufe hauptsächlich die Pflege der sinnlichen Anschauung und des Gedächtniss vorwalten, auf der mittleren hauptsächlich die Abstraktionskraft in Anspruch genommen werden muss, und erst auf der obern Stufe das harmonische Zusammenwirken aller Seelenthätigkeiten, das Combinationsvermögen und die produktive Phantasie vollständig erzielt werden kann, doch auch schon auf den zwei ersten Stufen die Erreichung dieses Zieles vorbereitet werde durch Erweckung der Phantasie, durch Bildung des Gefühls, des Sinnes für das Hohe und Schöne, Wahre und Gute. Der grammatische Unterricht muss in Tertia beschlossen werden und dadurch soviel erreicht sein, dass der Schüler eine klare Einsicht in den Wort-, Satz- und Periodenbau seiner Muttersprache hat und diess bewähren kann durch *Correktheit* in seiner schriftlichen und mündlichen Darstellung *). In den beiden obern Classen braucht dann die deutsche Grammatik, wenigstens die des heutigen Sprachstandes, nicht mehr fortgesetzt zu werden. Hier muss, was auf den zwei vorhergehenden Stufen nur als beigeordnetes Moment erschien, als übergeordnetes sich geltend machen. Schon in den untern Classen muss der poetische Sinn geweckt und genährt werden durch die öffentliche Lectüre und durch die sorgfältigste Auswahl der zu deklamirenden Gedichte, wobei der Lehrer sich wohl hüten möge, durch Abfragen und Einüben grammatischer Regeln oder auch nur durch solche Erörterungen, die mehr bezwecken sollen als ein für diese Stufe erforderliches Verständniss des Gegenstandes, den Eindruck desselben zu verwischen und das

*) Diess kann nur dadurch erreicht werden: 1) dass man nicht nur auf dem Papier, etwa in Programmen u. dergl. geduldigen Unterlagen entwirft, sondern wirklich auch ausführt einen durch alle Classen, von VI bis III, in einem inneren Zusammenhang stehenden, naturgemäss fortschreitenden Lehrplan dieses Unterrichtsgegenstandes, nicht aber von dem Gutdünken jedes einzelnen Lehrers oder von sonstigen Zufälligkeiten die Wahl des Pensums und der Methode abhängig macht; 2) dass man die der gewählten Methode und den festgesetzten Pensen angemessenen Lehrbücher zum Grunde legt; 3) dass man den deutschen Unterricht den geübtesten und vorbereitetsten Lehrern überträgt.

Ganze dem jugendlich unbefangenen Sinn zu verleiden und zu verekeln. Auf der mittleren Stufe muss in erweitertem Kreise mit der Lektüre, Interpretation und Deklamation fortgefahren, aber auch schon der Anfang damit gemacht werden, dass man die Reflexion über das Gelesene oder Vorgetragene anregt und bis zum Bewusstsein der Gattungs- und Artunterschiede der Sprachdarstellung, wenigstens in den allgemeinsten Umrissen fortfährt. Damit ist vorbereitet, was in den beiden obern Classen ein Hauptzweck des deutschen Unterrichts sein muss: Geistesbildung, Charakterentwickelung und Erhaltung der schönen Menschlichkeit, vermittelst Einführung in die Schöpfungen unserer klassischen Litteratur und zwar in Secunda vorzugsweise der Poesie, in Prima hauptsächlich der (philosophischen) Prosa.

Es ist offenbar, dass bei der sprachlichen wie bei jeder Darstellung die äussere Form unzertrennlich an den Stoff gebunden ist; dass nur derjenige ein schönes Gebilde äusserlich darstellen kann, der sich innerlich den Stoff reich und schön gestaltet hat. Desshalb ist es so höchst zweckwidrig, in den obern Classen, in welchen als solchen Korrektheit der Muttersprache vorausgesetzt werden muss, die dem deutschen Unterricht zugewiesenen Lehrstunden mit dem Vortrag der hauptsächlich die Form berücksichtigenden Theorien, als: Grammatik, Stilistik, Rhetorik, Poetik u. dergl. auszufüllen und dabei, wo nicht gänzlich zu übersehen, doch nur so nebenbei und gleichsam nur halblaut — wie die Beispiele in den Lehrbüchern in kleinerer Schrift gedruckt sind als die Regeln — dasjenige vorzulegen, was gerade als das Wesentlichste, als dasjenige, wovon die Regel erst abgezogen werden soll, nämlich die Werke unsrer klassischen Schriftsteller selbst.

Es soll und muss der jugendliche Geist genährt werden durch Gedankenreichthum. Aber wie kann ihm dieser anders bleibend zugeführt werden als in dem Gewande einer anziehenden, schönen Darstellung, wie eben die klassische als solche ihn darbietet?

Es soll und muss die jugendliche Phantasie genährt werden. Aber wie? Sollte diess durch Vorträge über Phantasie sich verwirklichen lassen oder durch Erschliessung der Schätze unserer poetischen Litteratur selbst? Darüber ist kein Zweifel. „Alles Schöne, sagt Jean Paul, kann nur durch etwas Schönes sowohl bezeichnet werden als *erweckt*.“

Es soll und muss der Geist und die Phantasie nicht nur Stoff in sich aufnehmen, an ihm und seiner Gestaltung sich erheben und erheitern: sondern beide sollen ihn auch verarbeiten lernen; es soll Produktivität derselben erzielt werden. Aber was will und wie will die Jugend produziren, wenn sie nicht durch lebendige Anschauung hoher Muster erweckt und entschüchtert, ermuthigt und begeistert worden ist? — Das Genie schafft

sich seine eignen Formen, bricht sich seine eigne Bahn, die dann vielen Tausenden Vorbild und Richtweg werden. Freilich wohl! Aber für Genies sind auch wahrlich die Schulen nicht eingerichtet.

Kurz, Alles führt uns darauf zurück, dass die Entzündung und Nährung des jugendlichen Geistes durch grosse und schöne Musterbilder, nicht aber die Mittheilung abstrakter Theorien und Systeme die Hauptsache sei. —

Es wird der Bildung des Gymnasiasten — und diese als solche ist ja überhaupt keine abgeschlossene, am wenigsten diejenige, welche insbesondere der deutsche Unterricht erzielen soll, — nichts entzogen durch quantitative Unvollständigkeit einer ihm vorgetragenen Wissenschaft. Wenn nur für das, worauf es bei jeder Wissenschaft ankommt, das geistige Auge geöffnet, der Sinn erschlossen ist, so wird der Schüler dadurch mehr gefördert, als wenn er, um der lieben Vollständigkeit des Systems willen, zwar von Allem Etwas, aber von der Hauptsache, vom Ganzen als solchem, wenig oder gar nichts erfährt. Möchte doch diese Ueberzeugung für alle Wissenschaften des Schulunterrichtes die Lehrart modificiren, und wenigstens von den Schulen die unglückselige Encyklopädiensucht ferngehalten werden, welche, wie die Begünstigung der Dampfwagen und Eisenbahnen aus demselben Bestreben unseres Zeitalters hervorgeht, in möglichst kurzer Zeit möglichst weit vorwärts zu kommen, — ein Bestreben, das, sobald es in der Wissenschaft, in dem Unterricht Eingang findet, diesem wie jener sofort den Untergang bringen muss, gleichwie durch jene windigen Locomotive das eigentliche, das belehrende, das genussreiche Reisen selbst sogut wie aufgehoben ist; — ein Bestreben, das, sobald es in das Leben überhaupt eindringt, dieses selbst trotz des bunten und raschen Wechsels der Erlebnisse eben durch seine Hast, unendlich öde und langweilig macht, alle Reize, alle Poesie daraus verwischt.

Nur jener für den *Geist* der Wissenschaft eröffnete und geschärfte Blick kann dem jungen Manne die bestimmte Aussicht gewähren, dereinst selbstthätig und frei in ihr zu wirken und fortzuschreiten. Dagegen jenes leidige Hinausschrauben der Köpfe über die Gränzen der eigentlichen Gymnasialbildung bis zu den Gränzen der Wissenschaft selbst und das dadurch nöthig gemachte Hetzen und Treiben und Jagen über die Oberfläche derselben — es mag wohl den Geist des Schülers mit einer stattlichen Masse diskreten Wissens erfüllen, aber unter der Last dieser Kenntnisse, die er unmöglich schon zu seinem wirklichen Eigenthum verarbeitet haben kann, wird er auf halbem Wege erliegen und der Kraft und des Muthes entbehren, rüstig und froh dem hohen Ziele entgegen zu schreiten.

Und wenn nun schon die Wissenschaft an und für sich stets nur zu begeistern, nie zu befriedigen und zu beseligen, d. h. zum

berechtigten Genuss der Früchte vom Baum der Erkenntniss zu führen vermag; sondern den ihr ergebenen Geist ohne Rast und Ruh, bei jeder neuen Errungenschaft zu einer neuen Eroberung in dem unermesslichen Gebiete des Wissens anspornt und ihn immer weiter und weiter bis ins Unendliche treibt; wenn sie selbst den redlich Strebenden nie das Ziel erreichen lässt, stets nur im Ringen und Streben beglückt: was soll vollends jenes Scheinwissen dem im Finstern Tappenden gewähren, wohin jenes auf der Oberfläche gaukelnde Irrlicht, nach dem der überjagte Schüler zu haschen lernt, ihn führen?

Darum lasset ab, den Schüler so weit zu führen, oder vielmehr zu treiben und stossen, und ihn mit Massen von Kenntnissen zu bepacken, die seine Schritte immer mehr und mehr hemmen. Stärket und kräftiget ihn mit einfacher, gesunder Nahrung, richtet seinen Blick auf das wahre Ziel, auf dass er dereinst ohne Führer und ohne Stütze weiter schreiten kann; entzündet ein Feuer in ihm, dessen Licht in ihm leuchtet auf seinem Wege, dessen Gluth erwärmt und ermuthigt auf seiner Bahn. Und solltet ihr diess durch die Wissenschaft allein nicht vermögen, durch die ernste, strenge Tochter des Himmels, nun, so stehet ja neben ihr die himmlische Schwester, die lächelnde, reizende Jungfrau — die Kunst, die Poesie. Wenn jene nur weiter und immer weiter antreibt und anspornt zu immer neuen Anstrengungen, wird diese befriedigen, beruhigen, erheitern; wenn jene kein Mass, kein Ziel darbietet und stets das Bewusstsein wach erhält, dass unser Wissen nur Stückwerk sei, wird diese beglücken durch Schauen und Fühlen des Begränzten und Ganzen, des Abgeschlossenen und Vollendeten, wie es sich in jedem Kunstwerk als solchem, auch dem kleinsten, ausspricht. Drum mögen Kunst und Wissenschaft, wie sie schwesterlich verwandt sind als Töchter des Himmels, so beide auch im Unterrichte Hand in Hand gehen, — ein Mittel, durch welches die alten Griechen so Wunderbares geleistet haben. Und es dürfte diess Mittel um so mehr der Anempfehlung verdienen, da in neuerer Zeit die Unterrichtsgegenstände so übermässig gehäuft und somit die Thätigkeit des jugendlichen Geistes so sehr zertheilt und zersplittert, und zu beständigem Jagen und Haschen nach unzähligen Kenntnissen angespannt wird, die als solche kein Mass enthaltend, keine Befriedigung, keine Sammlung, keine Ruhe gewährend, das jugendliche Gemüth, wenn es nicht mit ganz ungewöhnlicher Kraft und Stärke ausgerüstet ist, in der That zerreissen und zu Dissonanzen führen müssen, die noch lange über die Schuljahre hinaus fortklingen und vielleicht nie verklingen oder zur Harmonie sich auflösen werden, welche doch eigentlich das Endziel aller wahren Bildung ist und bleibt.

Wir wollen hier nicht ausführen, in wie inniger Wechselwirkung die wissenschaftliche Bildung mit der Charakterbildung

stehe, und nur noch das als unsre Ueberzeugung aussprechen, dass die jetzt von so vielen Seiten her vernehmbaren, meisthin gegründeten Klagen über die verkehrten Richtungen und Bestrebungen der Jugend, nimmermehr aufhören werden, wenn man nicht, was von so vielen erfahrenen Schulmännern unaufhörlich gewünscht wird, zu einer Reformation des Unterrichtswesens in *der* Art schreitet, dass man theils die Lehrgegenstände und die öffentlichen Lehrstunden vermindert, damit der Schüler zur Sammlung seiner Kräfte, zur freithätigen Verarbeitung des Gelernten, zur Selbstbildung Musse gewinne; theils die Methode vereinfacht und wahrhaft praktisch macht, indem man mehr analysirt als konstruirt, mehr einüben und ausüben lässt, als Theorien und Systeme einpfropft.

Nachdem Ref. seine Ansicht über die Methode des Gymnasial-Unterrichts überhaupt und namentlich des muttersprachlichen angedeutet hat, wendet er seinen Blick auf den besondern Vortrag der Poetik zurück. Das Princip, welchem die Poetik als Unterrichtsgegenstand ihre Einführung in die Gymnasien verdankt, ist, wie schon bemerkt, vollkommen gerechtfertigt. Es will die Kunst, ohne welche das geistige Leben die Bildung nimmermehr ihr Ziel — Harmonie — zu erreichen vermag, und zwar diejenige Kunst, die am meisten Bildungsstoff in sich enthält und zugleich am meisten zugänglich ist, — die Poesie will es als ein nothwendiges Bildungsmittel in den Kreis der Unterrichtsgegenstände mit aufgenommen wissen. Die Art und Weise, wie man dieses Princip zur Ausführung zu bringen gesucht hat, ist in sich sehr verschieden.

Man hat die Theorie der Poesie für den Schulunterricht zugeschnitten; man hat allgemeine ästhetische Grundsätze vorausgestellt, diese auf die Poesie angewandt; erst allgemeine, dann mehr oder weniger ins Einzelne gehende Eintheilungen gegeben; bei jeder Abtheilung und Unterabtheilung das Charakteristische hervorgehoben und diess zu veranschaulichen gesucht durch Vorlegung und erklärende Zergliederung der poetischen Gebilde, welche den Namen jener Unterabtheilungen tragen; zu diesem Behufe hat man auch Mustersammlungen angefertigt, in denen die Gedichte nach den Paragraphen des Systems geordnet sind; man hat auch wohl die Schüler zu Nachbildungen und selbständigen Versuchen, nach den gegebenen Mustern und Regeln angeregt. Und ist denn diese Methode nicht eine sehr vernünftige, sehr zweckmässige? Mit nichten! sagten andre Schulmänner; um Theorien und Systeme ist es uns im Gebiet der Kunst überhaupt nicht zu thun, am allerwenigsten aber auf der Schule; zu einer gründlichen Auseinandersetzung derselben reicht die Zeit, die dem deutschen Unterrichte so kärglich zugemessen wird und doch auch noch zu andern als ästhetischen Beschäftigungen benutzt werden muss, ohne diess nicht aus; viel zweck-

mässiger, viel fruchtbarer ist es, dass man die Schüler, ohne sie erst durch weite Umwege zu ermüden, gleich mitten hineinführt in die Gärten der Poesie; dass man sie unbefangen hintreten lässt, anzuschauen und zu geniessen, was die Fülle ihrer Schöpfungen darbeut, wobei sie nur der leitenden Hand ihres Lehrers bedürfen, um auf das Schönste und Beste des Schönen und Guten im Ganzen und Einzelnen aufmerksam gemacht zu werden, wie — vorbereitend — in den untern und mittleren, so auch — in erweitertem Kreise — in den höhern Classen; auf diese Weise prägen sich die Gesetze der Kunst am lebendigsten ein und wird die Produktivität ohne Frage am meisten angeregt.

Dass diese letztere Ansicht nicht minder Eingang gefunden hat als die vorige, lässt sich erwarten. Nur sind ihre Anhänger unter sich wieder darüber nicht einig, ob die Schüler der oberen Lehrstufe mit der deutschen *Dichtkunst* überhaupt in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit nach Stilgattungen, nach Zeitaltern, nach dem individuellen Genius einzelner Dichter u. s. w. bekannt gemacht werden sollen, oder ob es rathsamer sei, sie stufenweise nur mit wenigen einzelnen *Dichtern*, aber mit diesen innig vertraut zu machen.

Es leuchtet ein, dass von der Hinneigung zu der einen oder der andern Ansicht auch die Methode für den Vortrag der *Litteraturgeschichte* abhängig ist; dass von der Vorführung des Entwickelungsganges unsrer Nationallitteratur dasselbe gilt wie von der Poetik. Und wirklich hat man auch hier einerseits auf Vollständigkeit und Ausführlichkeit, auf Kenntniss aller Perioden und aller ihrer ausgezeichneten Schriftsteller jeder Art gedrungen; andrerseits einen ganz allgemeinen Ueberblick des Ganzen und eine desto vertrautere Bekanntschaft mit der sogenannten klassischen Periode oder lieber nur mit dem Leben, der Denk- und Darstellungsweise einiger ihrer Coryphäen für weit erspriesslicher, für weit bildender erachtet, als den Vortrag unsrer ganzen Litteraturgeschichte, „womit der intellektuellen Bildung, der Veredlung des Herzens und der Kräftigung der Gesinnung nur wenig gedient sei" *).

Ref. muss gestehen, dass er in Bezug auf die Poetik wie auf die Litteraturgeschichte der Ansicht derjenigen Schulmänner

---

*) S. Herbstprogramm des Gymnas. zu Cöln p. 20. Vergl. Götzingers „Deutsche Dichter" Th. II. Anhang, besonders p. 589; die Abhandlung v. Ed. Olawsky „Ueber die Lectüre der deutschen Dichter und Schriftsteller in den Gymnasien (von Tertia aufwärts)" in dem zu diesen Jahrbb. gehörigen Archiv III, 4, p. 552 ff., bes. 547—50. — Dass die erst erwähnte, systematisirende Methode bei weitem mehr Eingang gefunden hat, erhellet zur Genüge aus den Programmen der Gymnasien. —

ist, welche hier wie dort den Kreis ihres Vortrags beschränken, welche mehr auf Intensität als auf Extensität des Mitzutheilenden sehen. Denn er ist der Ueberzeugung, dass die in dem systematischen Vortrage der Poetik dargebotene Fachwerkelei der bis ins Einzelnste gehenden Abtheilungen, sowie die abstrakten Definitionen, welche Jean Paul passend mit chemischen Befundzetteln organischer Leichen vergleicht, und aus deren atomistischer Dürre er für das dynamische Leben sich keinen Gewinn verspricht *), in der That eher dazu führen, die Jugend systematisch zu entgeistigen, ihre Phantasie und ihr Gemüth, wenn auch nicht sogleich todtzuschlagen, doch wenigstens für geraume Zeit einzusargen. Es muss dieser ganze Unterricht hauptsächlich darauf hinarbeiten, dem jugendlichen Gemüthe die Wunder und Schönheiten in dem Kunstbezirk der Poesie zu erschliessen, sein dunkles Fühlen und Ahnen in ein helleres Schauen und Begreifen zu verwandeln, so zur Würdigung echt poetischer Gebilde zu befähigen und vor der Lesewuth alles Faden und Schlechten zu bewahren. Anweisung zu eigner Verfertigung von Gedichten ist vollends gar nicht der Zweck, wenigstens nicht der unmittelbare Zweck dieses Unterrichts. Ist der Schüler auf das Eigenthümliche jeder poetischen Stilgattung aufmerksam gemacht und, was die Hauptsache ist, durch Vorlegung und geschmackvolle, sinnige Erklärung klassischer Musterbilder zum klaren Bewusstsein des Ganzen wie des Einzelnen gebracht: so ist alles erreicht, was erreicht werden soll. Der Schüler ist dann auf dem rechten Wege zu den Gärten der Poesie hingewiesen und kann nun an ihren Blüthen sich erfreuen, an ihren Früchten sich erquicken, nach Massgabe seiner Kräfte die mannichfaltigen, niedriger oder höher hängenden Arten erreichend. Der fähige Kopf, das Talent wird sich dann schon von selbst seine Regeln für das Einzelne zu abstrahiren wissen, und diese sind denn solche, die ihn fördern, wogegen vordocirte ihn beengen und, ist er nicht Mannes genug, gar abschrecken werden. Denn treffend sagt Bürger, in seiner Art („Vogel Urselbst"):

„Der Regler — so beschied sich dess
Schon Summus Aristoteles —
Der Regler zeichne meinen Flug
Wie eine Tanz-Tour in sein Buch:
Nur lehr' er keinen Genius,
Wie er die Flügel schlagen muss."

so wie Jean Paul (a. a. O. Vorrede): „Die Aesthetik des Thäters ist ein Oberonshorn, das zum Tanzen; das des blossen Wissenschafters oft ein Astolfo's-Horn, das zum Entlaufen bläst, we-

*) Vorschule der Aesthetik. Neue Aufl. Th. I. p. 62 u. p. 110.

nigstens manchen Jünglingen, welche so gern für Schönheiten lebten und stürben."

Ebenso sehr ist Ref. davon überzeugt, dass ein vollständiger Vortrag der deutschen *Litteraturgeschichte* von den ersten Denkmalen derselben bis auf die neueste Zeit, von Ulfilas bis Uhland, wobei das Gedächtniss mit einer ungebührlichen Menge von Namen und Zahlen belastet werden muss, für den Schulunterricht unzweckmässig sei. Es wird niemand in Abrede stellen, dass die Schriftsteller der sog. klassischen Periode auf der Schule ungleich mehr Beachtung verdienen als alle früheren. Und wie lange müsste ein Cursus der vollständigen Litteraturgeschichte ausgedehnt werden, wenn das gehörige Verhältniss der Ausführlichkeit beobachtet werden soll! Es dürfte also wohl am zweckdienlichsten sein, von den früheren Perioden nur einen gedrängten Ueberblick zu geben, wobei jedoch den jedesmal allerwichtigsten Erscheinungen, wie z. B. dem Nibelungen-Lied, Hans Sachs, Reinecke dem Fuchs u. dergl. eine relativ grössere Ausführlichkeit, zum Behuf der Anregung, zugewandt werden müsste. Ueberreichen Stoff zur nothwendigsten und fruchtbarsten Belehrung und Belebung bietet dann immer noch die Reihe der klassischen Schriftsteller von Klopstock bis auf Goethe dar. Bei dieser angelangt, kann man den Vortrag der Litteraturgeschichte mit dem der Poetik und Rhetorik zusammen fallen lassen; d. h. die beiden letzteren Disciplinen hauptsächlich auf Lektüre klassischer Werke basiren. Wenigstens bedürfte es statt einer ausführlichen, systematisirenden Poetik und Rhetorik ebenfalls nur einer kurzgefassten Uebersicht der wesentlichsten Punkte poetischer und prosaischer Darstellung, so dass die statarische und kursorische Lesung und Erklärung der Classiker selbst, verbunden mit Anregung zu eignen schriftlichen Nachbildungen und Ausarbeitungen, sowie zu freien mündlichen Vorträgen, den Kern des gesammten deutschen Unterrichtes bildete.

Dabei erregt nur das Verfahren derjenigen grosse Bedenklichkeit, die sich bemühen, ihren Sekundanern und Primanern das Verständniss *eines* oder des andern Schriftstellers seinem *ganzen* Wesen nach zu erschliessen, ein vollständig ausgeführtes Bild seiner ganzen Individualität ihnen darzubieten. Denn Schülern dieses Alters können bei aller Geschicklichkeit und Anstrengung des Lehrers doch in der That nur Skizzen, nur die allgemeinen Umrisse solcher Bilder verständlich werden und haften bleiben; die Ausführung im Einzelnen, die Färbung und Belebung muss dem eignen Erwerb, dem eignen Erleben späterer Jahre aufbehalten bleiben; jedes frühere Aufdringen des fertigen Bildes von aussen kann die Schüler nur befangen und zu der dünkelhaften Einbildung führen, als ob sie es wirklich schon ergriffen hätten; und so dürfte denn jener voreilige Abschluss das selbstthätige Streben nur hemmen und das Feuer wahrer Begeiste-

rung frühzeitig ersticken, anstatt es anzufachen zu nachhaltiger Gluth.

Wenn nun auch Ref. ein Lehrbuch der Poetik für Gymnasiasten nicht für ganz und gar überflüssig hält: so kann er ein solches doch nur unter der Bedingung für zulässig erachten, dass es in einer gedrängten Darstellung, blos die allgemeingültigsten Umrisse, blos die allerwesentlichsten Abtheilungen und Definitionen enthalte. Mit einem solchen kurzen Abriss der Poetik könnte sich ein gleichgestalteter Abriss der Rhetorik und Litteraturgeschichte verbinden, sodass diese drei Disciplinen zusammengenommen in einem mässigen Bande alles Theoretisch-Systematische der deutschen Sprachwissenschaft umfasste, was in den obern Gymnasialklassen als wirkliches Bedürfniss erscheinen möchte. Freilich dürfte ein solches Buch dem Vorwurf der Dürftigkeit oder der Trockenheit nicht leicht entgehen, wenn man übersehen wollte, dass mit diesem *Buche* in den Händen der Schüler eben nicht alles abgemacht sein soll, sondern dass es, indem die Lesung und Erklärung deutscher Classiker und die daran geknüpfte Anleitung zu eignen Arbeiten und Vorträgen das wesentliche, das belebende Moment des ganzen deutschen Unterrichtes bleibt, gleichsam nur eine Wegkarte für die Durchwanderung der genannten Gebiete selbst dienen soll, und zwar weniger, um mit Hülfe derselben eigne Reisen zu unternehmen, als die unter Leitung des Lehrers zurückgelegten überschauen und sich alles darauf Erlebten, d. h. Wahrgenommenen, Empfundenen, Genossenen, in den Geist zurückrufen zu können.

Indessen dürfte ein grosser Theil der Schulmänner die hier mitgetheilten Ansichten des Ref. nicht billigen; sie mögen den umständlichen Vortrag einer systematischen Poetik als nothwendig erachten und nur erfahren wollen, was das Lehrbuch des Herrn Prof. Uschold darbiete. Für solche folgt hier eine Recension desselben, bei welcher der Einsender, soviel wie möglich sich selbst verleugnend und die Meinung jener Pädagogen als die richtige voraussetzend, die Forderungen, welche sie gemäss derselben an ein Lehrbuch dieser Art zu machen berechtigt sind, zum Massstabe seiner Beurtheilung genommen hat.

Nr. I. *Lehrbuch der Poetik.*

Ueber die Veranlassung und Bestimmung dieses Lehrbuches, welches Sr. Exc. dem Dr. Ed. v. Schenk, königl. bayer. Staatsrath etc. dedicirt ist, spricht sich der Herausgeber in der bündigen Vorrede also aus: „Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass die Werke klassischer Dichter auf die Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens gleich vortheilhaft einwirken. Desshalb wird auch Niemand in Abrede stellen, dass die Poetik, welche *Studirende* (?) zur Lesung und Würdigung derselben anleitet, und ihnen *zeigt, nach welchen Regeln sie bei Verfer-*

tigung eines Gedichtes zu verfahren haben, zu den vorzüglichsten Gegenständen des öffentlichen Unterrichts gehöre. Sie wird aber eben nur dann *ihre Talente wecken*, ihre Urtheilskraft schärfen und ihren Geschmack läutern, wenn sie einen zweckmässigen Leitfaden in den Händen haben. Wir besitzen allerdings viele vortreffliche Lehrbücher der Poetik. Allein einige sind zu ausführlich, andre zu lückenhaft........... Aus diesem Grunde entschloss ich mich, dieses Lehrbuch *für meine Schüler* zu entwerfen, wozu ich die Werke von Aurbacher, Dieckhoff, Eschenburg, Rixner und Al. Schreiber benutzte. Mein Streben bei der Abfassung desselben ging dahin, durch eine *passende Eintheilung und fassliche Darstellung* Anfängern das Studium dieses interessanten und wichtigen Gegenstandes zu erleichtern."

Ref. hebt aus dieser Stelle der Vorrede, aus welcher übrigens bei Gelegenheit noch einiges Andre berührt werden soll, das Bestreben des Verfassers hervor: 1) seine Poetik als ein *Regelbuch* für Gedichte-Verfertiger hinzustellen; 2) durch passende *Eintheilung* und 3) durch *fassliche Darstellung* demselben eine besondere Brauchbarkeit in Schulen zu geben.

Dass die Schwierigkeit, welche schon der so sehr verwickelte Gegenstand an und für sich dem Verfasser eines Lehrbuches der Poetik darbietet, noch bedeutend erhöht werde, wenn es den an ein *Schulbuch* ergehenden Anforderungen entsprechen soll, ist leicht begreiflich. Dazu gehört die sorgfältigste Sichtung des Stoffes, dass nur das Wesentlichste, Haltbarste herausgehoben werde; dazu eine verständige und verständliche Eintheilung desselben, damit wenigstens die Hauptmassen in klarer Ueberschaubarkeit auseinandergehalten werden; dazu ein sicherer Takt in dem ganzen Vortrag, damit der wissenschaftliche Gehalt nicht verwässert werde in populären, unbestimmten Definitionen und Beschreibungen so lang wie breit, aber auch nicht verknöchert erscheine in allerlei abstrakten terminologischen Formeln, bei denen der Schüler sich um so weniger zu denken vermag, je strenger sie sind, und durch die er, wenn er sie ja behält, leicht zu dem eiteln Formelgeschwätz vorgebildet werden dürfte, das leider zu einer der Hauptkrankheiten unsrer Zeit gehört und dem nicht früh genug vorgebeugt werden kann. Diess sind die Klippen, durch welche der Verfasser eines für den Gymnasialunterricht berechneten Leitfadens der Poetik sich hindurch zu winden hat. Ref. bemerkt hier im voraus, dass Herr Prof. Uschold hindurchgekommen ist ohne geradezu Schiffbruch zu leiden. Allein beträchtlich viel lecke Stellen hat sein Fahrzeug doch erhalten, so dass nur ein sehr kundiger Steuermann dieselbe Fahrt um die poetische Welt auf demselben wagen darf; wiewohl — ohne einen solchen ist sie überhaupt lieber gar nicht zu unternehmen.

Es konnte bei der Tendenz, wornach die Poetik die Schüler nicht blos zur Lesung und Würdigung der klassischen Dichter,

sondern auch zur Verfertigung von Gedichten anleiten soll, nicht ausbleiben, dass die Art der Darstellung, der Ton der aufgestellten Grundsätze verfehlt wurde. Der Ton musste streng dogmatisch werden; und er ist es in dem Masse geworden, dass fast jede Bemerkung, selbst die einzelnste und zufälligste dem Anfänger als Regel, als Gesetz erscheint. Diess kann auf den zu Belehrenden nur verderblich einwirken, sobald er, was doch auch der Verf. selbst eben schon durch Herausgabe seiner Mustersammlung als nothwendig ausspricht, dazu angehalten wird, mit prüfendem Blick an die Werke der klassischen Dichter selbst heranzutreten und hier die Gesetze sich erst recht klar bewusst zu werden.

Was die *Fasslichkeit* der Darstellung anbelangt, so ist allerdings der Sprachausdruck des Verfassers der Fassungskraft seines Schülerpublikums, obgleich auch hier mitunter Ungleichmässigkeit hervortritt, im Ganzen angemessen. Damit ist aber nicht alles gethan, und was hierin gelungen erscheint, ist auf der andern Seite wieder verdorben dadurch, dass der Verf. zerstückelt und auseinanderzerrt, was innig zusammengehört, dass er alles in lange und kurze Paragraphe zerbröckelnd und jegliches in gleicher Wichtigkeit nebeneinander stellend, das was ein anschauliches Bild geben soll, der Anschauung förmlich entzieht, und nun unmöglich verlangen kann, dass der Schüler aus diesen Paragraphen-Reihen jedesmal das Wesentliche, das Charakteristische zusammenstellen und festhalten solle. Diese Ausstellung hat Ref. sowohl an den Hauptmassen als besonders auch an den untergeordneteren Theilen des Ganzen zu machen. Er theilt zunächst einen Ueberblick des ganzen Planes mit.

Einleitung.

§ 1. Begriff (der Poesie). § 2. Unterschied zwischen der antiken und romantischen Poesie. § 3. Unterschied zwischen Poesie und Prosa. § 4. Ueber die Möglichkeit, die Poesie zu lehren. § 5. Poetik. § 6. Eintheilung der Poetik.

Erster Theil. Die Verskunst (§ 7—67.).

I. Abschnitt. Von der Prosodie (§ 17—23.).

II. Abschn. Von den Versfüssen (§ 24—60.).

III. Abschn. Von den Versen und Versarten (§ 24—60.).

IV. Abschn. Von dem Reime (§ 61—67.).

Zweiter Theil. Von der Poesie und dem Schönen überhaupt (§ 68—91.).

Aufgabe der Poesie. Das Schöne; dessen Gattungen und Arten. Die subjektiven Erfordernisse zur Vollendung eines schönen Kunstwerkes: Genialität, Phantasie, Inspiration. Objektive Erfordernisse: Wahrheit, Sitte, Einheit, Vollständigkeit, Massverhältniss, Ordnung, Zusammenhang,

Kürze, Kraft, Lebhaftigkeit. Die Figuren, die Tropen, deren Gebrauch, Mythologie.

Dritter Theil. Spezielle Poetik oder Theorie der einzelnen Dichtungsarten (§ 92—337.).

Erster Abschnitt. Die selbständige Poesie (§ 93—278.).

I. Die epische Poesie (§ 94—144.).
II. Die lyrische „ (§ 145—204.).
III. Die dramatische „ (§ 205—278.).

Zweiter Abschnitt. Die unselbständige Poesie (§ 279—337.).

I. Die didascalische Poesie (§ 280—315.).
II. Die satirische „ (§ 316—323.).
III. Die idyllische „ (§ 324—337.).

Gleich von vornherein fiel dem Ref. der Inhalt der 6 §§ der Einleitung und dessen Verhältniss zum „zweiten Theile auf." Im Eingang einer Poetik, mag er nun Einleitung oder erster Theil heissen, erwartet man allerdings die Feststellung des Begriffes der Poesie und Poetik nebst vorläufiger Eintheilung derselben. Dazu ist nun aber durchaus nöthig, dass man, weil doch die Poetik nur ein angewandter Theil der Aesthetik ist, die Begriffe des Schönen, des Erhabenen u. dergl. im Allgemeinen erläutert, wobei denn psychologisch die verschiednen Functionen der menschlichen Seele bei Apperception und Produktion ästhetischer Gebilde zu Sprache kommen müssen. Nur alsdann erst kann dem Schüler — denn eine reale Definition der Poesie möchte wohl schwerlich je gelingen — annäherungsweise ein Bild vom Wesen der Poesie beigebracht werden. Diesen Gang finden wir z. B. in Dieckhoffs „Handbuch der Poetik für Gymnasien (Münster 1832)" befolgt, in welchem dem Ref. nur die Reduktion der drei Hauptformen der Sprachdarstellung auf die drei sog. Hauptvermögen der menschlichen Seele, sowie die mitunter zu breite und abschweifende Entwickelung nicht zusagen wollen.

Statt dessen beginnt Herrn Prof. Uscholds Einleitung gleich so: § 1. *Begriff.* „Unter Poesie in weiterer Bedeutung verste„hen wir die *geniale* Vollendung eines *schönen* Gebildes, das „nicht blos die Lebendigkeit der schöpferischen Natur scheinbar „nachahmt, sondern zugleich auch *schöne Ideen* durch sinnlich „*schöne Formen* verkörpert darstellt. Die Poesie in engerer „Bedeutung ist die Darstellung des Erhabenen und Schönen in „einer *lebhaften*, sinnlich schönen Sprache." —

Zwar bemerkt der Verf. in der Vorrede: „Allerdings möchte „es scheinen, dass mancher Paragraph zu philosophisch durchge„führt sei, als dass ihn Gymnasiasten verstehen können. Es ist „aber fast unmöglich, in einem solchen Werke jede Regel ganz „populär auszudrücken, ohne der Gründlichkeit zu nahe zu tre„ten. Zudem wird durch eine streng wissenschaftliche Behand„lung der Geist mehr geweckt und geschärft, als durch eine „oberflächliche Darstellung. Wenn ein Lehrer seinen Schülern

„die einzelnen Paragraphen gehörig (!) erklärt, so dürften sie „wohl im Stande sein, die angeführten Regeln zu begreifen."

Ob nun der Verf. jenen ersten § zu den „zu philosophisch durchgeführten" zählt, wissen wir nicht. So viel aber ist gewiss, dass dessen *gehörige* Erklärung dem Lehrer gar viel wird zu schaffen machen. Was ist hierzu nicht alles zu anticipiren! Was heisst das: *genial?* Was ist ein *schönes* Gebilde, eine *schöne Idee*, eine *schöne Form?* Was ist das *Erhabene?* Was ist eine *lebhafte* Sprache, eine *scheinbare* Nachahmung? u. s. f. Der Verf. wird doch den Fragenden nicht auf den zweiten Theil verweisen wollen? Eine geschicktere Anordnung des Mitgetheilten würde alle diese Schwierigkeiten beseitigt haben; und wenn der Verf. in der Vorrede nichts sehnlicher wünscht, als auf Mängel und Unrichtigkeiten aufmerksam gemacht und dadurch in den Stand gesetzt zu werden, den bedeutendsten Gebrechen seines Buches abzuhelfen: so muss Ref. gestehen, dass ihm als eines der bedeutendsten Gebrechen des vorliegenden Lehrgebäudes die eigenthümliche Architektonik in dessen Eingang (Einleitung und I. und II. Theil) erschienen ist, die er nicht umhin kann als eine labyrinthische zu bezeichnen. Möchte sich der Verf. bei einer neuen Ausgabe in Ergänzung und Anordnung des vor dem III. Theile abgehandelten Stoffes das Handbuch von Dieckhoff zum Muster nehmen, d. h. nach einer allgemeinen ästhetischen Einleitung über die Momente der Poesie im weiteren Sinne, in dem ersten Theile abschnittsweise handeln über die allgemeinen Grundsätze und Regeln der Poesie im engeren Sinne und deren allgemeine Hülfsmittel (Tropen, Versification, Reim), und dann den zweiten Theil der speziellen Poetik widmen. Diese Anordnung erscheint wenigstens dem Ref. als die natürlichste.

Soviel über die Oekonomik des Buches im Allgemeinen. Ref. geht nun mehr auf Einzelnheiten über, wobei er sich an die gegebene Paragraphen-Folge hält. Natürlich kann er sich hier nur auf Hauptmomente beschränken; *jede* Definition, *jede* einzelne über Dichtungsarten, bestimmte Gedichte und Dichter u. s. w. ausgesprochene Ansicht, worin er mit dem Verf. gar nicht oder nur theilweise übereinstimmt, einer Kritik zu unterwerfen, dazu fühlt er sich einerseits nicht berufen, andrerseits durch die in den Statuten dieser Jahrbücher einer Recension gesetzten Schranken behindert, Ein vorzügliches Augenmerk wird er auf die Anordnung und die Fasslichkeit der Darstellung haben, die der Verf. um so eher berücksichtigen dürfte, als er gerade darin seine Vorgänger zu übertreffen sucht.

In § 2 der Einleitung wird der Unterschied zwischen der antiken und romantischen Poesie angegeben. Obgleich dieser Gegensatz am bestimmtesten in der s. g. pragmatischen Poesie, namentlich in der Epopöe hervortritt und seine Erörterung daher auch, wie z. B. bei Dieckhoff, episodisch bei dieser Dichtungsform

Statt finden könnte: so scheint es doch auch Ref. zweckmässiger, denselben in dem allgemeinen Theil der Poetik abzuhandeln, weil er sich denn doch durch die ganze Poesie hindurchzieht. Im speziellen Theile könnte auf die allgemeinen Bestimmungen, auf die allgemeine Demarkationslinie zurückgewiesen und die nöthigen Modificationen, so weit es die Fassungskraft der Schüler zulässt, nachträglich zur Anschauung gebracht werden. Nur müssen durchaus im allgemeinen Theile der Ursprung des Namens und die verschiednen, schwankenden Begriffe, die man mit demselben verbindet, erwähnt werden. Auch ist es auffallend, dass der Verf., während er im III. Theile die Dichter *aller* Nationen bei jeder Form anführt, nicht auch aufmerksam macht auf die Differenzen der Darstellung bei den neueren Völkern selbst z. B. der nördlichen und der südlichen, der reingermanischen und der romanischen Nationen; auch nicht auf die durch Zeitalter bedingten; weder auf die Völker- noch auf die Zeit-Individuen. Alles diess gehört in den allgemeinen Theil, freilich nur als Andeutungen.

Der § 3 „Unterschied zwischen Poesie und Prosa," würde im übrigen genügen, wenn nur die Schlussbemerkung: „die Sprache des Dichters hat Rhythmus, Klang und *Sylbenmaass*, wodurch sie zum ungezwungenen Gesang wird" so modificirt wäre, dass auch nicht versificirte Dichterwerke noch als solche in der Poesie mit inbegriffen werden könnten.

Erster Theil. Die Verskunst.

Hier zeigt der Verf. gar keine Selbständigkeit. Er hat sich, wie er in der Vorrede selbst sagt, „gemäss der Bestimmung seines Werkchens darauf beschränkt, die wichtigsten Regeln aus Heyse's trefflichem Werke auszuheben und zu einem Ganzen zu verbinden." Einige Zuthaten sind wohl von ihm selbst, allein sie erscheinen durchweg als störend. § 9 musste sogleich der Begriff einer mittelzeitigen Sylbe angegeben werden, nicht erst § 14, nachdem schon von den Sylben und Wörtern gehandelt ist, die mittelzeitig *sind.* — § 17 heisst es: „Unter Versfuss verstehen wir eine rhythmische Reihe von zwei oder mehreren Sylben, die als Arsis oder Thesis zusammen gehören. Ein Versfuss und ein Versglied unterscheiden sich darin von einander, dass jener als Theil einer rhythmischen Reihe *beständig mit der Arsis beginnt!*" Aber was ist denn eine rhythmische Reihe? Was ist überhaupt Rhythmus? Das wird nicht gesagt. Was Arsis und Thesis sei, erfährt man erst § 19. Die §§ 17 und 19 sind, um es kurz zu sagen, unverständlich; daher auch so manches andre, was im Folgenden aufgestellt wird, der Begründung, der Klarheit ermangelt. Vermisst hat Ref. die nothwendige Hindeutung auf den wichtigen Unterschied der quantitirenden und accentuirenden Sprachen. Bei der Theorie des deutschen Hexameters werden vier Fälle aufgezählt, wo der Trochäus gestattet sei;

aber nicht angedeutet, warum wir Deutschen denn überhaupt *befugt* sind, statt des Spondeus den Trochäus zu setzen. Auf die Darstellung der Versarten und Strophengattungen einzugehen, ist Ref. überhoben; sie ist ganz der Heyse'schen Verslehre entnommen, eben so wie, in aller Kürze, der Abschnitt von dem Reime, vor dem § 62 die sonderbare Bemerkung steht, dass er zwischen Assonanz und Alliteration *das Mittel halte*. Das soll wohl heissen, der Reim sei nicht wie jene zwei Formen des Gleichklangs die partielle (konsonantische oder vokalische), sondern die totale, die beiden vorigen in sich vereinigende (syllabische) Identität der Wörter von ihrem letzten accentuirten Sylbenlaute an. Dass übrigens der Verf. auf mehr als jene ganz äusserliche, mechanische Auffassung des Reims hinarbeitet, welche das Wesen und den Zweck desselben in die blosse Gliederung der Rede setzt, das zeigt seine Definition, an der sich freilich auch noch manches aussetzen lässt. Sie lautet § 61: „Unter Reim verstehen wir den [besonders in der Mitte oder] am Schlusse der Verse periodisch wiederkehrenden Gleichlaut der Töne, wodurch sich die Harmonie des Gemüthes melodisch ausspricht und das Gedicht ein singbares, unsere Empfindung aufregendes, dann Anschauung hervorrufendes wird."

Was in diesem Abschnitt vermisst wird, ist eine Andeutung des *historischen* Ursprungs des Reimes, nebst Erklärung des Nichtvorhandenseins desselben in der antiken Poesie; ferner eine *vollständigere* Aufzählung der aus dem Zweck des Reimes selbst abzuleitenden nothwendigen Eigenschaften desselben; eine Begründung der Angabe, dass der Reim sich nur mit gewissen nicht nur Versmassen, sondern auch Dichtungsarten verträgt; endlich, was auch für den vorigen Abschnitt gilt, grössere Consequenz in Veranschaulichung der einzelnen Versarten und Strophenformen durch Beispiele. Alles diess würde bei gedrängter Darstellung das Buch kaum um mehr als zwei Seiten verstärkt, aber dessen Brauchbarkeit bedeutend erhöht haben. Wie dieser erste Theil, die Verskunst, jetzt vorliegt, scheint dem Verf. dessen Ausarbeitung etwas tädiös vorgekommen zu sein, so dass er möglichst schnell damit zu Ende zu kommen suchte. Dadurch hat er aber dem Lehrer den Vortrag gar sehr erschwert. Soll der Schüler Nutzen aus dem Studium der Verskunst ziehen, so muss sie 1) wenn auch nicht absolut, doch in ihren Hauptmomenten vollständig und in einem wohlbegründeten, klaren Zusammenhang vorgetragen, und 2) durch Beispiele und überhaupt auf jede nur mögliche Art lebendig, gleichsam mit Fleisch und Blut, nicht als ein blosses Skelett vorgeführt werden; sonst wird sie dem Anfänger nothwendigerweise zuwider. Ist nun der Lehrer, wegen der Lückenhaftigkeit und Zersplitterung des Stoffes in seinem Leitfaden, gezwungen zu allerlei Exkursen, Diktaten, Verweisungen u. dgl., so wird er sich durch denselben mehr ge-

hemmt als unterstützt fühlen und der Schüler wird ihn am Ende ganz bei Seite liegen lassen. Daher rathen wir dem Herrn Verf., bei einer neuen Auflage diesen ersten Theil sorgfältiger zu bearbeiten, seine Definitionen, in denen sich so viel Vages zeigt (z. B. § 17 — 19 und im ganzen Abschnitt v. Reim), schärfer abzufassen und alles wissenschaftlicher zu begründen.

Diess wird ihn zu grösserer Vollständigkeit (nicht Weitläufigkeit) nöthigen so wie ihn die Erfahrung bald lehren wird, dass er mit Beispielen allzu sparsam gewesen ist. Sollte dem Verf. die treffliche Broschüre *Poggels:* „Grundzüge einer Theorie des Reimes und der Gleichklänge mit besonderer Rücksicht auf Goethe." (Hamm 1834) bis dahin unbekannt geblieben sein, so halten wir es für Pflicht, ihn auf dieselbe aufmerksam zu machen. Für eine Umarbeitung der Reim - Lehre, welche, gehörig angelegt und ausgestattet, unter allen Abschnitten der Verskunst, den Schüler am meisten anzusprechen pflegt und ihm so viele Aufschlüsse über seine Muttersprache zu geben vermag, dürfte die Benutzung dieses geistreichen Werkchens sehr ergiebig sein; auch über gar manche andre Punkte der Poetik kann es das vortheilhafteste Licht verbreiten helfen.

Endlich ist noch zu bemerken, dass der Verf. die der südeuropäischen Reimpoesie entliehenen feststehenden Strophenformen (Sonett, Canzone, Madrigal, Rondeau, Terzine, Ottave, Dezime), welche Heyse, eben blos das Formelle derselben berücksichtigend, in seiner Verslehre behandelt, auf den dritten Theil der Poetik, und zwar auf die Theorie der lyrischen Poesie verspart hat. Insofern diese Formen nicht blos Formen, nicht blos willkürliche Erfindungen, sondern wie der Hexameter des antiken Epos, natürliche d. h. dem innern Kern und Geist der romantischen Poesie selbst erwachsene Gebilde sind, lässt sich diese veränderte Stellung rechtfertigen. Der Uebelstand dass in der vorangehenden Theorie der romantischen Epopöe (§ 116) die Bekanntschaft mit der Stanze vorausgesetzt wird, ist leicht zu beseitigen.

Zweiter Theil. Von der Poesie und dem Schönen überhaupt.

Ueber die Stellung der hier zusammengetragenen Erklärungen zum Ganzen hat Ref. sich schon ausgesprochen; auch ist der Inhalt bereits summarisch angegeben. Es wäre nur noch übrig, auf das Einzelne näher einzugehen. Diess würde aber zu weit führen, zumal da Ref. gerade hier theils vieles gefunden hat, worin er mit dem Verf. nicht übereinstimmen kann, theils auch, ohne die nähere Bestimmung des Buches aus dem Auge zu verlieren, manches gänzlich vermisst, was wesentlich zur Sache gehört. Er beschränkt sich hier darauf, wenige einzelne Punkte hervorzuheben.

§ 68. „Die Aufgabe der Poesie, wie der Kunst überhaupt, besteht darin, dass sie das *Schöne*, welches sich in der Wirklichkeit zerstreut vorfindet, in eine Gestalt zusammenfasse, die dasselbe genau, bestimmt und deutlich versinnlicht und sich nicht blos durch ihren innern Gehalt, sondern auch durch eine demselben vollkommen entsprechende Form auszeichnet."

Man sieht, der Verf. wollte hier populär sein; er wollte die wesentlichen Erfordernisse eines Kunstwerkes: Individualität, ästhetische Einheit, Identität, Gediegenheit der Form andeuten. Aber wie gar zu unbestimmt und flach sind doch seine Umschreibungen. Der folgende Paragraph hat einen andern Anstrich: zuerst wieder eine eigene populäre, dann eine entliehene spekulative Definition: „*Schön* nennen wir Alles, was den Sinn des Menschen für das Göttliche bildet und zugleich reizend oder erhebend auf denselben einwirkt." Nach *Schelling* (!) ist die Schönheit die unmittelbare Verklärung einer göttlichen Idee an einem zeitlichen Gebilde." Ref. will den Leser nicht ermüden; aber die drei folgenden §§. kann er nicht umhin noch mitzutheilen, um die Begriffsentwickelung und Darstellungsweise unseres Verf. möglichst anschaulich zu machen.

§ 70. *Gattungen des Schönen.* „Eine Schönheit, welche die Fülle und Kraft des Göttlichen in himmlischer Vollkommenheit darstellt, und dadurch die Endlichkeit, Ohnmacht und Beschränktheit unseres Gemüthes (!) zugleich niederschlägt und erhebt, heisst *erhaben; anmuthig* und *reizend* nennen wir sie, wenn die Fülle des Göttlichen freiwillig an eine menschliche Form gebunden erscheint."

§ 71. *Arten des Schönen.* „Die *erhabene* Gattung der Schönheit zerfällt in die des *Grossen*, das mehr erhebt als niederschlägt, und in die des *Furchtbaren*, das mehr niederschlägt als erhebt. Die *anmuthige* Gattung hingegen zerfällt in die des *anmuthig Reizenden*, das mehr anzieht als zurückscheucht, und in die des *anmuthig Scheuen* das mehr zurückscheucht als anzieht (!)

§ 72. *Vollendete Schönheit.* „Da Anmuth und Erhabenheit, wenn sie für sich als besondre Elemente der Schönheit dargestellt werden, blos Gattungen derselben sind, so kann diese nur in einer harmonischen Vereinigung beider bestehen."

Der Verf. hat in seinem ganzen Lehrbuche auf eine gewisse äussere Ordnung gehalten; er hat durch Ueberschriften nicht nur der Abschnitte, sondern auch der einzelnen Paragraphen, so wie durch gesperrten Druck der Hauptsachen, und dgl. dem Ganzen Uebersichtlichkeit für den Schüler zu geben gesucht. Diess ist an sich lobenswerth. Allein nicht zu verkennen ist auf der andern Seite, dass die §§., namentlich der beiden ersten Theile, gar zu abgerissen neben einander stehen und dadurch die „*Fasslichkeit*," das Verständniss wieder erschweren. Der

Verf. wolle hier nicht einwenden, dass der lebendige Vortrag des Lehrers Einheit und Zusammenhang in das Ganze zu bringen habe. Denn das Lehrbuch soll der Schüler doch nicht blos *in* der Lehrstunde vor sich haben als einen Text, den der Lehrer auslegen muss: er soll sich daraus auch auf die Lehrstunden vorbereiten; er soll darnach wiederholen. Glaubt nun der Verf., dass die Schüler, die zu ersterem Lust haben, dieselbe auch behalten, wenn ihnen die meisten §§. unverständlich sind; oder dass sie im Stande seien, das was sie einmal im Zusammenhang gehört und gefasst haben, auch später wieder sich eben so zu vergegenwärtigen? Glaubt er das; warum ist er in dem dritten Theile, gerade da, wo konkretere, leichter verständliche Gegenstände abgehandelt werden, so umständlich und ausführlich in seinen Auseinandersetzungen? Ref. würde die entgegengesetzte Inconsequenz weniger befremdend gefunden haben. Der Verf. ist offenbar zu flüchtig über die Grundprincipien hinweggeeilt, um möglichst bald zu dem zu kommen, was — — am Ende doch unverständlich bleibt, wenn jene sichere Grundlage fehlt. Aus dieser Mangelhaftigkeit des allgemeinen Theiles ist es auch erklärlich, dass sich der Verfasser im speziellen Theile auf allgemeine Erörterungen einlassen und dieselben mehrmals wiederholen muss. Dazu kommt noch: gar manche ästhetische Begriffe finden, obgleich sie hier und da erwähnt werden, keine Erklärung im ganzen Buche, z. B. das Naive, das Groteske, der Witz, der Humor u. dgl.

Endlich muss Ref. noch eine Ausstellung an der Behandlung der *Figuren* machen. Sie werden in den §§. 88—90 abgefertigt; erst ihre Bedeutsamkeit im Allgemeinen, dann die dreier Tropen, zuletzt deren Gebrauch. Ref. weiss wohl, dass die Figuren nicht ausschliessliches Eigenthum der Poesie oder Rhetorik sind; dass jede redende Darstellung davon mehr oder weniger Gebrauch macht und machen muss, weil die ganze Sprache nach sinnlicher Bezeichnung strebt. Allein *wo* soll der Schüler mit dem Wesen der Redefiguren bekannt gemacht werden, deren richtige Erkenntniss und Würdigung doch unerlässlich ist? In der Rhetorik. Was soll aber *da* so manche rein poetische Figur? In der allgemeinen Sprachlehre. Diess wäre allerdings der geeignetste Ort, d. h. nach dem System der Sprachwissenschaft. Allein nicht jede Wissenschaft kann in der strengsten Form und ganzen Vollständigkeit schon auf Gymnasien vorgetragen werden; so auch nicht die deutsche Sprachwissenschaft, weil ihr hierzu in der Regel allzuwenige Lehrstunden zugemessen sind und so auf manchen Schulen die allgemeine Grammatik gar nicht zum besondern Vortrag gelangen dürfte. Deshalb, aber auch nur aus diesem praktischen Grunde ist es zu verzeihen, dass wir so manches in den Schulbüchern, so auch die Lehre von den Redefiguren nicht an ihrer rechten Stelle, sondern in der Rhetorik oder Poetik abge-

handelt wird. Wie kommt nun aber der Verf. dazu, gerade nur die Metapher, Metonymie und Synekdoche zu erläutern? Er sagt: „diese beschäftigen recht eigentlich die Einbildungskraft.“ Allein will die Poesie nur die Einbildungskraft beschäftigen? Heisst es doch im vorhergehenden §: „Phantasie *und Gefühl* haben stets mehr oder weniger Antheil an der Bildung des Ausdrucks u. s. w., auch wird daselbst ausdrücklich erwähnt, dass man die grosse Zahl der Redefiguren zur besseren Uebersicht gewöhnlich in *Klassen* ordne. Kurz, hier vermisst man eine bestimmte Ansicht. Entweder musste der Verf. diess Kapitel von den Figuren, als Episode, im Zusammenhange und in einiger Ausführlichkeit behandeln oder gar keine einzelne Figuren aufführen, sondern nur die Bedeutsamkeit *aller* für die Poesie andeuten. Erstres konnte dann aus praktischem, letzteres aus systematischem Grunde gerechtfertigt werden. — Wie flüchtig übrigens der Verf. mitunter seine §§. zusammenschrieb, zeigt auch hier § 89, der so anhebt: „*Die Tropen.* Zu den Tropen gehören alle diejenigen Redefiguren, worin eine Verwechslung von Vorstellungen mit verwandten andern Statt findet. *Man nennt sie Tropen!* Diese beschäftigen recht eigentlich die Einbildungskraft“ u. s. w. Auch die Definitionen der drei Tropen selbst sind höchst oberflächlich. Es muss — Ref. berührt diess nur beiläufig — bei Behandlung der Redefiguren durchaus mehr auf scharfe, aus deren psychologischem Ursprung und psychologischer Wirkung deducirte Eintheilung und Definition gedrungen werden, als auf jene ängstliche Vollständigkeit, wornach z. B. die Confessio, Affirmatio, Dubitatio und ein Heer andrer selbst der schlichtesten Prosa und dem gewöhnlichsten Gesprächston angehörender Wendungen aufgeführt und mit Beispielen, wie etwa: „Ich gestehe, dass ich rasch gehandelt habe; aber“ — u. dgl. belegt werden, so dass der Schüler zuletzt den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht, d. h. gar nicht mehr weiss, was denn eigentlich Figur ist, was nicht. Wer mit der respektiven Litteratur bekannt ist, wird dem Ref. zugeben müssen, dass die Darstellung der Redefiguren noch gar sehr im Argen liege; und meistens nichts mehr als oberflächliche Erklärungen althergebrachter, oft unsinniger *Namen* darbietet, ohne auf das organische Verhältniss zwischen Bedeutung und Form in der Sprache einzugehen, dessen Aufhellung allein fruchtbar für die Erkenntniss der Sprache überhaupt und für den Genuss ihrer Kunstwerke werden kann.

Dritter Theil. Spezielle Poetik, oder Theorie der einzelnen Dichtungsarten.

„Man theilt die Poesie — so beginnt dieser Theil — am zweckmässigsten 1) in die *selbständige* und 2) in die *unselbständige* oder fremden Zwecken dienende. Jene will blos ergötzen; diese aber verfolgt ausser der reinen Ergötzung noch einen andern,

ihr selbst und ihrem Wesen eigentlich fremde und äussern Zwecken dienende Absicht." Ueber diese Eintheilung weiter unten; hier zunächst von der weiteren Vertheilung des Stoffes. Jeder der zwei angedeuteten Abschnitte zerfällt wieder in verschiedene Abtheilungen für die Gattungen, und in Unterabtheilungen für die Arten der Poesie. Diese selbst werden in einzelnen Paragraphen nach den Kategorien: Begriff, Wahl des Stoffes, Behandlung des Stoffes, Eintheilung, Charakter, Form, Litteratur, abgehandelt, nur dass mitunter mehrere dieser Kategorien in *einen* § zusammengefasst, bei manchen Dichtungsarten aber auch noch andere Kategorien zur Sprache kommen. Es muss hier gleich im voraus bemerkt werden, dass der Verf. sich nicht blos auf die deutschen Dichtungen und Dichter beschränkt, sondern eine allgemeine Poetik geben will, wie diess besonders in den §§. der Litteratur hervortritt, wo die geschichtliche Entwickelung der jedesmaligen Dichtungsart bei den verschiedenen Nationen angedeutet, oft aber auch nur eine trockene Aufzählung der Dichternamen geboten wird, ohne Angabe der Zeiten, und mitunter in solcher Menge, dass Ref. nicht recht absieht, ob diese §§. wirklich für den Schüler sein sollen.

Erster Abschnitt. Die selbständige Poesie.

Der Verf. hat diese Poesie in die *epische*, *lyrische* und *dramatische* eingetheilt, nicht, wie Dieckhoff, der sich hierin zu sehr durch Engels Theorie binden liess, in pragmatische und lyrische. Ref., der wohl weiss, dass *alle* theoretischen Eintheilungen überhaupt für die Schöpfungen des dichterischen Genies eben so wenig ausreichen als die Classifikationen und Specifikationen der Naturbeschreibung für den unendlichen Reichthum der organischen und unorganischen Natur, oder als die Fach- und Gitterwerke der Grammatik für die lebendige Sprache, muss doch dieser Eintheilung immer vor jeder andern seinen Beifall schenken; nur hätten die vorläufigen Definitionen der drei Hauptgattungen präciser sein sollen. Es heisst hier z. B.: „die epische Poesie erzählt vergangene *Dinge*, in einer *lebhaften Sprache*; in ihr ist die Anschauung vorherrschend, nicht die Empfindung." Was soll hier der Zusatz von lebhafter Sprache? Ist diese nicht Erforderniss jeglicher Poesie? Im § 87 steht: „der Dichter muss sich einer *lebhaften Darstellung* befleissigen d. h. seinem Kunstwerke ein frisches, Geist und Augen stärkendes Gewand geben." Allein diess ist doch noch etwas Umfassenderes, Höheres als lebhafte Sprache, und geht ebenfalls die ganze Poesie an. Ohne Zweifel meint der Verf. die *Objektivität der Darstellung*, also dasselbe, nur ungeschickt ausgedrückt, was er als *vorherrschende Anschauung* bezeichnet. (Vergl. auch § 108.)

Zu bemerken ist, dass die *poetische Beschreibung*, welche man schon als eine eigene Gattung der Poesie hat ansehen wollen, hier als eine *Art* der epischen Gattung, und zwar koordinirt der

Epopöe, der Ballade etc. erscheint. Der Verf. gehört nicht zu denen, welche, zum Theil nur verblendet dadurch, dass in der klassischen Litteratur der Alten die poetische Beschreibung eben so wenig wie die Landschaftsmalerei als eigene Kunstform ausgebildet erscheint, dieselbe für einen Missgriff der modernen Poesie erklären und sie aus deren Bezirk gänzlich ausschliessen. Dazu erscheinen auch in der That zu viele solcher Missgriffe eben zu poetisch, zu genial. Allein wenn einmal die poetische Beschreibung als Unterart der *epischen* Gattung angesehen werden darf, obgleich keiner der drei Hauptgattungen die Beschreibung als solche fremd, und obgleich sie doch auch wiederum nicht im Stande ist, sich selbständig als eine besondere Form zu behaupten (s. §. 139—144), indem sie ihren Gegenstand, gehöre er der äusseren oder der inneren Wahrnehmung an, schlechterdings nicht blos beschreiben, nicht blos malen, sondern in Beziehung auf den Menschen setzen d. h. zugleich auch episch und lyrisch behandeln muss: so sieht man nicht ab, warum der Verf. nicht auch die didaktische, die satirische und die idyllische Poesie, die er als „unselbständige," von den drei Normalgattungen abgesondert behandelt, ebenfalls in das Gebiet der epischen Gattung gezogen hat. Dadurch würde die systematische Einheit des Ganzen bedeutend gewonnen haben, welche jedesmal durch Annahme sogenannter Ergänzungsklassen oder eines langen Reserveschweifs von Mischgattungen zerstört wird.

Wir wollen nun noch die einzelnen Arten *I. der epischen Gattung* mit wenigen Bemerkungen begleiten.

1. *Das Epos.* A. *Das heroische Epos* (§ 97—109).

Die wesentlichen Momente desselben (Stoff, Einheit, das Wunderbare, Schicksal, Verwicklung und Lösung des Knotens, Objektivität der Darstellung u. dgl.) haben eine befriedigende Erörterung gefunden. Auch der Unterschied zwischen dem Epos und dem Roman wird auseinandergesetzt. Dabei konnte noch angedeutet werden, dass die moderne (deutsche) Poesie eigentlich gar kein heroisches Epos habe und haben könne, welches die Poetik mit dem antiken in Eine Klasse bringen dürfe; dass bei uns aber der Roman, die Novelle und die Ballade das Bedürfniss befriedige, welches bei den Alten die Epopöen hervorrufen half. Nirgends vermisst man in der Poetik die schon oben als nothwendig bezeichnete Rücksichtnahme auf den verschiedenen Charakter der Völker- und Zeit-Individuen als bei dem Epos. Wie wunderlich nehmen sich in einer und derselben Reihe neben den antiken Epopöen aus: die Divina Commedia des Dante Alighieri, das befreite Jerusalem des Torquato Tasso, die Lusiade des Camoëns, die Henriade Voltaires, die Gesänge Ossians, die Paradiese Miltons, das Nibelungenlied, die Messiade Klopstocks, die Tunisias und Rudolphias von Ladislav Pyrker, das Weltende von Sonnenberg u. s. w. Nirgends zeigt sich auch

mehr als hier die Unerschöpflichkeit der Kunst und zugleich die Unzulänglichkeit theoretischer Fachwerke.

B. *Das komische Epos* (§ 110 — 113).

Hier vermisst man die Erörterung der Begriffe des Lächerlichen und Komischen, die in den allgemeinen Theil der Poetik gehört und alsdann hier nur berührt zu werden brauchte. „Der Charakter der komischen Epopöe, heisst es § 110, ist — Verspottung (Ironie) und Umkehrung des Ernstes in Scherz (Parodie).“ Und § 111. „Wie alle komische Darstellungen, kann auch das komische Epos eine satyrische Tendenz annehmen.“ Hier überlässt der Verf. wieder dem Lehrer, die Begriffe Ironie, Parodie und Satire zu erläutern, zugleich aber auch, mit Rücksicht auf § 316 ff. anzugeben, in wiefern das komische Epos entweder der selbständigen oder der s. g. unselbständigen Poesie angehört!

C. *Das romantische Epos* (§ 114 — 117).

Eine missliche Sache bleibt es, ein „romantisches Epos“ und ein „heroisches Epos“ als geradezu verschiedene Species der neuern Epopöe zu trennen, zumal wenn eine so wenig erschöpfende Erörterung des Romantischen überhaupt vorangegangen ist, wie wir sie § 2 lesen.

D. *Das idyllische Epos* (§ 118—120).

Betrachten wir die Definition des Begriffes Epos, § 95, und nun die des idyllischen Epos, so sehen wir, dass sich letzteres gar nicht subsumiren lässt unter jenem. Die ganze Charakteristik, die der Verfasser davon giebt, zeigt allzudeutlich, dass ein idyllisches Epos kein Epos ist, sondern — eben nur eine Idylle. So hat auch Voss seine „Luise“ nicht ein idyllisches Epos genannt, sondern ein „ländliches Gedicht in drei Idyllen.“ Und so sind die meisten andern Dichtungen, die der Verf. hier aufführt, Idyllen von grösserem Umfang, oder Idyllen-Cyklen. Hätte der Verf. den Begriff der Idylle nicht so eng gefasst, und beachtet, dass die *besondere* Beziehung der Menschheit zum *bürgerlichen oder zum Naturleben*, oder, wie Jean Paul sagt, das Vollglück in seiner Beschränkung durchaus nicht Stoff für das Epos sein kann: so würde er das „idyllische Epos“ (Epidyllion) als ein Unding aufgegeben haben. Dass Gedichte dieser Art, z. B. Goethe's Hermann und Dorothea, zur epischen Poesie gehören, ist natürlich nicht zu leugnen, allein Arten des Epos sind sie nicht; Goethe's Gedicht ist eine epische Idylle.

2. *Die Romanze und Ballade.* (§ 121—125).

Einen wesentlichen Unterschied zwischen Romanze und Ballade lässt der Verf. nicht gelten. Was er über diese Dichtungsart beibringt, steht im Massverhältniss zu der ganzen Poetik. Allein gerade hier hätte Ref. etwas mehr Ausführlichkeit, namentlich hinsichtlich des verschiedenen Charakters der Ballade nach verschiedenen Nationen und Zeiten und, bei den Deutschen, selbst nach verschiedenen Dichtern gewünscht, weil diese

Dichtungsform bei uns Deutschen so ächt national ist; weil sie die Jugend vor allen andern Dichtungen anspricht; weil sie gerade in unserm Zeitalter sich des ergiebigsten Anbaues zu erfreuen hat.

3. *Die Legende.* (§ 126—131).

Auch hier ist, wie in den meisten Poetiken, die Legende dem Epos und der Ballade koordinirt. Diess sollte man aber nicht gelten lassen. Denn *diese* Nebeneinanderstellung verräth, wie wenig man den Eintheilungsgrund der epischen Gattung in Unterarten sich klar gedacht und festgehalten hat; bald soll es die Behandlungsart, bald wieder der Stoff sein. Letzteres ist hier der Fall. „Die Legende ist die *poetische Darstellung* einer frommen Handlung oder Begebenheit aus der Tradition der christlichen Kirche, besonders aus der Lebensgeschichte der Heiligen, die mit einem wunderbaren Erfolg gekrönt wird. *Dadurch* erhält sie eben den epischen Charakter." Nach dieser Definition könnte die Legende auch Ballade, Idylle, Epos, ja Drama sein. Und das kann sie auch wirklich. Sehr viele Legenden sind Balladen, sehr viele sind Idyllen. Wie gehört sie also hierher, koordinirt der Ballade und dem Epos? Der Zusatz vom Charakteristischen des wunderbaren Erfolgs enthält keine Rechtfertigung. Warum hat der Verf. nicht, wie der kirchlichen Sage, eben so auch andern Volkssagen, in denen das Wunderbare doch keine geringere Rolle spielt als in der Legende, und deren Litteratur wohl eben so reich ist, eine besondere Rubrik unter den epischen Dichtungen vergönnt. Er wende nur nicht ein, dass die Legende durch den eigenthümlichen Ton der Darstellung sich von der Ballade wesentlich unterscheide. Denn dieser hängt eben von dem Stoffe ab und kann für sich nimmermehr als Eintheilungsgrund gelten.

4. *Die poetische Erzählung.* (§ 132—138).

„Die poetische Erzählung ist die Darstellung einer ausführlicheren erdichteten Begebenheit, welche theils auf Belehrung, theils auf Belustigung oder Erregung theilnehmender Leidenschaften abzielt." Nichts zeigt offenbarer, wie wenig die Theoretiker, welche die poetische Erzählung als eine besondere Unterart der epischen Dichtung willkürlich gelten lassen, mit ihrer Theorie im Reinen sind, als ihre Definitionen eben dieser poetischen Erzählung. Hält man dieselben, was oft durchaus nothwendig ist, zusammen mit den dazu angeführten Beispielen: so kann es selbst der oberflächlichsten Kritik nicht entgehen, dass man hier eine mehr oder minder geräumige Rumpelkammer für die verschiedenartigsten poetischen und unpoetischen Dichtungen vor sich habe, welche sich theils, weil in ihnen selbst der Charakter normaler Gattungen wirklich nicht rein gehalten erscheint, theils und vorzüglich deshalb, weil die Klassifikationen und Spezifikationen der Theoretiker zu willkürlich oder zu ungeschickt angelegt sind, nirgends recht einrenken lassen wollen. Unter die

ungeschicktesten Definitionen gehört nun auch die obige. Schon das *theils* — *theils* verräth die Verlegenheit des Verf. Was soll nun ferner das relative „ausführlich*ere* Begebenheit?“ Der Verf. hat sich mehrmals mit der unpoetischen Kategorie der räumlichen Ausdehnung, die doch lediglich von der aller kritischen Eintheilung zum Grunde liegenden *Auffassungsweise* des Stoffes bedingt ist, aus der Noth zu helfen gesucht. Ferner steht das „erdichtete Begebenheit“ in der Definition mit der späteren Erörterung über die Wahl des Stoffes (§ 134) im Widerspruch, wo es heisst: der Stoff kann aus der heroischen oder mythischen Welt entlehnt, rein historisch oder erdichtet sein, immer aber muss er den fruchtbaren Keim einer poetischen Entwickelung (hic haeret aqua!) in sich enthalten.“ Endlich bringt der Verf. noch die beabsichtigte *Belehrung* in's Spiel. Wo aber solche besondere Absicht hervortritt, da ist streng genommen, — und warum soll man es nicht streng nehmen? — vor eigentlicher Poesie nicht mehr die Rede, oder doch nur von solcher, welche der Verf. als unselbständige ausrangiren müsste. Wie die Definition vorliegt, passt sie auf gar mancherlei, z. B. auf jedes lang gedehnte Märchen, auf die Fabel im weitern Sinn des Wortes u. dgl. Will der Verf. bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe die vorliegende Eintheilung beibehalten, so rathen wir ihm, ausser der grösseren Schärfe in seinen Definitionen, auch noch das an, in irgend einem § den Lehrling direkter, d. h. mehr als geschehen ist, aufmerksam zu machen auf das Unpoetische in der Unzahl von s. g. poetischen Erzählungen deutscher Reimschmiede, dergleichen fortwährend schockweise in den Blumenlesen, Mustersammlungen zum Behuf der Declamir-Uebungen u. dgl. Büchern unsrer Jugend als Poesien vorgelegt und von der grösseren Menge aus natürlichen Gründen oft gerade der wahren Poesie vorgezogen werden. Im § 136 heisst es von der poetischen Erzählung auch noch: „Sie darf nicht zu viele (?) Personen enthalten und soll nur solche Menschen einführen, wenn auch nicht vollkommen, doch *wenigstens gut sind.*“ Den Teufel auch! —

5. *Die poetische Beschreibung.* (§ 139—144).

Ueber diesen Abschnitt haben wir uns schon oben ausgesprochen. Nachträglich heben wir nur noch die Bemerkung des § 143 hervor. „Doch ist das Sylbenmass nicht durchaus nothwendig. Wir haben eine grosse Anzahl von Beschreibungen, die in *Prosa* abgefasst sind.“ Hier wird die schon berührte Mangelhaftigkeit des § 8 sehr fühlbar. — Der Verf. hat oben vom Unterschied zwischen dem Epos und dem Roman (§ 98), zwischen der poetischen und der prosaischen Erzählung (§ 133) ausführlich gesprochen. Warum nicht auch hier von dem Unterschied zwischen der poetischen und der prosaischen Beschreibung? Dass in der Litteratur (§ 144), wo bemerkt wird, die

Alten hätten die poetische Beschreibung als keine besondere Dichtungsart behandelt, die idyllisch-pittoreske Mosella von Ausonius und die didaktisch-pittoreske Schilderung des Aetna vom jüngeren Lucilius, die Opitz nachgeahmt hat, unerwähnt geblieben ist, wollen wir dem Verf. nicht zum Vorwurf machen, wiewohl er in manchen litterärischen §§. viel grössere Kleinigkeiten aufführt.

II. *Die lyrische Poesie* (§ 145—204).

§ 145. „Die lyrische Poesie beschäftigt sich mit der Darstellung menschlicher Gefühle und Empfindungen *aller Art*; die sie bald auf eine ernsthafte, bald auf eine comische Weise nach *einem* Gesetze der Schönheit *schildert*" u. s. w.

Hier ist — um nur Eines aus dieser vagen Definition hervorzuheben, dem der Verf. begegnet, was wir sehr häufig in seinem Buche rügen könnten, dass er nämlich in der vorangeschickten allgemeinen Begriffsbestimmung seines Gegenstandes Momente vorbringt, die in ihrer Allgemeinheit geradezu falsch sind und erst hinterher in einem oder mehrern §§., beschränkt werden müssen. So sehen wir ihn hier § 145 als Stoff der Lyrik Gefühle und Empfindungen *aller Art* angeben, dagegen § 146 nur die *wahren*, *natürlichen*, *harmonisch* bleibenden, durch einen *gewissen Adel* sich auszeichnenden. Ueberhaupt wäre es besser gewesen, das was in den vielen einzelnen §§. unter den Ueberschriften: Begriff, Stoff, Form, Charakter u. dgl. abgehandelt ist, zu *einem* oder in nur wenigen aber die Sache in präciser Sprache erschöpfenden § zu verarbeiten. Noch ein anderer Punkt ist in obiger Definition zu rügen. Sie spricht blos von Gefühlen und Empfindungen als Gegenstande der Lyrik. Allerdings giebt es in jeder Litteratur gar manche Gedichte, die lediglich die eine oder die andere der mannichfachen Regungen des Gemüthes aussprechen. Diese wären also nach obiger einseitigen Definition, welche übrigens vorliegende Poetik mit den meisten andern theilt, die echt lyrischen Gedichte. Gewissen Naturen mögen dergleichen Dichtungen am meisten zusagen; sie mögen nur in ihnen allein die reine Lyrik, ja vielleicht die höchste Poesie anerkennen und sich in diesem, bei aller Mannigfaltigkeit der Gefühle, welche der tiefe Schacht der menschlichen Brust in sich birgt, doch sehr beschränkten Kreise am liebsten bewegen. Allein wer ohne vorgefasste Meinung die Litteraturen betrachtet und überhaupt was in jeder derselben von jeher dem Gebiete der lyrischen Poesie überwiesen erscheint, der wird schon auf diesem historischen Wege dazu gelangen, jene Definition für durchaus mangelhaft zu erkennen. Jede Kunst — ausser der Musik — also auch die Poesie muss als solche bestimmte Bilder schaffen, sie muss individuelle Gestalten ausprägen; gestaltlose Poesie ist keine Poesie, wenigstens nur eine Afterpoesie. Jene Gestalten greift aber der Künstler, der Dichter, selbst wenn

er die übersinnlichsten Gegenstände darstellen will, aus der sinnlichen Welt, aus dem Gebiet der Erfahrung, der Menschheit und der Natur. Die Aussenwelt ist der Grund und Boden, auf welchem der Dichter in seiner Darstellung stehen bleiben muss, mögen auch seine Ideen, seine Gefühle in andere Regionen sich erheben. Kurz, der Verf. und alle diejenigen Theoretiker, welche das Gefühl allein als Gegenstand der Lyrik angeben, haben das andere Moment, die *Phantasie*, bei Seite liegen lassen, die doch nothwendig in jeder dichterischen Schöpfung lebendig sein muss, wenn sie auch in der einen oder andern Gattung mehr oder wenig untergeordnet erscheint. Das lyrische Gedicht hat zum Gegenstand allerdings die innere Welt, das Gefühl, die Empfindung, aber es strebt diesen Stoff äusserlich zu gestalten; diese oder jene Empfindung immer an einen bestimmten Gegenstand, an eine bestimmte Erscheinung oder Begebenheit der Aussenwelt anzuknüpfen, oder die Phantasie des Dichters schafft sich erst eine solche zum Behuf der Darstellung. Diess musste der Verf. gleich von vornherein hervorheben, wollte er nicht den Lehrling auf eine ganz unrichtige Vorstellung vom Wesen der Lyrik hinleiten. Das Wörtchen „*schildert*" in seiner allgemeinen Definition reicht nicht aus, jene Einseitigkeit zu heben, und dass er erst in den folgenden §§. „von der Eintheilung der lyrischen Poesie," und bei den einzelnen Arten derselben von den zum Grunde liegenden Veranlassungen und Gegenständen spricht, — wiewohl auch hier nur sehr im Allgemeinen und oberflächlich, — das gehört zu der schon oben gerügten Mangelhaftigkeit der Methode.

Wie andere Poetiker unterscheidet auch unser Verf. nach Verschiedenheit der Empfindungen und deren *Graden*, nach Beschaffenheit der Veranlassung und des Gegenstandes, und nach Art des Ausdrucks mehrere Arten der epischen Poesie, nämlich: Ode, Hymne, Dithyrambus, Lied, Elegie, Heroide, Cantate, Epigramm, endlich die fremden Formen, welche von den orientalischen und romanischen Völkern zu uns verpflanzt worden sind: Sonett, Canzone, Madrigal, Rondeau, Triolett, Terzine, Stanze, Ghasele, Glosse. Diese letzteren 9 Formen werden, jede in einem besondern §. kurz und bündig, *oft ganz mit den Worten Heyse's*, abgefertigt; die erstern 8 Arten lyrischer Poesie nach den stehenden in einzelne Paragraphe vertheilten Kategorien: Begriff, Stoff, Eintheilung, Charakter, Form, Litteratur behandelt. Es geschieht diess mit ziemlicher Ausführlichkeit; auch werden über Einzelnheiten gute Bemerkungen mitgetheilt. Allein mitunter sind die Bestimmungen wieder so vage, oder, wie man zu sagen pflegt, dem Nagel ist so wenig auf den Kopf getroffen, dass der Lehrling unmöglich das Charakteristische der einzelnen Arten auseinander zu halten vermag. So vermisst man, z. B., gleich bei der Ode, welcher die Hymne, sowie dieser wiederum

der Dithyrambus durchaus nicht *koordinirt* werden darf, die Angabe des charakteristischen Merkmals, dass sie ihren Gegenstand zu feiern, zu *verherrlichen*, überall die *idealen Seiten* hervorzuheben und so die *Bewunderung* desselben zu erregen sucht. Aus diesem wesentlichen Moment der Erhabenheit und Feierlichkeit lassen sich die übrigen Merkmale sehr leicht und kurz deduciren, nicht leicht aber aus der gegebenen Begriffsbestimmung: „die Ode ist der höchste lyrische Ausdruck einer bestimmten Empfindung in ihrem lebendigen Drange und in der Wirklichkeit ihrer ersten Gluth.“ Solche Kategorien wie des *höchsten*, *längeren* oder *kürzeren* u. dgl. sollten doch wenigstens aus den Definitionen ausgeschlossen bleiben. Gewöhnlich werden gerade diese von den Schülern festgehalten, und so haben sie denn zuletzt so viel wie nichts vom Wesen der Sache selbst. Schon deshalb muss Ref. auch die Definition des Liedes (§ 164) verwerfen, in welcher dem Schüler das begreiflichste sein wird: das Lied sei eine kleine Ode. Sie lautet vollständig so: „Das Lied ist der Ausdruck eines Gedankens oder eines bestimmten angenehmen Gefühles, welches sich ohne eigentliche Leidenschaftlichkeit oder Begeisterung mit selbstgefälliger Besonnenheit über einen Gegenstand ergiesst; also eine kleine Ode, die nicht aus der Tiefe des Gemüthes hervorgeht, sondern nur auf dessen Oberfläche als leichte Welle entsteht.“ — Die Mängel dieser Begriffsbestimmung sind zu auffallend, als dass Ref. dabei verweilen möchte. Nur Eins ist zu bemerken: das *geistliche Lied* wird weiter nicht hervorgehoben — in einer deutschen Poetik! — sondern nur bei Gelegenheit der Eintheilung des Liedes in das geistliche und das profane namhaft gemacht und mit der Bemerkung abgefertigt: jenes habe den Stoff mit der Hymne gemein, aber nicht den Schwung. Auch in dem §. der Litteratur des Liedes wird keiner unserer geistlichen Liederdichter als solcher erwähnt. In der Mustersammlung dagegen werden unter einem halben Hundert von Liedern auch einige Beispiele des geistlichen Liedes gegeben, jedoch nur von den neuesten Dichtern und — keines das *nicht* aus der Tiefe des Gemüthes hervorgegangen, sondern nur auf dessen Oberfläche als leichte Welle entstanden sei!

III. *Die dramatische Poesie.* (§ 205—278).

Dieser Abschnitt zeichnet sich — eine förmliche Dramaturgie wird niemand hier suchen wollen — vor den andern durch eine im Ganzen bündige Vollständigkeit aus, und auch im übrigen durch grössere Klarheit und Bestimmtheit der Begriffsdefinitionen und der Eintheilungen vortheilhaft aus. Nur wenige einzelne Punkte bedürfen bei einer neuen Auflage einer genaueren Erörterung. Dahin gehören folgende. Der § 214 über die Einheit der Zeit und des Ortes kann in seiner jetzigen Gestalt zu manchen Missverständnissen verführen; auch könnte hier auf

den Unterschied des antiken und des romantischen Dramas in dieser Beziehung aufmerksam gemacht werden, sowie auf die verkehrte Nachahmung des erstern in späterer Zeit, über Wahrscheinlichkeit und Illusion überhaupt. In § 216, vom „Hauptcharakter," heisst es: „Eben so wenig kann er (der Dichter) aber einer moralisch schlechten Person den ersten Platz anweisen." Hier muss das kleine, aber nothwendige Wörtchen „durchaus" oder „gänzlich" vor das „moralisch schlecht" gesetzt werden, damit diese Bestimmung mit § 230 übereinkommt, wo dieselbe richtig gefasst ist. In § 223, „Unterschied zwischen antiker und moderner Tragödie," ist die Gelegenheit unbenutzt gelassen, einige Andeutungen über die moderne Schicksalstragödie zu geben, und § 236 „Unterschied der antiken Komödie und dem modernen Lustspiele," musste das „antik" genauer vorher beschränkt werden, nämlich als das alt-griechische; denn auf die jüngere griechische und auf die römische Komödie, welche letztere dem Schüler gerade die zugänglichste ist, und welche beide ihm doch antik erscheinen werden, passt die gegebene Charakteristik durchaus nicht. Diese Scheidung musste mehrmals gemacht werden, wie z. B. § 244, wo es heisst: „der alten Komödie war der Chor unentbehrlich." —

Während der Verf. in den §§. der Litteratur die altdeutschen Dichter sonst wenig oder gar nicht beachtet, finden wir § 246 sogar, unter den älteren deutschen Komikern, den Nonnerich Hroswitha von Gandersheim und „Hans Sneppe, genannt Rosenblüth," der dem Ref. aber unter dem Namen Hans Schepperer d. i. der Geschwätzige (von snepp Mund, *Schnabel;* snappen, schwatzen; vergl. schnippisch) genannt Rosenplüt bekannt ist. — § 278 bilden die *Pantomimen* der Alten den Schluss der Unterarten dramatischer Dichtung; sie gehören aber als solche eben so wenig in die Poetik als die neueren Ballete, mit denen sie der Verf. vergleicht. Ueberhaupt hat sich der Verf. in dieser Abtheilung von seinem Streben nach äusserer Vollständigkeit zu weit führen lassen; er hat vorübergehende, individuelle dichterische Gebilde als Gattungen hingestellt und selbst deren Theorie auseinander zu setzen gesucht, z. B. das Schäferspiel, Festspiel, Künstlerdrama und andere, welche man doch dem Schüler nicht zur Anschauung zu bringen braucht oder vermag, wie z. B. (bei der Oper) das Intermezzo.

Zweiter Abschnitt. Die unselbstständige Poesie.

Wie andere Poetiker gewisse Gebilde, die, nur der redenden Kunst überhaupt und der Versemacherkunst insbesondere angehörend, doch von jeher auf den Namen Poesie Anspruch machten, aus Scheu sie ganz aus dem Tempel der Muse fernzuhalten, in das nachschleppende Kapitel der „Ergänzungsklassen" u. dgl. zusammen geworfen haben: so hat unser Verf., festhaltend an den einmal hergebrachten willkürlichen Klassifikationen

und Spezifikationen seiner Wissenschaft, solche Gebilde, in denen keine der drei poetischen Normalgattungen scharf ausgeprägt erscheint, und die sich daher allerdings nicht mit Bequemlichkeit alle in die eine oder die andere der drei Hauptklassen fügen wollen, als eigene Formen separiren zu müssen geglaubt und dieselben einem abgesonderten Seitengebäude seines Lehrgebäudes überwiesen. Schon die Ueberschrift desselben „unselbstständige Poesie" ist sehr ominös, und ihre Erklärung zeigt die Nichtigkeit der Methode.

Unselbständige Formen der Poesie heissen hier diejenigen, in welchen die Poesie „nicht blos als schöne Kunst ergötzt, sondern zugleich auch anderen Zwecken *dient*, welche ihr und ihrem Wesen fremd sind." Die Poesie ist sich aber selbst Zweck; sie sucht als schöne Kunst, ästhetisch zu gefallen, ästhetischen Genuss zu gewähren, das Gefühl des Schönen und Erhabenen zu erregen und zu befriedigen; Dienstmagd eines andern Zweckes ist sie nicht; und wurde sie von einzelnen Dichtern als solche angesehen, so ist diess ein Missgriff, eine Misshandlung. Diess ist freilich oft der Fall gewesen, häufig aber auch findet der Fall statt, dass was der gebende Theil als etwas selbständiges darbot, der aufnehmende Theil als solches verkannte und durch falsche Auffassung herabzuziehen und zu beliebigen Zwecken *benutzen* zu dürfen glaubte, wie etwa die Blumen und Blüthen der Flur hier zu farbenprächtigen duftenden Sträussen, dort aber zu Arzneien und Herbarien gepflückt und gesammelt werden. Es wird dem Verf. sehr schwer fallen, sinnigen Jünglingen, in denen er, was doch der Zweck des Lehrbuchs ist, den Sinn, das richtige Gefühl für wahre Poesie im ersten Abschnitt wirklich geweckt, geläutert und gestärkt haben sollte, nun im 2ten Abschnitte von der Gattung unselbständiger Poesie als solcher zu überzeugen.

Das Seltsamste dieser Darstellung ist aber die zum Behuf der Eintheilung dieser unselbständigen Poesie unternommene Ableitung derselben aus den drei Elementen: *Verspottung*, *Belehrung*, *Nachahmung*, welche in der Komödie vereinigt sein sollen. Dadurch nämlich dass jedes derselben einzeln hervortrete, sollen die drei unselbständigen Formen der Poesie entstehen: die *didaskalische*, die *satirische*, die *idyllische*. Dem Elemente der Belehrung (warum dieses sowie das der Nachahmung gerade aus der Komödie hervorgehoben wird, ist nicht leicht abzusehen) entspricht in seiner Isolirung: 1. *die didaskalische Poesie*, als deren Unterarten 1) die Gnome 2) das Lehrgedicht (das spekulative, ethische und technisch-pragmatische) und 3) die poetische Epistel; ferner die indirekt darstellenden Formen: 4) die äsopische Fabel, 5) die Parabel, 6) die Paramythie, 7) die Allegorie und endlich 8) das Märchen, welche nach den bekannten fünf bis sechs Kategorien abgehandelt werden.

Dem isolirten Komödien-Element der Verspottung entspricht II. die *satirische Poesie* und zwar 1) die Satire und 2) die Parodie sammt Travestie, welche beiden letzteren sehr kurz abgefertigt werden, ohne dass sie, was doch von der Jugend, die an dergleichen Produkten sehr grosses Gefallen findet, nöthig ist, eine gehörige Würdigung vom poetischen Standpunkte aus erhalten.

Dem isolirten Komödien-Element der Nachahmung soll endlich III. die *idyllische Poesie* entsprechen, und doch heisst es gleich im Eingang § 324. „Die idyllische Poesie, welche Nachbildung, Verspottung und Belehrung in sich vereinigt" (also wie die baare Komödie selbst!)" enthält Schilderungen und Gemälde von verschiednen Situationen und Auftritten des *bürgerlichen* Lebens." Das begreife wer da will! Doch vielleicht ist dem Verf. auch gar nicht darum zu thun. Wenigstens hat diese Deduktion keinen weiteren Einfluss auf die Erörterung der Unterarten dieser idyllischen Poesie gehabt: der Idylle, des Romans, der Novelle, mit welcher der Verf. seine Poetik beschliesst.

Der Druck dieses so wie des folgenden Theiles ist gedrängt und korrekt. Die wenigen Druckfehler kommen meist in den §§. der Litteratur vor, z. B. § 288. Aalmanni (Alamanni). § 292 Göckmyk (Göcking); mehrmals steht Idille, idillisch, satyrisch statt Idylle, idyllisch, satirisch.

Nr. II.

Mit den Goethe'schen Versen:

„Und wenn wir unterschieden haben,
Dann müssen wir lebendige Gaben
Dem Abgesonderten wieder verleihn"

führt Ref. die Leser dieser Blätter über zu dem *zweiten* Theil der Poetik, welcher auch den besondern Titel führt:

Systematisch geordnete Mustersammlung aus dem gesammten Gebiete der deutschen Dichtkunst. München 1835. XIV u. 368 S. gr. 8.

„Soll der Unterricht in der Theorie der redenden Künste gedeihen, und reichliche Früchte tragen, so müssen die in derselben aufgestellten Regeln durch Vorlage classischer Muster veranschaulicht (,) und durch selbstständige Arbeiten, denen sich die Schüler nach Anleitung des Lehrers theils in der Schule, theils zu Hause unterziehen sollen, eingeübt werden. Diese Ueberzeugung bestimmte mich, diese Sammlung anzulegen, und dieselbe so einzurichten, dass sie meinem Lehrbuche der Poetik in allen Beziehungen entspräche. Deshalb überging ich keine Dichtungsart, die von den Deutschen angebaut wurde, mit Stillschweigen, sondern bestrebte mich, meinem Versuche *in materieller Beziehung die grösste Vollständigkeit* zu geben und den Stoff so zu ordnen, dass die Lehrer die in der Theorie vorgetragenen Regeln daraus leicht entwickeln können. Es leuchtet

wohl jedem unbefangenen Richter ein, dass ich für die Erreichung dieses Zweckes für jede Dichtungsart mehrere Muster wählen musste, was ich zum Theil auch deshalb gern that, damit diese Sammlung auch als *Lese- und Declamationsbuch* benützt werden kann. Was die Auswahl anbelangt, so glaubte ich nur solche Stücke aus classischen Dichtern aufnehmen zu dürfen, welche nicht bloss zur Versinnlichung der in der Poetik vorgetragenen Regeln dienten, sondern auch für Studirende und gebildete Leser überhaupt wegen ihres sittlichen und ästhetischen Gehaltes besonderes Interesse hätten. Demnach benützte ich vorzüglich die classischen Werke der neuesten Zeit, ohne deshalb die ältern Dichter unbeachtet zu lassen. Wegen der Rücksicht, die auf classischen Werth genommen werden musste, nahm ich auch einige Gedichte auf, welche bereits in andern Sammlungen abgedruckt sind u. s. w."

So spricht sich im Eingang der Vorrede der Verf. selbst über den Zweck und Plan seiner Mustersammlung im Allgemeinen aus, worauf er in Bezug auf das Massverhältniss, den sittlichen Gehalt und die relative Schwierigkeit der aufgenommenen Gedichte vor dem Publicum sich zu rechtfertigen sucht. Ueber die Nothwendigkeit der Veranschaulichung der Theorie durch Vorlegung klassischer Muster, wird jedermann mit dem Herrn Herausgeber vollkommen einverstanden sein; weniger dagegen über die Einübung der in der Poetik aufgestellten Regeln durch selbständige Arbeiten der Schüler, sei es zu Hause oder gar in der Schulstube, wenn diese Versuche sich wirklich auf alle Formen der Poesie erstrecken sollen. — Ebenso ist es klar, dass einem Lehrer, der sich in seinem Vortrage der Poetik nach einem bestimmten Lehrbuche richtet, eine nach ebendemselben eingerichtete, möglichst vollständige Mustersammlung sehr vollkommen sein wird, da er, falls sie ihm nicht ganz hinreichend erscheinen sollte, mit leichter Mühe das etwa Fehlende bei dem mündlichen Vortrage hinzufügen kann. Es lässt sich nun aber, so innig sich auch die Einrichtung derselben an die Theorie anschliessen möge, nicht füglich behaupten, dass ihre Brauchbarkeit mit der des Lehrbuches stehe oder falle. Wenn auch die theoretischen Classifikationen und Subsumtionen willkürlich sind, und sich ein Lehrer nicht in die vorliegende finden will, so ist deshalb die Sammlung doch noch nicht unbrauchbar. Denn man kann, ist nur reichlicher, gut gewählter Stoff darin geboten, nach Belieben auswählen und benennen. Von eben dieser letztern Bedingung hängt auch die Benutzung der Sammlung als Lese- und Deklamationsbuch ab, wiewohl, was auch vernünftiger Weise niemand verlangen wird, nicht leicht auf *jeder* Stufe des Unterrichts, und überhaupt auch nicht für *den* Fall, dass man sie ausschliesslich zur Lesung und Deklamation gebrauchen wollte. Denn abgesehen davon, dass sehr viele und darunter die herrlichsten Poesien

sich gar nicht in die §§. der Poetik fügen lassen und deshalb aus den Mustersammlungen ausgeschlossen bleiben, werden wiederum gar manche andre Dichtungen blos der Theorie wegen aufgenommen, die sich für den andern Zweck nicht eignen und an deren Stelle man also ganz andre in grösserer Anzahl wünschte. Bietet nun das vorliegende Buch eine reichhaltige Sammlung gut gewählter Musterstücke dar? —

Die 23 enggedruckten Bogen enthalten 223 Nummern, worunter die Epigramme, Ghaselen und Gnomen jede für sich zusammen nur *eine* bilden. Ueber das Massverhältniss, die Vertheilung derselben unter die verschiednen Rubriken der Poetik spricht sich der Verf. p. IV selbst aus, indem er die besonders reichliche Ausstattung der poetischen Erzählung (11 Stück) und Beschreibung (8), des Liedes (55) und der Elegie (8) mit der Wichtigkeit dieser Dichtungsart für Studirende und mit dem Ruhm, den sich die Deutschen in deren Anbau erworben hätten, rechtfertigt. Warum er hier nicht auch die Ballade (12 St.), die Ode (18) und die Fabel (9) hervorgehoben hat, ist nicht abzusehen. Ihre Wichtigkeit für die Jugend und ihre Pflege durch deutsche Dichter ist dieselbe; ja die Ballade hätte auf Kosten einiger andern Rubriken z. B. des Schäfer-, Sing- und Festspiels u. dergl. um eine Anzahl gutgewählter Stücke verstärkt werden können. Bei dem Epos und dem Drama, sowie bei dem didaktischen Gedicht, dem Märchen, dem Roman und der Novelle, giebt der Verf. natürlich nur *Bruchstücke.* Dass solche das Wesen dieser Gattungen nicht veranschaulichen können und in sofern überflüssig seien, ist eine schon öfters ausgesprochene Behauptung. Allein so wahr der erstere Satz ist, so wenig haltbar ist die daraus gezogene Folgerung. Es lässt sich die Mittheilung blosser Bruchstücke grösserer Dichtungen *in einer Mustersammlung* allerdings rechtfertigen. Das Wesen des Epos, des Dramas u. dergl. kann freilich nur aus der Auffassung des Ganzen gewonnen werden; deshalb sei es Grundsatz, nie ein Bruchstück ohne das Ganze darzubieten, d. h. nie ein Bruchstück *in der Schule* mitzutheilen, wenn das Ganze selbst vorzulesen entweder die Zeit oder der Inhalt verbietet. Es kommt also hauptsächlich darauf an, das Ganze sorgfältig auszuwählen. Hat man eine glückliche Wahl getroffen, so kann die Mittheilung eines Bruchstückes *im Buche* dienen: 1) zur sicherern Veranschaulichung der äusseren Form der Gattung 2) zur Erinnerung an das Ganze, 3) zum Auswendiglernen, in welcher letztern Rücksicht ganz besondere Sorgfalt auf die Auswahl eines geeigneten Fragmentes zu verwenden ist. Referent hält es für zweckmässig, seinen Lesern von den hier aufgenommenen Bruchstücken diejenigen zu nennen, welche gemäss ihrer höheren Wichtigkeit den meisten Raum einnehmen.

I. Epopöen. A. Ernsthafte Ep. Nr. 1) Pyrkers Tunisias. Er-

ster Gesang. p. 1—4. 2) Torquato Tasso's befreites Jerusalem. Dritter Gesang (v. Streckfuss). p. 4—6. 3) Klopstocks Messiade. Adams Erzählung von Abadonna's Schicksal. p. 6—9. 4) Nibelungenlied, aus dem 3. Gesang; übersetzt von J. v. Hinsberg. p. 9—10.

Dass hiervon eine Uebersetzung gewählt ist, statt des Originaltextes, wird gemissbilligt werden, mag der Herausgeber vorausgesetzt haben, dass der Schüler beim Vortrage über deutsche Litteratur mit dem Original bekannt gemacht werde, oder nicht. Dass kein Beispiel der so ganz eigenthümlichen antiken Epopöe gegeben ist, lässt sich etwa aus der Bestimmung des Buches für Gymnasien rechtfertigen, wo andere Lektionen zur Kenntniss derselben bestimmt sind.

B. Komisches Epos: Feldherrnränke v. K. G. Prätzel. Erster Gesang. p. 11—16.

C. Romant. Epos: Die bezauberte Rose von E. Schulze p. 17—21 und Episode aus Platens Abbassiden p. 21—25. — D. Idyllisches Epos: Episode aus Goethe's Hermann und Dorothea p. 25—29.

(III) Drama. A. Tragödie. Nr. 157. Shakespeares Lear Act. 1. Sc. 1. (nach Schlegel) 158. desgl. Act. III. Sc. 2.; 159. Hamlet Act. III. Sc. 1.; 160. Julius Cäsar Act. I. Sc. 2. und Nr. 161. Anton's Leichenrede; 162. Romeo und Julie, Act. II. Sc. 3. — Nr. 163. Schillers Wallenstein. Act. II. Sc. 2. 164. Platens Liga v. Cambrai Act. II. Schluss (Rede des Dogen). 165. Schillers Braut v. Messina, Chor (nach Manuels Ermordung). 166. Goethes Faust (Mephisto und der Schüler). B. *Lustspiel.* Nr. 167. Platens Romantischer Oedipus. Act. I. Sc. 1.; Nr. 168. dessen verhängnissvolle Gabel, 2. Parabase. 169. Ed. v. Schenks Albrecht Dürer Sc. 9. C. *Schauspiel.* Nr. 170. Goethes Tasso Act. I. Sc. 3.; Nr. 171. Tiecks Kaiser Octavian (Scene in Jerusalem.) —

Dass der Verf. besonders auf Shakespeare hinweist, wird unbedingt den Beifall derer finden, welche die auch von Ph. Wackernagel (Auswahl deutscher Gedichte für höhere Schulen 1832 p. IX) ausgesprochene Bedenklichkeit gegen Mittheilungen aus deutschen Stücken hegen: „dass sich *wenige* deutsche Dichter nennen lassen, die nicht den Wahn, als wäre dem Drama die Mitentwickelung irgend eines Liebesverhältnisses wesentlich, so offen zu Tage legen, dass wenigstens für Schulen kein Gebrauch von ihnen gemacht werden kann.“ — Statt Goethe's Faust, dessen Lektüre auf Gymnasien durchaus nicht gehört, würde Ref. Goethe's Iphigenia lieber gewählt sehen, schon wegen des antiken Charakters, dessen Erfassung dem Schüler aus der langsamen, stückweisen Lesung griechischer Texte zu schwer fallen dürfte und aus Uebersetzungen nicht anzurathen ist. Schillers Braut scheint blos des Chores wegen gewählt zu sein, hat aber auch deshalb schon Bedenklichkeit. — Die Wahl der Lustspiele ist

zu billigen, wenn sie auch für die Poetik nicht ausreicht. Es hätten wohl auch deutsche Lustspiele von modernem Charakter ohne Anstoss aufgenommen werden können. Der Verf. äussert dagegen seine Bedenklichkeit. Auch Ref. hält hier die äusserste Vorsicht für nothwendig. Allein es ist auch zu bedenken, dass die Schüler ausserhalb der Schule durch Lektüre und Besuch des Theaters Kenntniss nehmen von Stücken, die schädlichen Einfluss auf sie haben können. Gänzliches Ignoriren derselben von Seiten der Schule dürfte eher nachtheilig als vortheilhaft sein. Man benutze also das eine oder andre im modernen Liebhabergeschmack verfasste, dabei aber sittliche Stück, um die Schüler auf den rechten Standpunkt der Beurtheilung zu leiten.

Im übrigen ist noch in Bezug auf die Wahl der andern Stücke zu bemerken, dass der Verf., wie er selbst hervorhebt, besonders auf die klassischen Werke der neuesten Zeit aufmerksam macht, ohne deshalb die älteren Dichter von (Hagedorn, Klopstock, Gellert, Gleim u. s. w. an gerechnet) unbeachtet zu lassen. Wir nennen hier nur die Namen: Chamisso, Anastasius Grün, Hölderlin, J. Kerner, König Ludwig (!), Wilh. Müller, Platen, Pyrker, Rückert, Ed. von Schenk, Schwab, Tieck, Uhland, Zedlitz. — Auch kann sich Ref., für argwöhnische Kenner solcher Mustersammlungen, der arglosen Bemerkung nicht enthalten, dass die vorliegende *keine* eignen Gedichte des Herausgebers enthält.

Um, endlich, noch einmal auf den sittlichen Gehalt der aufgenommenen Stücke zurückzukommen, theilen wir einiges von dem mit, was der Verf. in der Vorrede hierüber beibringt, im Auszuge mit: „Ein solches Buch soll sich für die Schüler katholischer und protestantischer Anstalten eignen (,) und das Zartgefühl der Jugend in keiner Beziehung verletzen. Wenn die Poesie in gewisser Beziehung ein Nachspiel der Sphärenmusik ist, in welcher alle Dissonanzen ausgeglichen und in Harmonie umgewandelt sind, so muss sie auch dahin wirken, diese Harmonie in jungen Gemüthern herzustellen, zu läutern und zu steigern. Ich hoffe, dass die gewählten Stücke geeignet sind, den religiösen Sinn der Studirenden zu wecken und zu nähren und sie zu allem Guten zu entflammen. Aus diesem Grunde wird es mir auch niemand verdenken, dass ich nicht blos einzelne Ausdrücke, die dem jugendlichen Gemüthe hätten Anstoss geben können, mit andern vertauschte, sondern auch bei einigen Gedichten mehrere Zeilen hinwegliess, insoferne diess geschehen konnte, ohne dem dichterischen Interesse nahe zu treten“ u. s. w.

In der That hat Ref. in der eben berührten Beziehung am wenigsten an der Sammlung auszusetzen. Nur ist er der Meinung, dass ehe man Aenderungen wegen bedenklicher Ausdrücke und Stellen vornimmt, man lieber das ganze Stück der Sammlung gar nicht einverleibe. Er gesteht, dass er sich dem mühsamen

und unerquicklichen Geschäfte, *allen* Aenderungen des Verfs. nachzuspüren, um sie hier vorlegen zu können, nicht unterzogen hat. Einige fand er, weil er die Originale noch im Gedächtnisse hatte. Dahin gehört Stolbergs Ballade „die Büssende," aus welcher er die 15. Strophe nach dem Original (A) und nach dem Abdruck unsres Verfs. (a) heraushebt:

A.	*a.*
„Als ich einst von frohen Siegen	Als ich einst von frohen Siegen
Unvermuthet kam zurück,	Unvermuthet kam zurück,
Ach! da sah mein erster Blick,	Ach! da sah mein erster Blick,
Der sie fand nach langen Kriegen,	Der sie fand nach langen Kriegen,
Sie *in meinem Bette* liegen	Sie noch *an der Seite liegen*
Mit dem Ehebrecher! Schmiegen	*Dieses Ehestörers.* Schmiegen
Thät er wie ein Lindwurm sich,	Thät er wie ein Lindwurm sich,
Doch ihn traf der Todesstich!"	Doch ihn traf der Todesstich.

Was Hr. Prof. Uschold durch diese Aenderung glaubt gewonnen zu haben, ist um so weniger zu begreifen, da er doch die zwei Schlussstrophen ohne Aenderungen, die ihm freilich hätten schwer werden sollen, hat passiren lassen. Wie konnte er *hier* stehen lassen:

„Nahm sie in sein Bett von neuen
Thät sich weidlich mit ihr freuen;
Zeugte Söhne, stark von Art,
Töchter, wie die Mutter zart."

und doch in der mitgetheilten Strophe eine Aenderung für nothwendig halten? Es ist nicht der Beruf des Ref., Kritik zu üben an den Stücken der Sammlung; allein er dürfte doch wohl wenig Widerspruch bei den Kennern der respectiven Litteratur finden, wenn er behauptet, dass diese Stolbergische Ballade, ganz abgesehen vom pädagogischen Standpunkt, eine in sehr vielen Beziehungen misslungene ist. Auch wird es dem Hrn. Prof. U., auf diesen doppelten Missgriff aufmerksam gemacht, nicht schwer werden, an deren Stelle, bei Gelegenheit einer neuen Auflage seiner Sammlung, eine oder mehrere Balladen zu setzen, welche solcher Aenderungen wie die obigen nicht bedürfen. Der Vorrath des Guten in dieser Gattung ist in der deutschen Litteratur zum Glück zu bedeutend und zu zugänglich, als dass Ref. dem Wunsche des Herausgebers, dass man ihm Stücke vorschlagen möge, die seinem vorgesteckten Zwecke besser entsprechen, nachkommen zu müssen glaubt. —

Berlin. Dr. *Polsberw.*

---

1) *P. Virgilii Maronis opera omnia.* Textum denuo recognovit ac perbrevi varietatis lectione instruxit *Guilielmus Braunhardus.* Coburgi et Lipsiae. Sumtibus librariae Sinnerianae. MDCCCXXXIV. XXXVI und 326 S. 10 ggr.

2) *In P. Virgilii Maronis opera omnia lexicon* scholarum usui inprimis adcommodatum edidit *Guilielmus Braunhardus* Thuringus. Coburgi et Lipsiae sumtibus librariae Sinnerianae MDCCCXXXIV. XIV u. 344 S. Auch unter dem deutschen Titel: Virgil Handlexicon (Sic) etc. 1 Thlr. 3 ggr.

Es ist unstreitig in einer Hinsicht ein sehr erfreuliches Zeichen der Zeit, dass die unschätzbaren Schriftdenkmale des classischen Alterthums, die von jeher als das wohlthätigste Mittel, die Geistesentwickelung der Jugend zu leiten und zu fördern, und die letztere zu höherem wissenschaftlichen Streben vorzubereiten, mit Recht angesehen und bearbeitet wurden, auch gegenwärtig durch die Bemühungen gelehrter Männer möglichst vervielfältiget und verbreitet werden. Denn die Erklärung der Alten, falls sie in der That die vollendete Gestaltung der Gedanken in einer unübertroffenen Wortform nachweist, muss sich jedem sachkundigen und unbefangenen Urtheiler als das wahre Element einer höheren geistigen Bildung bewähren, welches zu ächter Humanität emporhebt, alle Kräfte, des Geistes sowie des Herzens, nach allen Seiten hin zweckmässig und heilsam anregt, belebt und veredelt, und zu eigener Kraftäusserung tüchtig macht. Die Beschäftigung mit den Alten allein ist es ferner auch, welche den Entwickelungsgang des Menschengeschlechts von seinem Ursprunge an nachzuweisen, und darum auch in das Heiligthum der Wissenschaft am würdigsten einzuführen vermag. Wenn wir nun vorher die Vervielfältigung und die immer neuen Bearbeitungen der Classiker ein erfreuliches Zeichen der Zeit nannten, so ergiebt sich aus der eben gemachten Bemerkung schon von selbst, in welchem Sinne wir dieses verstanden wissen wollen; nicht als ob gerade alle Leistungen, die in dieser Gattung zu Tage gefördert und dem Publikum dargeboten werden, zur Förderung jenes heilsamen Zweckes beizutragen im Stande oder auch nur in dieser Absicht unternommen wären oder dieselbe erreichen; sondern weil wir darin wenigstens einen sichern Beweis erblicken, dass die Bestrebungen der philanthropischen, realistischen etc. Gegner, welche das Studium der Alten, wenn auch nicht ganz beseitiget, doch allzusehr eingeschränkt haben wollen, zum Heil wahrer Jugendbildung bisher fruchtlos geblieben sind, und, falls nicht mittelalterige Finsterniss zurückkehrt, stets bleiben werden. —

Kommen wir nun auf diejenigen Gründe, welche die Erscheinung neuer Ausgaben von Classikern rechtfertigen können, so dürften es, nach unserem Urtheile, hauptsächlich drei sein,

die den Beruf eines Herausgebers beurkunden; indem er nämlich entweder lediglich dem fühlbar gewordenen Bedürfniss eines fehlerfreien Textes glaubt abhelfen zu müssen, oder in kritischer und exegetischer Hinsicht so bedeutende und zahlreiche Aufschlüsse zu geben hat, dass er diese nicht besser, als in einer eigenen Recension niederlegen kann, oder endlich einen Ueberblick alles dessen gewähren will, was bis zur neusten Zeit für einen Schriftsteller geleistet worden ist. Der Herausgeber des vorliegenden, von uns anzuzeigenden Virgilius würde hiernach seine Bearbeitung mit dem zuerst angegebenen Punkte unterstützen, sofern er im Anfang seiner Vorrede bemerkt, er habe, nach des Verlegers Wunsch, einen neuen Abdruck des Schriftstellers nach der neuesten und besten Textesrecension zum Schulbedarf liefern wollen. Er drückt sich hierüber in folgenden Worten aus: Hanc nobis demandatam provinciam eo lubentius suscepimus, quo magis ejusmodi textus repetitionem scholarum usui profuturam esse intelligitur, quae, quod attinet artem typographicam, omni ex parte prodeat perpolita, omnibus accuratissime deletis, quae typothetarum erroribus solent attribui. Es lässt sich nicht läugnen, dass die Ausgabe schon in dieser Hinsicht zweckmässig genannt und zum Gebrauche empfohlen werden könnte, wenn in ihr das eben mit den eigenen Ausdrücken des Verfs. angeführte Versprechen wirklich erfüllt wäre; denn correkte Textesabdrücke, bei denen die relativ besten Lesarten zum Grunde gelegt und aufgenommen sind, haben einen nicht zu verkennenden Werth, sofern wirklich richtiges Verständniss und dem Geiste des Schriftstellers entsprechende Erklärung ohne Richtigkeit der Lesart schwerlich erreicht werden kann. Uebereinstimmend mit uns sagt Gesner in der Vorrede s. Enchiridions: emendata et interpuncta bene lectio instar commentarii, saepe melior omni commentario etc. Im Ganzen haben wir nun auch allerdings, soweit eine Vergleichung von uns angestellt worden ist, den Text correkt, wenn gleich das omni ex parte perpolita und omnibus accuratissime deletis, quae typothetarum erroribus solent attribui, keinesweges bestätiget gefunden. Denn wie lassen sich mit der grössten Sorgfalt sinnstörende Druckfehler wie Aen. 6, 678 ostendat; ebendas. v. 819 faces oder Bucol. 5, 89 dum, daselbst 7, 33 de vereinigen?

Zum Grunde gelegt hat der Herausgeber die vierte von *Wagner* besorgte Heyne'sche Textesrecension, wogegen an und für sich nichts zu erinnern ist. Wenn aber Hr. B. S. VIII von diesem Texte anerkennend sagt, basinque, ut ita dicam, a scopo vix ter quaterve aberrantem reperi, so ist Recens. auf der andern Seite höchst auffallend und unerklärlich, wie derselbe bei Gelegenheit, wo er äussert, er habe sich aller Kritik und eigenen Conjekturen enthalten, sagen konnte: *Haud paucis* igitur locis *inviti* Wagnerum secuti sumus. Abgesehen von diesem Wider-

spruch, in welchen der Verf., wir wissen nicht auf welche Weise gerathen ist, verdient es nach des Recensenten Urtheil gerade keinen Tadel, dass Herr B. alle eigenen Vermuthungen und Aenderungen vermieden hat, indem er keine selbstständige Ausgabe liefern wollte, es ihm bloss um einen correkten Text zu thun war, und, wie er sich selbst ausdrückt, non propria sed aliena indoles nobis servanda erat. Indessen durfte der Herausgeber alsdann auch dem Titel nicht die vielversprechenden Worte textum denuo recognovit hinzufügen, die freilich in neuerer Zeit oft nichts weiter bedeuten, als: *in erneutem Abdruck herausgegeben.* Ueber die unter den Text gesetzten Varianten sagt Herr B.: Textui perbrevem lectionis varietatem, quae editionis tertiae et quartae Wagnero paratae discrepantiam (?) indicat, in locis omnibus subjeci, quibus varietas lectionis ipsa notatu digna videbatur. Wir haben die Wagner'sche Ausgabe nicht zur Hand, und können uns daher nicht über den unbestimmten Ausdruck des Verfs. und sein Verfahren Aufkläruug verschaffen, verstehen ebensowenig, was ausserdem noch die Anmerkung S. IX der Vorrede: „Verba ipsa discrepantia (welche?) apud Heynium legebantur bedeuten soll. Wir unsererseits können übrigens die nackte Angabe verschiedener Lesarten, wie sie hier gegeben worden, nicht billigen, indem sie den Schüler, wenn er sie überhaupt zu Rathe zieht, mehr verwirren, als sie ihm Nutzen gewähren. Das Urtheil jüngerer Leser, für welche doch zunächst solche Ausgaben bestimmt sind, ist noch zu wenig befestiget, als dass sie ohne Fingerzeig, über den Vorzug, welchen die eine Lesart vor der andern verdient, richtig entscheiden und dem gemäss wählen könnten. Soll also die varia lectio für sie nicht ganz werthlos sein, so muss sie mit bestimmten Gründen für die eine oder die andere begleitet und unterstützt werden. Denn gewiss hat jeder, der mit jüngeren Schülern einen Classiker las, oft die Bemerkung zu machen Gelegenheit gehabt, dass dergleichen, fast möchte Recensent sagen, einsylbige Varianten kaum die Aufmerksamkeit der Mehrzahl auf sich ziehen, ja vielmehr meistentheils ganz unbeachtet bleiben.

Aufgefallen ist uns ferner, dass an einzelnen Stellen erklärende Anmerkungen gegeben sind, die doch nach dem Plane des Herausgebers ganz ausgeschlossen bleiben sollten, da sie nicht etwa zur Bestätigung der aufgenommenen Lesart dienen. Man vergl. z. B. zu Aen. 1, 1—3. *Arma — cano* h. e. et adventum viri a Troja profugi in Latium, eum quidem in locum, quo Lavinium posthac ab Aenea fuit conditum. — *fato* etc. jungere praestat: *Trojae ab oris profugus venit* oder die zu vs. 4 aus der Odyssee citirte Parallelstelle. Indessen würden wir selbst hiergegen nichts erinnern, falls in der That schwierige Stellen durch jene Erklärungen aufgehellt, oder, wenn sie nicht so sehr, wie sich deutlich zeigt, nach Willkür gegeben wären. Wir dürfen daher wohl mit Recht sagen, dass wir zu viele und zu wenige

solcher erklärenden Anmerkungen gefunden haben; zu viele, weil sie nicht an ihrem Orte sind, und auch überhaupt in eine blosse Textesausgabe nicht gehören; zu wenige hingegen, weil sie in der That, wie schon ein Blick in das Buch lehrt, sehr spärlich gesäet sind, und dem Leser Virgil's, der Erklärungen bedarf, etwas ganz anderes und in reichlicherem Maasse dargeboten werden muss, als er hier findet.

Noch bemerken wir, dass das Leben Virgil's vom Pseudo-Donat ohne alle weitere Berichtigungen vorangeschickt ist. Leicht wird auf diese Weise der uneingeweihete jüngere Leser zu mancherlei irrigen Ansichten geführt werden können. Belehrender und zweckmässiger wäre es daher wohl gewesen, wenn dann einmal das Leben des Dichters mitaufgenommen werden sollte, eine sogenannte vita per annos digesta, wie sie dem Heyne'schen Virgil vorausgeht, zu liefern. — Auf das Leben folgen aus Heyne und Wagner die Inhaltsanzeigen der einzelnen Gedichte, und zwar von den Eklogen und Georgika in Einer Reihenfolge, und nicht jedesmal das argumentum vor dem Gesange, zu welchem es gehört; bei der Aeneis aber sind sie jedem einzelnen Buche vorangesetzt, welche letztere Anordnung gewiss die passendere und nützlichere ist. Recensent sieht nicht ein, warum Herr B. nicht auch bei den übrigen Gedichten eben dasselbe Verfahren beobachtet hat, da jene für den Gebrauch unbequem ist und Veranlassung giebt, dass sie von den Schülern übersehen werden. Der Titel verspricht endlich opera omnia; die Ausgabe enthält aber nur die grösseren Gedichte; die kleineren, als Culex, Ciris, Copa, Moretum und Catalecta, die freilich auch andern Verfassern zugeschrieben werden, sind nicht aufgenommen, obgleich im Wörterbuche auch Stellen aus diesen erklärt sind.

Das Resultat unserer Anzeige geht also dahin, dass, wenn auch im Ganzen durch Herrn B.'s Ausgabe die Lektüre Virgil's auf Gymnasien nicht erleichtert werden dürfte, da sich ja der Herausgeber selbst bescheidet, eigene Leistungen ausgeschlossen zu haben, so können wir sie doch wegen der Correktheit des Druckes im Allgemeinen, der anständigen Ausstattung und des sehr mässigen Preises als brauchbar bezeichnen; ersuchen jedoch den Herrn Verf. aufrichtig, bei der Bearbeitung fernerer Autoren eigene Prüfung nicht als Nebensache zu betrachten, mehr Selbstständigkeit zu zeigen, und zu bedenken, dass es das Heiligste der Menschheit, auf fester Grundlage ruhende Geistesbildung der Jugend, gilt.

Wir kommen zur Anzeige und beziehungsweise Beurtheilung des oben unter 2 nach seinem Titel angegebenen Wörterbuches desselben Verfs., und wollen hier zunächst den eigenen Worten desselben folgend sehen, inwiefern das geleistet ist, was versprochen wird, und sodann anderweite Bemerkungen, die wir zu machen Gelegenheit gefunden haben, daran anreihen. Das Wör-

terbuch führt an der Stirne das Motto aus Cicero: Edidi, quae potui, non ut volui, sed ut me temporis angustiae coëgerunt. Wir gestehen offen, dass solche Erklärungen einem Buche nur dann zur Entschuldigung dienen, und ihm nachsichtige Beurtheilung verschaffen können, wenn die Leistungen gleichwohl so bedeutend sind, dass man darüber über einzelne Versehen und schwächere Seiten hinwegzusehen geneigt gemacht wird; im entgegengesetzten Falle würde ein Schriftsteller durch eine solche Wendung geradezu selbst das Verdammungsurtheil gegen sich aussprechen.

Der Verf. sagt zu Anfang der Einleitung: „Dem mit der lateinischen Sprache vertrauten Schüler (schwerlich möchte ein solcher ein Hülfsbuch von der Art bedürfen!) ein in wenigen Bogen enthaltenes Handlexicon zum Schulgebrauch, welches das richtige Verständniss des geistreichen epischen Dichters — welcher den Römern war, was Homer, dessen würdiger Nachfolger Virgil, den Griechen — erleichtere, darzubieten, war veranlassende Ursache der Herausgabe dieses lexicalischen Versuches.“ Allerdings sollen dergleichen Hülfsbücher, wenn sie überhaupt als räthlich befunden worden, vorzüglich dazu dienen, das Verständniss zu erleichtern; indessen dürften sie, bei übrigens zweckmässiger Einrichtung, d. h. wenn sie im wahren Sinne des Wortes nur für den jedesmaligen Schriftsteller berechnet sind, und dessen Eigenthümlichkeiten in einzelnen Ausdrücken und Wendungen, wie in ganzen Sätzen mit Beseitigung alles dessen, was nicht wesentlich zur Erklärung desselben dient, nachweisen; kurz, wenn man auf den ersten Blick erkennt, dass der Lexikograph den Schriftsteller durchdrungen hat, einen noch weit grössern Nutzen dadurch stiften, dass sie den Leser mit dem Geiste des alten Autor's wahrhaft vertraut machen, und ihn, so zu sagen, in die Geheimnisse seiner Denk- und Darstellungsweise einweihen. Soll aber dieses Ziel erreicht, und nicht bloss der Arbeitsscheu mancher Schüler Vorschub geleistet werden, so ist strenge Beobachtung eines bestimmten Planes unerlässlich; es bedarf namentlich keiner Erklärung dessen, was bei der Lektüre dieses Classikers als bekannt aus der früheren vorausgesetzt werden muss; sowie auf der anderen Seite nichts vermisst werden darf, was *dem* Leser, für welchen das Wörterbuch bestimmt ist, zum Verständniss unentbehrlich ist. Nur auf diese Weise lässt sich, bei gehöriger Sichtung des Materials, in eben dem Raume, den das vorliegende W. B. einnimmt, eine Vollständigkeit erreichen, die dem Verf. zu erreichen unmöglich schien. Herr B. will zwar die nöthigen Ergänzungen später in einem Supplementbande nachtragen, und in dieser Nachlese den Sprachgebrauch fünf verschiedener Autoren (!) vergleichend zusammenstellen. Er fügt S. VII hinzu: „Wir sind der Meinung, dass eine solche vergleichende Zusammenstellung

nachträglicher Ergänzungen eine ansprechende Zugabe der von uns herauszugebenden Handwörterbücher sein werde." Das mag immerhin sein, wiewohl wir uns keinen rechten Begriff davon machen können; allein dergleichen Hülfsbücher zu Hülfsbüchern eignen sich nicht zum Gebrauche für Schüler, und bringen keinesweges den gewünschten Nutzen. Zudem kommt uns diese Aeusserung etwas wunderlich und so vor, wie wenn ein Baumeister zum Ersatz für die in einem von ihm aufgeführten Gebäude fehlenden nothwendigen Theile einen Nebenbau aufstellen wollte, der nichts mit jenem gemein hat, und dessen Unbequemlichkeit und Mängel erst recht fühlbar macht. Wenn aber, wie es gleich darauf S. VII heisst, die meisten nicht aufgenommenen Artikel, als den Lesern des Virgil bekannt vorausgesetzt wurden, so wäre auch wohl die Nachlese sehr unnöthig; wir werden jedoch unten einzeln nachweisen, dass sehr Bekanntes aufgenommen, was ohne Schaden wohl wegbleiben konnte, sehr Vieles hingegen ausgelassen worden, was man hier zu suchen befugt ist.

Der Verf. sagt ferner ebendas. zwar mit Recht: „einem Dichter dürfe in keiner Uebersetzung durch gemein prosaische Uebersetzung die letzte Schwinge, um so zu sagen, dichterischen Flugs ausgezupft werden;" wir sehen aber nicht ein, welche Beziehung diese Bemerkung sammt der aus Eichstädt. hier angeführten Stelle zu dem Buche des Verfs. hat. Pädagogische Winke, wie dieser und die folgenden, sind hier ganz am unrechten Orte, zumal da sie nichts enthalten, was nicht jedem verständigen Lehrer schon von Haus aus bekannt ist. Wollte indessen Herr Br. mit der eben mitgetheilten Bemerkung auf die in seinem Wörterbuche unter jedem Worte aufgeführten Bedeutungen aufmerksam machen, so müssen wir ihm erwiedern, dass wir sehr gewünscht hätten, er hätte sich weniger, als es der Fall ist, an die in Scheller enthaltenen, bekanntlich dem Genius der deutschen Sprache häufig nicht entsprechenden, unpassenden Ausdrücke gehalten.

S. X heisst es: „die lateinische Sprache häuft gern Synonymen, entweder um den Handlungs- oder Sachbegriff zu steigern, oder um durch das hinzugefügte speciellere Wort anzudeuten, welche Seite von der Allgemeinheit des ersteren Wortes in dem einzelnen Falle in das Auge zu fassen sei. Wir haben daher auf Synonymik in den Anmerkungen Rücksicht genommen, indem wir den gelehrten Döderlein als sicheren Führer wählten." Die aus Döderlein entnommenen Synonymen, bemerken wir hiergegen, sind allerdings an sich recht schätzbar, und können für geweckte Schüler von grossem Nutzen sein; allein theils sind sie zu Wörtern hinzugefügt, bei denen im Texte des Virgilius keine gleichbedeutenden Ausdrücke neben einander gesetzt vorkommen, und müssen folglich für eine mehr willkürliche, als zur Erklärung des Dichters wesentlich nothwendige Zugabe betrachtet werden; theils befremden uns dergleichen allgemeine, zumal

aus Anderer Schriften entlehnte Artikel um so mehr, als bei der vom Verf., wie er selbst sagt, zu beobachtenden Kürze manche Stellen des Schriftstellers selbst unberührt gelassen wurden, welche hätten erläutert werden müssen. Der Verf. wird also gewiss selbst einsehen, dass die letzteren in seinem WB. über Virgil eher ihre Stelle hätten finden sollen, als allgemeinere Erläuterungen aus dem Gebiete der Synonymik, die überdiess weit zweckmässiger vom Lehrer, wo es nöthig erscheint, beim mündlichen Unterricht gegeben werden können.

Dass hin und wieder im Wörterbuch auf Kritik Rücksicht genommen wurde, billigen wir sehr, und sind wir überzeugt, dass die betreffenden Artikel dem jüngeren Leser grösseren Nutzen bringen werden, als die blossen Varianten der Ausgabe, über die wir vorhin unsere Ansicht ausgesprochen haben. — Was die Erklärungen selbst betrifft, so haben wir diese, nach des Verfs. Ausdruck, freilich *bald gedrängt kurz*, *bald mehr*, *bald weniger ausführlich* gefunden. Da aber kein bestimmter Plan befolgt ist, so ist Herr B. eben dadurch an Stellen zu wortreich geworden, die gar keine Schwierigkeiten darbieten; andere hingegen hat er mit einem Worte abgefertiget, oder wohl ganz übergangen, auf die der Schüler namentlich aufmerksam gemacht werden musste. Zwar sagt Herr B. S. VIII, dergleichen Auslassungen werde Scheller's Handlexicon, welches fasst jeder gelehrte Schulen besuchende Schüler, eigenthümlich besitze, nachweisen; uns aber scheint eine solche Zumuthung mindestens sehr unpädagogisch; denn worin läge alsdann die Erleichterung, welche nach dem Verf. dergleichen Special-Wörterbücher dem Schüler verschaffen sollen, wenn dieser gewissermassen sich doppelte Mühe machen muss, und das hier vermisste Wort dort nachzuschlagen genöthiget ist. Recensent kennt den Nachtheil, der aus solchen Mängeln erwächst, nur zu gut. Der Schüler, der mehrere Wörter und den nöthigen Aufschluss in dem Hülfswörterbuch vergebens gesucht hat, wird es bald überdrüssig und wirft dann in wohl verzeihlichem Unmuth seinen Virgil sammt dem Handlexicon bei Seite, während er bei seinem Scheller, der ihm im Allgemeinen nicht leicht die nöthige Hülfe versagt, ausgedauert haben würde. Wir müssen es daher auch als einen nicht weniger fühlbaren, die Brauchbarkeit des vorliegenden Lexicon's sehr vermindernden Mangel bezeichnen, dass alle Eigennamen von mythologischen und historischen Personen *), von Städten, Landschaften etc. ausgeschlossen und unerklärt geblieben sind, indem gewiss jeder auf Gründlichkeit beim Unterricht sehende Lehrer

*) Ein einziges Mal wird in einer Note der mythologische Nisus angeführt. Wir wissen nicht, warum? Eine Verwechselung mit dem Verbalsubstantiv war wohl nicht zu befürchten.

von seinen Schülern verlangt, dass sie bei der Vorbereitung ebenso sorgfältige Rücksicht auf dergleichen Eigennamen, als auf die nomina appellativa etc. nehmen, und darum auch nicht ohne Grund Anstand nehmen wird, ein Buch zu empfehlen, dessen der fleissige und denkende Schüler ohnehin weniger bedarf, und das dem Trägen zur Beschönigung oder Entschuldigung seines Unfleisses dienen kann.

Die Winke, die der Verf. zum Gebrauche seines Handlexicons giebt, sind von der Art, dass wir in ihnen nichts weiter erkennen, als was jeder Schüler, dem es anders um das Finden zu thun ist, schon von selbst zu thun sich veranlasst fühlt, oder was ihm die Noth an die Hand giebt. Die drei hier empfohlenen Punkte laufen nämlich auf das alte, bewährte Wort, hinaus: Suchet und ihr werdet finden! Leider müssen wir aber hinzusetzen: und ihr werdet oft auch nicht finden! Die beiden ersten sind jedoch zu naiv, als dass wir den Lesern der Jahrbb. die Genugthuung, sie hier zu lesen, versagen können. Sie lauten:

1) jeden Artikel, unter welchem er Aufschluss sucht, *vom Anfang bis zum Ende aufmerksam und genau durchzulesen*, und nicht ängstlich zu werden, wenn er die fragliche Stelle selbst nicht namhaft angeführt findet (was freilich nicht selten der Fall ist!), er wird eine ähnliche leicht aufzufinden im Stande sein, welche erforderlichen Aufschluss (oft auch nicht!) giebt.

2) eine Stelle, unter *verschiedenen* Artikeln nachzuschlagen, wenn dieselbe unter dem zuerst nachgeschlagenen Artikel sich nicht vorfinden sollte.

Unangenehm ist die Mengerei von deutschen und lateinischen Erklärungen; und der jüngere Leser wird oft, um die letzteren zu verstehen, seine Zuflucht zu einem anderen W. B. erst nehmen müssen. — Den Druck haben wir correkt, wiewohl keine *vollendete* Correktheit, die der Verf. verspricht, gefunden. So steht z. B. gleich S. 2 unter *abies:* id quod ex abie (sic!) fieri solet. — Unzweckmässig und störend für den Schüler, der nach Herrn B. Textausgabe liest, ist es, dass das Lexicon in mehreren Stellen der vulgata, der Text hingegen der Heyne-Wagner'schen Ausgabe folgt. Der Verf. bemerkt, „dergleichen Abweichungen können indessen durchaus *keinen* nachtheiligen Einfluss haben." Wir können dieses Urtheil durchaus nicht gut heissen und fragen Herrn B., ob er es etwa für keinen Nachtheil betrachtet, wenn der Leser bei der Vorbereitung gestört oder irre geführt, oder wenn der Lehrer vom Schüler Erklärungen hören muss, die das W. B. aufgenommen hat, von denen hingegen im Texte keine Spur vorhanden ist. Dieser Uebelstand hätte eben so wohl vermieden werden sollen, als die Inconsequenz, nach welcher man im W. B. die Assimilation bei den mit Präpositionen zusammengesetzten Wörtern, im Texte dagegen die etymologische Zusammensetzung beibehalten findet.

Wegen einzelner humoristischer Einschaltungen wollen wir nicht mit dem Verf. rechten; doch geben wir ihm zu bedenken, ob Anführungen aus Blumauer's travestirter Aeneis, wie S. 225 ein geziemendes Mittel sind, auf den Sinn und die Schönheiten des römischen Dichters aufmerksam zu machen; oder ob, wenn zu *foedus icere* folgende Anmerkung beigefügt wird: „Bei Bündnissen wurde eine *Sau* geschlachtet, mit der Verwünschung, dass es dem, der das Bündniss brechen würde, ebenso, wie der *Sau* ergehen möchte: — eine Sitte, deren Verwünschung (?!), wenn sie heute zu Tage noch gebräuchlich wäre, wortbrüchige Menschen als *Sauen* (?!) zeichnen müsste, statt des letzteren ebenso wunderlich stylisirten, als dem Sinne nach verkehrten Zusatzes, nicht der nöthige Raum weit besser hätte benutzt werden können.

Wir haben nun den Verf. fast bis zum Schlusse seiner Einleitung begleitet, und glauben unsere Ausstellungen zur Genüge begründet zu haben. Um aber demselben noch zum Ueberfluss zu zeigen, dass wir das Buch *sine ira et studio* gewürdiget, und ihm eine grössere Aufmerksamkeit und mehr Zeit gewidmet haben, als vielleicht unsre Pflicht erheischt, um über den Werth oder Unwerth einer solchen schriftstellerischen Arbeit ein competentes Urtheil fällen zu können, so haben wir die Eclogen, das 1ste und 6te Buch der Aeneis gewählt, und weisen dem Verf. hier eine Masse von Auslassungen nach, die sich keineswegs mit lexicographischer Umsicht und Sorgfalt zusammenreimen lassen. Hierauf mögen dann noch einzelne Bemerkungen etc., die wir bei einer näheren Vergleichung sämmtlicher Artikel unter dem Buchstaben A zu machen Gelegenheit gefunden haben, folgen.

Wir vermissten im W. B. aus der ersten Ekloge: vs. 8 ovile; 13 protenus; 17 tactas. Tangere, hier in eigenthümlicher Bedeutung, fehlt ganz. 18 die Bedeutung v. cavus. a. d. St. 34 saeptis. — 50. Weder graves noch fetas finden sich. In der 2. Ekl. vs. 2. delicias. 34 terere. — In der 3. vs. 20 carecta — 27 dispellere. — 5. Ekl. vs. 39 Paliurus — 75 lustrare. Der Ausdruck lustrare agros. — 80 damnabis votis. — In der 6. Ekl. vs. 35 discludere. — In der 7. Ekl. vs. 36 fetura. — In der 8. Ekl. vs. 26 sperare fehlt gänzlich. Die Bedeutung des Wortes a. d. St. müsste nothwendig angegeben werden. — 28 pocula — 29 incidere faces. — 43 duris in *cotibus* erklärt das W. B. durch *Kiesel*. Richtiger hatte schon Heyne: pro cautibus. — 55 ululae. — 65 mascula — In der 9. Ekl. vs. 14 incidere lites — 20 inducere umbra — 56 causari wird *beschuldigen* erklärt. Mindestens ein Druckfehler statt: *entschuldigen*. In der 10. Ekl. vs. 16 poenitet, hier in einer nicht zu übersehenden Bedeutung — 65 frigoribus mediis.

Aus dem ersten Buche der Aeneis fehlen: vs. 2 memor — 9 volvere — 35 die Bedeutung v. aes a. d. St. — Zu Vs. 183

bemerken wir in Beziehung auf arma, dass dieses wohl die Stelle ist, von welcher Herr B. sagt: Primum locum frustra me quaesivisse doleo, sc. falso citatus prostat. Es muss also statt vs. 187 heissen 183. Die richtige Erklärung giebt Heyne, welcher hinzufügt: quod de aplustribus fortasse intelligendum. — Auffallend war uns, in einem addendum am Ende des W. B., dass Herr. B. für die vermisste Stelle vs. 177 annimmt und hinzufügt: Quod igitur hujus loci interpretationem, quam supra p. 37 col. sec. in lin. 21 sqq. omisi etc., da er doch auf eben dieser Seite, in ders. Spalte Zeile 2 die Stelle schon fast ebenso, wie in dem addendum, durch instrumenta panis conficiendi erklärt hatte. Unbegreifliche Sorglosigkeit! — 235 die nöthige Bed. v. revocato. — 262 volvens. — 425 der Ausdruck concludere sulco ist unter concludere mangelhaft, unter sulcus gar nicht erklärt. — 405 praesepe. Im W. B. steht nur: *Krippe;* hinzugefügt müsse werden: a. d. St. *Bienenkörbe.* — 543 *sperate* hier im eigenthümlichen Sinne fehlt im W. B. gänzlich. — 561 secludere. — 600 *socias* diese Stelle ist unbeachtet geblieben. — 662 recursat — 702 *villus.* Mantelia tonsis villis durfte nicht unerklärt bleiben. —

Aus dem 6. Buche vermisst man die Erklärung vs. 6 *semina* flammae — 29 dolos tecti — 45 fata — 48 comtae — 53 unter attonitus ist diese Stelle übergangen. — 170 *inferiora* secutus. — 179 stabula. — 270 maligna — 294 diverberare — 435 Sucht man perosus, so findet man nichts weiter als *verhasst.* Nothwendig war der Zusatz, dass es a. d. St. in transitiver Bedeutung stehe. — 459 musste fides und 462 *vice* sermonum erörtert werden — 569 distulit — 579 suspectus — 598 tondens und fecundus — 613 fallere dextras. Weder unter fallere, noch unter dextra findet der Schüler den nöthigen Aufschluss; wohl aber bei letzterem Worte: *Die Rechte, die rechte Hand im Gegensatz zur Linken (!)* — 622 *leges figere* und *refigere.* — 722 suspensum. — 723 suscipit. — 724 liquentes — 731 tardare müsste näher bestimmt werden — 738 ist inolescere nicht *anwachsen*, sondern: *einwurzeln.* — 743 volvere rotam. — 755 die passende Bedeutung von legere. — 758 in nomen *ituras.* — 772 umbrare. — 866 instar, dessen Bedeutung von Heyne schon entwickelt ist, fehlt im W. B.

Eine genauere Prüfung sämmtlicher Artikel des Buchstaben A gab uns zu folgenden Bemerkungen Anlass. — Vergleicht man *abesse*, so findet man: „wegsein, nicht da sein, abwesend sein etc. Da die Bedeutungen dieses Zeitwortes keine Schwierigkeiten darbieten, so führen wir die Stellen, in denen dasselbe gebraucht wird, nicht an.“ Der Zusatz konnte füglich wegbleiben, und statt desselben das eine oder andere von den vermissten Wörtern seine Stelle finden. Hatte aber der Verf. wirklich die Absicht, solche Anführungen zu übergehen, weil sie auch in der That

unnöthig sind, und Belege für Bedeutungen geben, die dem Leser Virgil's längst bekannt sein müssen, so begreift man nicht, warum z. B. bei *abire* eine Anzahl von Stellen gehäuft ist, die für den Schüler ganz nutzlos sind. — Bei *abnegare* wird angemerkt: „Fälschlich wird diese Stelle von Scheller angegeben." Wozu diese Bemerkung? die ohnehin so verstanden werden kann, als finde sich bei Scheller eine unrichtige Bedeutung, was nicht der Fall ist, da nur ein falsches Citat steht; was ja auch Herrn B. nicht selten begegnet ist, wo bei Scheller das richtige Citat sich findet. Ueberhaupt haben wir bemerkt, dass der Verf. sich in seinem W. B. mehr, als es geschehen durfte, namentlich in Angabe der ursprünglichen Bedeutungen, ihrer Uebergänge in einander und ihrer Abstufungen an Scheller, der gerade hier ein unsicherer Führer ist, gehalten hat. Man vgl. z. B. nur den Art. *abnuere* bei letzterem mit dem des Verfs. — Bei *ac* und *atque* hätte nicht übergangen werden dürfen, dass ersteres, wie atque, nach secus ebenso wie nach dem Comparativ gebraucht steht bei Virg. Aen. 3, 236 haud *secus ac* jussi faciunt. — Unter *accedere* liest man schon wieder dieselbe Bemerkung, wie bei abesse. Warum? ist nicht abzusehen. — Bei der Stelle A. 2, 235 accingunt omnes operi musste bemerkt werden, dass das Verbum in passiver oder medialer Bedeutung für accinguntur oder accingunt se gesetzt sei. — Unter *accipiter* konnte, da ja sonst von selbst einleuchtende Etymologien beigefügt sind, zu den Worten: „welche Bezeichnung sowohl in der lateinischen als deutschen Sprache treffend ist" die bestätigende Ableitung aus Isidor. origg. 12, 7. ab accipiendis hoc est capiendis avibus angegeben werden. — *Accola* Virg. Aen. 7, 729 fehlt. — Ebenso *accommodus* Aen. 11, 522. — Unter *acer* vermisst man, wie oft, logische Folge der Bedeutungen, begreift ferner nicht, warum zum Beleg für die Bedeutung *heftig*, *ungestüm*, *stürmend*, *feurig*, *kühn* eine Menge von Stellen beigebracht ist, wo das adjectivum nur mit nomina propria verbunden vorkommt, die also für den Schüler nichts Belehrendes haben, und wozu abermals die unnützen Worte: „der Raum gestatte nicht, alle Stellen einzeln anzuführen etc. etc." — Unter *acerbus* mussten aus der ersten Bedeutung: *unreif*, *unzeitig* Aen. 6, 429 funere mersit acerbo, die ausgelassen ist, die abgeleiteten entwickelt werden. — Bei *acervus* ist hinzugefügt: „Weil da, wo eine Sache *haufenweis* zusammenkommt, Reichthum und Ueberfluss derselben entsteht, so wird *acervus* auch für *Reichthum* und *Ueberfluss* gesagt." Dieser Zusatz musste bestimmter ausgedrückt werden, weil sonst der jüngere Leser leicht zu glauben veranlasst wird, acervus habe auch absolute gebraucht diese Bedeutung, was doch durchaus nicht der Fall ist. — Unter *acies* durften die bezeichnenden Worte Aen. X, 408 acies Volcania nicht unerläutert bleiben. — *acuere* ferrum. Das Citat ist unrichtig. Richtig steht bei Schel-

ler 8, 386. — Vag und aus Scheller entnommen ist die ungenügende Erklärung der Partikel *adeo.* — Das Participum *adesus* wird besonders aufgeführt, da es unter adedere hätte erklärt werden müssen. — Dürftig ist die Erklärung von *adhibete* Penates epulis „*hebt* die Penaten beim Gastmal, d. h. *fügt* sie *dazu.*" Wohl verdiente hier bemerkt zu werden, dass der Ausdruck von der Sitte der Griechen entlehnt ist, kleine Bilder der Schutzgötter (ἐπιτραπέζιοι) auf die Tische zu stellen, denen sie nach der Mahlzeit die Libation verrichteten. Zur Erläuterung konnte, was ja sonst vom Verf., wo es unnöthig, geschehen ist, auf Horat. od. 4, 5, 32 et alteris te mensis adhibet deum hingewiesen werden. — Unter *adire* fehlt die Bedeutung *zu Rathe ziehen* oracula Aen. 7, 82. Dagegen ist unnöthiger Weise eine Stelle aus Virg. Catalecta angeführt. — Allabi. Die Angabe *herzu* oder *herbeifliessen* ist in einem Special-Wörterbuch ungenügend. Umfassend für alle Stellen wäre der Ausdruck: *sich unvermerkt nähern* gewesen. — *Allacrumare* Aen. 10, 628 fehlt. — Unter *alligare* steht, wie bei Scheller, unrichtig Aen. 6, 434 statt 439. — Warum zu *apponere* eine Stelle aus Horaz, und nicht vielmehr Aen. 4, 602 citirt wurde, ist unbegreiflich, zumal da dieses wohl die einzige Stelle des Virgil ist, wo das Wort in der Bedeutung *auftragen* vorkommt, wiewohl der Verf. dort die Lesart posita in den Text aufgenommen hat. — *Arripere* castra ist genau genommen nicht *angreifen*, sondern wie Heyne zu dieser Stelle bemerkt, ut *rapere* poetis est pro *capere.* — *Adsciscere.* Hier wird zu Aen. 11, 308 bemerkt: „Das Prädikat adscitis *genommen* versteht sich eigentlich von selbst; doch wird ihm in dichterischer Fülle seine Bedeutung." Keineswegs. *Adscitis* heisst l. c. *herzugerufen, zu Hülfe gerufen* und ist folglich gleichbedeutend mit: *Verbündete.* — Nicht passt der Begriff von *hinsehen* aus Hochachtung unter *adspicere* zu Aen. 2, 690. Der Verf. entlehnte diese Bedeutung aus Scheller, der aber freilich Nep. Chabr. 4 eum magis adspiciebant milites als Beleg für diese Bedeutung anführt. — *Aegrescere* Aen. 12, 45 fehlt. — In einen Index und nicht in ein Wörterbuch gehört eine nackte Aufzählung von Stellen, wie man sie bei *aequare* findet, der dann wiederum die fast periodisch wiederkehrende Bemerkung angehängt ist: „an allen diesen Stellen findet der aufmerksame Schüler leicht von selbst die richtige Bedeutung." — Das unter *aes* als Etymon angeführte אֶרֶע ist uns räthselhaft; im hebräischen Wörterbuch sucht man es vergebens. Soll es vielleicht אֶרֶץ oder אֵשׁ heissen? Beides giebt schon Scheller an. — Warum wurde unter *aether* Aen. 6, 436 nicht erklärt und bemerkt, dass dort aether im Gegensatz des Reiches der Todten die Oberwelt bezeichnet? Warum nicht aethra, welches Aen. 3, 585 und 12, 247 für aether gesetzt ist, aufgenommen? — Unter *agger* fehlt die Bedeutung: *Damm* Aen. 2, 496. Unerklärt ist auch *agger*

viae Aen. 5, 273 geblieben. — Unter *agere* wird erst eine Reihe von Bedeutungen aus Forcellini gegeben; dann folgt wieder ein deutsches Verzeichniss, worin unter andern auch *vermögen* (?), *vollenden* (?), *zurücklegen* (?) aufgeführt wird und zuletzt noch die mehrfach erwähnte Tirade. — Zu *alienis* mensibus Georg. 2, 149 musste etwas mehr als i. e. hibernis hinzugefügt, wenigstens die Verbindung beider Begriffe angedeutet werden. — *Ambustus* verbrannt (?). — Bei *anhelare* ist aus Scheller nachgeschrieben: „wird tropisch vom Feuer gesagt, wenn es brauset." Bestimmter musste es heissen: anhelare bezeichnet Aen. 8, 421 das *Herausschlagen der eingepressten Flamme aus den Feueressen.* — Seltsam steht hinter animal als etymologische Nachweisung animale, anima, animo. — Unter *apex* steht nichts weiter als *Diadem.* Schwerlich brannte aber dem Aeneas (Aen. 10, 270) das Diadem auf dem Haupte und Flammen ergossen sich vom Bösch und Wirbel. — Unter *ardere* vermisst man die Bedeutung: *strahlen*, *glänzen*, *blitzen.* Aen. 4, 262. 2, 734. 11, 602. Georg. 4, 99. — *Argumentum* ist nicht bloss *Inhalt*, sondern Aen. 7, 791 *Geschichte*, *mythologisches Faktum*, *Erzählung.* — Der Unterschied zwischen *atrium* und *vestibulum* musste schärfer bestimmt und nicht bloss angegeben werden, wer und was sich im atrium befand, sondern hauptsächlich, dass man aus dem *Vorhof*, *Eingang*, vestibulum, zwischen der Strasse und dem Gebäude, in das atrium gelangte. Ebenso gehörte zur Erklärung von *aula*, dass sie sonst auch unter der Benennung impluvium vorkommt, gewöhnlich den innern Vorhof hinter dem atrium bildete, und Gebäude zur Wirthschaft, Küche, Vorrathskammer, Weinlager, Bäder etc. enthielt. — *Auris*, welches Georg. 1, 72 in nicht zu übersehender Bedeutung von demjenigen Theile des Pfluges, der dazu diente, die Furchen zu erweitern, fehlt. — Neben auritus steht ὠτώτις (sic!). — Bei der unter *aurum* zu pateris libamus et auro aus Heyne aufgenommenen Anmerkung zeigt der Verf. Mangel an Prüfung; denn untersucht man näher, so möchte sich wohl herausstellen, dass die Heyne'sche Erklärung am Ende doch mit der der Grammatiker auf eins hinausläuft.

Am Schlusse unserer Beurtheilung können wir nicht umhin, das Streben der Verlagshandlung, dem Buche durch schönen Druck, gefälliges Papier, und dabei doch mässigen Preis Käufer zu verschaffen, anzuerkennen. Möge daher Herr Br. zum Frommen des Verlegers und des Publikums, falls es wirklich sein ernstlicher Wille ist, seine lexicalischen Arbeiten fortzusetzen, den innern Gehalt der äusseren Ausstattung entsprechend zu machen sich angelegen sein lassen, und das zu Ende seiner Einleitung S. XIV gegebene Versprechen, *dieselben immer mehr und mehr zu vervollkommnen*, treulich erfüllen.

Marburg. Dr. *Hoffa.*

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen von Dr. *G. G. Gervinus.* Erster Theil. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts. Leipzig. Verlag von Wilh. Engelmann 1835. 476 S. in gr. 8.

Dieses Werk, welchem der Verf. auch den Titel eines zweiten Theils seiner historischen Schriften gegeben hat, ist mehr wie irgend eines seiner früheren dazu geeignet, uns die ganze intensive und extensive Stärke seines literarhistorischen Talents zu enthüllen. Es hat uns in Wahrheit einen grossen Genuss gewährt, unserm verehrten Freunde, dessen ausgezeichnete Leistungen wir bereits auf einem andern Gebiete der Literatur zu beurtheilen Gelegenheit hatten*), nunmehr auch auf unserm Lieblingsfelde, dem der deutschen National-Literatur, zu begegnen, und wir gestehen aufrichtig, dass wir ihm als Führer durch die oft so verworrenen Irrgänge des Mittelalters gerne gefolgt sind, und von seinen gediegenen Kenntnissen und seinem ausgezeichneten Tacte eine nicht minder werthvolle Anleitung für die folgenden Zeiten erwarten.

Wenn wir auch, was die äussere Form betrifft, zum Theil fast dieselben Ausstellungen machen müssen, wie bei dem unten angeführten Werke des Verf., so dürfen sie uns doch diessmal um so weniger in der Auffassung des trefflichen Inhalts stören, als sie, wie es scheint, zu sehr in der ganzen Individualität des Schriftstellers und in seiner Art zu componiren liegen, als dass sie sich so leicht, wenigstens ohngefährdet des Gedankenergusses, entfernen liessen. Der Buffon'sche Ausspruch: „Le style c'est l'homme" gilt in vollem Sinne von Hrn. G., der mit ausserordentlicher Leichtigkeit und gleichsam in einem immer währenden Flusse der Ideen zu arbeiten scheint. Diese festzuhalten und in ihrer Integrität wiederzugeben, ist ihm das Höchste; weniger kümmert ihn die Form im Einzelnen. Daher behält auch vieles, was er giebt, das nicht immer erfreuliche Aussehen eines ersten Entwurfs; das meiste ist in stylistischer Hinsicht nicht gehörig überarbeitet; vieles lässt die allgemeine Disposition der Gedanken, vieles auch die Anordnung seiner Sätze und namentlich seiner grösseren Satzgefüge zu wünschen übrig, nur weniges dagegen die Einkleidung seiner Gedanken in Worte; kurz das Ganze trägt das Gepräge einer eben so geist- als gehaltreichen Improvisation mit den Mängeln, aber auch mit den dieselben weit überwiegenden Vorzügen eines solchen, nur für grosse Talente geeigneten Ver-

*) Wir meinen desselben Geschichte der Florentin. Historiographie bis zum 16. Jahrhund., recensirt in den Berl. Jahrb. f. wissensch. Kritik Nov. 1834. N. 84.

suchs. Wir wollen, um nicht minutiös zu erscheinen, die einzelnen Stellen, welche uns in rhetorisch-stylistischer Hinsicht tadelnswerth erschienen, hier nicht weiter bemerkbar machen; doch können wir den Wunsch nicht ganz unterdrücken, dass Hr. G. seinem Werke, zumal da er es auch für das grössere Publikum zugänglich machen wollte, den für das letztere besonders werthvollen Vorzug eines in einer gewissen edlen Einfachheit und Leichtverständlichkeit gehaltenen Styls durchgängig ertheilt hätte.

Wir wenden uns hiermit der Prüfung des Inhalts zu. Sollten wir in dieser Hinsicht ein allgemeines Urtheil fällen, so scheint uns der Verf. durch sein Buch die Wissenschaft fast auf jeder Seite gefördert zu haben; so viel Neues, durchaus Eigenthümliches und zugleich Vorzügliches enthält dasselbe. Hr. G. hat offenbar einen entschiedenen Beruf zu solchen Forschungen; er besitzt gerade jene glückliche Mischung inniger Zartheit und zugleich männlich kräftiger Stärke des Gemüths und Gefühls mit der ausgezeichnetsten Klarheit und Schärfe des kritischen Verstandes, welche allein einen glücklichen Erfolg auf diesem Felde verbürgen können. Viele Partieen seines Werkes tragen daher auch das Gepräge einer so innigen Durchdrungenheit von dem jedesmaligen Gegenstande, einer solchen Energie und lebendigen Frische der Gesinnung an sich, dass man darüber den blossen Gelehrten ganz vergisst und auf eine ähnliche Weise nur den für die höheren Tendenzen des Menschenlebens begeisterten Mann vor Augen hat, wie er uns aus Lessings oder Winckelmanns genialen Leistungen auf verwandtem Gebiete entgegentritt. Wenn irgend ein Literator unserer Zeit, so scheint uns Hr. G. geeignet, die Gesetze und Verhältnisse festzustellen, unter welchen der deutsche Genius von jeher Grosses und Ausgezeichnetes leistete und auch allein zu allen Zeiten etwas Gediegenes und Tüchtiges zu leisten vermag. Wir glauben diess vielleicht gewagt scheinende Urtheil durch die Analyse seines Werkes, zu der wir jetzt übergehen, zur Genüge belegen zu können; wir bemerken indess zum Voraus, dass wir uns blos auf die Hauptpartieen desselben beschränken und dagegen die in oft allzu reichlichem Masse eingewebten Episoden oder „Umwege“, wie sie der Verf. S. 37 nennt, ganz übergehen; sowie auch, dass wir weniger eine kritisch verbessernde Recension, als eine genaue und möglichst vollständige Angabe der von Hrn. G. entwickelten Leistungen zu geben gedenken.

Bereits in der *Einleitung* (S. 1—18) enthüllt uns der Verf. in beredter, geistreich gewandter Sprache den ganzen Reichthum seines Geistes und Gemüths. Nachdem er die grossen Schwierigkeiten, welche der modernen Geschichtschreibung entgegen stehen und fast nur die Geschicht*forschung* mehr möglich machen, auseinander gesetzt, findet er (S. 8) unter allen Seiten der Geschichte unseres Volks vorzugsweise die Geschichte der deut-

schen Dichtung zur schildernden Darstellung ihrer innern Beschaffenheit nach eben so wählbar als ihrem Werthe und unsern Zeitbedürfnissen nach wählenswerth. „Sie ist, wenn anders aus der Geschichte Wahrheiten zu lernen sind, zu einem Ziele gekommen, von wo aus man mit Erfolg ein Ganzes überblicken, einen beruhigenden, ja einen erhebenden Eindruck empfangen und die grössten Belehrungen ziehen kann." Dieses Ziel findet der Verf. „bei der Scheide der letzten Jahrhunderte;" denn hier ist es, „wo die Idee, welche in jeder vollendeten Reihe von Begebenheiten in der Weltgeschichte zur Erscheinung zu kommen strebt, wirklich durchdringt, und wo eine wesentliche Forderung der Gesellschaft oder der menschlichen Cultur dadurch erreicht wurde." Und dieses Ziel ist dem Verf. das gelungene Bestreben des deutschen Genius, zu der Quelle jeder wahrhaften Dichtkunst „Vereinigung des (modernen) Reichthums an Gefühlen und Gedanken im Inhalte mit der (antiken) Besonnenheit, Gesundheit und ruhigen Thätigkeit in der Form zurückzukehren; ein Bestreben, bei dem alle Nationen von Europa die Deutschen begleiten, oft überholen, am Ende aber eine nach der andern zurückbleiben. (S. 10) „So war dieselbe Nation, die einst die Ideen, welche Sokrates und Christus in das neue Geschlecht zur Bildung der Herzen gestreut hatten, und die Keime, welche Aristoteles für alle Wissenschaft gelegt, mit den alten Generationen zugleich vertilgen zu wollen schien, dieselbe Nation war bestimmt, zuerst die Lehre des Messias zu reinigen, und dann den Ungeschmack in Kunst und Wissenschaft zu brechen, so dass es nun laut von unsern Nachbarn verkündet wird, dass wahre Bildung der Seelen und Geister nur bei uns gesucht, wie alle Bekanntschaft mit den Alten nur durch uns vermittelt werden kann; dass sichtbar unsere Literatur nun so über Europa zu herrschen beginnt, wie einst die italienische und französische vor ihr über Europa geherrscht haben."

Dieses ungewöhnlich gesteckte Ziel konnte der Verf. nicht hoffen, auf dem gewöhnlichen Wege der blos ästhetischen Beurtheilung zu erreichen; er stellte sich daher die schwierigere Aufgabe eines Literarhistorikers, (S. 11) „die Entstehung aller poetischen Producte von wahrhaftem Werthe aus der Zeit, aus dem Kreise ihrer Ideen, Thaten und Schicksale zu zeigen, und darin nachzuweisen, was diesen entspricht oder widerspricht, die Ursachen ihres Werdens und ihre Wirkungen aufzusuchen und ihren Werth hauptsächlich nach diesen zu beurtheilen, sie endlich mit dem Grössten der Kunstgattung gerade dieser Zeit und dieser Nation, in der sie entstanden, oder je nachdem er seinen Gesichtskreis ausdehnt, mit den weiteren analogen Erscheinungen in andern Zeiten und Völkern in Vergleichung zu setzen." Die vornehmsten Schwierigkeiten dieser Aufgabe weist der Verf. auf den folgenden Seiten der Einleitung (11—17) nach.

Der *I. Abschnitt* (S. 18—36) stellt die *Spuren der ältesten Dichtung in Deutschland* zusammen. Dahin zählt der Verf. die bekannten *mancherlei Gesangesarten*, welche die Deutschen nach dem ausdrücklichen Zeugnisse der alten Geschichtschreiber, besonders des Tacitus, gehabt haben. In der Verehrung oder Besingung des Herkules und Ulysses glaubt er Spuren einer *priesterlich poetischen Sage* finden zu dürfen; auch hält er es für wahrscheinlich, dass namentlich in den Theilen des nördlichen Deutschlands, die der scandinavischen Bildung näher waren, eine Gattung priesterlicher Gesänge, verbunden vielleicht mit allerhand Zauberformeln, geherrscht haben müsse; von eigentlich priesterlicher Dichtung aber, die, auch dem Stoffe nach, die Pflege durch den Priesterstand verriethe, finde man in Deutschland kaum Spuren; auch deute nichts darauf, dass jemals die Priesterschaft in Dichtung oder sonst bei den Deutschen ein solches Ansehen gehabt haben, wie die Druiden bei den Galliern; wenigstens liessen sie, wenn sie einen Cultus hatten, der priesterliches Ansehen beförderte und mit hierarchischer Cultur verbunden war, Alles zusammen noch entschiedener fallen, als die Griechen in der achäischen Zeit der Pelasger.

Am meisten bedauert der Verf. den Verlust der *historischen Gesänge*, über deren Inhalt wir gegenwärtig nur nach der Analogie der ziemlich trocknen (gerippenartig) historischen Sage bei *Jornandes*, mehr noch aber nach der in ihrem vollen poetischen Colorit uns erhaltenen Sagengeschichte des *Paul Warnefrieds Sohn* urtheilen können. (S. 27) „Diese Longobarden hielten allein eine Sagengeschichte oder historische Lieder voll der schönsten Züge fest. Wir haben freilich keine poetischen Reste zur Vergleichung mit Pauls Uebertragung in historischer Erzählung übrig, allein schwerlich wird man irgend Jemand erst überreden müssen, dass eine Menge Stellen in seinem Buche wirklich auf Liedern beruhen, deren gefälliger Inhalt noch durch den rohen lateinischen Vortrag anziehen, und daher auch schon längst eine zweckmässige deutsche Bearbeitung für die Jugend verdient hätten."

Nach diesen und andern Zügen, besonders aber nach den nordischen Dichtungen und Sagen, versucht nun der Verf. uns eine ungefähre Anschauung des eigenthümlichen Characters und Inhalts jener noch von christlichen Influenzen rein erhaltenen Gesänge zu gewähren. Wir heben besonders folgende Stellen als vorzüglich gelungen hervor. (S. 30) „Ein Volk, wie das deutsche, vor der Bekanntschaft mit den Römern schwerlich je in grösseren Verbindungen, getheilt in unzählige Stämme, ohne Städte und Dörfer, in kleinen Reibungen und Kriegen, wo freiwilliger Dienst und Fahrten auf Raub und Abenteuer schon vorkamen, wo bei der wilden Rauhheit der Menschen Beleidigungen und Privatzwist, bei dem schonenden Band der Gesetze Selbst-

hülfe alltäglich war, — ein solches Volk kann nur Gesänge haben, wie jene Beduinen in der Wüste, voll von Eifersucht, Stammhass, Blutrache und kleinen Kämpfen, von Beschäftigung mit dem kleinen Kreis der Umgebung, mit der Waffe und dem Ross, dem Wild des Waldes, dem Gast und dem Feinde. Diese kleinen engen Verhältnisse werden hier wie bei den Angelsachsen, Walisen und allen Völkern, die uns so alte Denkmale ihres Dichtens hinterliessen, den sinnlichen Reichthum der Sprache früherer Zeiten so ausserordentlich haben befördern helfen, den wir in solchen Resten überall gewahren, und der sich in nichts mehr kund giebt, als in Benennungen der Pferde, Kameele, Waffen und alles dessen, was diese Natursöhne nahe umgab und anging." — (S. 32) — — — Auf das Entsetzliche und Schreckliche ging die Art ihres Angriffs, ihre Tracht, ihr Gesang, gewiss auch der Inhalt ihres Gesangs."

Zum Schlusse dieses Abschnitts lässt der Verf. noch einige Bemerkungen über die *Pflege der Dichtkunst bei den Deutschen* (S. 32 — 37) folgen. Wenn sich nun auch nicht läugnen lässt, dass, wie der Verf. S. 33 behauptet, die Deutschen weder Barden noch Skalden kannten, welche Sängerklassen nur den gallischen und nordischen Nationen eigen waren, so gab es doch immerhin — wiewohl es Hr. G. in Zweifel zu ziehen geneigt ist — einen Stand unter den Deutschen (der hochdeutsche Scuof, der angelsächsische Scôp), dem die Pflege der Dichtkunst vorzugsweise anvertraut war, wenn auch weder auf ihm die Weihe, noch auf seiner Kunst das Ansehen, wie im Alterthum ruhte, ihm auch die Gewohnheit keineswegs das ausschliessliche Vorrecht des Singens und Dichtens einräumte, vielmehr in Deutschland bei Gelegenheit jeder sang, der sich dazu aufgefordert fühlte, sowie überhaupt keine Dichtung irgend einer Nation der Erde in der Masse wie die deutsche von jeher in den Händen des Volks gewesen ist.

Der *II. Abschnitt* (S. 37 — 59) schildert die *Wirkungen der Völkerwanderung auf den historischen Volksgesang.* Der Verf. geht von dem Gedanken aus, dass von der Zeit an, wo wir unsere Vorfahren deutlicher in der Geschichte auftreten sehen, die theuersten religiösen und historischen Erinnerungen derselben unter den ewigen Eroberungen und Wanderungen, noch mehr aber unter den Einwirkungen der römischen Cultur nicht einen Augenblick ungestört ihrer Fortpflanzung überlassen werden; daher sich auch schon frühzeitig die geschichtliche Sage von dem historischen Elemente, von dem treuen Anschluss an die geschichtliche Wahrheit entfernt zu haben scheine. Völlig aber werde dieser alte Stoff über der Welt erschütternden Völkerwanderung vergessen, und selbst aus dieser blieben nur die obersten Häupter, Attila und Theodorich, noch erkennbar, und würden alsbald durch ihre grossen Persönlichkeiten die Mit-

telpuncte, um welche sich alle geschichtlichen poetischen Sagen ihrer und der Folgezeit wie in einem Cyclus versammelten.

Die Nothwendigkeit zu der späteren, mehr und mehr von der Wirklichkeit der Natur abweichenden Gestaltung der historisch-poetischen Sage entdeckt der Verf. in der durch die Völkerwanderung selbst und das Christenthum herbeigeführten unendlichen Erweiterung des Gesichtskreises, sowie in dem den Deutschen eigenen beschaulichen Hang und ihrem Bemühen, sich des ihrer unmittelbaren sinnlichen Auffassung mehr und mehr entschwindenden Stoffes mit der Phantasie zu bemächtigen. (S. 46) „Geblendet von den ausserordentlichen Gegenständen, welche die wirkliche Welt darbot, unfähig, diese zu übermächtige wirkliche Welt zu zwingen, rang die Dichtkunst, sie noch zu überbieten, und musste nothwendig in jenen Hang zum Uebertreiben verfallen, der mit der Zeit stets wuchs und stärker ward, weil der äussere Glanz der arabischen Reiche, wenigstens ihr wunderbarer und fremdartiger Glanz das Altrömische, und weil Karl der Grosse die alten Könige der Völkerwanderung in eben dem Masse übertraf. (S. 47) „Das Fassbare und Einfache verschwindet hinfort aus der Geschichte, an die Stelle der Kraft tritt die Macht, an die Stelle des Vaterlandes die Welt, an die Stelle der Einzelnen die Massen; man kann Alles zusammenfassen: an die Stelle des einfachen Handelns, wie es Verhältnissen und Umständen gegenüber dem Verständigen nothwendig wird, ein weit ausschendes, aus Planen oder Grillen, aus Ideen oder Launen fliessendes Bestreben. Diess wird eine lange Zeit hin der Character der Fürsten im Mittelalter und ihrer Handlungen, es ist der Character der Dichtungen und der darin erzählten Begebenheiten."

Jene grossen Verhältnisse, jener weite Umfang, der hier durchaus characteristisch ist, treten denn auch bereits in dem ältesten und reinsten Denkmal jenes urkräftigen Heldenwesens, dem berühmten *Hildebrandsliede* aus dem 8. Jahrhundert, hervor. Den eigentlichen Werth und die grosse Bedeutung dieses Liedes findet Hr. G. in dem episch engen Anschluss desselben an den weiteren Kreis der Sagen, welchem es angehört; ja er behauptet (S. 55) geradezu, dass es vielleicht ausser einigen griechischen Resten keine rhapsodische Erzählung aus der alten Zeit giebt, welche das Gepräge und die Fähigkeit zu einem engern Zusammenhang mit einem epischen Ganzen so deutlich an sich trägt, wie dieses Hildebrandslied.

Diese Einheit, welche aus einem bestimmten Gedanken fliesst, um den sich die einzelnen Theile wie von selbst versammeln, ist indess nur die Grundbedingung jedes grösseren in ein Ganzes geschlossenen Volksgedichts und ist als solche schon zugleich mit dem weiten und würdigen Stoff gegeben. Um ihn nun aber auch zu einem Producte der Kunst, zu einem wirklichen

Epos zu erheben, bedurfte es der Einheit und Rückführung auf ein Ganzes. Die ersten Bemühungen dieser Art oder die ersten Schritte zur Sammlung und Vereinigung unserer epischen Sagen glaubt Hr. G. der Zeit Karls des Grossen zuschreiben zu müssen. (S. 57) „Denn sobald eine zusammenhängende Reihe solcher Lieder gegeben, aufgeschrieben und bequem zu übersehen war, so musste wohl an einem Hofe, der mit der lateinischen und griechischen Literatur bekannt zu werden strebte, und der poetisch das Alterthum zu verjüngen suchte, von selbst die Aufforderung kommen, jene Lieder unter einander zu verbinden."

Leider aber wurde gleich darauf die deutsche Nationaldichtung in ihrer organischen Fortbildung auf das empfindlichste gestört. Ehe aber der Verf. diess weiter an dem Volksepos nachweis't, zeigt er uns erst im *III. Abschnitt*, *Christliche Dichtungen im 9. Jahrhundert* (S. 59—75), welcherlei Dichtung um und nach Karls Zeit besonders gehegt ward, um uns nachher erklären zu können, warum wir in der Zeit der Ottonen dasselbe plötzlich aus dem Munde des Volkes in die Feder der Geistlichen, aus der Volkssprache in die lateinische übergehen sehen. Die Hauptmomente seiner Betrachtung sind hier folgende.

Gleich seit Einführung des Christenthums unter den deutschen Stämmen waren es die Geistlichen, welche sich Anfangs der lateinischen, nach und nach aber auch, um den neuen Glauben desto inniger einzupflanzen, der Vulgarsprache zu einzelnen Gebeten und Formeln, Uebersetzungen, Auslegungen, Ermahnungen, Kirchengesängen und Ordensregeln auf das eifrigste bedienten, so viele Mühe es auch kostete, bis man nur die Sprache diesen Versuchen gewachsen gemacht hatte.

Der Verf., streng Alles ausscheidend, was von den literarischen Denkmälern der damaligen Zeit der Prosa angehört, hebt aus der geistlichen Poesie dieser Zeit hauptsächlich nur die beiden bekannten *Evangelienharmonien*, die hochdeutsche und die niedersächsische, zur nähern Betrachtung hervor, nachdem er vorher (S. 62—66) einige sehr treffende Bemerkungen über die Ueberschätzung dieser und anderer altdeutscher Werke gemacht und dieselbe vornehmlich aus der Verwechslung des sprachlichen mit dem poetischen Werthe hergeleitet hatte. Der Verf. findet zwar in dem Wohlklang der althochdeutschen Sprache eines Otfried, in dem mannigfaltigen Wechsel ihrer Flexionen und Bildungen, in dem Reichthum und der Fülle, die sie darbietet, vortreffliche Elemente zur poetischen Diction, aber er kann doch darum mit Recht Otfried's und ähnlichen Werken nicht wirkliche Poesie zuschreiben und am allerwenigsten sie mit *Graff* „zu einer stehenden Lection auf der Universität und in den oberen Classen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen" anempfehlen.

Ein ganz verschiedenes Christenthum, eine ganz andere Bildung bedingte übrigens im Norden und Süden Deutschlands ganz abweichende poetische Producte dieser Art. Nachdem daher der Verf. diese zunächst (S. 67—68) parallelisirt, versucht er auf den folgenden Seiten (69—72) das gewonnene Resultat an den beiden Evangelienharmonien, als den characteristischen Repräsentanten der geistlichen Poesie des Nordens und Südens, im Einzelnen nachzuweisen. Während nämlich dem *sächsischen Gedicht* die Alliteration, die der alten Volkspoesie eigenthümlichen stehenden Umschreibungen und Wiederholungen, ja selbst einzelne Erinnerungen an den Ton der Volksdichtung und Anklänge aus den Vorstellungen des scandinavischen Heidenthums; ferner treue, gemüthlich ergänzende Wiedergabe des Evangelientextes, lebendige und innige Erzählung, ein einziger gehaltener Ton in Unschuld und Bewusstlosigkeit als characteristisches Kennzeichen eigen sind, besitzt dagegen *Otfried's Gedicht* folgende ganz verschiedene Characterzüge: den Reim, der hier zum ersten Male erscheint, den lyrisch-didactischen Ton, die Allegorieen, häufige eigenthümliche Einschaltungen von moralischen, mystischen und spirituellen Betrachtungen, Freiheiten mancherlei Art, Mangel an factischer Erzählung, beständiges Hervortreten der Subjectivität, Berufen auf Auctorität oft an ganz unpassenden Orten, überhaupt Kunst und Absichtlichkeit.

Das Grossartige eines solchen Entwurfs in dunkler Mönchszeit, die Ausdauer des guten Willens, und selbst die klösterliche Gelehrsamkeit Otfried's vollkommen anerkennend, ist doch der Verf. weit entfernt, seinem Producte das, was es der Natur seiner Entstehung nach nicht besitzen kann, nämlich irgend einen poetischen Werth, beizulegen. (S. 73 u. 74) „Ueberall schreckt uns hier die unbeholfene und ermüdende Breite, die Flachheit und Gewöhnlichkeit der Gedanken, die allen Eindruck schwächt, sogar den, welchen der Stoff an und für sich machen könnte; hier begegnet uns überall Engherzigkeit, Geisteszwang und die dicke Luft der Zelle; das Leben ist diesen Geistlichen durchaus fremd; selten verräth ein irgendwo abgelesenes glückliches Bild eine leise Anregung ihrer Phantasie; — wie kann also von eigentlicher Poesie hier die Rede sein?"

Der *IV. Abschnitt*, *die Volksdichtung in den Händen der Geistlichen* (S. 76—95), zeigt uns nun, wie die Geistlichen, sobald sie einmal anfingen, sich mit Versmachen abzugeben und der eben nicht reiche biblische Stoff erschöpft war, wohl von selbst auf den Gesang des Volks hingeführt wurden, dem sie ohnediess gerade in diesen Zeiten in ihren Neigungen, Wünschen und Bestrebungen am nächsten standen.

Wie gross auf der andern Seite die Innigkeit des religiösen Lebens jener Zeit war, wie sehr damals Hof, Adel und Volk von dem Glauben an die göttliche Hülfe aufs heiligste durchdrun-

gen waren, weis't der Verfasser (S. 78) aus dem bekannten *Siegeslied über die Normannen* nach, welches, obgleich augenscheinlich das Product eines Geistlichen, dennoch ein durchaus volksmässiger Gesang, ein Schlachtlied (wicliet) in vollem Sinne des Wortes bleibt. Diess Verhältniss erhält sich auch unter den Ottonen, obgleich hier durch die ihrer Zeit eigne Verschmelzung des Altklassischen mit dem Nationalen in allen möglichen Verhältnissen des Lebens, der Wissenschaft, der Poesie und der Kunst neue ganz eigenthümliche Momente hinzukommen. Ein insignes Beispiel dafür ist dem Verf. das von dem Mönch Eckehard I. in St. Gallen herrührende lateinisch-epische Gedicht von *Walther von Aquitanien*, welches, so wahr und treu es auch den Character der echt deutschen Heldenzeit aus dem Kreise des Attila und der Wormser Könige wiedergiebt, in der Beschreibung seiner vielen Einzelkämpfe, in seinen Bildern sowie überhaupt in der ganzen äussern Form dem antiken Epos (Virgil und Homer) völlig, wenn auch nicht sclavisch, nachgebildet ist.

An diese einzelne Erscheinung knüpft der Verf. zunächst die allgemeine Bemerkung, dass in dieser, sowie auch in der folgenden Zeit die lateinische Poesie in Deutschland blühte, und dass namentlich eine grosse Menge unserer Dichtungen aus dem 12. und 13. Jahrhundert auf lateinische Quellen hinweisen, die der Natur der Sache nach ins 11. und 10. Jahrhundert zurückleiten. Sodann scheinen ihm auch diese sächsischen und fränkischen Zeiten vor andern eigen zu haben, dass gleichzeitige Helden und ihre Thaten unmittelbar vielfach in deutschen oder lateinischen Gesang übergegangen sind. Diese doppelte Erscheinung führt den Verf. darauf wieder auf unser nationales Epos, die *Nibelungen*, zurück, für welches diese Zeit der Ottonen gleichfalls eine Durchgangsperiode, eine Zeit der Wiederaufnahme und Umgestaltung war, wie der Verf. aus vielen Gründen zu glauben geneigt ist, besonders aber deswegen, (S. 87) „weil die Zeit der Ottonen und die Einbrüche der Ungarn das Andenken an die alte Hunnensage erneuten (denn nur solche Zeiten nehmen alte Sagen in besondere Pflege, die von irgend etwas Entsprechendem in ihnen selbst bestimmter darauf hingewiesen werden); und weil eben mit jenem Heinrich I. die alte Heldenzeit Deutschlands ganz zu verschwinden und ein neues Ritterthum aufzukommen anfing, (denn solche Zeiten, die einen frühern Zustand ganz vollenden, pflegen demselben alsdann in der Dichtkunst Monumente zu setzen)."

Und gerade in diesen sich in jeder neuen eigenthümlichen Zeitperiode immer wiederholenden Umgestaltungen eines Nationalepos findet der Verf. die wahre Volksmässigkeit desselben. (S. 90) „Stoffe, in sich so gross, so weit, so fest und gewaltig, dass sie jede neue Idee jeder folgenden Ze t in sich aufnehmen, jede neue Form, die diese mit sich bringt, ausfüllen können,

gehen auf diese Weise von Hand zu Hand, von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert; man behält sie in jedem Wechsel lieb, man formt sie um und überliefert sie der folgenden Generation; hundert geschäftige Geister versuchen sich daran; selbst wenn sie schon die letzte Gestalt erhalten haben, die Alles zu erschöpfen scheint, unterbleibt das leichtere Ueberarbeiten nicht. Diese ausdauernde Natur bedingt allein eines Gedichtes Volksmässigkeit, und wird ihrerseits wieder bedingt durch die innere Abgeschlossenheit des Gedichts, die eine unbegreifliche Welt eröffnet, die wir nicht zu entstellen wagen, deren plastische Wahrheit alles Meistern abweist, die jeder Dichter oder Ordner, der später seine Hände daran legt, nur mit Scheu in seine Sprache überträgt, ohne an den Kern zu tasten."

Diese Art der Fortbildung zeigt der Verf. S. 92 und 93 an dem deutschen Epos nach. „Das deutsche Epos, bemerkt er dabei unter andern, veränderte mit der Zeit Alles, nur die *Form*, die die Hauptsache hätte sein müssen, am wenigsten oder am sorglosesten; das Nibelungenlied erhielt nicht einmal einen so feinen letzten Ordner, wie die Gudrun; Alles klafft von Lücken; und die Sprache von Unebenheiten, während der letzte Bearbeiter der homerischen Gedichte vielleicht nur wenig der Feile bedurfte, aber die feinste gebrauchte, um auch die letzte offene Fuge zu verbergen."

Wenn wir auch Hrn. G. in dem, was er hier und im Folgenden über den Unterschied des antiken und deutschen Kunstideals eben so geistreich als gründlich bemerkt, vollkommen beistimmen und mit ihm ersteres in der Beschlossenheit und Vollendung der äussern Form, letzteres dagegen hauptsächlich in dem Reichthum an Gefühlen und Gedanken erkennen, so können wir ihm doch nicht zugeben, dass die Fortbildung des homerischen Epos bis zu seiner Abschliessung in Homers Zeit in der Hauptsache, d. h. in der Aufnahme einzelner Thatsachen, vornehmlich aber der Sitten, Gebräuche, Ansichten etc. aus der jedesmaligen Umgebung der Zeit und des Orts so sehr von der des deutschen verschieden gewesen sei; wir glauben vielmehr, dass diese Ansicht auf blosser Täuschung beruhe, indem wir jene Zeiten und Zustände im Einzelnen viel zu wenig kennen, um im Homer die vielfach in einander laufenden Grenzen und Räume derselben nachweisen zu können. Doch diess ist eine Sache, über die wir uns vorbehalten, früher oder später im Zusammenhang unsere Meinung mitzutheilen.

Der *V. Abschnitt* schildert (von S. 95—251) den *Uebergang zur ritterlichen Poesie der hohenstaufischen Zeit* in 8 verschiedenen Abtheilungen, nämlich: 1. fränkische Zeit; 2. Reinhart Fuchs; 3. Kreuzzüge; 4. französisches Volksepos; 5. Legenden und Novellen; veränderter Geschmack der Zeit; 6. Aus-

artung der Volkspoesie; 7. Einführung britischer Dichtungen; 8. antike Dichtungen in neuer Gestalt.

Die *fränkische Zeit* (1. *Abtheilung* S. 95—251) schliesst sich zwar auf der einen Seite, in sofern während derselben Kunst und Wissenschaft ausschliesslich in den Händen der Geistlichkeit blieb, eng an die vorhergehende Periode an; auf der andern Seite aber begegnen wir gegen das Ende des 12. Jahrhunderts einigen Erzeugnissen von Geistlichen (als: Werner, Lamprecht, Konrad u. a.), welchen der Geist des Ritterthums bereits eben so fest und sicher aufgeprägt ist, als jenen früheren Arbeiten der Mönche das echt Geistliche, das Religiöse. Die ganze Periode der fränkischen Regenten selbst übrigens bildet mit ihren rein auf das Practische und Politische gerichteten, jeder höheren Bildung und Sinnesart entbehrenden Bestrebungen einen grossen und schneidenden Gegensatz sowohl gegen die grossartigen Ideen und Tendenzen der sächsischen Kaiserzeit, als noch vielmehr gegen die glänzende Periode der Hohenstaufen mit ihren kühnen und idealen Leistungen in Politik, Wissenschaft, Kunst und Poesie. In dem ganzen 12. Jahrhundert zeigt sich nichts, was die Phantasie und Begeisterung erregt hätte; weder die Geistlichkeit noch die Könige, noch der Adel, nahmen sich der Kunst mehr an; es war, zumal unter Heinrich IV., gleichwie im 30jährigen Kriege, eine Zeit der Anarchie, des brutalen Raubwesens und der Auflösung aller geselligen Bande; kein Wunder, wenn unter diesen höchst ungünstigen Verhältnissen die Poesie stockte und selbst das Andenken an unsere alte Dichtkunst verloren gegangen zu sein scheint, zumal da diese Periode fast gar keine eigne Stoffe darbot. Nur der Niederrhein und das Belgische Gebiet scheint in Rückwirkung von Frankreich damals ein Refugium für Bildung und Gelehrsamkeit gewesen zu sein, gleichwie sich in jener neueren Zeit in Schlesien ein isolirter Zufluchtsort für die Poesie aufthat. In Flandern war es denn auch, wo im 12. Jahrhundert die Thiersage in lateinischer Sprache von Geistlichen bearbeitet wurde und wo unter andern der Reinardus vulpes als der vollkommenste Repräsentant der Art von Poesie hervorging, welche in einer Zeit, wie die der fränkischen Kaiser, etwa entstehen konnte.

Diese, in der Literatur des Mittelalters so merkwürdige, Erscheinung wird nun in der 2. *Abtheilung*, *Reinhart Fuchs* (S. 102—123), so weit sie der Zeit nach hierher gehört, ziemlich ausführlich besprochen und dabei besondere Beziehung auf die von *J. Grimm* über den Ursprung und Character derselben geäusserten Ansichten genommen; wozu der Verf. in einer Selbstanzeige im Septemberheft der Heidelb. Jahrb. 1835 nachträglich noch Einiges bemerkt haben soll. Wir wollen uns bemühen, die Hauptpuncte der von Hrn. G. mit vieler Sachkenntniss und grossem Scharfsinn aufgestellten Behauptungen in der Kürze anzudeuten.

Diese moralische Thierfabel, ein Erzeugniss *des alten* Orients, ist von dem Character der Thiersagen oder besser des Thiermährchens, eines ursprünglichen und eigenthümlichen deutschen Products, durchaus verschieden. In ersterer ist das Didactische, die Moral das Ursprüngliche und so zu sagen die Seele des Ganzen; in letzterer dagegen die Fabel selbst oder der Stoff und die Erzählung an und für sich, ohne alle Rücksicht auf jede eigentliche lehrhafte Tendenz. Was aber diese totale Verschiedenheit des deutschen Thiermährchens und der orientalischen Thierfabel und was ihre beiderseitige Abtrennung bedingt, ist eben der Boden, dem sie entstammen.

Während der alte Orient und überhaupt das ganze Alterthum im Thier- und Pflanzenleben nur das Allgemeinste und zwar zu einem bestimmten Zwecke auffasste und in der Erzählung wiedergab, eignet der neueren Zeit in dieser Hinsicht ein unvertilgbarer Hang zum Stillleben und zur Naturfreude, d. i. zum tieferen Beobachten des pflanzlichen und thierischen Lebens, „der Heimlichkeiten des Thierlebens" (nach Grimm), sowie der kleineren menschlichen Verhältnisse, worin die eigentliche Seele dieser Dichtungen zu erblicken ist. Diess trifft im Allgemeinen auf Deutschland überhaupt, insbesondere aber auf Flandern. Dort ward daher auch das Thierepos ohne Zweifel zuerst gezeugt und gewiegt, hier aber ward, gleichwie die niedere Malerei, so auch diese niedere Poesie ganz eigentlich gepflegt und gross gezogen. Ueberall, bemerkt der Verf. ferner, steht diese Art der Malerei und Dichtkunst in einer Parallele mit republikanischem oder richtiger mit bürgerlichem Sinn, mit Achtung der niederen Classen, mit Freiheitssinn, mit Tyrannenhass; sie fand daher auch überall nur da Eingang, wo diese herrschten.

Anfangs, so lange noch ein Unterschied der Stände weniger fühlbar war, war das Thierepos Allgemeingut; und in dieser Zeit mochte auch die Erzählung an und für sich in Mährchen oder in Fabeln dem Hörer oder Leser behagen und die Freude an dem räthselhaften Treiben der Thiere ihm in dem blossen Stoffe Befriedigung schaffen. Sobald aber die Priester- und Sittenwelt sich in unnatürliches, widersinniges Träumen und Treiben verlor, so fing auch diese Thierpoesie, der Spiegel der gemeinen Wirklichkeit, an, einen Gegensatz gegen die höheren Stände, ihr Treiben und ihre Poesie zu bilden; wobei man sich übrigens eben so sehr hüten muss, keine angelegte und absichtliche Allegorie zu suchen, als auf der andern Seite das Allegorische zu verkennen, was diese ganze Dichtung ihrer Natur und ihrer Entstehung nach an sich hat.

Schon die erste Gestaltung eines Thierstaates musste nothwendig das Bild dazu von dem wirklichen Staate nehmen; und so sehen wir denn auch in der Art, wie der *Wolf*, welcher anfänglich, d. h. in den lateinischen Gedichten Isengrimus und Reinardus

vulpes, die Hauptrolle spielt, ausdrücklich erst stets als Mönch, dann als grosser Vasall, und wie dann der ihn aus seiner Stellung verdrängende *Fuchs* zuletzt als Kanzler auftritt, die Geistlichkeit, die grosse bewaffnete Ritterschaft und die späteren ritterlichen Hofleute und Rechtsgelehrten wie in einer zufälligen Personification erscheinen.

Von den beiden lateinischen Bearbeitungen dieser Sage, welche wir aus dieser Zeit (12. Jahrhundert) besitzen, ist das ältere, der Bruchstücke *Isengrimus*, wenn auch schon voll mönchisch witziger Satyre gegen das Mönchthum, doch noch mehr auf den Gang der Erzählung berechnet und deshalb auch viel kürzer; dagegen wird im *Reinardus vulpes* (willkürlich so genannt, indem Isengrimm oder der Wolf hier wie dort der alleinige Mittelpunct des Gedichtes ist) die Fabel oder die Erzählung gleichsam zur Nebensache, und überall tritt dafür ein oft frecher und mit schmuzigem Witz vermischter Spott auf die Habsucht der Geistlichkeit, auf die Synoden, auf die Ordensregeln, auf das verderbte Klosterleben, auf Rom und seine geistliche Obergewalt hervor. Zu tadeln findet Hr. G. hauptsächlich das endlos breite Geschwätz, das Haschen nach Phrasen, nach Sentenzen und Antithesen, die Sophistik, Wortspielerei und schale Witzelei, die langweilig gedehnten und dabei höchst müssigen Reden; zu loben etwa die Bekanntschaft mit der scholastischen Philosophie und mit antiken Dichtern, das gewandte Latein, einzelne Beschreibungen etc.

Indem nun der Verf. zur 3. *Abth., die Kreuzzüge und ihr Einfluss auf das poetische Leben* (S. 123—137), übergeht, bemüht er sich zunächst, den Gesichtspunct für eine wahrhafte Geschichte dieser merkwürdigsten Begebenheit des Mittelalters festzustellen, wobei er selbst die Hauptmomente am Schlusse noch einmal in folgender Stelle zusammenfasst: (S. 125) „Die Kreuzzüge legen erst die Ideen der alten Welt ab und setzen christliche und moderne an die Stelle; sie bilden die grosse Umwälzung von der alten zur neuen Welt; bis zu ihnen hatten die Griechen und Römer nie aufgehört, das geistige Reich zu beherrschen; von jetzt aber beginnt jene schrankenlose Herrschaft des Gemüths und der Empfindung, welche den schärfsten Gegensatz des Mittelalters gegen namentlich die römische Zeit bildet.“

Unter den unmittelbaren Folgen, wodurch die Kreuzzüge, „diese bewaffneten Wallfahrten“, einen so grossen Einfluss auf die Dichtkunst gewannen, zählt der Verf. vor Allem die grössere Ausdehnung der Kultur durch die Zusammentreffung der verschiedensten Nationen; der Gebrauch der Vulgarsprache; das Verdrängen der Geistlichkeit aus dem ausschliesslichen Besitz der geistigen Bildung d. h. der Ritterschaft, welche sie zugleich nach den ihre Orden sowie ihr ganzes Handeln leitenden schwärmerischen Ideen und Principien aus einer kirchlich-religiösen in

eine ritterlich-religiöse verwandelte; der an den Cultus der Jungfrau Maria geknüpfte, romantische Frauendienst, welcher jedoch in Deutschland nicht wie in Frankreich die Empor- und Heraushebung der Frauen aus den Verhältnissen, die ihnen die Natur in der Gesellschaft anwies, zur Folge hatte. Nachdem Hr. G. nun noch Einiges über die Rückwirkung von diesem Allen auf die Poesie im Allgemeinen angedeutet, geht er die wichtigsten Momente in den 4 nächsten Abtheilungen im Einzelnen durch.

Die 4. *Abtheilung*, *Französisches Volksepos* (S. 137—152), zeigt uns, wie der Geist des christlich-frommen Ritterthums, der mit den ersten Kreuzfahrten entstanden war, und hinfort durch Jahrhunderte die Schicksale der Welt entschied und alle Geister durchdrang, vor Allem in der echt fränkischen, an Karls des Grossen Person geknüpften Sage seine ersten und frischesten Wurzeln schlug, und wie daher, zumal da die französische Nation von jeher die günstigste Stellung zu einer solchen Wirksamkeit in Europa einnahm, die aus diesen höchsten Ideen der Zeit hervorgehenden Dichtungen das Vorbild und so zu sagen die Seele der mittelalterlichen Poesie wurden. Jenen Geist zeigt der Verf. vorzugsweise in dem aus einer französischen Quelle ursprünglich geschöpften, Gedicht des *Pfaffen Konrad* von *Karls des Grossen Thaten in Spanien* nach, da er nirgends so unmittelbar und treu wie hier in poetischem Schmucke ausgesprochen ist. (S. 146) „Was aber gerade diese Gedichte für jene Periode so werthvoll machte, das raubte ihnen der allgemeinere Werth, den die Nibelungen gegen die Karlsage behaupten. Was diese an Geschlossenheit, an gleichem Guss, an gehaltenem Tone vor jenen voraus hat, das überbieten jene an weitem Interesse und an grossartiger Wirkung.“ Bemerkenswerth findet auch der Verf. die häufigen Anklänge an den Styl und den Vortrag des alten Testaments, ja selbst an den prophetischen und andächtigen Schwung der Psalmen, der hier zu finden ist; ferner das die volksmässige Entstehung der Karlsage beweisende Romanzenartige, welches selbst in unserm Konrad noch sehr deutlich durchscheint, obgleich wieder die Subjectivität der letzten Bearbeiter mehr hervortritt, als in unserm Nationalepos.

Die 5. *Abtheilung. Legenden und Novellen* (S. 152—171), zeigt uns, wie sich in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts der ganze Geschmack der Zeit, welcher sich bis dahin hauptsächlich an uralte, nationale Schwänke, Mährchen, Lieder und die Rhapsodieen, vielleicht aber auch schon an grössere Bearbeitungen des Volksepos hielt, offenbar von Grund aus änderte, und nunmehr, in entschiedenen, oft selbst feindselig polemischen Gegensatz gegen die altdeutsche Volksdichtung, Legenden, Romane und Novellen, ernsten wie komischen, heiligen wie weltlichen Inhalts, in welchen allen aber der tollste historisch-poetische

Wirrwarr mit einer christlich-religiösen Tendenz verbunden ist, zu seiner Lieblingsunterhaltung machte.

Diess zeigt sich schon in dem *Lobgesang auf den heiligen Hanno* († 1075), am merkwürdigsten aber in der sogenannten *Kaiserchronik*, welche ihrer deutschen Quelle nach, auf die sie sich beruft, in den Anfang des 12. Jahrhunderts gesetzt werden darf, obgleich der Text der Heidelberger Handschrift (Cod. Pal. N. 361. Fol. 1.) nicht vor dem Ende desselben abgefasst ist. (S. 156) „Diese Kaiserchronik ist nämlich nichts anders, als eine legendenartige und novellistische Chronik des alten und neuen römischen Kaiserthums; alle alte und neue Geschichte wird aufs merkwürdigste durch einander geworfen.“ (S. 159) „Wie in einem Chaos drängt sich hier fast Alles zusammen, was nur irgend die erste allerfrischeste und schrankenloseste Thätigkeit einer jugendlich ausschweifenden Phantasie erschaffen kann; ja die vielfältigsten Richtungen späterer Poesieen liegen hier wie im Keime, und die Geschichte der deutschen Dichtkunst hat kein Werk, das sie früher als dieses in dieser Periode nennen dürfte. Nichts ist für den Leichtsinn der Phantasie und die bereitwillige Erfindungs- und Combinationskraft jenes Geschlechts und des ganzen Mittelalters bezeichnender, nichts zeigt zugleich bestimmter, wie auch in diesem neuen Zweig der Romantik, die sich jetzt vielfältiger ethnologischer und historischer Stoffe bemächtigt, von dem Materiellsten, von der Anknüpfung an Städtenamen und dergleichen ausgegangen wird, woher denn jene unzähligen Sagen von Städtegründungen und Eponymen entstanden sind, die man für nichts als blosse Erdichtungen müssiger Mönchsköpfe ansehen darf und trotz aller Volksmässigkeit, die sie in späteren Jahrhunderten erlangt haben mögen, nicht als Volkssage betrachten kann.

Diess zeigt nun der Verf. noch weiter, indem er über die Art und Weise dieser Erdichtungen und wie man dabei vom blossen Borgen altgriechischer und römischer Sagen zur historisch poetischen Umbildung älterer Sagen in neuere und umgekehrt überging, die mannigfaltigsten Belege beibringt. Auch macht er S. 166 ff. noch besonders darauf aufmerksam, wie seitdem sich zuerst die durch Karl und Otto den Grossen mit Italien und Griechenland angeknüpften Verbindungen jetzt vielfach erneut und erweitert hatten, man von da in grösster Leichtigkeit den ganzen Schatz von Novellen und Legenden herüberholen konnte, der sich dort, insbesondere aber in Italien, dem Heerd der Unterhaltungspoesie seit undenklichen Zeiten, viel früher aufgehäuft hatte, als im Norden, und nunmehr in den Zeiten der Kreuzzüge im Orient und Occident fast überall in grösseren oder kleineren Sammlungen hervortritt.

Und eben zu den frühesten Versuchen dieser Art zählt Hr. G. nächst den lateinischen Werken des *Petr. Alphonsus* (de clericali disciplina) unsere *Kaiserchronik*, deren Inhalt dem grössten

Theile nach christliche Novelle oder Legende ist („nichts verknüpft die Poesie der alten und neuen Welt so sichtbar und deutlich als die Legende“), dabei aber altklassische Erzählungen, orientalische Legenden, vaterländische Sagen und Züge aus der Volksgeschichte zusammengemischt, und zwar diess Alles an dem mühselig fortgeführten Faden der römischen und deutschen Kaisergeschichte. (S. 170) „Einen Werth der dichterischen Behandlung wird man daher in einem chronikartigen Buche, wie dieses, selbst in den grösseren und mit mehr Liebe behandelten Episoden, nicht suchen, zumal da selbst die darin enthaltenen Legenden, in denen dieser Werth blos zu suchen wäre, unter den Händen geschickter Dichter vermöge ihres für die Poesie meist ungeschickten Stoffes wenig zu gedeihen pflegen; worauf der Verf. in einem spätern Abschnitte ausführlich wieder zurückkommt.

Die 6. *Abtheilung*, *Ausartung der Volkspoesie* (S. 171 — 195), zeigt, wie die nationale Volkspoesie mehr und mehr in willkürlich romanhafte Kunstpoesie ausartet, und erklärt dieses sowie aus byzantinisch-orientalischen Einflüssen, als auch aus der Neuheit und dem jüngern Alter der geschichtlichen Stoffe.

In erster Beziehung glaubt der Verf. allerdings sehr vorsichtig sein zu müssen, indem oft die ähnlichsten Züge an Orientalisches erinnern mögen und dennoch selbständig national sind; daher es auch ein sehr grosser Irrthum sei, die Entstehung der sogenannten romantischen Vorstellungen auf Eine Nation, auf Ein Lokal zurückführen zu wollen, da gleicher Geist und gleiche Verhältnisse („Dunkelheit und Unklarheit in neuen und zum Theil blendenden Vorstellungen und Erfahrungen“) diese Romantik überall hervorrufen können und auch hervorgerufen haben; überhaupt begegneten sich im sinkenden Alterthum, sei es im Orient, in Griechenland oder Italien, eine Unzahl von Erscheinungen in allen möglichen Beziehungen des Lebens mit ähnlichen Erscheinungen, die von jenen ganz unabhängig in den nordischen Nationen aufkeimten, so dass an eine Entlehnung oder Nachahmung auch nicht im entferntesten zu denken sei. Allein auf der andern Seite leuchte auch das ausserordentlich leicht ein, dass, sobald nur eine solche Nation im Laufe der Zeiten und in gesteigerter Erleichterung der Verbindungen mit Producten einer andern Nation bekannt ward, die mit der ihrigen eine grosse Aehnlichkeit darboten, sie sich derselben mit grosser Leichtigkeit bemächtigt haben mochte. Es sei daher auch nichts natürlicher, als dass sich gewisse, in Deutschland unabhängig entstandene Sagen, die aber, woher es immer sei, namentlich in der Construction eine entfernte Aehnlichkeit mit den griechischen Romanen trugen, zu der Zeit, als der Weg nach Byzanz sich öffnete, und deutsche Kreuzfahrer dorthin kamen, sich diesen südlichen Dichtungen dergestalt näherten, dass ausser der all-

gemeinen Verwandtschaft, die sie von Natur hatten, auch eine wirkliche äussere eintrat.

Eine solche Einwirkung äusserer Verhältnisse glaubt Hr. G. vor Allem in dem Gedicht von *König Rother* (aus dem Ende des 12. Jahrhunderts) zu erblicken, indem dasselbe zwar offenbar ein ursprünglich deutsches Werk sei, aber zugleich auch nicht nur in vielen Zügen eine Veränderung und Accommodation der Sage an spätere (christliche ritterliche) Sitten und Züge zeige, sondern auch die Namen vielfach verändert, ja den Schauplatz gar aus Nordosten nach Constantinopel und Italien verlegt habe und dabei sehr auffallende Beziehungen auf die Zustände des byzantinischen Hofes zur Zeit des Kaisers Alexius und die Collisionen der Kreuzfahrer mit diesem Hofe enthalte, — Beziehungen, die einen (ursprünglichen) Dichter verrathen, der in Constantinopel war. Aus der Analyse dieses Gedichts zeigt der Verf. sodann, wie dasselbe nach dem Character jeder unbeholfenen Kunst nicht nur gewissermassen denselben Faden zweimal abspinne und sich also selbst wiederhole, sondern auch ähnliche Züge aus *Wolf Dieterich* und *dem Roman von Salomon und Morolf*, in welchen beiden gleichfalls, besonders aber in letztern, deutsche und byzantinisch-orientalische Stoffe sich innig durchdrungen, darbiete.

Den volksmässigen Werth aller dieser Dichtungen aber, so manche Züge darin auch dem echt deutschen Volksepos entsprechen mögen, schlägt Hr. G. nur sehr geringe an, da ihnen zum echten Volksgedicht alle historische Anlehnung (das wesentlichste Erforderniss!) und zum Volksepos die Weihe des Alters, die Würde und der Ernst gänzlich abgehe. Er sieht daher in diesen Werken eine Kunstpoesie gleichsam innerhalb der Volkspoesie, er sieht ferner darin den Uebergang von der alten Simplicität und Heiligkeit des Volksgesangs zu der Entstellung desselben durch subjective Bearbeitung, und macht dasselbe auch von der Karlsage und dem kritischen Epos späterer Zeit geltend. (S. 185) „Das Geschichtliche ist hier überall in stetem Sinken, die Erdichtung und das Wunderbare in stetem Wachsen, die objective Treue, Scheu vor der Tradition, Wahrheit und Lebendigkeit hält Schritt mit jenem und der subjectiven Zudringlichkeit der Dichter mit diesem; der würdevolle Ernst fällt mit jenem und das Komische steigt mit diesem; die Wirkung des Ganzen wechselt mit der Wirkung der Theile; die alten Verhältnisse werden von neuen verdrängt, die grossen von kleinen.“ Uebrigens ist nach Hrn. G. der innere epische Kern dieser Dichtungen, welche endlose Verse um ein einziges Factum häufen, nichts anders, als jene Ideen von Dienstmannschaft und Herrenpflicht, die wir auch in der Wirklichkeit erst seit den Ottonen, der Ursprungszeit dieser Dichtungen, in lebhaftere Anregungen kommen sehen.

Was nun noch den zweiten Erklärungsgrund für die Ausartung der Volkspoesie, die Neuheit und das jüngere Alter der geschichtlichen Stoffe betrifft, so nimmt Hr. G. die Belege dafür von dem *Herzog Ernst Heinr.'s v. Veldegk* her, welchen schon Gottfr. v. Strasburg als den ersten höfischen Dichter auszeichnete und welchem auch der Verf. keinen besseren, schlagenderen Repräsentanten dieser Uebergangsperiode an die Seite zu setzen wüsste. Während nämlich der erste Theil jenes Gedichts, der sich mit den einheimischen Schicksalen des genannten unruhigen Stiefsohns Konrads II. beschäftigt, ohne gerade wirkliche Geschichte oder Chronik zu sein, doch nur allzusehr an den trocknen nüchternen Ton derselben erinnert, ist im zweiten Theile eine anschaulichere Darstellung, und es herrscht der wohlthuende freundliche Ton des Mährchenerzählers, dem bereits eine Menge der bedeutendsten Sagen des späteren Griechenlands und Orients zu Gebote standen. Man sieht also, je mehr die Geschichte sich der Begebenheiten des Lebens bemächtigte und hier Boden gewann, desto mehr Boden verlor die Poesie in den wirklichen Ereignissen; sie flüchtete daher jetzt in die Ferne, nahm ihren Stoff aus alten Zeiten, aus der Fremde, oder erdichtete ihn geradezu und suchte ihn grossartig mit den Ideen der Gegenwart zu durchdringen. Hier ist deshalb die höchste Spitze und Scheide des alten und neuen Geschmacks. Der Herzog Ernst ist übrigens so gut ein Volksgedicht zu nennen, wie nur irgend Etwas diesen Namen verdient, was im Munde des Volks war und vielfache Metamorphosen erlitten hat; auch ist er einer von jenen beliebten Gegenständen, die nachher in die Volksbücher und selbst in den jüdischen Dialekt übergingen. — Schliesslich erwähnt der Verf. noch ganz kurz des *Grafen Rudolf*, als eines neuen Zeugnisses für die unmittelbare Einwirkung der Kreuzzüge auf die Dichtung, ausführlicher aber des *Biterolf* als eines Beispiels von höchster Ausartung der Volkspoesie in die Manier der britischen Dichter und zugleich „als einer so langweiligen und leeren Reimerei, wie wir doch nicht viele haben.“

Die 7. *Abth.*, *Einführung britischer Dichtungen* (S. 195 bis 215) handelt von der aus England oder der Bretagne herstammenden Gattung von Romanen, welche, obschon voll der elendesten Erfindungen, der mechanischsten Verbindungen und der wunderlichsten Albernheiten, gleichwohl wegen des hier zum ersten Male in der epischen Poesie vorherrschenden Elementes der Courtoisie und Frauenliebe fast jedes andere Interesse überwand und verschlang. Voraus schickt der Verf. einen flüchtigen Blick auf die britisch-walisische Poesie und Sage und deren Umgestaltung und Entartung, wobei er sich jedoch mehr auf historische Analogie, als auf das Ergebniss einer weitern Kenntniss vielfältiger Quellenschriften stützen müsse. Darnach erscheint es ihm gewiss, dass die walisische Dichtung in ihrem Ursprung

den reinen Charakter hatte, den wir nach so langer Zeit an den galischen Gesängen des Ossian entdecken, die sich eben in jenen Gegenden gestaltet und erhalten haben, welche den äusseren Einflüssen minder ausgesetzt waren. Schon zu der Zeit aber, als man die Thaten des Arthur in elegisch-lyrischen Bardenliedern besang, war römische Bildung und Christenthum in England mehr wie irgendwo eingedrungen und hatte hier bei der der britischen Nation eigenthümlichen Schrankenlosigkeit der Phantasie eine wilde Mischung und Durchdringung von vielerlei unklaren und übertriebenen Vorstellungen zur Folge, welche nachher durch die Ankunft der Angelsachsen und in einem noch höheren Grade durch die der Normannen wieder aufgenommen wurden und England nebst der Bretagne zu einem der ersten Heerde der romantisch-epischen Poesie machten.

Als Belege für diese verschiedenen Behauptungen werden angeführt: die Sage von *Prydain*, welche gelehrt-römische Einflüsse erfuhr, die angelsächsischen Sagen von *Vortigern* und *Hengist*, die sich als echt volksmässig noch mit einiger Sicherheit an die Geschichte anlehnen; das angelsächsische Gedicht *Beowulf*, in welchem sich Britisches und Sächsisches durchdringt; die Sagen von *Arthur* und *Merlin* (bei Gottfr. v. Monmouth), die, so volksmässig sie an und für sich auch waren, doch schon alle (besonders in dem zweiten Theile, der von dem famösen Kriege Arthurs mit Lucius Tiberius handelt), weit nicht mehr das einfache Gepräge der Vortigernsage oder gar der historischen Bardenlieder tragen, vielmehr mit ihren Wundern und Abenteuern eben soweit davon abstehen, wie Rother vom Hildebrandliede; endlich jene *Romane von der Tafelrunde*, eine neue Reihe von Gedichten, in welchen das Meiste ohne allen Zweifel reine Erdichtung ist und selbst die wenigsten der Helden auch nur dem Namen nach eine historische Beglaubigung oder alte Auctorität haben, und in welchen nur die volksthümlichen und beliebten Züge der alten Gedichte festgehalten und auf eine höchst unbeholfene und langweilige Art variirt werden. Und diese Dichtungen, die der allerersten und allereinfachsten Bedingung jedes erzählenden Gedichts, der lebendigen sinnlichen Darstellung, sowie des innern nothwendigen Zusammenhangs, vollkommen entbehren, musste das Schicksal gerade in einer Zeit, wo man in frischester und junger Begeisterung nach Idealen in Kunst und Leben rang, als ein wahres Gift für die wahre, echte Poesie des christlichen Europas überallhin verbreiten! Dieses allerdings etwas strenge Urtheil sucht der Verf. (S. 208 — 215) durch eine ausführliche Analyse des *Lanzelot v. Ulrich von Zazichoven* (mit besonderer Hervorhebung der charakteristischen Züge für die Art der Sage und des Stoffes sowie der Behandlung in dieser, wie in den übrigen Hauptdichtungen derselben Gattung, als: *Wigamur*, *Iwein*, *Wigalois* etc.) noch näher zu motiviren.

Die 8. *Abth.*, *Antike Dichtungen in neuer Gestalt* (S. 215 bis 251), handelt von den alexandrinisch-römischen Einflüssen auf die romantische Dichtung und hebt dabei besonders die Sage von dem *trojanischen Krieg* nach Dares Phrygius, die griechisch-orientalischen *Alexandriaden*, und die *Aeneide* des Virgil hervor.

Hr. G. redet zuerst von der *Alexandersage*, als der verbreitetsten und auf das mannigfaltigste variirten unter allen. Er geht dabei mit sichtbarer Vorliebe auf Alexanders ausserordentliche Persönlichkeit und sein Verhältniss zur Weltgeschichte zurück, welches, je mehr es unmittelbar in der Wirklichkeit selbst die Bewunderung und die Phantasie aller Völker des Orients und Westens in Anspruch nahm, in der Ferne der Zeit und des Orts späterhin desto poetischer und grossartiger bis zur völligen Erdichtung umgestaltet werden musste. Schon im Zeitalter des Hadrian entstanden poetische Alexandriaden, welche die vielfach verbreiteten Hauptquellen dieses Sagencyklus im Mittelalter wurden.

Nirgends aber findet sich diese Sage würdiger und dichterischer behandelt, als in dem *Alexander* des *Pfaffen Lamprecht.* Wenn auch als desselben nächste Quelle der Alexander des uns sonst unbekannten Alberich von Vicenza oder Besançon gilt, so ist doch in Lamprecht Alles, was in der gewöhnlichen Gestalt der Sage lag und unserm Dichter oder seinem Vorbilde meistens bekannt war, mit meisterhafter Sicherheit und dem reinsten Geschmack vermieden oder verändert. Es weicht daher auch Alles, was sonst in England, Frankreich, Spanien und Deutschland in dieser Art erschien, völlig von dem Geiste dieser wahrhaft grossartigen deutschen Dichtung ab, welche Hr. G. unbedenklich einen der schönsten Schätze der ganzen älteren mittelalterigen Poesie nennt. (S. 221.) „Ich glaube nicht, bemerkt derselbe weiter, dass die damalige Zeit überhaupt sich höher zu erheben fähig war; denn dieser Lambert scheint mir an die grössten Ideen zu reichen oder vielmehr sie zu eröffnen, deren sich damals Menschen und Dichter bemächtigten, für die sie sich begeistert haben, und an wahrhaft dichterischem Genius dürfen sich nur ganz Wenige neben ihn stellen, so schlicht und einfach er sich neben einem Wolfram oder Gottfried ausnimmt.“ (S. 223.) „Seine Darstellungsweise ist (nämlich) noch mehr die trockne Zeichnung des Volkslieds, der anspruchlose Vortrag dieses Jahrhunderts; der Mann will nichts gelten durch sich, sondern alles durch seine Sache; allein diese Trockenheit ist weit verschieden von der des Zazichoven, sogar von der der Nibelungen; Alles ist dabei Wärme, Gefühl, innerer Drang und Fülle, und oft strömt in wahrhaft melodischem Flusse seine Periode ungesucht, und ohne die mühselige Künstelei der Hofdichter, ohne Zwang empfangen und ohne Verrenkung wiedergegeben, schliesst sich der rechte Ausdruck

an seinen kernigen und gesunden Gedanken, das lebendige Wort legt sich um seine Vorstellungen und für die Bilder seiner Phantasie fällt ihm die verkörpernde Rede mühlos zu." (S. 229.) (Kurz) „es ist der Eindruck einer kernfesten Männernatur, den wir davon tragen, der uns hebt und kräftigt, während uns alle mittelalterigen deutschen Dichtungen fast ohne Ausnahme erschlaffen."

Wie in allen Alexandersagen, so sind auch hier *zwei Theile* zu unterscheiden, welche die Geschichte, von der sich diese Gedichte nie ganz entfernten, selbst bedingte. Der *erste*, welcher bis zu dem Zuge Alexanders ins Land der Scythen geht, ist geschichtlich, klar, einfach und überhaupt ganz in den Gränzen der Wahrscheinlichkeit gehalten; im *letzten* dagegen, welcher Alexanders weitern Zug bis ans Ende der Welt und die gefahrvolle Rückkehr von da durch die Schrecknisse der Wüsten und Wälder enthält, häufen sich die Wunder der Ferne. Der Verf. weist diess durch eine mit entschiedener Vorliebe für diesen wahrhaft grossen Dichter ausgeführte Analyse nach, die er mit den mannichfachsten erläuternden Bemerkungen in obigem Sinne begleitet (v. S. 223—236). Er sagt u. a. (S. 236): „Wenn es wahr ist, dass Alexander nicht ein Eroberer gemeiner Art war, dass seine riesenhaften Plane in einem grossen Verbande mit seines grossen Lehrers Bestrebungen standen; wenn es wahr ist, dass das Alterthum gross geworden ist durch sein Vertrauen auf menschliche Kraft und im äussern Leben, während die neuere christliche Zeit gross ward durch das innere Leben, das sie erschloss; wenn es wahr ist, dass das Alterthum aus eben jener Eigenschaft in Egoismus eben so leicht fallen musste, wie die christliche Zeit aus eben dieser in Erschlaffung und Thatenlosigkeit; wenn es wahr ist, dass Alexander den Uebergang von alter zu neuer Zeit, von jenem zu diesem Charakter bahnte, so sehen wir auf Einen Blick die ganze Grösse dieses Dichters. Er schildert den Charakter des Helden im ersten Theile des Gedichts ganz treu der Geschichte und fasst sein Wirken im Ganzen in dem erhabensten Sinne auf; er schildert zugleich das Alterthum und seinen Geist auf das wahrste, und giebt auf eine ganz wunderbare Weise zu eben der Zeit, wo die alte Rüstigkeit, dieses äusserlich Thatkräftige mit allen den milden christlichen Schwärmereien darauf zu gehen drohte, wie zum Scheidegruss dieses Gedicht, in welchem er die völlig erstorbenen Ideen der alten Welt, jedoch nach dem höhern Sinne der christlichen Ansichten, noch einmal ins Leben zurückruft." (Bei Ulrich v. Eschenb. u. Wolfr. kömmt Hr. G. nochmals auf Lampr. Alexander zurück, um dort die Bedeutung dieses Gedichts ganz übersehen zu können.)

Der Verf. stellt nun zunächst dieser Alexandrias mit ihrem alterthümlich kernhaften Geiste die völlige Verflüchtigung jedes

antiken Moments in der *Eneit* des *Heinr. v. Veldegk* entgegen, in welcher zugleich vollends alles zerstäubt, was nur irgend nach einem Fall des gewöhnlichen Lebens aussieht. Alle Spielereien und Tändeleien, die man sich etwa im Minneliede noch gefallen lässt, drängen hier im ernsten Epos die bedeutendsten Scenen weg; welche Wirkung musste diess hinfort thun? (S. 241.) „Im Virgil dünkt man sich in einer alten aus dem Schutt aufgegrabenen Stadt zu wandeln, die aus jedem Steine stumm zu uns spricht und grosse Ruinen erhalten hat; hier geht man träge und getäuscht zwischen wüsten Trümmerhaufen, unter denen uns ein gut meinender, eingelernter, abergläubischer, auf seinen Unsinn stolzer Cicerone mit endlosem Geschwätz und Fabeln fast zur Verzweiflung bringt.“ Zur Entschuldigung Veldegk's muss freilich angeführt werden, dass er einem französischen Texte folgt, der schon die meisten, wenn auch nicht alle Abweichungen von dem lateinischen Gedichte Virgils enthielt.

Ein so elendes Machwerk diese Eneit nun auch ist, so gross sind doch die Lobeserhebungen Veldegks selbst bei den bessten spätern Dichtern, was wir uns hauptsächlich dadurch zu erklären haben, dass er unter den Uebersetzern der französischen Romane einer der frühesten und bedeutendsten war, und als solcher also die ganze Fluth französischer Romane für das stets poetischer Unterhaltung bedürftige Deutschland Thür und Thor geöffnet hat, dass er ferner offenbar die Reimkunst und die Sprache der mittelhochdeutschen Poesie zuerst gestaltete, und endlich dass er als Repräsentant der Blüthezeit des Ritterwesens unter Friedrich I. nicht nur zuerst die höfische Bildung, sondern auch — und diess verschaffte ihm wohl den grössten Genuss — die Minne in der Weise einführte, wie das Minnelied damals diesen Gegenstand behandelte. Und, in der That, das letzte Verdienst ist keines seiner geringsten. Denn, abgesehen von den Spielereien, die mit unterlaufen, hat die deutsche Dichtung jener Zeit gewiss weniges an Lieblichkeit, an Herzlichkeit, an inniger Unschuld und Naivetät den Gesprächen zwischen der Lavinia und ihrer Mutter zu vergleichen, ja wir werden, besonders in dergleichen Nachahmungen im Epos, mit Erstaunen sehen, wie schnell mit der Ausartung der Sitten zugleich auch dieser Ausdruck unbefangener Unschuld, die so tief in jener Zeit gewurzelt scheinen sollte, verloren ward und wie vergebens selbst namhafte Dichter sich abmühten, auf diese Reinheit zurückzukommen.

Hr. G. erwähnt nun noch des *trojanischen Kriegs* von *Herbort v. Fritzlar* aus dem Anfang des 13. Jahrh., welcher, ohne eigentlichen Beruf zum Dichten, einem wälschen Text auf das genaueste folgt und dabei eine merkwürdige Mitte zwischen Lamprecht und Veldegk hält, indem bei ihm die neue Sentimentalität und die alte rohe Kraft auf eine ebenso geschmacklose als ergötzliche Weise, ohne auch nur einen Versuch von Versöhnung

beider Manieren, neben einandergestellt sind; gleichwie er ganz deutsche, ganz heimathliche Züge unter das Fremdeste mischt und das Alte in die neuen Sitten übersetzt.

Zum Schlusse stellt der Verf. die drei genannten Dichter als Repräsentanten einer ganzen Zeitrichtung nochmals zusammen. (S. 250.) „Wenn *Lampr. Alexander* durchweg eine feste, dauernde, männlich ruhige Kraft athmet, und die Zeit ausspricht, wo Deutschland in ehrwürdiger Grösse unter dem zweiten Hohenstaufen glänzte, eine Zeit, die sich in dem ernsten und erhabenen Charakter eines Walther und in der Wiederbelebung der Nibelungen noch abspiegelt, und wenn *Lampr. selbst* mit seinem ritterlichen Sinne an jene Bischöfe unter Friedrich erinnert, die Zierde der deutschen Nation, die kriegerischen Adel und geistliche Würde in sich vereinten, so leitet dagegen *Veldegk* ganz auf die weichere Folgezeit über, die das Heroische ganz aufgiebt, im *Herbort* aber spiegelt sich eine Zeit der Verwilderung, wie die der Gegenkönige Philipp und Otto war, und in ihm erscheint eine gleichsam erzwungene Kraft und die unnatürliche Anstrengung eines Jünglings, der zwischen Talent und Leichtsinn, zwischen zügelloser Kraft und Weichheit, zwischen Geschmack und Gemeinheit getheilt und von Ungleichheiten voll ist, eine Erscheinung, die ich neben Nithart mit dem teutonischen Geschlechte unserer jungen Göttinger Dichter des vorigen Jahrhunderts vergleichen möchte."

Der *VI. Abschn.*, *Regeneration des deutschen Volksepos* (S. 251 — 283), schliesst sich, unserer Ansicht nach, richtiger als die 9. *Abth.* der vorigen Hauptrubrik an, indem nirgends mehr als gerade in der Art, wie das deutsche Volksepos in damaliger Zeit regenerirt wurde, der Uebergang von der alten volksmässigen Dichtung der altdeutschen Heldenzeit zur ritterlichen höfischen Poesie der hohenstaufischen Zeit zu erblicken ist. Wiewohl dieser Abschnitt sowie beiläufig schon manche frühere Stellen dieses Werks (besonders S. 26 u. S. 49 — 52) Vieles enthält, was unserer Ansicht von der Geschichte der deutschen Heldensage *) geradezu widerspricht, so halten wir es doch nicht für geeignet, hier unsere Meinung zu verfechten, und beschränken uns daher wie bisher um so mehr mit einer blossen Anführung der Ansichten unsers Verf., als wir dem ästhetischen Urtheile desselben vollkommen beistimmen; vielleicht, dass es uns bald möglich ist, auf jene streitigen Puncte im Zusammenhang unserer Untersuchungen über die deutsche Heldensage zurückzukommen.

---

*) In den „*Untersuchungen über die Geschichte und das Verhältniss der nordischen und deutschen Heldensage*, aus P. E. Müller's Sagabibliothek II. Band, etc. übersetzt und kritisch bearbeitet von Dr. *G. Lange*. Frankf. a. M. b. Brönner 1832, besonders im *Anhange* S. 423 — 480.

Hr. G. glaubt mit Recht, von den *Nibelungen* und der *Gudrun*, den beiden Haupterzeugnissen auf dem Gebiete des deutschen Volksepos, an keinem schicklichern Orte reden zu können, als gerade hier, wo sie auf der *einen Seite* zwar mitten unter den aus der neuen Richtung der Zeit geflossenen Dichtungen stehen, aber zugleich am auffallendsten dagegen contrastiren und die Opposition der Hofdichter erklären, und wo sie auf *der andern Seite* noch am nächsten an die Dichtungen des 12. Jahrhunderts rücken, in welchem sie die grossen Veränderungen erlitten, die ihnen allmählig ihre jetzige Gestalt geben, nach der sie in den Anfang des 13. gehören.

Diese Veränderung findet der Verf. hauptsächlich darin, dass die ursprünglich deutsche Siegfriedssage, in der veränderten Gestalt, die ihr der Norden gegeben hatte, wieder in das deutsche Volksepos aufgenommen und ungeachtet ihres höchst unähnlichen Stoffes auf eine ziemlich ungeschickte Weise mit der ursprünglich allein stehenden Dietrichssage in *ein* Ganzes, nämlich in das Gedicht der *Nibelungen*, verknüpft wurde. Er findet es natürlich, dass diess in Niederdeutschland geschah, wo wir überhaupt im 12. Jahrhunderte eine Werkstätte für unsere Literatur mehr ahnen als nachweisen können, wo die strophischen Lieder unsers Volksgesangs aber noch gesungen werden mochten, als man im Süden nichts that, als die fremden Sagen lesen, und wo endlich auch die ersten Zeugnisse für die Siegfriedssage im 12 Jahrhunderte gefunden werden.

Die ältere Gestalt und die innere Structur unseres Nibelungenlieds vor dieser heterogenen Vereinigung lässt uns die *Klage*, wenn wir sie mit unserem Text vergleichen, zwar nur noch ahnen; aber wir sehen doch daraus, dass der Werth dieses verlornen Gedichts, was das wahre innere Verständniss der Sage und deren treue, ehrfurchtsvolle Wiedergabe betrifft, bei weitem grösser war, als der des erhaltenen. Einen Hauptmangel des letzteren findet Hr. G. noch darin, dass es, im umgekehrten Verhältnisse wie der ritterliche Roman, einen schneidenden Contrast zwischen Stoff und Form mit sich trägt, indem gegen die Gewalt und Grösse des Stoffes, wie uns derselbe namentlich beim Ueberschauen des Ganzen erscheint, die trockne, ton- und klanglose Sprache, die dürftige, kalte, eintönige, fast pedestrische Darstellung und der völlige Mangel an Reife des Seelen- und geistigen Lebens sehr unangenehm absticht; ein jedenfalls unerfreulicher Contrast, welchen der Verfasser des Nibelungenliedes — denn einen solchen von einigem bedeutenden willkürlichen Einfluss anzunehmen, scheint ihm in einer Zeit ganz subjectiver Dichtung unerlässlich — in das Gedicht gebracht hat, indem es ihm bei Einführung von so vielem Schmucke, der an seine ritterliche Zeit erinnert, dennoch nicht gelang, zugleich Vortrag und Sprache höher zu heben. (S. 263.) „Wir vermissen die Bildung der damaligen ritterlichen

Dichter, und diess giebt diesen ein Recht, sich dagegen zu erklären." — — (An verschiedenen Stellen.) „Sobald wir uns indessen über diesen Zwiespalt wegsetzen, sobald wir das äussere Gewand wegdenken, und auf die Sache selbst sehen, so erscheint uns das Gedicht allen übrigen ritterlichen Epen der Zeit überlegen und gross, und allein würdig, in so grandioser Anlage neben dem griechischen Epos zu stehen, so sehr es auch dem letzten dichtenden Anordner desselben an Reife der Einbildungskraft fehlte, um es gleich diesem zu einem vollkommenen Kunstwerk zu gestalten. Wir stehen hier, wie es das echte Epos verlangt, in einer Welt von Menschen, die nicht die Miene oder der blosse Zufall bewegt, sondern der Zwang der Verhältnisse, die nicht mit Chimären im Kampfe liegen, sondern mit dem Fatum, die nicht blind in Abenteuer stürzen, sondern in ein grossartiges Verhängniss von einer ausser ihnen liegenden Gewalt gestürzt werden; dabei erscheinen die Figuren, die gleichsam die Träger des Schicksals sind, Krimhilde und Hagen, nicht wie Helena und Paris bei Homer, mehr im Hintergrunde, sondern sie stehen gerade vor allen Andern hervor und reissen durch Eigenwillen sich und Freunde und Feinde in das Verderben auf eine Weise, welche zwar mehr in tragischer als epischer Weise, aber doch ganz vortrefflich und eines Genius erster Grösse würdig geschildert ist."

Der Verf. beleuchtet nun noch (S. 267 ff.) einige mangelhafte Eigenheiten des deutschen Epos im Verhältniss zum griechischen, welche der Stoff mit sich brachte. Aus der Fülle der geistreichsten Ideen heben wir auch hier nur das Wichtigste in gedrängter Zusammenstellung hervor. Im *Homer* ist der unendliche Hintergrund das Grosse; Alles arbeitet zusammen, uns auf dem ausserordentlich weiten Gebiete der Sage den Gegenstand der Iliade als eine einzelne Episode betrachten zu lassen, die, wie sie selbst aus Rhapsodieen zusammengesetzt ist, uns wieder als Rhapsodie in einem noch ungeheuern Cyclus erscheint. Dagegen hat der Stoff der *Nibelungen* noch Etwas von der Eigenheit der poetischen Sagen vor der Völkerwanderung an sich, die sich überall mit einer einzigen geschlossenen Begebenheit beschäftigen; daher man auch dieses, wie überhaupt alle Dichterwerke jener Zeit, erst in ihrer Gesammtheit (gegenseitigen Ergänzung) und nach dem Studium der ganzen Geschichte der Poesie in ihrer rechten Bedeutung erkennen lernt. Dabei fehlt den Nibelungen der Reichthum der Verhältnisse, der Umfang der Sage, die Mannigfaltigkeit der Episoden, Alles was einem epischen Gedichte erst Leben giebt, und damit dem Dichter die Mittel, auf so endlos verschiedene Weise zu fesseln und seine Erzählung mit immer neuen Reizen zu schmücken. Hier soll ferner immer Alles zugleich, ein (historisch) Vollendetes dargestellt werden, und wir hören von Siegfrieds, wie Krimhildens Jugend und Tod. Dennoch muss man gestehen, dass die Charaktere oder die Gruppen

von Charakteren, welche in den Nibelungen auftreten, ihr grösster Vorzug sind. Stellen sie auch nicht in der Mannigfaltigkeit, wie das homerische Gedicht, den menschlichen Charakter überhaupt in seinen Haupteigenschaften dar, so kann man uns doch schwerlich ein anderes Gedicht nennen, worin diess annähernd so sehr geschieht, wie hier. (S. 269.) „Wenigstens erscheinen die Hauptheiten des Nationalcharakters vortrefflich: in dem jungen Siegfried arglose, harmlose Ehrlichkeit, im männlichen Dietrich die weise, ruhige, fast bedächtliche Ueberlegung und besonnene Kraftübung, im greisen Hildebrand berathende Treue und Gerechtigkeit, zu der, wenn man die Züge aus andern Gedichten anführen darf, derbe Geradheit und natürliche Heftigkeit hinzukommt.“

Ganz aus unserer Seele gesprochen ist, was unser verehrter Freund nun noch über den pädagogischen und poetischen Werth der Nibelungen gegenüber von dem homerischen Epos anführt. (S. 272 ff.) „Wenn man uns doch nicht mit dem schönen Gedanken einer Nationalerziehung ködern und fangen wollte! Eine Nation, die die Bibel und den Homer zu ihren Erziehungsbüchern gemacht hat, die sich am besten Mark der ganzen Menschheit nähren will, eine solche Nation kann einem solchen Werke, wie die Nibelungen, keinen so bevorzugenden Rang unter ihren Bildungs- und Unterrichtsmitteln gönnen; sie bleibt trotz ewigen Widersprüchen der Klüglinge auf dem betretenen Wege mit fester Ausdauer, während die Begeisterung für unsere alte Poesieen von heute und gestern ist, und aus Zeiten, die von einer Deutschthümelei befallen waren, über die wir bei kaltem Blute lachen. — — Trachten wir doch nicht der Sache mit eitlen Lobeserhebungen einen Werth zu geben, den sie nicht hat: die Folge ist immer, dass man statt der Liebe, die man bezweckt, das gerade Gegentheil hervorruft. Dem Knaben, dem werdenden Menschen, können die Helden der Nibelungen die achäischen des Homer nicht ersetzen. Die Strebsamkeit, das Feuer, das Vertrauen auf menschliche Kraft, von dem diese beseelt sind, kann allein Menschen von tüchtiger Art bilden; die Passivität dieser alten Germanen hingegen, die ihre heidnische Unruhe schon mit einer gewissen Schläfrigkeit vertauscht haben, kann uns nicht das Geschlecht schaffen, das den gegenwärtigen Zeiten gegenüber nothwendig ist. Auch fühlen wir uns schwerlich diesen Burgundern verwandter, als den Achäern des Homer, die uns doch noch Liebe zum Vaterlande lehren können, für das im ganzen Nibelungenliede nicht einmal der Name existirt. Und was vollends den poetischen Werth betrifft, so dürfen die Nibelungen höchstens auf das immerhin grosse Verdienst Anspruch machen, mit Homer in seiner plastischen Kunst nicht ohne einigen Erfolg gewetteifert zu haben; während Homer selbst in unerreichbarer Meisterschaft dasteht und zugleich durch die ausgedehnteste und

wohlthätigste Wirksamkeit merkwürdig ist, die er gleichsam als prophetischer Offenbarer im Gesammtgebiete der Künste hervorgebracht hat."

Das Gegen- oder Seitenstück der Nibelungen, gleichsam die deutsche Odyssee zur deutschen Ilias, ist die *Gudrun* (S. 274 ff.). Was den im tiefen Dunkel liegenden Ursprung dieses merkwürdigen Gedichts betrifft, so nimmt der Verf. an, dass in demselben die Sagen mehrfacher Nationen, als der nordischen, britischen und deutschen, zu einem Ganzen zusammengeflossen seien, in welchem der Anfang ein leicht abzutrennender, britischen oder willkürlichen Ursprung verrathender Theil, die Mitte mit einem eigenthümlichen Schlusse im Norden eine vielfach bekannte, selbständige Sage, die letzte Hälfte aber, der eigentliche Kern unsers Gedichts, wieder etwas ganz für sich bestehendes ist. Im Uebrigen nimmt dieses Gedicht überall eine ganz originale Mitte zwischen Kunst- und Volksepos ein; bei aller Beibehaltung der volksthümlichen Manier hat es eine viel kunstmässigere Feile erhalten, als die Nibelungen. Von der trocknen Farbenlosigkeit der Nibelungen, wie von der leeren Prunksucht der Hofdichter gleich weit entfernt, ist es im poetischen Ausdruck, in sprachlicher Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen, der Reime, kurz in allem, was formell ein Gedicht auszeichnen kann, weit vorzüglicher als die Nibelungen; alle Situationen sind lebendiger, die Charaktere, wenn auch nicht so grossartig entworfen, doch theilweise noch fester gezeichnet.

Hr. G. zeigt diess (S. 277—282) in einer kurzen Angabe des Gangs der Handlung nach, in welche er zugleich einige Züge aus der Darstellung mit einfliessen lässt. Er schliesst sodann (S. 283) mit einer begeisterten Anerkennung des innern und bleibenden Werths unserer beiden vorzüglichsten Volksdichtungen. Wer möchte nicht gern sein Urtheil unterschreiben? „Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer wenn auch rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte betrachten neben dem schamlosen, eklen und windigen Inhalt der britischen und neben den schalen, läppischen und zuchtlosen Stoffen der französischen Romane, ja neben dem bigott fränkischen Volksepos, so werden wir ganz andere Zeugnisse für die angestammte Vortrefflichkeit unseres Volkes reden hören, als die dürren Aussagen der Chronisten, und im Keime werden wir bei unsern Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit und alle die ehrenden Eigenschaften finden, die uns noch heute im Kreise der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter Dichtung lassen, wenn sie auch nicht geistige Routine zur Schau tragen, wie das die fremden Poesieen jener Zeit besser können, auf eine Fülle des Gemüths und auf eine gesunde Beurtheilung aller menschlichen und göttlichen Dinge schliessen, die seitdem ein Erbtheil der Nation geblieben sind, das mit jedem

neuen Umsatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächst."

Der *VII Abschn.* schildert (S. 284—395) die *Blüthe der ritterlichen Lyrik und Epopöe* in folgenden 4 *Abtheilungen:* 1) Minnegesang; 2) Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg; 3) Wolfram von Eschenbach und 4) Gottfried aus Strasburg.

Das Grundthema der 1. *Abth., Minnegesang* (S. 284—322), scheint uns der Verf. selbst am prägnantesten in folgender Schlussstelle zu bezeichnen: (S. 322.) „Das eigenthümlichste Merkmal deutscher Natur tritt in dem Minnegesang, wenn man ihn mit dem Troubadourgesang vergleicht, zum erstenmal in dichterischen Productionen im Extrem deutlich dem Charakter unserer Nachbarn entgegen. Das Rückziehen aufs Innere, die ausschliessende Beschäftigung mit dem Innern, die sanfte und gleichmässige Ruhe, die diess mit sich führt, steht der Aeusserlichkeit, der Zertheiltheit, der leidenschaftlichen Unruhe des Franzosen aufs entschiedenste entgegen." Dieses reiche Thema ist in den mannigfaltigsten Variationen durchgeführt, und verdiente auch in der That diese ausführliche Behandlung, weil in der Charakteristik des Minnegesangs nicht bloss die der ganzen ritterlich romantischen Poesie, sondern auch die jener ganzen Zeit mehr oder minder enthalten ist. Versuchen wir es, auch durch diese überströmende Fülle der geistreichsten, sehr oft von einem wahrhaft dichterischen Genius belebten Ideen den verbindenden Faden hindurch zu finden.

Es war die Bestimmung der neueren Kunst, das Innere des Menschen zu ihrem hauptsächlichsten Gegenstande zu machen; es ist ihr daher der lyrische Charakter ebenso sehr vorzugsweise eigen, als das Element aller lyrischen Kunst der Gegenwart ist. In dieser bewegte man sich nun mit der grössten Selbstgenügglichkeit, die sich besonders in dem Kreise der *Rittersleute* auf das unverholenste kund giebt, und schon um deswillen kund geben musste, weil diese zugleich mit dem Verdienst der Beschirmung und der Erhöhung der Christenheit die moralische, intellectuelle und die artistische Cultur an sich zu reissen begann, und zu dem christlichen Stolz gegen die Ungläubigen noch den des Standes und Ranges, der Macht und der feinen Bildung hinzubrachte. Während sich nun dieses ritterliche Leben im Süden, und zwar namentlich in Spanien und Frankreich, unter mannigfach günstigen Umständen auf das glänzendste, lebhafteste und vielseitigste gestaltete, versetzten die eigenthümlichen Verhältnisse in Deutschland diess Leben und die Kunst sogleich nach ihrem ersten selbständigen Erwachen in einen heiligen Frost, in eine innere Trauer und Düsterheit, die gegen das fröhliche Gewimmel und die Unruhe (das wahre gai saber) des südlichen Europas möglichst abstach; zugleich aber drängt sich dicht neben

diese Heiligkeit eine Frivolität und eine fast antike, heitere, selbstvertrauende Lebensphilosophie, die hier wie überall, wo eine Nation solche Innigkeit und Gründlichkeit zu Eigenschaften hat, einen Gegensatz bildet, dessen ganze Schärfe wir nachher auch in der Dichtung werden erscheinen sehen.

Aber das ewig und stets wiederkehrende Thema des Minnelieds, und des Epos in Deutschland ist und bleibt der Gesang von der Liebe. Freud und Leid. Zwar ist dasselbe eng und beschränkt, sowohl wenn man es gegen die lebensvolle, alle menschlichen Verhältnisse in sich schliessende griechische Lyrik hält, als auch wenn man es mit all der Lebenskenntniss, der Frische und Freiheit, der Vielseitigkeit und Schöpferischkeit, der Lebhaftigkeit und selbst Leidenschaftlichkeit, den die provenzalische Lyrik an sich trägt; aber gleichwohl hat der deutsche Minnegesang, in seinen Wirkungen auf die Verhältnisse des neueren geselligen Lebens und der ganzen ritterlichen christlichen Gesittung betrachtet, eine unübersehbare, ausgebreitete und merkwürdige Bedeutung. Denn diese Dichtung war es, welche bei allen ihren Mängeln und Einseitigkeiten allein geeignet war, die heilige und sanfte Stimmung der Menschen jener Periode hervorzurufen und zu unterhalten, und so eine ideale Seite gegen die äussere materielle Welt aufrecht zu halten; und mögen Christenthum und Naturanlagen zur Erschaffung und ersten Gestaltung dieses Verhältnisses in der neueren Gesellschaft das Frühere und Wesentlichste gethan haben, indem sie die Frauen, im Gegensatz zu ihrer Stellung im Staat und Recht in der alten Welt aus ihrer Unterordnung heraushob und zur Herrschaft der Gemüther berief, so ist es gewiss, dass erst das ritterliche Leben und diese ritterliche Minnepoesie demselben seine Blüthe gegeben, sowie hernach die folgende Zeit des bürgerlichen Hausstands erst die Reife hinzugab; der Genuss der Früchte war vielleicht erst uns Späten vorbehalten.

So müssen wir jenen Zeiten und jenen Sängerkreisen ein echt poetisches Leben zuerkennen, aber nimmermehr eine poetische Kunst, welches schon die Nähe der Zeit, die befangende Unmittelbarkeit der Empfindungen nicht zuliess; erst in Italien ward diess möglich, als nicht allein die ritterliche poetische Zeit wirklich schon in die Ferne gestellt, sondern auch durch alte Bildung und jederlei Aufklärung das künstlerische Verfahren gereifter war, wie denn überhaupt das Höchste in der Kunst nur durch die Berührung beider Extreme, nämlich bei der Uebernahme des echt Volksmässigen durch echt kunstsinnige Dichter, geleistet worden ist *).

---

*) Wir bedauern, aus Mangel an Raum nicht auch die *vortreffliche* Parallele der antiken und deutsch-mittelalterlichen Lyrik (S. 312

Als Repräsentant der frühesten und schönsten Zeit des deutschen Minnegesangs ist *Walther von der Vogelweide* zu betrachten, der übrigens der Mannigfaltigkeit seiner Dichtungen, der verständigen Ansicht aller Lebensverhältnisse, der Vielseitigkeit des Geistes nach den Troubadours näher steht, als den späteren deutschen Minnesängern, so sehr er jene sonst an Tiefe des Gemüths und der Einsicht, an schlichter Natur, an Würde des Charakters übertrifft, und so ein echt deutscher Mann er ist. Noch höher selbst als W. setzt Gottfried von Strasburg im Tristan den *von Hagenau*, über den wir aber leider nichts weiter wissen. Doch lässt uns diess gewiss mit Recht schliessen, dass die flache Allgemeinheit der spätern Dichter unter ihren ersten Führern, wohin auch der ungleich rohere und derbere *Nithart* gehört, so wenig geherrscht habe, wie im Lamprecht, wenn wir ihn mit den spätern Epikern vergleichen. Eine der ersten Stellen nimmt auch *Heinrich v. Morungen* ein, bei dem Alles den feurigsten Schwung noch hat, Alles reicher an Gedanken und neuen Bildern, Alles überzeugender, wahrer, eindringender, durch eine seltene Klugheit anziehender ist. (S. 320.) „Bei ihm und allen Besseren der ersten Zeit kann man die Innigkeit und Herzlichkeit nicht einen Augenblick verkennen, der diese Gedichte entsprechend sind; und wer für den reinsten unschuldigen Ausdruck sanfter Gefühle einen Sinn, wer für die Feinheit und den lieblichen Reiz unserer alten Sprache Ohr und Verständniss hat, wer mit offner Seele sich seiner Jugendempfindungen erinnert und gerne nachempfindet, was er damals von Gram und Lust durchlebt hat, — der wird einstimmen, dass dieser Minnegesang, voll der geheimsten Züge der Wahrheit, jenen schwer zu erfassenden, gegen jede Beziehung in Worten sich sträubenden Zustand des ersten Seelenlebens in einer Wärme und Tiefe ausspricht, die nur künstlerisch von Petrarka übertroffen ist, bei dem dagegen die innige Unschuld und Harmlosigkeit unserer sanften Meister bereits verloren ging, der wird einstimmen mit Gottfried von Strasburg, „dass diese Nachtigallen ihres Amtes wohl pflegten und lobwürdig ihre süsse Sommerweise mit lauter Stimme sangen, das Herz mit Wonne füllten, und der Welt hohen Muth gaben, die alles Reizes entblösst und sich selbst lästig wäre, wenn nicht der liebe Vogelgesang dem Menschen, dem je nach Liebe sein Herz stand, die Freude und Wonne und die mancherlei Lust ins Gedächtniss riefe, die edele Herzen beseeligt; dass es freundlichen Muth und innigliche Gedanken weckt, wenn der süsse Gesang der Welt ihre Freuden zu sagen beginnt;" der wird

---

bis 319) hier näher andeuten zu können. Wir können aber nicht umhin, sie als ein wahres Labsal für Geist, Herz und Gemüth jedem gefühlvollen Freunde der Poesie zu empfehlen.

gerne einmal aus dem Anspruch an männliche Gedanken und Empfindungen weichen und dem Klageton zarter Herzen lauschen und dem Ausdruck züchtiger, keuscher, empfindsamer, reiner Sinnesart. — — „Es ist eine Verehrung des weiblichen Geschlechts mehr, als einzelner Frauen, die wir hier finden; diess zeugt von der Tiefe, es eröffnet uns die Quelle, und deutet uns die ungemeine Bedeutsamkeit dieses Gesanges in der moralischen Geschichte unserer Nation an." — — Selbst die ungeheuere Verbreitung, die allgemeine Theilnahme an der Verfertigung solcher Lieder, die ganz offenbar der künstlerischen Ausbildung derselben das grösste Hinderniss und an ihrer schnellen Ausartung die vornehmste Ursache war, selbst diese Verbreitung gewinnt, von dieser Seite her betrachtet, ganz ein anderes Licht. Der Ernst, die Würde, die Ehrbarkeit aller dieser Gesänge stellte für alle späteren Zeiten diese zierenden Eigenschaften als ein unverbrüchliches Gesetz auf. — „Und auch das wird sich hier vergleichen lassen, dass sich nie unsere Liederpoesie, so in alle Lebensverhältnisse eingedrängt hat, wie die französische; daher auch alles, was damals auf die Sphäre der Liebe und den Minnegesang Bezug hat, in den deutschen Dichtern um so viel zarter und schöner, als das, was das äussere Leben berührt, bei den Troubadours reicher ist."

„Wir haben, beginnt der Verf. seine 2. *Abth.*, *Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg* (S. 322—344), bis jetzt den Stamm heranwachsen und so ziemlich auch die einzelnen Zweige sich ausbreiten sehen, welche die Krone der epischen Dichtung tragen sollten, der wir nun unsere Aufmerksamkeit ungetheilt schenken dürfen." Es trat diese Zeit der höhern Dichtkunst offenbar erst mit der ausgebreiteteren lyrischen Kunst ein, die, da sie die höfische Gesellschaft unmittelbar berührte, erst den Sänger Ansehen und Würde zu geben anfing, und dadurch auch umgekehrt wieder auf die Würde, die innige und edle Richtung seiner Kunst wieder zurückwirkte.

Was nun zur höhern Reinigung der Dichtung geschah, war zuerst die Einführung einer angemessenen Sprache, einer neuen Vers- und Reimkunst, an der Stelle der Volkssprache im alten Nationalepos und seiner vierzeiligen Strophe. (Vgl. S. 293 ff.) Aber auch was die ganze Behandlungsweise oder Manier des Vortrags betrifft, so lässt sich von dem Lanzelot des Ulrich von Zazichoven und Eilharts Tristan an bis auf Parcival und Gottfr.'s Tristan die allmäligste Entwickelung und Veränderung dieser Dichtungen beobachten. So hält sich *Ulrich* noch streng an seine Quelle, *Hartmann* erlaubt sich leise und unmerklich Zusätze und Aenderungen, *Wirnt* folgt bereits blos einer mündlichen Quelle in seinem Wigalois, *Gottfried* und *Wolfram* aber schalten ganz frei mit ihrem Stoffe; so tritt ferner die Persönlichkeit des Dichters im *Ulrich* erst ganz von weitem herein, im

Hartmann schon stärker, wenn auch noch immer auf versteckte Weise, *Wirnt* dagegen stellt sich und seine Ansichten recht auffällig neben sein Gedicht, lässt jeden Augenblick recht arg den deutschen Dichter neben der fremden Sage hören und deren Gang beständig unterbrechen, im *Wolfram* und *Gottfried* endlich verschmilzt sich die Lebensansicht gar mit dem Sagenstoffe, dieser wird in Folge von jenem sichtbar gewählt und durch sie in allen Beziehungen frei gestaltet.

Was *Hartmann* und *Wirnt* insbesondere betrifft, so sieht man an ihnen noch ganz deutlich, wie wenig bis dahin innerer Beruf zum Dichten auch in diesen bedeutendern Männern war, und wie namentlich *W.*, erfüllt von dem Gedanken, dass das thatenlose „Verliegen" und die Hingebung an Gemächlichkeit und Musse um Ehre und Ruhm bringe, die Dichtkunst als Allotrium ansah und so natürlich zwischen den Drang seines wirklichen Talents und seinen ihm nicht genügenden Producten zweifelnd schwankte, auf die ihn seine Neigung hinwies, die Standespflicht aber nur halbe Kräfte verwenden liess. Wenn wir daher auch als die wahren und dauernden Vorzüge dieser beiden Männer die Frömmigkeit und Güte ihres Herzens, die fast frauenhaft zarten und feinen Gesinnungen in Bezug auf das gesellige Leben, auf den menschlichen und wenn man so sagen darf, auch auf den literarischen Verkehr, gerne anerkennen, so müssen wir um so mehr bedauern, dass ihre Producte gleichwohl ganz den Charakter einer abgeschlossenen Menschenklasse und einer beschränkten Zeit an sich tragen und somit die wichtigste Forderung der Kunst, in der Behandlung jeglichen Stoffes das Zufällige zu meiden und die Urform jedes Gegenstandes darzustellen, keineswegs entsprechen; was hauptsächlich daher rührte, dass sie nicht verstanden, die richtigen Stoffe, welche sie meist aus dem Kreise der britischen Dichtungen, zum Theil aber auch aus den heiligen Volkssagen wählten, an und für sich mit dichterischer Freiheit zu gestalten, sondern sie eben ziemlich ängstlich als unantastbar betrachteten.

So ist im *armen Heinrich* von *Hartmann* alles Einzelne vortrefflich. H. trifft mit seinem offnen Sinne den Geist dieser Sage von Häuslichkeit, Treue und Hingebung so vollkommen mit dem idyllischen Ton seiner Erzählung, dass, wenn man einmal diesen Stoff als gegeben und unantastbar betrachten müsste, man die sinnvolle Behandlung bewundern würde; allein eben hier vermissen wir, da die Poesie so wenig wie die Geschichte Wunder als solche duldet, eine Rückführung der wirklichen Motive auf menschliche Empfindungen, eine Vertauschung der miraculösen Entwickelung mit einer psychologischen. — Von einer andern Seite drängen sich uns im *Iwein*, dem jüngsten Werke unseres Dichters, ähnliche Bemerkungen auf, da es durchweg den Charakter der bereits besprochenen britischen Dichtungen trägt. Es

ist, als ob ein Ceremoniegesetz auch hier jeden Schritt der Abenteuer vorgeschrieben hätte; weder natürliche Leidenschaften im Menschen, noch natürliche Verwicklungen in den äussern Verhältnissen, sind hier die Triebfedern der Handlungen, sondern die Launen der Damen, die Grillen der Herren, die Convenienz der Cirkel.

S. 335 geht der Verf. zum *Wigalois des Wirnt von Gravenberg* über, der, wenn er auch, was die reine und richtige Sprache, die Klarheit, Einfachheit und Anmuth betrifft, eine wahre Familienähnlichkeit mit Iwein hat, sich gleichwohl durch seine Manier, die Erzählung seiner Quelle mit steten Bemerkungen, wie sie ihm Menschen-, Sagen- und Dichterkenntniss und moralische Principien eingeben, zu begleiten, wesentlich von demselben unterscheidet. (Hr. G. zeigt diess an einem Fragmenten-Auszug der Erzählung (S. 337 ff.) nach.) Ueberhaupt eignet ihm eine Neigung zu didactischen und sittenrichterlichen Betrachtungen, die ihn aber sehr gut kleidet, und die uns in vieler Beziehung, besonders was den Geist des Ritterthums betrifft, an den *Winsbeke* erinnert. Hr. G. nimmt nun Gelegenheit (S. 341 ff.), von diesem Gedicht ausführlich zu reden. Er nennt es einen der theuersten unter allen Resten unserer ritterlichen Poesie, weniger als poetisches Werk, denn als eine Reihe von Lebensregeln und Maximen, die dem schönsten, dem edelsten und allgemeingültigsten an die Seite gesetzt werden dürfen, was je über Moralität und würdiges Leben gesagt wurde. Zuletzt kömmt der Verf. noch einmal auf Wirnt und sein Gedicht zurück, um auf das lebhafteste zu bedauern, dass dieser Dichter, welcher als Person ganz dieselbe practische Weisheit, ganz dieselbe milde und zugleich kräftige Gesinnung, wie sie in dem Winsbeke vorkommen, hegt, bei der Abgeschmacktheit seines Stoffes so wenig natürliche Gelegenheit fand, sie in seinem Gedicht selbst darzustellen.

Die 3. und 4. *Abtheilung*, *Wolfram von Eschenbach* und *Gottfried von Strasburg* (S. 344—395), schildert den eigentlichen *Culminationspunct der ritterlichen romantischen Epopöe in Deutschland;* denn jetzt ist es, wo endlich unter dem Hervortreten grösserer Subjectivitäten, in demselben Verhältniss wie der Sagenstoff unbedeutender wird, die dichterische Form über die Materie ihr Recht zu behaupten anfängt. Die Sage vom Parcival, ursprünglich wohl dem britischen Kreise und der britischen Manier angehörend, erlitt in der Provence jene phantastische Ausbildung, wodurch die daraus geschöpften Dichtungen, jeder historischen Wahrheit entbehrend, schon an sich den strengsten Gegensatz gegen alle Volkssagen, gegen Homer oder die Nibelungen bilden; was durch die Behandlungsweise der Dichter vollends den höchsten Grad erreichte. Denn was diese betrifft, so ist in ganz Europa damals ein einziger grosser Rückgang von der Objectivität der alten Kunst zu der vollendetsten Subjectivität er-

kennbar. Im Parcival und Tristan ist diess bereits so weit gediehen, dass die deutschen Dichter ganz unverholen ihren Helden ihre eigne Weltansicht leihen. (S. 349) „Wir rücken beständig aus der alten historischen, wirklichen Welt in die neue, ideale Gemüthswelt; die alte Heldenzeit der Nibelungen, die alte Glaubenszeit des Kaisers Karl geht verloren; in den britischen Gedichten ist alle sinnliche Anschaulichkeit wie aller historische Boden verschwunden; im Tristan zieht durch Gottfr.'s Kunst das getreuste Abbild des feinsten gegenwärtigen Lebens ein, im Wolfr. das der grössten gegenwärtigen Ideen; Dante endlich sowie er sich selbst unverholener als jene zum Mittelpunct seines Gedichts machte, so nahm er auch unverholener die Gegenwart auf und schied aus seinem epischen Gedichte das sinnliche Object, die Grundbedingung desselben, geradezu aus oder behielt es nur in Episoden, und machte dagegen seine eigne Seelengeschichte zum Hauptstoff seines Gedichts." Ja es ist das grösste Zeichen von der genialen Tiefe der beiden trefflichen Meister, dass sie die auseinander liegenden Theile ihrer Gedichte mit einem bestimmten Gedanken zu einem Ganzen zu binden und so der Sage von Tristan und Parcival eine solche Seite abzugewinnen wussten, von wo aus behandelt, sie als eine eigenthümliche Gattung der Epopöe betrachtet werden muss.

Wie wenig Anlage zu diesem Allen in der Quelle unserer Dichter lag, können wir, was den Tristan angeht, an Eilhart's Bearbeitung sehen, und was den *Parcival* betrifft, so liegt das in unsers *Wolfram's* Werke selbst klar am Tage. Denn (S. 353) „jenes träumerische Hinleben ohne Princip, jenes dünkelhafte Wesen ohne Grund, jene tapfern Thaten ohne Zweck, jenes Gewirr der Abentheuer ohne Ende, jenes innere Drängen ohne Ziel und Gegenstand, was Alles wir so stehend finden in diesen Romanen, ist auch im Parcival zu treffen." Es geschah diess aber nicht etwa, wie bei *Ariost*, in der bestimmten, mit freiem Bewusstsein aufgefassten und mit genialer Gewandtheit durchgeführten Absicht, gerade durch dieses scheinbare Chaos das ganze vage, wilde, ungezähmte Treiben dieser ritterlichen Welt unmittelbar darzustellen; — denn so hoch über diese Welt konnte sich ein Deutscher des 12. und 13. Jahrhunderts, der noch mitten darin befangen war, nicht stellen. — Gleichwohl aber liegt im Parcival ein bestimmter Gedanke deutlich zu Grunde; ja nur dadurch eben, dass die Handlungen des Parcivals aus einer einzigen Quelle fliessen, in einem einzigen Zusammenhang stehen, mit dem Schicksale im Kampfe liegen, wird dieser erst ein vollkommen epischer Character, wenn man auch im strengsten Sinne das Gedicht selbst nicht eine Epopöe nennen wollte. Und dieser bestimmte geniale Gedanke, dieser grossartige Plan ist kein anderer als in der Characterzeichnung eines Helden ein treues Abbild der allgemeinen zwiespältigen Natur jener Menschen und

Zeiten zu geben, und den Kampf der individuellen Richtung mit der universellen darzustellen, der in den Jugendjahren, wenn sich die weltumfassenden Träume strebender Jünglinge mit dem Egoismus der Knabenjahre und der Prosa des männlichen Alters mit den Idealen des Jünglings streiten, so gewöhnlich ist. Und wer fände diess nicht in dem Gedichte? (S. 358) „Der rohen Kraft der Ritterlichkeit nur, ihrer ziellosen Thätigkeit, dem Egoismus, der Gewalt und Ueberlegenheit wird im Parcival ein Gegengewicht gegeben, indem jene Kraft einer grösseren untergeordnet, jene unbestimmte Thätigkeit mit Bewusstsein auf einen Zweck gerichtet, jener Egoismus einem allgemeinen Interesse zum Opfer gebracht, die Rauhheit des kriegerischen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Uebersinnlichen gemildert, indem das Irdische nicht mehr genügend gefunden, sondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches gesucht wird, welches letztere in einer solchen Ungewissheit und Unklarheit bleibt, wie sie eben der Sache einzig gemäss ist; das Ahnungs- und Geheimnissvolle, das diesen inneren Bewegungen eigen ist, liegt über dem Gedichte eben so vortrefflich, wie der grelle Widerstreit und Zwiespalt, der sie charakterisirt." Der Verf. zeigt diess noch weiter in einer kurzen Analyse des Gedichts (S. 356—360).

Höchst genial ist nun die Art, wie Hr. G. an Lamprechts Alexander, Wolfram's Parcival und Dante's göttlicher Komödie den allmäligen Uebergang von der alten plastischen Kunst zu der neuen geistigen nachweis't, und wie dadurch so ganz modernen Epopöen, wie der Messiade und dem verlornen Paradies, der Weg gebahnt wurde. Parcival ist ihm gleichsam das erste Beispiel des vollständigen Wegwendens von aller sinnlichen, physiologischen Dichtkunst der Alten zur geistigen psychologischen der Neueren; denn sowie Lamprecht dem antiken Sinne und der antiken Form gewissermassen noch das letzte Denkmal stiftete, so Parcival das erste dem modernen Geschmack. Dante aber schloss diesen Kreis; erst ihm gelingt's, einen reinen Gedanken poetisch zu gestalten; diese schwierigste aller Aufgaben, die der neueren Poesie gegeben ward; er giebt alles Objective ganz auf, und macht sich, macht seine eigne Seelengeschichte zum Gegenstand.

Diese innern Beziehungen bieten die Gedichte dieser drei Männer ihrem Inhalte nach dar, wornach sie gleichsam eine Trilogie bilden. (S. 365) „Das Irdische und Weltliche ist das Thema der Hölle, wie im Alexander; die Reinigung der Seele ist der Mittelpunct des Parcival; das Paradies ist der Mittelpunct des Dantischen Gedichts, nach dem alles Andere hinstrebt." So bilden diese Gedichte, welche wir, einzeln betrachtet, kaum begreifen, im gegenseitig ergänzenden Zusammenhang den schönsten Körper. Und da sie in keiner unmittelbaren Anlehnung ste-

hen, so sehen wir erstaunt, wie durch Jahrtausende diese grossen Gedanken in Europa verbreitet waren und sich fortbildeten.

In der Kürze betrachtet der Verf. nun noch die beiden Bruchstücke, die wir ausserdem noch von Wolfram besitzen, den *Titurel* und *Willehalm*. — Was den *Titurel* betrifft, so ist dieses Bruchstück wahrscheinlich das einzige, was Wolfram in diesem Stoffe arbeitete, unstreitig aber der ausgezeichnetste Rest altdeutscher Dichtung; überall entwickelt es eine viel grössere Objectivität, ja fast eine völlige Verleugnung des Dichters; seine Kunst zu characterisiren, ist unendlich fortgeschritten; nur wenigen Dichtern ist es so wie Wolfram gelungen, so zarte Seelenzustände so lebendig zu malen, so geschickt zu belauschen und für so feine Empfindungen den rechten Ton, das rechte Wort und das rechte Zeitmaass der Periode zu treffen, was Alles wir in den alten, den menschlichen, den naturvollen Griechen so hoch bewundern; an Wahrheit, an Innigkeit, an Empfindung kann sich mit jenem Geständniss der sehnsüchtige Sigune an Herzelaude von ihrer Liebe zu Schionatulander nichts in unserer alten Literatur, auch nichts im Tristan vergleichen und nichts unter allen Minnesingern. — Im *Willehalm* wählte Wolfram einen volksthümlichen französischen Stoff (Wilhelm von Narbonne war schon frühe der Gegenstand von Volksliedern), dem daher auch die den französischen Romanen eigne ungeheuere Breite nicht fehlt; namentlich treffen wir hier auf jene Titurelschlachten, jenes Völker- und Namengewirr, die immensesten Erweiterungen der Schlachtbeschreibung im Rolandsgedicht. Ausser Schlacht und Belagerung aber finden wir im Willehalm nichts, als das nicht sehr rühmliche, noch auch sehr fein gehaltene Verhältniss des Willehalm zu Arabele, die Vater, Gatten, Kinder und Götter verlassen hatte, um dem Christenthum und dem christlichen Gatten anzugehören; übrigens herrscht sonst in dem Gedichte eine mildere Ansicht vom Christenthum als z. B. in der Ronceval-schlacht. Die feste Chracterzeichnung, sowie die ganze übrige Manier ist noch dieselbe wie im Parcival; ja die Ausführung ist sogar noch feiner und gebildeter.

In vielfachem Gegensatz zu Wolfram steht *Gottfried von Strasburg*; ja diese beiden Dichter bilden, was die Lebensansicht und die davon durch und durch bedingte Darstellungsweise betrifft, unter sich eine so vollendete Opposition, wie sie in allen Zeiten einer hohen Bildung und wie sie namentlich in neuerer Zeit, unter sehr bedeutenden Modificationen natürlich, an neueren Dichtern sichtbar ward. So scharf die heitere, leichte und gefällige Lebensansicht Gottfrieds von der ernsten und strengen des Eschenbach absticht, eben so gewaltig contrastirt die Zierlichkeit und Lieblichkeit des ersteren, sein weicher aber reiner Geschmack, die reizvolle Form seines Werks mit der Härte und Strenge des Wolfram. Die Wahl des Stoffes ihrer beiden Haupt-

gedichte sowie ihre abweichende Darstellungsart ist aber ganz eigentlich von jener Weltansicht bedingt.

Aus dieser innern Verschiedenheit der beiden Dichter erklärt sich nun auch das verschiedene Urtheil, das man über sie (sowie in neuerer Zeit etwa über Schiller und Goethe oder in der alten über Aeschylos, Sophokles und Euripides) fällen hört, je nachdem nämlich der Beurtheiler das Leben mehr von der ernsten oder von der heitern Seite zu betrachten pflegt, je nachdem er Geist sucht oder Geschmack, Erhabenheit liebt oder Gefälligkeit, Tiefe vorzieht oder Reiz; denn nur Wenigen ist das zur richtigen gleichmässigen Schätzung beider unentbehrliche Ebenmass zwischen moralischer und ästhetischer Bildung der Seele verliehen. An diesen Gegensatz Gottfried's und Wolfram's schliesst der Verf. die weitere Bemerkung, dass, wie sich in der künstlerischen Entwickelung der Völker mehrfach eine gewisse, den Menschen natürliche und gemeinsame, Trilogie wiederhole, wie z. B. in Aeschylos, Sophokles und Euripides, in Buonarotti, Leon. da Vinci und Raphael, so auch Hartmann von der Aue gleichsam die Mitte zwischen Wolfram und Gottfried bilde, obgleich er, was der häufigere Fall ist, mehr negativ die Extreme beider ausschliesse als positiv in sich harmonisch verbinde.

Um aber auf einen Blick die ungeheuere Kluft zu überschauen, die unsere beiden Dichter von einander trennt, macht uns der Verf. nicht blos mit der innern Structur und dem Plan des *Tristan*, sondern auch mit der Ausführung desselben in ihren Haupt- und Nebenpartieen analysirend bekannt. Wer möchte dann nicht mit Hrn. G. die höchste Bewunderung für den Dichter theilen, der aus einer Materie, die noch in dem Tristan des Eilhart von Hobergen so wüst und ekel daliegt, und in sich, gleich den gewöhnlichen britischen Novellen, von aller Grösse und Würde vollkommen entblösst ist, ein so bedeutungsvolles, ein so wahrhaft geniales Kunstgebilde geschaffen hat, das uns in die Mitte des Gemüths- und Gefühlslebens der Ritter- und Hofwelt versetzt und uns dadurch erst das ganze innere Wesen jener Zeit des Minnegesangs wahrhaft aufschliesst.

So sehen wir also in Parcival und Tristan unsere damalige Kunst auf ihrer höchstmöglichen Höhe, die indess an sich nur den Uebergang zu ihrer wahren Vollendung in späterer Zeit bildet; daher auch wir erst, die wir auf diese Zeiten zurückblicken, nachdem sich der Entwicklungskampf der Menschheit nach vielen unerfreulichen Umwälzungen wirklich lös'te, diese Dichtungen in ihrem rechten Werthe erkennen, was freilich wiederum zur Folge hat, dass unser Gefallen daran und unsere Bewunderung dafür nur zum Theil die Frucht des poetischen Gemüthes und mehr die des historischen Studiums ist.

Zum Schlusse zeigt nun noch der Verf. an dem sonst lieblichen und an sich trefflichen Roman von *Flore* und *Blanchefiur*

von *Konrad Flecke*, wie wir hier bereits alles vermissen, was die letzt besprochenen Gedichte und Dichter uns Werthvolles darboten, ihre moralische Kraft, ihre ästhetische Höhe, ihre sinnliche Schärfe oder ihre intellectuelle Tiefe, und wir dagegen nebst dem Gepräge jener Schwächlichkeit, die schon im Tristan missfällt, nur die Kunst der leichten, gewandten, unterhaltenden Darstellung übrig behalten, die wir überhaupt in diesen Zeiten — nichts ist natürlicher — eben so allgemeiner werden sehen, wie neuerlich noch Schiller und Goethe, ohne dass dadurch der Ruin der Kunst irgend wäre aufgehalten worden.

Der *VIII.* und *letzte Abschnitt* behandelt die *Reproduction früherer Dichtungen* und zugleich *die ersten Spuren des bürgerlichen Elements* (von S. 395—461) in vier verschiedenen Abschnitten, nämlich: 1. didactische Poesieen; 2. Legenden; 3. Reinhart Fuchs; 4. Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems.

I. Abtheilung. Didactische Poesieen (S. 395—424). Die didactische Poesie, welche bei der zunehmenden Neigung zum Moralisiren und Philosophiren mehr und mehr selbständig hervortrat, zählt in dem (bis dahin noch ungedruckten) *wälschen Gast* des *Thomasin Tirkler* aus Friaul (vom Jahre 1216), eines der bedeutendsten Werke, die uns aus jener bessten Zeit, den zwei ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts (und zwar in vielen und guten Handschriften, z. B. dem vom Verf. benutzten Cod. Pal. Nr. 389), erhalten sind. Nirgends wohl findet man den nothwendigen Fortgang der Geistesbildung damaliger Zeit schärfer angegeben; der verständig gereifte Thomasin begnügt sich nicht mehr mit den Mährchen und Abenteuern der ritterlichen Poeten, den Phantasiebildern, die seinem Jugendalter und seinen kindischen Vorstellungen genügt hatten, er sucht vielmehr das Wesen der Dinge und den Menschen zu ergründen, trifft aber dabei die Hauptgebrechen der ganzen Zeit und greift sie in ihrem Kerne an.

Im Zweifeln und Schwanken die Klippe sehend, an der die alte biedere Sitte zu scheitern droht, wählt er zum Mittelpuncte seines (in 10 Büchern abgefassten) Werkes, um den sich Alles Andere herumlegt, die Lehre von der Unstete und Stete und setzt sich darin die Aufgabe, in dieser grundsätzlichen Tugend dem Wechsel der Welt gegenüber dem Menschen ein Ewiges und Dauerndes zu geben, mit dem er sich nicht mehr von Freud zu Leid, von Leid zu Freud soll werfen lassen, sondern im Unglück Fassung und Mässigung im Glück bewahren. Nirgends redet dabei unser Dichter im Styl des moralischen Gemeinplatzes, sondern überall in dem eindringenden und überzeugenden Tone, der überall verräth, dass nicht halb verstandene Floskeln nachgeredet, sondern Erfahrungssätze aufgestellt werden, die eine eigne und gesunde Beobachtung, das eigne Leben wie die Zeitläufte und das Studium der Geschichte, besonders aber die Lebensbeschreibungen, Lehren und Schriften der alten Philosophen,

ihm eingegeben haben, und die auch durch die redliche Meinung und überführende Beredtsamkeit, mit der sie vorgetragen werden, ihre Wahrheit und Trefflichkeit beglaubigen. So viel wird übrigens aus dem Ausgezogenen deutlich, dass Thomasin („unser philosophischer Dichter oder dichtende Philosoph") in der Geschichte der alten Philosophie eine wichtigere Rolle spielen musste, als in der Dichtkunst; denn er geht nicht wie Dante darauf aus, seiner Philosophie einen poetischen Körper zu verleihen, sondern umhüllt sie blos mit dem Gewande der dichterischen Sprache und nur hier und da mit dem Schmucke der bildlichen Darstellung.

Ist zwar Thomasin offenbar von den alten Philosophen zu seinem Werke angeregt und in seinen moralischen Sätzen geleitet und bestimmt, so liegt doch in seiner Gesinnung so viel echt Deutsches oder Modernes, in seiner Tendenz so viel Populäres, in seiner Darstellung so viel Bildliches und Gnomologisches aus der volksmässigen Moral, dass man deutlich sieht, wie ein gleichmässiges Studium des Alten und Neuen, der griechischen und christlichen Weltansicht sich in ihm vereinigt, wie überhaupt, trotz einiger Vorneigung zur Verachtung dieser Welt, jene kräftige Lebensansicht und Achtung der menschlichen Selbständigkeit und Kraft hier wie im Winsbeke durchweg noch sehr stark hervorscheint; jener Zug unserer Nationalität, der sich mit der antiken Denkart berührt, im Mittelalter aber durch das Christenthum oder vielmehr die Entartung desselben zu Zeiten bis aufs Unkenntlichste verwischt ward.

Der *Freidank* — das zweite didactische Erzeugniss von Bedeutung aus dieser Zeit — giebt dem Verf. durch sein rein sprüchwörtliches und volksthümliches Element Veranlassung, das Ursprüngliche und Eigenthümliche unserer deutschen Spruchlehre, dem Wesen nach, in der vollständigen Klugheitsregel, die vor Allen Andern auf Menschenkenntniss hinarbeitet, nachzuweisen, während der Mittelpunct der griechischen Gnomologie Selbsterkenntniss, Maass und Besonnenheit im Wandel, den Menschen und Göttern gegenüber, ist; in den unter Salomon's Namen gesammelten Proverbien der Hebräer aber Alles auf eine positive Moral mit einer dogmatischen Vergeltungslehre hinausläuft. Eine rein practische Ansicht der Welt und Menschen also wäre das älteste Element in unsern Sprüchwörtern; damit mischte sich aber eine rein religiöse oder stand damit je nach den Zeiten in Opposition." (S. 414) „Beherrschung der Welt mittelst Welt- und Menschenkenntniss neben Verachtung der Welt vermöge Sehnsucht nach einem künftigen Leben sehen wir nämlich aus einer ursprünglichen grösseren Opposition sich mehr und mehr mit einander versöhnen, und in einer andern Region begegnen wir also den früheren Gegensätzen der Vergnüglichkeit und der Trauer in den ritterlichen Dichtern wieder. Nicht allein der

mehr sprüchwörtliche Theil des Freidank zeigt diese Eigenthümlichkeit, die wir bereits im Winsbeke trafen, sondern auch der Theil, den der Dichter selbst mehr von seinem Eigenen hinzuthat, zeigt ganz dasselbe nur auf einer andern Stufe, eben wie auch Thomasin. Er mischt biblische Sprüche unter die Regeln der ritterlichen Sitte, religiöse Mystik unter die Klugheitslehre des gewöhnlichen Lebens, unter heitere Bilder aus dem wirren Verkehr der Menschen die schwärzeste Ansicht der Welt und die Erwartung der Zeit des Fluches und der jüngsten Vergeltung, die auch Thomasin hereindrohen sieht, unter volksmässige, allgemein gültige Weisheit die dogmatischen Sätze, die Vorstellungen aus der damaligen Glaubenslehre."

Hr. G. zeigt diess S. 415 ff. in einer kurzen Analyse des Freidanks nach. Am Schlusse derselben macht er auch darauf aufmerksam, wie in der Gesinnung des Dichters wie in seinem Stoffe ein bürgerliches Element laut wird und wie dieses mit dem Hervortreten der mittlern Klassen der bürgerlichen Gesellschaft in jener Zeit in dem genauesten Verhältniss steht, indem die grössere Masse, welche in der Dichtung keine andere als moralische Bedeutung kennt und sucht, die didactische Poesie stets zu ihrem Lieblingsgegenstand und so zu sagen zu ihrem Eigenthum wählt. Endlich erklärt sich der Verf. in der Vorrede S. VII gegen die Meinung *W. Grimm's* in desselben Ausgabe des Freidank, dass der geniale selbstschöpferische Walther der Dichter dieser nur eine ganz passive Empfänglichkeit des Talents verrathenden Sprüche sei; so viele Verwandtschaft sich auch sonst in der Beurtheilung der Welt, im Stoff wie in der Form, zwischen beiden nachweisen lasse und natürlicherweise auch vorhanden sein müsse, da der Freidank sowie alle andern Dichter jener Zeit Walther'n zu benutzen und auszuschreiben pflegten.

Die *didactischen Arbeiten* des *Stricker* sind das Dritte und Letzte, was der Verf. hier zur Betrachtung herbeizieht. Dahin gehören besonders: die *Frauenehre*, die *Klage*, die *Freude* und die *Welt* (ein grosses Sammelwerk von sogenannten Beispielen). An den drei ersten wird nachgewiesen, wie es jetzt Styl unter diesen Dichtern wird, über den Verfall der Kunst und der Sitte heftig zu klagen und wie man schon jetzt nur in dem Christenthume Trost findet, sowie denn Busse, Reue, Beichte das Thema einer Menge seiner kleinen moralischen Gedichte sind und diese Denkart, so wenig auch sonst Stricker von Heiligen und von der Gottesmutter und deren Fürsprache für uns weiss, den deutlichsten Uebergang zu der unmässigen Heiligenverehrung macht, die in diesem Jahrhunderte zu einem neuen Schwunge kam. Was insbesondere die sogenannten *Beispiele Stricker's* oder diejenigen Gedichte betrifft, die er in dem Sammelwerk, die *Welt*, vereinigt hat, so umfassen diese die unähnlichsten Stücke unter sich, welche nur die nirgends fehlende moralische Nutzanwendung zu-

sammen bindet. Bald sind es kurze Sermone in Versen, bald dazu verarbeitete Gleichnisse des N. Testaments, bald blosse Allegorieen, bald kleine Satyren auf einzelne Stände und Klassen der menschlichen Gesellschaft, bald kleine Schwänke, bald Mährchen und Fabeln. Auch dem Werthe nach sind diese Stücke sehr ungleich; Alles, was feierlicher, christlicher, ernster sein soll, wird matt und eintönig; und nicht leicht hat das Mittelalter in dieser Zeit dann etwas so farb- und glanzloses, als diese Lehrgedichte. Aber wo er sich seinem Humor freier überlässt, wie im *Pfaffen Amis*, mehr aber noch in vielen seiner *Fabeln*, zeigt sich sein Talent am schönsten. Höchst merkwürdig, ja vielleicht das Merkwürdigste bei Stricker ist hierbei, wie sich das einheimische Mährchen mit der fremden Fabel kreuzt.

2. *Abtheilung*, *Legenden* (S. 424—443). „In den Ansichten des Thomasin, des Freidank und des Stricker ist also ein steter Fort- oder Rückgang von dem Derben, Gesunden, Menschlichen der Volksmoral und der ähnlichen des Alterthums zu der christlichen und frommen, von der handelnden Tugend zur leidenden, vom Vertrauen auf eigne Kräfte zur Hoffnung auf überirdische Mächte.“ Mit diesem Satze leitet der Verf. die obige (2.) Abtheilung ein, und zeigt sodann, wie in diesem Jahrhundert die schon seit früher Zeit verbreiteten Ideen von der Gewalt der Reue, von den Verdiensten der Heiligen und der Märtyrer, insbesondere aber von der Fürsprache der Jungfrau Gottesmutter mit der moralischen Unselbständigkeit oder mit der zunehmenden Sittenverderbniss und Sündenangst immer fester wurzelten und immer weiter um sich griffen, und wie sie zugleich in der Poesie eine Klasse von Dichtungen schufen oder vielmehr wieder lebhafter hervorriefen, die nicht mehr als Erzeugnisse eines lebendigen Dichtertriebes, sondern vielmehr als solche fromme Handlungen bussfertiger Sünder zu betrachten sind, mit denen sie keinen weltlichen Ruhm, sondern ewiges Heil zu erwerben hofften; wiewohl auch, besonders in Frankreich, durch eine hier sehr nahe liegende Berührung der Extreme eine Masse von solchen legendenartigen Anecdoten und schwankartigen Heiligengeschichten (contes dévots) zum Vorschein kamen, in welchen die frivolsten Spässe und die unflätigsten Zoten eine Stelle finden und zu jenen ernsten, grösseren, in frommer Begeisterung, in andächtiger Beklemmung, in Sündenangst und christlicher Demuth *gedichteten* Legenden einen ähnlichen Gegensatz bilden, wie die neckischen und leichten weltlichen Schwänke zu den feierlichen und pomphaften Ritterepen.

Im Folgenden hebt nun der Verf. nur das *Bedeutendste aus dieser Gattung* und zwar gerade an dieser Stelle hervor, weil die meisten und vorzüglichsten Legenden gerade aus der Mitte des **13.** Jahrhunderts stammen und in dieser Zeit auch nur eine geschichtliche Bedeutung und einen wenigstens relativen poetischen

Werth haben, während die spätere Zeit nur Wiederholungen und theilweise Umsetzungen derselben hervorbrachte. Zu den vorzüglichsten derselben zählt er (die hierher gehörigen Versuche Konrads von Würzburg als werthlos ganz übergehend): den *Barlaam* und *Josaphat* von *Rudolf von Ems*, in welchem er jedoch die religiöse Begeisterung vermisst, und selbst das, was den Dichter dieser Zeit sonst auszeichnet, Gewandtheit der Diction und eine gewisse poetische Uebung nur in mässigem Grade findet, während eine grössere Breite und ein künstliches gezwungenes Bestreben, alles Dagewesene zu überbieten, vorherrscht und gerade alle Wirkung verloren gehen macht; insbesondere aber den *heiligen Georg* von *Reinbot von Dorn*, von welchem er daher auch eine ziemlich ausführliche Analyse giebt (S. 433—36), um wenigstens an Einem Beispiele den Character dieser Dichtungsart näher darzulegen; übrigens findet er häufige Verwandtschaft der Gedanken und Form mit Wolfram von Eschenbach. Grosse eigenthümliche Vorzüge besitzt auch die *heilige Martina* von *Hugo von Langenstein*, welche, während die bisherigen Legenden in der blossen Erzählung und dem heiligen Stoffe ihr Verdienst suchen, mit Allegorie und moralischer Lehre zu wirken sucht, und daher einen Zusammenhang dieser Gattung mit der didactischen Poesie öffnet. Obgleich das Gedicht erst in das Jahr 1293 fällt, so ist doch sein Vortrag, den von Graff mitgetheilten Fragmenten nach zu urtheilen, der blühenden Periode einer Dichtung werth, er ist ganz und gar nach Gottfried gebildet und hält sich dabei in einer Reinheit und Natürlichkeit und doch schmuckvollen Breite und Gewandtheit, dass dagegen weder die Weichheit und die Schwulst des Konrad von Würzburg, noch die matte Rede des Rudolf aufkommen kann. So sinnreich und feurig ist alles ausgeführt, dass man wohl einsieht, wie selbst auch ein widerstrebender Gegenstand einem grossen Talente sich fügen und neue Seiten der Betrachtung darbieten kann.

Die *Gedichte zur Ehre der heiligen Jungfrau*, welche Hr. G. zuletzt berührt, sind nach demselben entweder lyrisch und psalmenartig oder episch und hymnenartig. Diese letzteren sind die älteren und fliessen ihrer Quelle nach aus den Kirchenvätern. Das vorzüglichste darunter ist das *Leben der Maria vom Pfaffen Werner* nach dem Lateinischen des Hieronymus. Den W., wie überhaupt die priesterliche Dichtung des 12. Jahrhunderts, empfiehlt Wissen, Sprachkenntniss, Bildung in Ton und Sprache, schlichte Einfalt, in der Gesinnung patriarchalischer Geist, in der poetischen Ausführung Fülle, Behaglichkeit, ausgemalte Bilder, wie sie die späteren Dichter nicht kennen, in der gesammten Auffassung und Behandlung jene Würde und Wärme, jene Gründlichkeit und Kraft, jener herzliche Ton bei gesunder Verständigkeit, der aus dem Herzen quillt und nicht dem Buche nachspricht. Sein Gedicht würde, wäre nur mehr Mass gehalten und

nicht durch Länge und Langweiligkeit der Eindruck geschwächt, sich vortheilhaft auszeichnen und einen lesbaren christlichen Hymnus darbieten, den weder die Sonderbarkeiten der späteren Vorstellungen, noch die Fehler der lyrischen Form, die gerade Lobpreisung und Anrufung, entstellen.

Auf die Grundlage Werner's bauten sich nachher die vielfachen späteren *poetischen Biographieen der heiligen Maria* eben so auf, wie etwa die spätere Bearbeitung der Alexandersage auf der Lamprecht'schen, mit derselben Ausdehnung und Verschlechterung des Stoffes, mit derselben Verwischung und Entstellung alles Schönen und Trefflichen. Der Verf. macht zwei davon namhaft, die dem Bruder *Philipp* zugeschriebene, welche durch prosaischen Ton und trocknen Gang der Erzählung schon sichtbar absticht, und eine noch weitläufigere spätere, in welcher, wie in den meisten Werken des äussersten 13. und 14. Jahrhunderts, zwar nicht selten ein gewisser Schwung der Rede mit einigem Erfolge gesucht wird, aber das Ganze im Styl der Chronik ermüdend hinschleicht, und in welcher ferner eine Heiligkeit und Grösse des Gegenstandes empfunden, damit aber eine Herabwürdigung der Darstellung verbunden wird, die nichts scheut und allen Anstand mit Füssen tritt.

Eine ähnliche Ausartung, wie an den epischen Gedichten zur Ehre der heiligen Jungfrau, finden wir an den *lyrischen*, was der Verf. an den Stücken dreier ausgezeichneter Dichter, dem *Leich* des *Walther v. d. V.*, dem *Loblied Gottfr. v. Str.* und der *goldenen Schmiede Konrads v. W.* nachweis't. Während das erste nämlich sich durch die Wahrheit, Innigkeit und Frische des Inhalts und der Form auszeichnet, zeigt Gottfrieds Lied schon eine fast anwidernde Künstelei und Ueberladung im Vortrage, welche von Konrad in seiner goldenen Schmiede vollends zum Extrem getrieben wird, indem man hier ewig nichts hört, als endlose Variationen weniger Gedanken und Bilder, mit denen man den geheimnissvollen und wunderbaren Eigenschaften und Verrichtungen der Jungfrau sich zu nähern sucht; dabei stösst man oft auf die gemeinsten, ja ganz zuchtlosen Vergleichungen der Eigenschaften Gottes oder der Jungfrau.

Die 3. *Abth.*, *Reinhart Fuchs* (S. 443—461), zeigt nun, wie sich neben den geistlichen Schwänken und Legenden ihr natürlicher Gegensatz, der weltliche Schwank und die Thiersage, ebenso wie jene auf einer höhern Stufe regenirt; wie sie aber, als nothwendige Folge des steigenden Bürgerthums, im Gegensatze der idealen Vornehmheit bei preciöser Abgeschlossenheit des Ritterthums, sich hauptsächlich mit der Darstellung des niedern, bürgerlichen Lebens befassen, und diess schon in der äussern Form durch eine ebenso heitere, leichte und lebendige als kleine, minutiöse und detaillirte Schilderung, im Gegensatze gegen den grossen und schwungreichen Styl der Ritterepen, ausdrücken.

Des Fabliaus und Schwanks gedenkt der Verf. hier nur im Allgemeinen, das Weitere auf ihre eigentliche Blüthenzeit, die Zeit der Reformation, aufsparend. Sehr ausführlich ist er dagegen über die *Thiersage.* Der *französische Renart* behauptet freilich den Vorzug der grösseren Verbreitung und Ausdehnung, und die nord-französischen Gedichte mögen in diesem Sinne allerdings der Thiersage ergiebigste Ader heissen; allein keineswegs ihre lauterste Quelle, indem sie nicht allein im Ganzen mit dem Stoffe äsopischer und avienischer Fabeln überladen sind und oft eine lehrhafte Wendung nehmen, sondern noch mehr von der Manier der Fabliaux und Contes gelitten haben. Ueberall fast sieht man daher diese Dichtungen der Franzosen, gleich einer Reihe von Fabliaux, nichts als die flachste Unterhaltung bezwecken und in frivolen Leichtsinn und oberflächliche und thörichte Spässe überstreifen, wodurch die Wahrheit und Treue der Darstellung nur allzusehr verletzt wird.

Wie ganz anders der *niederländische* oder *flandrische Reinaert von Willam die Matok* aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, der sowie der unmittelber daraus geflossene *niedersächsische Reinecke,* den Schlussstein des Ganzen, gegen die disparsen französischen Thierdichtungen als ein vollendetes, in sich geschlossenes und innerlich von Einem Geiste belebtes Epos erscheint, welches den reinsten und tiefsten dauernden Eindruck zu machen im Stande ist, weil es nur Einen totalen Eindruck zu machen sucht, wie jedes echte Gedicht thun soll, das nicht blos auf Zerstreuung und flüchtiges Vergnügen berechnet ist. Hier ist wirklich eine Thierwelt, eine poetisch abgeschlossene Welt, nicht blos was den Kreis der Bestrebungen, sondern auch was das Intellectuelle angeht. (S. 456.) „Dieser Willam hat es über sich vermocht, sich nach dem Eingange seines Gedichts aus der Erzählung zu entfernen; nirgends tritt er im Geringsten hervor, und indem er allein mit dem Gange seiner Begebenheiten und dem Treiben seines Helden die Phantasie fesselt, verschmäht er, mit sinnbildernder, moralischer oder gelehrter Weisheit seinen Leser zu behelligen; und mit dieser verleugnenden Natur begabt, konnte er reiner das Wesen der Thiersage in sich aufnehmen und mit dem trefflichsten Genius die rechte Form mit dem rechten Geiste beleben. Er leiht seinen Thieren all die menschliche Einsicht, die zu eben jenem alltäglichen Leben gehört, welches die Sphäre der Thierdichtung überall bilden sollte, eine Einsicht, welche Routine, Gewohnheit, angeborner Instinct von selbst die Hand geben.“ (S. 458.) „Indem nämlich der Dichter überall mit einer Mässigung und einem Tacte, der ganz unvergleichlich ist, diese Geschöpfe ohne Principien immer nur so handeln lässt, wie sie nach ihren Trieben handeln können, indem er sie nur in solche Situationen bringt, die dem angemessen sind, so musste er nothwendig auch ihre Intelligenz

limitiren und dem Ausdruck und der Sprache einen passenden Character geben. Natürlich fiel also alles Raisonniren, all das subtile, sophistische Geschwätz bei Lateinern und Franzosen ganz weg; alles planmässige Entwerfen, aller grösserer Ueberblick, alle Grundsätzlichkeit und dergleichen konnte nicht dienen; nicht einmal den Witz durfte er ihnen in der Masse wie die früheren Bearbeiter leihen." (S. 459.) „Durch diese Auffassung und Behandlung der Sage nun tritt hier wieder von einer andern Seite hervor, wie durchaus diese Dichtung den übrigen Dichtungen jener Zeiten und dem ganzen Treiben der oberen Regionen in der damaligen menschlichen Gesellschaft entgegengesetzt ist." (S. 469.) „Und in der That steht der Reinhart Fuchs dieses Willam in demselben absoluten Gegensatz gegen die ritterlichen Epen und Romane, wie Aristophanes gegen die griechischen Tragiker. Wie dieser dem ernsten Drama und seinen heroischen Sitten des Alterthums die Gegenwart mit aller ihrer Gesunkenheit im schneidendsten Contraste entgegenstellt, so dieses Gedicht ein gemein menschliches Treiben dem sublimen der epischen Heroen. Die Erhabenheit des alten Dramas zwang Alles, was sich ihr entgegensetzen wollte, ins Komische; anders war es hier, wo in den Romanen keinerlei Erhabenheit zu finden ist, weil immer die Gegenwart selbst ihr Boden ist, die sie nur in einen übermenschlichen Glanz stellen. Das Thierepos entzog daher dieser nämlichen Gegenwart selbst noch das Menschliche, um sie ebenso eine grosse Stufe herabzusetzen, wie sie jene hinaufgerückt hatten. Ein mit so ausserordentlichem Glück gewonnenes Terrain, ein darauf so fest und sicher gegründetes Gebäude musste sich von gleicher Dauer und Gediegenheit ausweisen, wie die unsterblichen Werke des athenischen Komikers."

In der 4. *Abth.*, *Konrad von W.* und *Rudolf v. Ems* (S. 461—474), wird in *sichtlicher* Eile und Kürze gezeigt, wie sich unter dem Eindrange der bis dahin angeführten neuen Tendenzen die ältere ritterliche Epik und Lyrik auf eine freilich höchst kümmerliche Weise zu erhalten suchte.

Was zuerst die *lyrischen Gesänge* betrifft, so hebt der Verf. als Repräsentanten dieser Uebergangszeit vor allen *Reimar v. Zweter* und *Ulrich v. Lichtenstein* hervor. Bei *Reimar* ist vor Allem die Verehrung der Jungfrau auffallend; auch hat er von der sittlichen Gewalt der Liebe und der Hoheit und Würde der Frauen grosse Begriffe; sonst überwiegt in seinen Liedern der „unminnigliche" Stoff vor dem Liebesgesang, wie bei Walther, seinem Vorbild, seine Ansicht weiss er zwar im Ganzen schön auszusprechen, doch findet man auch nicht selten jenen Mangel an feinem Sinn für anständigen Ausdruck, der jetzt überall in die Gedichte der höfischen Poeten von fern hereinspielt, um sich bald weiter auszudehnen; im Uebrigen schliesst er sich, was den häufigen Gebrauch der Gnomen, der Beispiele, der Allegorien

und der Räthsel, deren er einige sehr schöne hat, betrifft, an die didactische Poesie an. An *Ulrich v. Lichtenstein* zeigt sich dann, wie der Minnegesang für die Lyrik seine alte Bedeutung verloren hat, wie Sinn und Gefühl daraus verschwinden und aller Geschmack mit diesem. Wenige seiner Lieder, die er in dem unter dem Titel: *Frauendienst* bekannten Roman verwebt hat, haben in sich einen Werth, viele zeichnen sich zwar durch Gewandtheit und Uebung aus, keineswegs aber durch wahrhaftes Gefühl, das die Kälte der Künstelei überböte. Wie hart zugleich die alte Weichheit und Zartheit, die in der Form des Ganzen gemehrt sind, jetzt mit den rohen, indelicaten Zügen des neuen Geschmackes hier zusammenstossen, zeigt der Verf. durch einen Blick in den Gang der Geschichten, die uns der Dichter erzählt, wornach wir auf der Seite des Weibes nichts als eine höhnische Laune und ärgerliches Spiel mit dem Gimpel, der sie zu seiner Gebieterin, und auf der Seite des Mannes nichts als Unzucht und unsittliche Werbung einer sinnlich begehrlichen Natur und Streben nach nichts als rohem Genuss erblicken!

Als Repräsentanten für die Gattung des Ritterepos führt der Verf. die in der Ueberschrift genannten beiden Hauptpoeten dieser Zeit an, *Rudolf v. Ems* und *Konrad v. W.* — Die hier besprochenen Werke des *Ersteren* sind: der Roman *Wilhelm v. Orleans* und *die Weltchronik* nach Gottfr. v. Viterbo. Das Urtheil über *ersteren* fällt besonders ungünstig aus: es sei vielleicht das früheste Werk des Dichters und kündige sich in Allem als eine ganz unreife Arbeit an; zu rühmen sei zwar die zierliche, dem Gottfried nachgeahmte Diction; was aber das höchst prosaisch gewählte Mährchen selbst angehe, so habe er darin so viel plump und ungeschickt von Gottfried Entlehntes, dass man die Hilflosigkeit und prosaische Armuth seines dichterischen Genius wohl erkennen könne. — In der *Weltchronik*, durch welche R. v. E. bekanntlich den Grund zu den höchst zahlreichen Reimchroniken der späteren Zeit legte, suchte er, wie in allen seinen übrigen Werken (Alexander, trojanischer Krieg etc.), der Schilderung wie dem Stoffe nach zu copiren und in dem Einen wie in dem Andern zu überbieten; besonders aber scheint er es auf einen ungeheuern äussern Umfang abgesehen zu haben. Seine Quelle, Gottfried v. V., dient ihm zu nichts, als um alles mögliche einzuschalten, was ihm allerhand Gelehrsamkeit an die Hand giebt. (S. 470.) „Durchweg tritt zugleich an die Stelle von Gottfr.'s Gelehrsamkeit eine ganz andere, und wie in der Kaiserchronik durch die Wunder, so wird hier die wahrhafte Geschichte entstellt durch geographische und naturhistorische Fabeln, durch Mythologie und Sagenhistorie, ja durch die Aufnahme eigentlicher poetischer Stoffe. Das Verhältniss der Bearbeitung zur Quelle ist daher eigentlich nur ein scheinbares; man erkennt das letztere aus der ersteren kaum wieder." (S. 471.) „Hier

wird dem Lateiner seine Belesenheit abgeborgt, allein für Alles was ihm Hauptsache sein würde, hat der gute R. keine Worte; die Einbildung des lateinischen Verfassers fliesst mit in den demüthigen Deutschen über, der seine Unfähigkeit selbst kennt; die subtilsten Sätze im übermüthigsten Latein werden ersetzt durch ein trocknes unbestimmtes Geschwätz; die poetische Prosa des Gottfried wird zur prosaischsten Poesie; an die Stelle des Redewechsels, der scharfsinnigen Gegensätze und der Mannichfaltigkeit, die das lateinische Werk anstrebt, tritt ein ewiges endloses Unisono in Form und Vortrag; an die Stelle des Behagens und des Gelehrtendünkels nichts als Lamentationen über die Kunstlosigkeit des Dichters; wo dort hochtrabender Witz und Grübeleien der Scholastik stehen, finden sich hier zuweilen die Tändeleien der Minnesänger, für eine philosophische Erörterung ein Gebet; statt einer theologischen Paraphrase der biblischen Geschichte die Erzählung der Geschichte selbst."

Ebenso wird dem *Konr. v. W.* (von dessen Werken der Verf. übrigens nur im Vorbeigehen den *Schwanritter*, *den trojanischen Krieg* und einige *kleinere Erzählungen* [letztere als das vielleicht noch empfehlendste, was er hinterlassen hat], anführt), der eigentliche Beruf zum Dichter gänzlich abgesprochen. (S. 472.) „Denn man gehe nur einmal dem gerühmten Künstlergenius des K. v. W. auf den Grund, um zu finden, wie auch Er mit dem Einen Fusse schon in all der prosaischen Plattheit steht, die jetzt neben dem hochpoetischsten Schwulst allgemein wird, wie ja auch immer die ärgste Prosa im Geschmacke einer Zeit nur das Ueberladenste für Poesie hält.", (S. 473.) „Wenn man von irgend einer Dichtkunst sagen kann, sie ist gelehrt und gelernt, so ist es ganz gewiss die des Konrad. Von der unlernbaren Kunst der Menschenkenntniss, der Seelenbeobachtung, der lebendigen und wahren Darstellung hat er seinem Gottfr. v. St. nichts abgesehen, aber wo es aufs Ausschmücken, aufs Verschwenden grosser Kräfte an kleine Dinge ankömmt, da hat er den Meister zu erreichen gesucht, und hat diese Künste sogar in allerhand Beschreibungen und Malereien angewandt, die Gottfr. verschmähte; er hat also nicht einmal überall mit Geist und dichterischem Sinne abgelernt."

Durch diese Anführungen glaubt Hr. G. seine Leser für die nächsten Erscheinungen, zu denen er nun übergeht, genugsam vorbereitet; daher er auch die übrigen Dichter aus dieser Zeit, namentlich die vielen Fortsetzer Turlin, Türheim, Vriberg und Andere, ganz übergeht. Er schliesst mit dem Gedanken, der zugleich den Uebergang zum folgenden Bande bildet: „Mit den poetischen und idealen Bestrebungen der hohenstaufischen Kaiser sank auch die Poesie herab; sie sucht bald, eben wie die Kaiser an der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts, noch einmal zu den alten Planen der Hohenstaufen zurückzukehren, noch ein-

mal mit der alten Kunst zu wetteifern, allein in beiden Fällen bleibt es beim erfolglosen Nachahmen; mit der materiellen politischen Richtung der Kaiser seit Rudolf steht die ähnliche poetische der gleichen Zeit in genauer Parallele; und hatte man früher in Kunst wie im Staate das Nahe versäumt über dem Entfernten, so fängt man jetzt das Umgekehrte an. Ehe wir diese letzte neue Richtung verfolgen konnten, mussten, wie diess zuletzt geschehen, die Dichter besonders betrachtet werden, in denen sich der Zwiespalt zu erkennen gab, der auf diese Erscheinung vorbereitete."

Wir aber können unmöglich schliessen, ohne unserm trefflichen Freunde den herzlichsten Dank zu sagen für den herrlichen Geistesgenuss, den uns sein Werk gewährt hat; nicht leicht hat ein anderes einen solchen Eindruck auf unser ganzes geistiges und gemüthliches Wesen hervorgebracht, nicht leicht uns so sehr gekräftigt, erhoben und begeistert für das dem deutschen Volke vorzugsweise vorbehaltene Ziel echter Humanitätsbildung. Nirgends störte uns, wie so oft in ähnlichen Werken, ein bestimmt hervortretendes philosophisches System, in welches alle Erscheinungen, so frei und unabhängig von demselben sie sich auch immer in ihrer Zeit entfaltet haben mochten, eingezwängt wären; Hr. G. fasste vielmehr ganz im Lessingischen Geiste eine jede Erscheinung in ihrer historisch-concreten Wesenheit auf, und wusste daher auch seiner Schilderung meistens eine solche Seele, eine solche Lebenswärme einzuhauchen, dass wir gleichsam in das innerste Wesen, in den geheimsten Organismus des poetischen Genius des deutschen Volkes hineinschauen. Dabei findet der unbefangene Leser nach keiner Seite hin eine Uebertreibung. Und doch, wie nahe lag es ihm, dem begeisterten Freunde der antiken Kunstschöpfungen, für die deutsche Nationallitteratur der mittleren Zeiten einen Standpunct zu gewinnen, der gleich dem Gibbon's, in der modernen Welt nur eine traurige Ruine des prachtvollen Tempels antiker Kunst und Poesie erblicken liess! Allein, macht auch seine Schilderung der litterarischen Zustände des deutschen Mittelalters gleichsam den Eindruck einer ungeheuern chaotischen Gährung auf uns; so schwebt doch schon allüberall der Geist Gottes über diesem Gebährungs-Meere kolossaler Kräfte und Keime, und schon taucht hier und da eine grosse, viel für die Folge versprechende Erscheinung auf; und der Verf. versäumt nie, mit prophetischem Sinne bis in die fernste Zukunft hinab die Reihe der geistigen Entwickelungen anzudeuten, und uns an deren äussersten Spitze — endlich, wenn auch des zu durchlaufenden mehr und mehr unendlichen Raumes wegen verhältnissmässig sehr spät — das glücklich erreichte Ziel der Vollkommenheit erblicken zu lassen. Wer fühlte sich daher auch nicht durch Hrn. G. mehr als je in der Ueberzeugung bestärkt, dass das Mittelalter, wie in politischer und culturhistorischer Hinsicht überhaupt, so namentlich auch in poetischer, nur

den oft erfreulichen, öfter aber sehr unerfreulichen Uebergang zu einer neuen Schöpfung und Ordnung der geistigen Welt bildet, und dass es deshalb thöricht wäre, Vollendetes in Form und Inhalt da zu erblicken, wo nur die ersten Anfänge dazu vorhanden sind, so grosse und geniale Geisteskraft dieselben auch immer offenbaren mögen.

Worms. Dr. *Georg Lange.*

Miscellen.

Im Octoberhefte 1835 von *Sillimann's American Journal* wird von J. W. Draper durch einen Aufsatz *über alte Münzen* darauf hingewiesen, dass man durch chemische Analyse derselben noch bedeutende Aufschlüsse über die Fundorte der edleren Metalle erhalten könne. Bekanntlich verstanden nämlich die Alten das Reinigen der Metalle nicht, sondern prägten es ungeschieden aus. Das Gold, welches Cäsar aus Gallizien mitbrachte, war so unrein, dass man nur das neunfache Gewicht von Silber dafür erhielt, während sonst das zwölffache Silbergewicht der Durchschnittswerth war. Die Denare des Diocletian sind von weit reinerem Silber, als die seiner Vorgänger, welche ihr Silber aus Spanien bezogen. Eine Münze des Kaisers Hadrian bestand aus 40,45 Gr. Silber, 6 Gr. Kupfer und 1,4 Gr. Blei; eine Kupfermünze Constantins des Grossen aus fast reinem Kupfer mit einer Spur von Eisen; eine sächsische Abtsmünze aus 12 Gr. Kupfer, 9 Gr. Zink und 4 Gr. Blei. — In *Athen* ist zwischen dem Lykabettos und dem Tempel des olympischen Zeus innerhalb der alten Stadtmauern ein Begräbnissplatz gefunden worden: was allerdings auffallend ist, da nach einem alten Gesetz zu Athen niemand innerhalb der Stadt begraben werden durfte. Die archäologische Ausbeute dieser Gräber bestand nur in kleinen Thränenfläschchen und Lampen ohne Werth. Nur in einem ausgemauerten und mit Marmorplatten ausgesetzten, von Westen nach Osten gelegten Grabe fand man eine silberne sechseckige Büchse mit Weihrauch, eine silberne Thränenflasche mit stark ausgeschweiftem Bauche, ein silbernes Sistrum mit vier Stäben und eine kleine Kupfermünze Constantins II. Daraus geht hervor, dass der ganze Begräbnissplatz erst im vierten Jahrhundert n. Chr. angelegt sein mag, wo das schon von den Gothen verwüstete Athen an Häuser- und Einwohnerzahl sehr abgenommen hatte, und darum innerhalb der Ringmauer Raum für Begräbnissplätze fand. — Bei dem Aufräumen der Trümmer des Parthenons werden immer noch eine Menge alterthümlicher Gegenstände aller Art gefunden. Von Sculpturen war bis zu Anfang des Aprils d. J. eine kleine sitzende weibliche Figur im strengen ägyptisirenden Stil das Wichtigste. Beachtenswerth sind besonders noch die aufgefundenen Ziegel und Rinnleisten aus gebrannter Erde,

weil sie alle äussere Verzierungen darbieten. Die Ornamente der Rinnleisten sind sehr zusammengesetzt und künstlich. Die Dachziegel sind gewöhnlich mit einer Guirlande von Olivenzweigen oder mit einem sogenannten Mäander oder auch mit andern Ornamenten verziert, und von grüner, rother, gelber und blauer Farbe. Von den an der äussern Seite ebenfalls verzierten Stirnziegeln zeichnen sich besonders eine Art aus, welche mit der Gorgonenmaske in der ältesten Form, ähnlich dem Medusenhaupte auf einer Metope in Selinus, verziert sind — einer Art von Ziegelverzierung, welche nach Plinius H. N. 35, 12. der alte sicyonische Töpfer *Dibutades* erfunden hat. Auf diesen Medusenmasken liegt das Haupthaar in dichten krausen Locken auf der Stirn; unter der Stumpfnase öffnet sich der breitgezerrte Mund und zeigt die langen gelben Hauzähne und die hervorgestreckte Zunge; zu beiden Seiten des Kinns unter den Wangen, wo der dicke Hals anfängt, ringeln sich kleine schwarze Schlangen mit langem spitzigen Barte. Das Gesicht hat eine fahle Todtenfarbe, die Zunge ist roth, das Haar bläulich-schwarz. [Aus dem Tübing. Kunstbl. 1836 Nr. 56 und 57.] Während des Aprils hatte man an der östlichen Seite des Parthenons ein grosses, schönerhaltenes Friesstück von der Ostfaçade des Tempel (mit zwei männlichen, und einer weiblichen Figur, die nach der Viscontischen Anordnung Poseidon, Theseus und Agraulos sein müssten), und einen schönen Thronsessel von weissem Marmor gefunden. Besonders wichtig aber ist die Auffindung einer grossen Inschrift, welche sich auf den Bau des Erechtheions bezieht und Rechnungen über gefertigte Bildhauer- und Bildgiesserarbeit enthält. Bruchstücke daraus hat Ross im Kunstbl. 1836 Nr. 60 mitgetheilt. Als Architekt des Ganzen wird in derselben *Archilochus* aus Agryle genannt, der für 12 Tage 36 Drachmen, ein andermal 37 Drachmen 2 Obolen Besoldung erhielt. Die Wachsbildner *Neses*, Schutzbürger in Milete, und *Agathanor* aus Alopeke fertigten Modelle zu bronzenen Rosetten der Felderdecke (*εἰς τὰ καλύμματα*), und der letztere erhielt für das Modell einer Akanthusblüthe 8 Drachmen. *Dionysodorus*, in Melite wohnhaft (vielleicht der von Plinius 36, 8, 19. erwähnte Schüler des Kritias), bemalte enkaustisch die Hohlkehle am innern Architrav und erhielt für jeden Fuss Länge ein Pentobolon (für 113 Fuss Länge 44 Dr. 1 Obol). — Zwischen der Mündung des *Liman von Tiligul* (des alten Axiakes) und dem See Karabat, wo man Spuren einer alten Niederlassung sieht, hat man eine $\frac{3}{4}$ Elle lange und $\frac{1}{2}$ Elle breite Marmorplatte mit einer wohlerhaltenen griechischen Inschrift gefunden, welche etwa aus dem zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. sein mag, und nicht nur die am Pontus Euxinus zu Ehren des Achill angestellten Spiele erwähnt, sondern auch die Existenz der altgriechischen Stadt *Odyssos* am rechten Ufer des Axiakes (Bog), welche Stempkowsky vermuthet hatte, wirklich bestätigt. — Auf den Dämmen von *Kairo* nahe am Mamudieh-Kanal hat man bei Ausgrabungen, welche wegen Erwerbung von Baumaterialien angestellt wurden, einen grossen viereckigen Bau und Ueberbleibsel von zwei alten Monumenten gefunden, von denen das eine

aus der Zeit Rhamses II., des angeblichen Sesostris, herrührt, das andere ein Tempel aus der ptolemäischen Zeit ist und noch die Namen *Soter* und *Philadelphus* erkennen liess. Der Engländer Walne theilt im englischen Athenaeum die Vermuthung mit, dass diese Ruinen dem alten *Schedia* angehören, welches zu Strabo's Zeit ein sehr bevölkerter Zollplatz an der Stelle der Vereinigung des Kanals von Alexandrien mit dem kanopischen Nilarme war. — Für die Topographie des *alten Roms* hat man neuerdings durch Ausgrabungen auf dem Forum wieder mehrere gute Entdeckungen gemacht. Auf dem Forum Cäsars, welches den Tempel der Venus Genitrix und einen besondern Raum für Gerichtspflege und Verwaltung enthielt, hat man in dem Thurme des 1150 erbauten For de Conti, unter zweifingerdickem Anwurfe, die Mauer der Cella des Tempels von Peperino in 7—9 Fuss langen Blöcken gefunden, mit Bronzehaken, welche die Marmorbekleidung festhielten. Die Tempelmauer war 50 Fuss hoch, von denen 36 verschüttet sind. Auf Trajans Forum sind 3 Tempel entdeckt; der grösste unter dem Palaste des preussischen Generalconsuls Valentini; so wie ein Tempel Hadrians mit 10 Säulen in der Fronte und 4 Trophäensäulen an den Ecken. Im Forum selbst hat GR. Bunsen die dritte Rostra gefunden, welche von Septimius Severus oder aus noch späterer Zeit herrührt. — Dass der Theil des Juragebirges, welcher in die Schweiz hinüberreicht, ausser von den römischen Heerstrassen von la Jongne, Joux und Pierre-Pertuis auch von andern römischen Wegen durchzogen war, wird durch aufgefundene alte Mauerüberreste und römische Münzen erwiesen. Besonders hat man auf der Passwang und dem Defilé von Gänsbrunnen mehrere Spuren solcher Art gefunden. Noch im April dieses Jahres ward im obern Theile des Bergdörfchens *Rohr* im Kanton Solothurn, nahe an dem wenig gebrauchten Fahrwege über die Schafmatt, eine silberne Münze mit dem Bildnisse Tibers gefunden, welche noch vor dem Regierungsantritte desselben, kurz vor Christi Geburt, geprägt sein muss. Auf der Kehrseite sitzt ein Frauenzimmer mit einem Zweige in der linken und einem graden Stabe in der rechten Hand; dazu die Umschrift: *Pontif. Maxim.* Die Legende der Kopfseite lautet: *Ti. Caesar Divi Aug. F. August.* — Bei *Laval* im Marnedepartement, unweit der alten Römerstrasse von Rheims nach Verdun, hat man einen irdenen Krug mit 616 silbernen Münzen gefunden, von denen 4 das Bild des Pompejus, 11 das des Julius Cäsar, 22 das des Antonius (6 mit Cleopatra auf der Rückseite), 160 das des Augustus, 20 das des Tiberius zeigen. — Bei *Aachen* hat man am Wege nach Frankenberg eine ziemlich gut erhaltene römische Wasserleitung gefunden, welche wahrscheinlich von den Höhen bei Trimborn das Trinkwasser nach Aachen führte. — In der Nähe des Dorfes *Günstedt* bei Erfurt haben Chausseearbeiter eine Urne von schwarzem, äusserlich glänzendem Thon mit 50 gut erhaltenen römischen Silbermünzen und 3 von Silberdraht gewundenen Armbändern, die sich enger und weiter schieben lassen, ausgegraben.

In Paris ist eine Histoire de la Gaule meridionale sous la domination des conquerans Germains par Fauriel [4 Bde. 8.] erschienen, welche die Geschichte des südlichen Frankreichs von der Auflösung der römischen Herrschaft bis zum Ende der carlovingischen Dynastie enthält und über jene Zeit viele Aufschlüsse geben, überhaupt mit viel Einsicht und Gelehrsamkeit abgefasst sein soll.

Todesfälle.

Den 3. December 1835 starb zu Freiburg im Breisgau, seiner Vaterstadt, wohin er sich seiner Brustleiden wegen mit Urlaub auf unbestimmte Zeit begeben hatte, der als Mensch, Geistlicher und Lehrer gleich achtbare und geachtete Prof. *Ferd. Sattler* von dem Offenburger Gymnasium. S. NJbb. XIII, 475 vergl. mit V, 464.

Den 9. Januar 1836 in Genf der Professor der Theologie an der methodistisch-evangelischen Schule *Wilh. Steiger*, im 28. Lebensjahre, bekannt durch einen Commentar zum ersten Briefe Petri und durch eine Kritik des Rationalismus in Wegscheiders Dogmatik.

Den 23. Januar in London *James Mill*, ein sehr geschätzter englischer Schriftsteller.

Den 29. Januar in Neapel der sehr geachtete dramatische Dichter *Franc. della Valle*, Marchese di Casanova, im 35. Lebensjahre.

Den 31. Januar in Turin der Professor der Logik und Metaphysik an der Universität *Andr. Abba*, als Schriftsteller bekannt.

Den 26. Februar in London der Lehrer der französischen und deutschen Sprache *Daniel Boileau*, früher zu Hull, 73 Jahr alt.

Den 8. März in Pavia der Professor der Philosophie an der Universität, Cav. *Luigi Mabil*, durch seine Uebersetzung des Livius (*La storia romana di T. Livio coi supplem. del Freinskemio.* Brescia 1804—18. 39 Bde. 8.) und andere Schriften bekannt, geboren in Paris am 21. August 1752.

Den 4. April der Lordbischof der Diöcese Ely, Dr. theol. *Bowyer Edw. Sparke*, ein gewandter Uebersetzer englischer Gedichte ins Griechische, 76 Jahr alt.

Den 7. April in Westminster der fruchtbare Schriftsteller *William Godwin*, Esq., pseudonym *Edw. Baldwin*, geboren zu Wisbeach in Cambridgeshire am 3. März 1756.

Den 10. April in Rom der Jesuit und Professor am Collegium Romanum, P. *Anton Kohlmann*, Verf. einiger apologetischen und polemischen Schriften, geboren zu Kaisersberg in Ober-Elsass am 13. Juli 1771.

Den 11. April in Padua der Professor der Anatomie und der Zeit Rector magnificus der Universität *Florian Caldani*, 64 Jahr alt. Er ist durch mehrere geschätzte Schriften auch im Auslande bekannt.

In der Mitte des April zu Genf der Professor der Rechte an der Akademie *P. F. Bellot*, durch mehrere juristische Schriften bekannt.

Den 20. April in Köln der Lehrer *Martin Niegemann* am katholischen Gymnasium.

Den 5. Mai zu Breslau der ehemalige Custos an der Universitätsbibliothek, Dr. *Joh. Cp. Friedrich*, durch mehrere Schriften, besonders durch die *Kritischen Erörterungen zum übereinstimmenden Ordnen und Verzeichnen öffentlicher Bibliotheken* (Leipz. 1835. gr. 8.) bekannt, geboren in Halle am 27. Juni 1775.

Den 10. Mai in Haileybury der Professor der persischen Literatur am dasigen College für orientalische Sprache *Daniel Shea*, durch die Uebersetzung von *Mirkhonds Geschichte der Könige Persiens* und andere Schriften bekannt, geboren in Dublin 1770.

Den 13. Mai in London der Mitbegründer der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta und des Oriental Translation Fund in London, Sir *Charles Wilkins*, ein vorzüglicher Schriftsteller in der Sanskritliteratur, 85 Jahr alt.

Den 14. Mai zu Herne-hill in England der Hydograph der ostindischen Compagnie, Capt. *James Horsburgh*, durch viele hydographische Schriften und Karten bekannt, 74 Jahr alt.

Den 27. Mai in Wien der k. k. Rechnungsrath *Joh. Gottfr. Strauss*, früher Director des protestantischen Gymnasiums in Pressburg, im 80. Lebensjahre.

Im Mai auf der Insel Mauritius das Mitglied des Instituts von Frankreich *Lislet Geoffroy*, durch seine Karten der Isle de France, der Sechellen und der Insel Madagascar bekannt.

Den 21. Juni in Padua der Professor der Botanik an dasiger Universität, Dr. *Gius. Ant. Bonatto*, durch mehrere Schriften bekannt, geboren ebendaselbst am 12. Juli 1753.

Den 25. Juni in Breslau der Canonicus Dr. *Köhler*, Senior der katholischen Geistlichkeit Schlesiens und letztes Mitglied der Gesellschaft Jesu in Schlesien.

Den 25. Juni in Erfurt der Professor *Scheibner* am Gymnasium, im 52. Lebensjahre.

Den 27. Juni zu Görsbach im Herzogthum Sachsen der Pfarrer *Joh. Imm. Hansi*, früher Director des Schullehrerseminars zu Weissenfels, 69 Jahr alt.

Den 28. Juni in Danzig der Professor Dr. *W. A. Förstemann* am Gymnasium, Director der dasigen naturforschenden Gesellschaft, geboren in Nordhausen am 29. Octob. 1791.

Anfangs Juli zu Mömpelgard der ehemalige k. würtembergische Hofdomänendirector *Joh. Leonh. von Parrot*, besonders durch seinen *Versuch einer Entwickelung der Sprache, Abstammung, Geschichte, Mythologie und bürgerlichen Verhältnisse der Liwen, Lätten, Esten* etc. [Stuttgart 1828. 8.] bekannt, 86 Jahr alt.

Den 2. Juli zu Brescia der Secretair des dasigen Athenäums *Caesar Arici*, einer der bessern neuern Dichter Italiens, im 54. Lebensjahre.

Den 5. Juli zu Losdorp der als Alterthumsforscher bekannte Prediger *Nicol. Westendorp*, 63 Jahr alt.

Den 7. Juli in Mühlhausen der Director des Gymnasiums Dr. *Gräfenhan*.

Den 9. Juli in Dresden der bekannte Numismatiker M. *Karl Friedr. Wilh. Erbstein*, früher Buchhändler in Meissen, geboren in Wehlen am 1. Febr. 1757.

In der Mitte des Juli in Paris der bekannte Schriftsteller *Edme Héreau*, geboren in Paris am 3. März 1791.

Den 21. Juli in Warschau der kais. russ. Staatsrath und Akademiker *A. Perowki*, ein gepriesener belletristischer Schriftsteller, pseudonym *A. Pogerelsky* genannt, im 48. Lebensjahre.

Den 22. Juli zu Kopenhagen der Conferenzrath und erste Professor der Rechte an der Universität Dr. *J. F. W. von Schlegel*, als akademischer Lehrer und Schriftsteller hochverdient.

Den 23. Juli in Berlin der frühere Redacteur des Freimüthigen *Wilh. Karl Ludw. Albrecht*, geboren in Glogau am 7. Nov. 1788.

Den 31. Juli in Tübingen der ordentliche Professor in der kathol. theol. Facultät Dr. *Johann Georg Herbst*, ein geachteter Schriftsteller, geboren in Rotweil am 13. Januar 1787.

Den 3. August in Hildburghausen der Consistorialrath und Gymnasialdirector Dr. *Friedr. Karl Ludw. Sickler*.

Den 5. August in Bonn der Professor der Rechte Dr. *Eduard Puggé*, im 34. Lebensjahre.

Den 10. August in Göttingen der Geh. Cabinetsrath und Commandeur des Guelphenordens Dr. *Aug. Wilh. Rehberg*, ein fleissiger und hochgeachteter Schriftsteller, geboren in Hannover am 13. Januar 1757.

Den 11. August in Petersburg der Adjunct der Akademie der Wissenschaften Dr. *Rob. Lenz*, früher Lehrer an der Domschule in Reval, durch seine Forschungen in der Sanscritliteratur und der vergleichenden Sprachkunde berühmt, geb. in Dorpat am 23. Jan. 1808.

Den 14. August in Halberstadt der historische Schriftsteller Dr. *Friedrich Cramer*, dessen *Denkwürdigkeiten der Gräfin M. Aur. Königsmark* erst in diesem Jahre erschienen sind.

Den 25. August in Berlin der kön. Leibarzt, Staatsrath Dr. *Christoph Wilh. Hufeland*, geboren zu Langensalza am 12. August 1762. Nekrolog in der Berlin. Voss. Zeit. 1836 Nr. 200.

Den 12. September in Detmold der bekannte dramatische Dichter *Grabbe*.

Schul- und Universitätsnachrichten, Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Annaberg. Das hohe Königl. Ministerium des Cultus und des öffentlichen Unterrichts hat sich durch den Bericht des Geh. Kirchen- und Schulraths Dr. *Schulze* über die Ergebnisse der vom 13—16. Juli

d. J. vorgenommenen, genauen Revision des hiesigen, am 6. Mai des vorigen Jahres eröffneten, Gymnasiums veranlasst gefunden, in einem huldvollen Schreiben vom 8. Aug. d. J. nicht nur die rühmliche Thätigkeit und Umsicht der *Schulcommission*, den Eifer, die Kraft und Umsicht des *Rectors*, Professor *Frotscher*, und die Pflichttreue der sämmtlichen *Lehrer* dieser Anstalt mit besonderem Beifall anzuerkennen, sondern auch über Fleiss, Aufmerksamkeit und die guten Fortschritte der *Schüler*, wie über deren anständiges Betragen seine hohe Zufriedenheit zu erkennen zu geben. [Egsdt.]

Arnstadt. Zum Director des dasigen Gymnasiums, an des verstorbenen *Töpfer* Stelle, ist der bisherige Lehrer am Blochmannischen Institut in Dresden Dr. *Pabst* ernannt worden.

Berlin. Am Cöllnischen Gymnasium ist der Schulamtscandidat Dr. *Herm. Burmeister* als Lehrer angestellt worden, und am Gymnasium zum grauen Kloster hat der Oberlehrer *Liebetreu* eine ausserordentliche Unterstützung von 50 Rthlrn. erhalten. Die kön. Bibliothek hat das Exemplar der lutherischen Uebersetzung des Neuen Testaments, gedruckt in Grimma 1523, zum Geschenk erhalten, welches der vor einiger Zeit in Rom verstorbene Doctor med. *Hobbi* aus Leipzig Sr. Maj. dem Könige von Preussen vermacht hatte. Es ist das Exemplar, welches Luther als Handexemplar gebraucht und an dessen Rand er viele Verbesserungen angeschrieben hat, die aber zum Theil schon in der Wittenberger Ausgabe vom Jahre 1517 im Texte stehen. Bei der Universität ist der Privatdocent Dr. *Jul. Heinr. Petermann* zum ausserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt worden. Zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde hat der Schulamtscandidat *Ernst Siegfried Köpke* (Sohn des Directors Dr. *G. G. S. Köpke* in Berlin) eine sehr fleissige und gelehrte Dissertatio *de Ionis Chii poetae vita et fragmentis* [Berlin gedr. b. Schade. 1836. X u. 106 S. gr. 8.] herausgegeben. Bis jetzt waren die Fragmente dieses berühmten Polygraphen aus der Zeit des Perikles noch ungesammelt, obschon mehrere Gelehrte, namentlich Bentley, Toup, Lobeck im Aglaophamus, Osann in den Beiträgen zur griechischen und römischen Literaturgeschichte und Urlichs de Achaeo Eretiensi, schon eine Anzahl derselben behandelt hatten. Zugleich mit der Köpkeschen Sammlung aber ist noch folgende zweite erschienen: *De Ionis Chii vita, moribus et studiis doctrinae scripsit, fragmentaque collegit Carolus Nieberding.* [Leipzig, Hartmann. 1836. 108 S. 8.] Köpke hat diese letztere Sammlung in seiner Schrift bereits benutzt, und überhaupt eine vollständigere Sammlung der Fragmente und eine allseitigere Erörterung derselben sowie der Lebensverhältnisse des Ion geliefert. *Nieberding* hat nämlich mehrere zu einer solchen Sammlung nöthige Schriften, selbst die Erörterungen von Lobeck, Osann und Urlichs nicht benutzen können, und überdiess die Fragmente mehr in sachlicher Hinsicht, oft bis zum Uebermaass, erläutert, dagegen die kritische Behandlung derselben sehr mangelhaft und unzulänglich gelassen. Jedoch enthält seine Schrift über das Leben und den schriftstellerischen Werth des Ion viel gute

Bemerkungen: vgl. Köpke's Beurtheilung in Zimmermanns Zeitschr. f. d. Alterthumswiss. 1836 Nr. 73 f. S. 589—594. *Köpke* dagegen hat Alles Vorhandene benutzt, und die Fragmente eben so gut kritisch als exegetisch erörtert, ja selbst den Inhalt und das Wesen der vollständigen Schriften, aus denen sie stammen, nachzuweisen versucht. Er beginnt mit einer Abhandlung de vita Ionis, worin er die Lebensverhältnisse des um die Mitte der 84. Olympiade geborenen, um 468 v. Chr. nach Athen gekommenen und um 421 gestorbenen Dichters, Philosophen und Historikers allseitig bespricht, ihn von dem Ion Ephesius bei Plato und dem weit jüngeren Ion bei Lucian unterscheidet, und die verschiedenen Schriften desselben aufzählt und charakterisirt. Fast von allen Schriften sind Fragmente übrig; nur von den Päanen und Skolien hat sich Nichts erhalten. Die Komödien, welche Ion nach dem Zeugniss einiger Schriftsteller geschrieben haben soll, verwirft Hr. K. und deutet diese Nachricht vielmehr auf die Satyrdramata desselben. Die Fragmente selbst sind nach den verschiedenen Schriften in folgender Weise geordnet: Cap. II. *Fabularum fragmenta* (Agamemnon, Alcmena, Argivi, Eurytidae, Laertes, Magnum Drama, Omphalia, Phoenix s. Caeneus, Phoenix altera, Praesidiarii, Teucer); Cap. III. *Carminum fragmenta* (Elegiae, epigrammata, odae et dithyrambi, hymnus); Cap. IV. *Fragmenta e libris prosa oratione conscriptis* (drei historische Werke: *Χίου κτίσις*, *ἐπιδημίαι* und *ὑπομνεύματα*, und ein philosophisches: *τριαγμοί*, worin er ein aus dem Pythagoräismus hervorgegangenes System in der Vortragsweise der Sophisten aufgestellt hatte); Cap. V. *Fragmenta incertae sedis.* Die ganze Sammlung und Erörterung verdient vieles Lob, wenn sich auch an Einzelheiten noch Mancherlei ausstellen lässt. Der Hauptmangel besteht darin, dass Ion zu wenig von Seiten seiner politischen und literarischen Stellung zu seiner Zeit betrachtet ist. Einiges davon hat Hr. K. später in der Zeitschr. f. d. Alterthumsw. a. a. O. angedeutet und auch das Trilogieenverhältniss der Ionischen Dramata nachzuweisen versucht.

Brandenburg a. H. Das diesjährige Osterprogramm des Gymnasiums enthält eine Abhandlung vom Oberlehrer Dr. *Paschke* (*Carmen Theocriteum XIV. in vernaculum sermonem conversum et annotatione illustratum*), auf welche wir glauben die Freunde der bucolischen Muse des Theocrit aufmerksam machen zu müssen. Der Verf. giebt zuvörderst den griechischen Text in selbständiger Recension und eine metrische Uebersetzung in deutscher Sprache, der man weder den Vorwurf der Undeutschheit, noch der zu grossen Freiheit, noch des Unmetrischen wird machen können. Sie zeichnet sich im Gegentheil durch Verständlichkeit aus, ist fliessend und schliesst sich ziemlich treu an das Original an. Bei Bestimmung der Zeit, in welcher das Gedicht geschrieben sei, geht der Verf. aus gewichtigen Gründen von der Meinung Passows und Spohns ab, und setzt es in das Jahr 264 v. Chr., wo Magus von Cyrene die friedliche Regierung Ptolemäus II. störte. Der Zweck des Gedichtes ist den Fürsten, der ihn, den Dichter, so

wohlwollend aufgenommen, zu verherrlichen. Sodann werden die Personen besprochen, welche darin redend eingeführt werden, und dabei bemerklich gemacht, von welchem Gesichtspuncte aus die Gedichte des Theocrit überhaupt zu beurtheilen wären. Die Anmerkungen verbreiten sich nicht blos über Kritik, sondern geben auch Wort- und Sacherklärungen in der nothwendigen Ausführlichkeit.

[Egsdt.]

Braunsberg. Der Professor Dr. *Neumann* am Lyceum Hosianum ist unter Entbindung von seiner Professur zum Domcapitular an der Kathedralkirche in Frauenberg befördert, dagegen aber der Pfarrer *Annegarn* zu Selm im Reg. Bez. Münster zum Professor der Theologie am Lyceum ernannt worden.

Breslau. Am Gymnasium zu St. Elisabeth ist der Schulamtscandidat *Karl August Kambly* als achter Lehrer angestellt worden. Bei der Universität hat der Professor Dr. *K. A. Dom. Unterholzner* zum vorjährigen Prorectoratswechsel eine gelehrte und gründliche *Dissertatio de mutata ratione centuriatorum comitiorum a Servio Tullio rege institutorum* [Breslau, 1835. 22 S. 4.] herausgegeben, worin er den bekannten Streitpunkt über die allmäligen Veränderungen der Comitia centuriata bei den Römern während der Zeit ihres Bestehens bespricht, und im Gegensatz zu den früheren Erörterungen dieses Gegenstandes dadurch zu einem sicherern Resultat zu gelangen sucht, dass er, bevor er seine Vermuthungen vorträgt, zunächst die wesentliche Gestaltung der von Servius Tullius eingerichteten Comitia centuriata nach Livius I, 43. festsetzt und dann die Punkte jener Einrichtung aufsucht, welche sich bis auf die späteste Zeit erhalten haben. Die Abhandlung lässt sich nicht ausziehen, wenn nicht der ganze Streitpunkt zugleich mit erörtert werden soll, und ihre weitere Besprechung muss also für einen andern Ort aufgespart werden. Von dem Professor *C. E. Chr. Schneider* erschienen zur Feier des Geburtstages des Königs: *Codicis Goerlizensis Luciani in somnio, judicio vocalium, Timone, deorum dialogis, dialogis marinis, mortuorum dialogis, Charone, de sacrificiis, vitarum auctione et piscatore variae lectiones* [Breslau 1835. 37 S. gr. 4.], und vor dem Verzeichniss der Vorlesungen für den Sommer 1836 eine historisch-kritische Abhandlung *De scriptoribus, qui nomine Marsyae apud Graecos innotuerunt.* [1836. 12 S. 4.] In der juristischen Facultät schrieb und vertheidigte *Ludw. Gitzler* zur Erlangung der Rechte eines Privatdocenten: *Quaestionum juris Rom. de lege Julia et Papia Poppaea spec. II.* [1835. 45 S. gr. 8.] Zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde sind erschienen: *De pace Cimonica* von *Karl Heinr. Lachmann* [1835. 47 S. gr. 8.]; *De mente, quae subesse videtur deorum certamini theologiae Aeschyleae, cui nomen Orestiae*, von *Friedr. Alex. Tittler* [1836. 24 S. 8.]; *De homoeoteleuti natura et indole* von *Aug. Kahlert* [1836. 58 S. gr. 8.]; *De Assyriis* von *Herm. Hesse* [1836. 52 S. gr. 8.].

Cleve. Der Director des Gymnasiums Dr. *Riegler* ist in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium in Potsdam versetzt und das

hiesige Directorat wird dem Director *Helmke* vom Gymnasium in Aschersleben übertragen werden.

Eisleben. *Ad audiendas orationes, quibus memoria viri eximii J. G. Langii in gymnasio regio celebrabitur .... invitat Frid. Ellendt*, A. M. gymn. Director. [1836. 8 S. 8.] In dieser kleinen Schrift giebt Hr. Dir. E. eine gedrängte Nachricht von den Handschriften, welche er auf seiner Reise nach Italien für eine neue kritische Ausgabe von Cicero's Schriften de oratore und de claris oratoribus verglichen hat. Es sind folgende: 2 Venediger, 1 Vaticanische, 1 Ottobonianische und 36 aus Lagomarsinis Apparat, die der Mehrzahl nach sich in Florenz befinden. Dazu hat er noch in Deutschland eine Victorinische und 3 Gudianische Handschriften verglichen, und also einen sehr reichen kritischen Apparat zusammengebracht. Die beigegebene Beschreibung der Handschriften ist sehr kurz, da es dem Verf. hier nur darauf ankam, den Reichthum seiner Sammlungen darzulegen.

Görlitz. Chronik des Gymnasiums von Ostern 1834 bis 1836.] Der Schulamtscandidat *Moritz Matthäi*, welcher sein Probejahr am 3. Juni 1833 angetreten hatte, gab den Unterricht in der Mathematik, zuletzt auch in der Physik, nach vollendetem Probejahr noch bis zum 5. Jan. 1835 fort, worauf er unsere Schule verliess, und der Subrector *Mauermann* die Mathematik wieder übernahm, auch in der Physik Unterricht ertheilte. Vom 14. April 1834 bis 14. April 1835 hielt der in Görlitz am 15. Jan. 1811 geborene Schulamtscandidat *Karl Wilh. Kögel* sein Probejahr unentgeldlich ab, worauf er, aber, nachdem der Hauptlehrer der vierten Classe *Karl Friedrich Immanuel Bergmann* am 3. April 1835, 30 Jahre alt, gestorben war, mit einem jährlichen Gehalte von 300 Thlrn. an dessen Stelle trat. Am 12. October 1835 begann der in Trotschendorf am 29. Jul. 1806 geborene Schulamtscandidat *Karl Gottfried Wiedemann* sein Probejahr an unserm Gymnasium, wofür ihm 100 Thlr. aus der Schulkasse bewilligt wurden. — Von dem durch eine frühere Erhöhung des Schulgeldes entstandenen Ueberschusse wurden auf die Zeit vom 1. Jul. 1833 bis zum 31. Dez. 1835 1267 Thlr. 15 Sgr. unter die Lehrer vertheilt. Die höchste Anzahl der Schüler betrug im Jahre 1834 in Prima 66, in allen Classen zusammen 291, im Jahre 1835 in Prima 63, in allen Classen zusammen 280. Aufgenommen wurden in beiden Jahren 138; im Jahre 1834 72, im Jahre 1835 66. Abgegangen sind 157, im Jahre 1834 84, im Jahre 1835 73. Von diesen gingen auf die Hochschule 34; im Jahre 1834 20, und im Jahre 1835 14. Von den 20 des Jahres 1834 erhielten 5 die Censur Nr. I, 14 Nr. II, 1 Nr. III. Die 14 des Jahres 1835 wurden, da die Bezeichnung durch Zahlen in Folge des neuen Reglements für die Prüfung der zur Universität abgehenden Schüler vom 4. Jun. 1834 aufgehoben worden war, für *reif* erklärt. Theologie studiren 15; die Rechte 9, Arzneiwissenschaften 2, Philologie 7, Mathematik und Physik 1. Nach Berlin gingen 5, nach Breslau 21, nach Greifswald 5, nach Halle 1, nach Königsberg 1 und nach Leipzig 1. Ueberhaupt sind von 1801—1836, die zu Ostern dieses Jahres abgegangenen, oben

noch nicht angegebenen 18 Abiturienten mit eingerechnet, 416 Schüler zur Hochschule übergegangen, von denen 234 Theologie, 132 die Rechte, 23 Medicin, 24 Philologie, 1 Musik, 1 die Bergwissenschaften, und 1 Mathematik studiren wollten. Von diesen 416 sind 369 von dem dermaligen Rector (seit 1809), 33 in den 6 Jahren seines Conrectorats, und 14 in den Jahren 1801, 1802 und 1803 entlassen worden. Die Schulschriften waren folgende: 1) *Pauca de Orestea Aeschyli*, auctore *Car. Fr. Bergmann*, Coll. II; zur von Gersdorfischen Gedächtnissfeier am 24. Sept. 1834. 14 S. 4. 2) *Observationes aliquot in Sophoclis Antigonae carmen tertium, Particula I.*, auctore *E. Ae Struve*, Conr.; zum Karl Gehlerschen Gedächtniss-Actus den 22. Dec. 1834. 4 S. Fol. 3) *Königlich Preussisches Reglement für die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler vom 4. Jun. 1834*, *herausgegeben* von *K. G. Anton*, Professor und Rector; zum Lob- und Dank-Actus nach dem Jahresschlusse am 12. Jan. 1835. 36 S. 4. Das Reglement ist abgedruckt, und mit Anmerkungen begleitet; besonders solchen, welche das frühere vom 12. Jun. 1812 damit vergleichen. 4) *Materialien zu einer Geschichte des Görlitzer Gymnasiums im 19. Jahrhundert*, 36. Beitrag, zur öffentlichen Prüfung vom 8—13 April 1835 von *Demselben*. 30 S. 4. 5) *Codicis Luciani, qui in bibliotheca Milichiana nostra asservatur, descriptio adjunctis ex libro de conscribenda historia* §§. I—XVII *lectionibus, quibus a Reitziana editione discrepat*, auctore *C. Th. Anton*, Prof. et Rect.; zum Sylverstainischen Gedächtniss den 5. Juni 1835. 16 S. 4. 6) *Arrianus Nicomediensis et Q. Curtius Rufus, scriptores rerum ab Alexandro M. gestarum, comparantur*, auctore *C. A. Mauermann*, Subr.; zum Andenken an die v. Gersdorfische Stiftung den 28. Sept. 1835. 11 S. 4. 7) *Observationes aliquot in Sophoclis Antigonae carmen tertium, Particula II;* auctore *E. Ae. Struve*, Conr.; zum Andenken an Karl Gehler, den 21. Decbr. 1835. 6 S. Fol. 8) *Alphabetisches Verzeichniss mehrerer, in der Oberlausitz üblichen, ihr zum Theil eigenthümlichen Wörter und Redensarten*, neuntes Stück zum Lob- und Dank-Actus am 11. Januar 1836 von *K. G. Anton*. 22 S. 4. 9) *Materialien u. s. w.* Fortsetzung von Nr. 4: 37. Beitrag zur öffentlichen Prüfung vom 23. bis 28. März 1836. 28 S. 4. 10) *Commentatio secunda de codice Luciani, qui in bibliotheca Milichiana nostra asservatur, ex libri de conscribenda historia paragraphis XVIII—LXIII et ex Phalaride priore et posteriore, atque ex patriae encomio lectiones, quibus a Luciano, quem Reitzius edidit, discrepat, exhibens*, auctore *C. Th. Anton;* zum Gedächtnisstage des Freiherrn von Sylverstain und Pillnickau, den 13. Mai 1836. 12 S. 4.

Göttingen. Die Universität war im verflossenen Sommer von 854 Studenten [im Winter vorher von 904] Studenten besucht, für welche 51 Professoren, 39 Privatdocenten und 11 Nebenlehrer in der theologischen Facultät 30, in der juristischen 34, in der medicinischen 43, in der philosophischen 45 Vorlesungen angekündigt hatten. Die günstige ökonomische Stellung dieser Universität wird aus dem diessjährigen Budget klar, welches in der Hannov. Zeitung 1836 Nr. 124 mit-

getheilt ist. Ausser den Summen, welche gegenwärtig für den Bau des neuen Universitätsgebäudes verwendet werden (62060 Rthlr.), beträgt die jährliche regelmässige Gesammtausgabe 103199 Rthlr., welche sich nach der Erklärung der Staatsregierung bei dem steten Fortschreiten der Wissenschaften eher erhöhen, als vermindern wird. Um nur Einiges zu erwähnen, so sind für Besoldungen in der theologischen Facultät 4746, in der juristischen 9386, in der medicinischen 8651, in der philosophischen 22110, für die Societät der Wissenschaften 1069, für die Bibliothek 7848, für medicinische und chirurgische Institute 10000 Rthlr., für die Sternwarte, Kunst-, Naturalien-, physikalisches Cabinet und Thierarzneiinstitut 2182, für Gärten und Herbarium 3080 Rthlr. ausgesetzt. — Vor dem *Catalogus praelectionum per semestre aestivum a. 1836 habendarum* hat der Hofrath und Prof. *K. O. Müller* auf 4 Seiten eine gelehrte Erörterung über den Begriff des Χορός der Griechen im epischen Zeitalter und dessen Verschiedenheit vom Chor der Tragiker mitgetheilt und darin eine Reihe Stellen des Homer geschickt und glücklich erläutert. In dem zur Ankündigung des Prorectoratswechsels erschienenen Programm hat der Hofrath Prof. *Dissen* die Pars I. einer *Disputatio de partibus noctis et diei ex divisione veterum* [Göttingen 1836. 16 S. Fol.] herausgegeben.

Gotha. Bei der neuerrichteten Realschule ist der Professor am Domgymnasium zu Naumburg *Joh. Heinr. Traugott Müller* zum Director und ersten Lehrer, — der vormalige Auditor bei dem herzogl. Justizcollegio zu Gotha Dr. *Anton Bretschneider* zum zweiten Lehrer, mit dem Prädikate als Professor, der Privatdocent *Carl Heinr. Hassenstein* zu Gotha zum dritten und der Candidat der Theologie Dr. *Aug. Emil Alfred Beck* zu Gotha zum vierten Lehrer, beide mit dem Prädikate Oberlehrer, ernannt worden.

Grossbrittanien. Wie in Deutschland und Frankreich, so ist auch in England neuerdings viel über das Schulwesen geschrieben worden, und besonders hat man dort, wie bei uns, das Verkehrte und Mangelhafte der bestehenden Schuleinrichtungen hervorzuheben gesucht und Vorschläge zur Verbesserung gemacht. Es würde zu Nichts helfen, die Reihe der Schriften aufzuzählen, welche über alle Zweige des Unterrichts, besonders über die Eton Shool und über die Universitäten, erschienen sind, da es im Wesen solcher Streit- und Parteischriften liegt, dass sie nicht einmal im Inlande gehörig bekannt werden, geschweige denn, dass sie für den Ausländer zugänglich würden. Wer eine allgemeine Ansicht von dem Wesen dieser Schriften haben will, den verweisen wir auf den Bericht über vier die Eton Shool betreffende Schriften im Quarterly Review 1834 Nr. 163 p. 128—177 oder auf die in demselben Jahre in London bei Burness erschienene *Examination into the Causes of the declining reputation of the University of Edinburgh.* vgl. Literary Gazette Nr. 904, 1834 p. 337—339. Noch leichter zugänglich ist wahrscheinlich *Inglis* Werk über Irland, wo über das irische Schul- und Erziehungswesen, das freilich in ganz Grossbrittanien am tiefsten steht, mehrfache Auskunft gegeben ist, wie

schon der kurze Auszug in Zimmermann's Schulzeit. 1836 Nr. 172 zeigt. Ueber das statistische Verhältniss und den äussern Zustand der Schulen berichten die alljährlich in London erscheinenden *Raports of the British and Foreign Shool Society and of the National Shool Society*, über welche das Edinburgh Review 1833 Nr. 117 p. 1—30 nachzulesen ist. Einen besondern Anstoss, die Mängel des brittischen Schulwesens herauszustellen, hat Cousin's bekanntes Werk über den Volksunterricht in Preussen gegeben, welches Mistriss *Sara Austin* in's Englische übersetzt hat. Indess scheint man bei der Verschiedenheit des Unterrichtswesens beider Länder das Buch im hohen Grade missverstanden zu haben; und besonders hat der Umstand, dass in Preussen alle Unterrichtsanstalten unter dem unmittelbaren Einflusse der Staatsauctorität stehen, in England aber durchaus unabhängig von derselben und namentlich im Elementarschulwesen nur willkürliche Institute einzelner Corporationen oder Gemeinden, ohne allen wechselseitigen Zusammenhang vorhanden sind, die sonderbare Meinung hervorgebracht, dass man sich die preussischen Schulen als militärische Zwangsanstalten denkt und natürlich die Institutionen von Old England darüber erhebt. Wir wissen nicht, ob durch diesen Umstand der Esq. *James* veranlasst worden ist, in seiner neuen Schrift *On the educational Institutions of Germany* das süddeutsche Schulwesen über das preussische zu stellen; augenscheinlich aber ist es, dass Lord *Brougham* durch diesen Missverstand verleitet wurde, in seinem *Raport on the state of Education* (1834) viel von einem erschreckenden Zwangsystem in Preussen zu reden und den englischen Schulen eine bedenkliche Apologie zu halten. Wer im Allgemeinen sehen will, wie viel anders es in dem brittischen Elementar- und Gelehrtenschul-Wesen steht, dem wird *Friedr. von Raumer* in der Schrift: *England im Jahr* 1835, ein anschauliches und reiches Bild vorführen [s. Zimmermann's Schulzeit. 1836 Nr. 120 vgl. mit 1835 Nr. 68]; und von dem Zustande der englischen Universitäten hat *V. A. Huber* in den Mecklenburgischen Blättern von 1835 eine Charakteristik gegeben, welche ebenso durch Treue, wie durch Allseitigkeit der Beobachtung sich empfiehlt.

Guben. Der Conrector *Sause* am Gymnasium hat eine ausserordentliche Unterstüzung von 50 Rthlrn. erhalten.

Halberstadt. Den Lehrern Dr. *Schöne* und Dr. *Jordan* am Gymnasium ist das Prädicat Oberlehrer beigelegt worden.

Halle. Unter den an der hiesigen Universität erschienenen akademischen Schriften sind zunächst die Fest-Programme zu erwähnen, die statutenmässig von den ordentlichen Professoren der Theologie zu den drei hohen Festen der christlichen Kirche geschrieben werden. Das Weihnachtsprogramm enthielt *Caroli Ullmanii de Beryllo Bostreno eiusque doctrina commentatio* (30 S. 4.), einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte der Unitarier in der alten christlichen Kirche. Das Pfingst-Programm erschien unter dem Titel *Guil. Gesenii disputatio de inscriptione Punica Lybica* (Leipzig bei Vogel 18 S. 4. mit 2 lithographirten Inschriftentafeln), in welcher der berühmte Verf. eine neue

Probe des in kurzer Zeit erscheinenden grössern Werks: *Scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta quotquot supersunt edita et inedita*, gegeben und die Erwartung auf die Ergebnisse seiner Untersuchungen über diesen bisher so wenig behandelten Gegenstand noch erhöht hat. Diese Abhandlung zerfällt in drei Theile, deren erster die Geschichte dieser zu Dugge gefundenen Inschrift enthält, in dem zweiten wird der Punische Text der Inschrift nach den vorhandenen drei Abschriften festgestellt und erläutert, in dem dritten endlich wird der Lybische Text behandelt und Untersuchungen über das Lybische Alphabet angestellt. Das Programm, welches zur Ankündigung der Feier des Geburtstages des Königs abwechselnd von den Decanen der vier Facultäten geschrieben zu werden pflegt, hat im Namen des Decans der medicinischen Facultät der Professor der Anatomie *d'Alton* verfasst, *de Boae ac Pythonis ossibus*, und damit die Bekanntmachung eines neuen Beweises königlicher Munificenz verbunden. Die reichen zootomisch-anatomischen Sammlungen des verstorbenen Geh. Rathes *Meckel* nämlich hat der König für 25000 Rthlr. anzukaufen und der Universität als Geschenk zu übergeben befohlen. Einen Verlust hat die Universität erlitten durch den zu Michaelis erfolgten Abgang des allgemein geschätzten Prof. *Ullmann*, der einem sehr ehrenvollen Rufe an die Universität Heidelberg mit 2400 Fl. Gehalt gefolgt ist. Der bisherige Privatdocent an der Universität in Berlin Dr. *Johann Eduard Erdmann* ist zum ausserordentlichen Professor in der hiesigen philosophischen Facultät ernannt, und dem Professor Dr. *von Schlechtendal* sind zur Fortsetzung seines Journals *Linnaea* 100 Rthlr. bewilligt worden. — Die Würde eines Licentiaten der Theologie erwarb sich Hr. *Otto Fridolin Fritzsche*, der jüngste Bruder der beiden Rostocker Professoren, durch die Vertheidigung seiner *commentatio de Theodori Mopsvesteni commentariis in Psalmos et in libros Novi Testamenti* (37 S. 8.), die nur einen Theil der demnächst in der Waisenhaus-Buchhandlung erscheinenden Schrift über das Leben und die Schriften dieses Theodorus bildet. In der medicinischen Facultät habilitirte sich Hr. Dr. *Jul. Rosenbaum* und vertheidigte bei dieser Gelegenheit *Analecta quaedam ad sectionis caesareae antiquitates.* (32 S. 8.) Die neunte der angehängten Thesen vertheidigt in Horat. Satir. I. 2. 81 die gewöhnliche Lesart *sit licet hoc, Cerinthe, tuum* gegen Bentley's Aenderung. Nur dürfte sich diese Lesart nicht durch die in des Verf. früherer Schrift *de sexualis organismi fabrica* p. 61 beigebrachten Gründe schützen lassen, vielmehr sind die Worte parenthetisch zu fassen in dem Sinne: das mag deine Sache sein, Cerinthus. Wie sehr dieser schöne Jüngling von den römischen Frauen in Affection genommen war, ist ja aus Tibull hinlänglich bekannt, und der Sinn der ganzen Stelle kein anderer als: Die Matrone hat bei dem Schmuck der Edelsteine doch keine zartere Lende, keine netteren Schenkel als die togata. — Zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde schrieb Hr. *Friedr. Aug. Arnold* aus Halle: *Amrilkaisi carminis nunc primum editi specimen.* (24 S. 4.) Eine der Thesen enthält eine unnöthige Conjectur in Cicer. Tuscul. disp. IV. 13. 29, wo in den Worten

non enim omne vitium partes habet dissentientes nach *partes pariter* ausgefallen sein soll. Die Vertheidigung des *vulpecula* bei Horat. Epist. I. 7. 29, eine in Halle sehr beliebte These, wird nach den Beweisen anderer Gelehrten doch etwas zu trivial. Das *prooemium* zu dem *Index scholarum per hiemem habendarum* enthält vom Hrn. Prof. *Meier* eine *Commentatio prima de Aristophanis Ranis.* (13 S. gr. 4.) Von dem mit dem Theaterwesen der Alten, so wie überhaupt mit dem ganzen griechischen Alterthume genau bekannten Verf. erhalten wir hier nicht blos sehr genügende Aufschlüsse über Kostüme und Scenerie, sehr gründliche Erörterungen über historische und antiquarische Beziehungen, wie z. B. über Empusa, sondern auch eine Reihe von kritischen Bemerkungen über die ersten 300 Verse, durch die der Text des Stücks bedeutend gewonnen hat. Besonders hervorzuheben scheint uns eine bessere Abtheilung der redenden Personen, wie v. 48, wo nach des Verf. Ansicht Dionysos allein *ἐπεβάτευον* spricht, seine Theilnahme am Seegefecht bezeichnend, den Dativ *Κλεισθένει* aber der übermüthige Diener hinzugefügt und in grober Zweideutigkeit auf den Genuss der mascula venus deutet. Demselben gehören auch die Worte *κἆτ᾽ ἔγωγ᾽ ἐξηγρόμην* in v. 51 an. V. 116 wird ganz dem Herakles zugetheilt, was um so passender ist, da in den *καὶ σύγε* die Verwunderung desselben darüber sich ausspricht, dass auch Bacchus in die Unterwelt zu steigen beabsichtige, wie z. B. Theseus, Herakles selbst. V. 181 kömmt die Frage *τουτὶ τί ἐστι;* vom Dionysos, die Antwort ertheilt dann Xanthias, die Verse 183. 184 wieder Dionysos, welche letztere Bestimmung jedoch noch einige Bedenken zulässt. Einen gleichen Personenwechsel hält der Verf. auch v. 312 fgg. für nöthig, wo er so abtheilt:

Δ. οὗτος; *Ξ.* τί ἔστιν; *Δ.* οὐ κατήκουσας; *Ξ.* τίνος;
Δ. αὐλῶν πνοῆς; *Ξ.* ἔγωγε, καὶ δᾴδων γέ με
αὔρα τις εἰσέπνευσε μυστικωτάτη.
Δ. ἀλλ᾽ ἠρέμα πτήξαντες ἀκροασώμεθα.

Auch durch eine Aenderung in der Interpunction ist besonders das Verständniss von v. 291 und 293 gefördert, wo allerdings die Fragen der Aengstlichkeit des Dionysos weit angemessener sind. Unter den einzelnen Versen will Ref. nur das Hauptsächlichste kurz berühren. V. 9 wird *ἐπ᾽ ἐμαυτοῦ* „für mich allein" vermuthet. Der von Dindorf angegriffene v. 15 ist vollkommen gerechtfertigt und zugleich die Lesart *σκευηφόρους* durch die Analogie ähnlicher Wortbildungen bei Lobeck ad Phryn. p. 680 hinlänglich geschützt. V. 57 entscheidet sich der Verf. für *ἀπαπαί.* V. 132 wird die Vulg. *κἄπειτ᾽ ἐπειδὰν φῶσιν οἱ θεώμενοι εἶναι* durch die Erklärung: „wenn die Zuschauer sagen werden nun gehe es los", gesichert und die von Seidler erhobenen Bedenken beseitigt. V. 175 ist *ἐὰν ξυμβῶ τί σοι* beibehalten: „ob wir wohl einig werden." V. 186 wird die neuerdings empfohlene Lesart *ἢ εἰς κόρακας* zurückgewiesen und das alte *ἢ 'ς κόρακας* durch den attischen Sprachgebrauch gesichert. Wie gebräuchlich diese Form gewesen sei, konnte der Verf. auch durch das Verbum *σκορακίζω* und die davon abgeleiteten Wörter weiter bestätigen. V. 189 wird *σοῦ γ᾽ εἵνεκα* und

ἔμβαινε empfohlen; v. 285 geschrieben: Δ. ποῦ, ποῦ; Ξ. Ἐξόπισθεν. Δ. ἐξόπισθεν οὖν ἴθι.; v. 304 also: Ξ. Ἥμπουσα φρούδη. Δ. κατόμοσον. Ξ. νὴ τὸν Δία. Endlich mögen noch die vv. 309 und 310 erwähnt werden, die hauptsächlich nach handschriftlicher Auctorität so wieder hergestellt werden:

οἴμοι πόθεν ταυτὶ κακά μοι προςέπτατο;
τίν' αἰτιάσωμαι θεῶν μ' ἀπολλύναι;

Unter den beiläufig gemachten Emendationen verdienen Erwähnung die bei Isaeus de Philoctem. her. ε, 57. εἴληχε δ' αὐτὸς ἐφ' ἑαυτοῦ (f. ἑαυτῷ) τοῦ Εὐκτήμονος κλήρου, und im Lex. rhet. p. 250 init., wo der Verf. ὡς δὲ Ἰδομενεύς φησι δημαγωγῶν ἐ restituirt und über dieses Lampsaceners Schriften Mehreres beigebracht hat, was die Untersuchung von Sintenis ad Plutarch. Pericl. p. 313 ergänzt und berichtigt. Nicht ganz deutlich ist des Verf. Bemerkung über den Gebrauch des Participś ἔχων. Ueber die Bedeutung desselben ist nach Hermann ad Viger. nr. 351 kein Zweifel; dem Ref. scheint es aus der Sprache des gemeinen Lebens geflossen zu sein, ἔχειν ist in dem intransitiven Sinne von einem Zustande genommen, wie z. B. in ὡς ἔχω, „wie ich hier bin", und so wird es hinzugesetzt, wo das Verweilen in einem und demselben Zustande ausgedrückt werden soll. Cf. Pierson ad Moerid. p. 391. Bergler ad Aristoph. Nub. 131. Ast ad Plat. Phaedr. p. 304. Im verflossenen Sommerhalbjahr war die Universität von 663 immatriculirten und 32 nicht immatriculirten Studirenden besucht; von den erstern gehörten 328 Inländer und 72 Ausländer zur theologischen, 69 Inländer und 12 Ausländer zur juristischen, 78 Inländer und 42 Ausländer zur medicinischen, 50 Inländer und 12 Ausländer zur philosophischen Facultät. — An der lateinischen Hauptschule ist endlich doch die Beförderung des Candidaten *Diedrich* zum Collegen an dieser Anstalt erfolgt, in die dadurch erledigte Collaboratur ist Hr. Dr. *L. Krahner*, in die Adjunctur Hr. Schulamts-Candidat *Scheuerlein* eingerückt. An dem Jubiläum des Oekonomie-Inspectors der Franckeschen Stiftungen, des Hofrath *Kirchner*, am 11. September hat auch das Lehrer-Collegium jener Schule seine Theilnahme durch Ueberreichung einer in Inhalt und Form gleich ausgezeichneten lateinischen Ode zu erkennen gegeben, deren Verf. Dr. *Th. Bergk* ist. Der Mathematikus der höhern Realschule Hr. *Hülsen* ging in gleichen Functionen an das Dom-Gymnasium in Naumburg ab. [F. A. E.]

Hamm. Die durch den Abgang des Professors *Tellkampf* [s. NJbb. XV, 448.] erledigte Lehrstelle der Mathematik und Physik am Gymnasium ist dem Schulamtscandidaten *Friedr. Hädenkamp* übertragen worden.

Heidelberg. Die Universität zählte im Sommersemester 1836 im Ganzen 457 Studirende, mithin wieder und zwar um die bedeutende Zahl von 53 weniger als im Winterhalbjahr 18$\frac{35}{36}$; so dass also die Frequenz der Universität innerhalb eines Studienjahres um 113 abgenommen hat. Die Studirenden waren 1) *Theologen* 15 Inländer, 2 Ausländer; 2) *Juristen* 37 Inl., 173 Ausl.; 3) *Mediciner*, *Chirurgen* und *Pharmaceuten* 51 Inl., 122 Ausl.; 4) *Cameralisten* und *Mineralogen* 11

Inl., 10 Ausl.; 5) *Philosophen* und *Philologen* 28 Inl., 8 Ausl., zusammen 142 Inländer und 315 Ausländer. S. NJbb. XVI, 490. Dem Prof. der Philologie und Oberbibliothekar an der hiesigen Universität, Dr. *J. Christian Fel. Bähr*, ist von Sr. königl. Hoheit dem Grossherzog der Titel als Hofrath verliehen worden. [W.]

Helmstedt. Das dasige Gymnasium ist seit dem 1. October vorigen Jahres von der Bürgerschule, mit welcher es früher verbunden war, getrennt und zur eigentlichen Gelehrtenschule erhoben worden, welche aus vier Gymnasialclassen und einer lateinischen Vorbereitungsclasse besteht. Doch soll dasselbe nicht blos zum akademischen Studium vorbereiten, sondern es sollen auch junge Leute, welche sich eine höhere wissenschaftliche Bildung für das Forst-, Bau- und Bergwesen, Oekonomie u. dergl. erwerben wollen, darin Aufnahme finden können, jedoch unter der Bedingung, dass sie an allen Lectionen Theil nehmen, mit Ausnahme des Griechischen, wovon sie gegen eine zu Anfange des Semesters beim Director einzureichende Bescheinigung des Vaters dispensirt werden können. Um aber den doppelten Bildungszweck entsprechend verfolgen zu können, sind im Lehrplane mehrere Veränderungen vorgenommen und Realismus und Humanismus in entsprechendes Verhältniss zu einander gebracht worden. Neu aufgenommen ist der naturwissenschaftliche Unterricht und zwar so, dass in Quarta und Tertia Naturbeschreibung (in je 2 Stunden), in Secunda und Prima Naturlehre, in Verbindung mit Astronomie und mathematischer Geographie, vorgetragen werden. Alle Gymnasiasten müssen an dem Zeichen- und Singunterrichte Theil nehmen, und von dem letztern können sie nur durch ein ärztliches Zeugniss auf eine gewisse Zeit oder für immer dispensirt werden. Die Lehrcursen sind jährig, weshalb auch jährlich nur einmal Versetzung statt findet; der Classencursus ist für IV. III. und II. auf 2, für I. auf 3 Jahr festgesetzt. Um den religiösen Sinn der Jugend zu wecken und zu befördern, wird der Unterricht am Montage jeder Woche mit einem Gebete in jeder Classe eröffnet und am Sonnabend mit einem gemeinschaftlichen Gesange beschlossen. Der Unterrichtsplan für den Sommer 1836 zeigt folgende Vertheilung der Lehrgegenstände: *Lateinisch* in 10, 10, 9 und 9 *) wöchentlichen Lehrstunden, von denen je 3 auf Grammatik und Stylübungen, überdiess 1 in I. und II. auf lateinische Metrik verwendet werden; *Griechisch* in 6, 6, 6 und 4 w. St., von denen je 1 zum Griechisch-Schreiben verwendet wird; *Deutsch* je 2 w. St. und ausserdem in III. und IV. eine besondere Declamationsstunde; *Französisch* je 2 w. St.; *Englisch* und *Hebräisch* in I. und II. je 2 w. St.; *Mathematik* 3, 3, 4 und 2 w. St. und überdiess in IV. 2 St. Tafelrechnen; *Physik* und *Naturbeschreibung* je 2 w. St.; *Religion* je 2 w. St., und 1 Stunde Erklärung des Neuen Testaments in I.; *Geschichte* je 2 w. St.; *alte Geographie* 1 St. in II., *neue Geographie* je 2 St. in II. III. IV.; *Schreiben*

*) Die erste Zahl bezeichnet die oberste, die letzte die unterste Classe, die beiden mittlern Secunda und Tertia.

2 St. in IV.; *Zeichnen* je 2 Stunden für je 2 Classen; *Singen* 4 Stunden für den ganzen Cötus. Den Unterricht ertheilen 10 Lehrer, nämlich der Ephorus, Generalsuperintendent *Ludewig*, der Director Prof. Dr. *Hess*, der Conrector Dr. *Elster*, der Subconrector Dr. *Schütte*, die Oberlehrer *Meier* und Dr. *Birnbaum* (Mathematicus), der Collaborator Dr. *Dressel*, der Singlehrer *Bosse*, der Schreib- und Rechenlehrer *Steinhoff*, der Zeichenlehrer *Stövesand*. Das diessjährige Osterprogramm, aus welchem diese Nachrichten entnommen sind, enthält noch eine wissenschaftliche Abhandlung: *die religiös-sittliche Bildung auf Gymnasien*, vom Subconrector Dr. *Schütte*. [Helmstedt. 30 (27) S. 4.] Letztere wird nächstens in unsern Jahrbüchern noch besonders besprochen werden.

Hirschberg. Das Programm zum diessjährigen Frühlingsexamen im Gymnasium enthält als Abhandlung einen *Bericht über den mathematischen und naturwissenschaftlichen Lehrapparat des hiesigen Gymnasii nebst einigen Vorbemerkungen über die Entstehung und den Gebrauch desselben*, von dem Prorector *Ender*. [Hirschberg, gedr. b. Landon. 36 (18) S. 4.] Die Schulnachrichten bringen die gewöhnlichen Mittheilungen, und empfehlen sich durch ausführliche Darlegung der im verflossenen Schuljahr abgehandelten Lehrgegenstände. Die Schule war zu Ostern vor. J. von 156, zu Michaelis von 135 Schülern (in 5 Classen) besucht; zur Universität gingen 11 Schüler mit dem Zeugniss der Reife. Im Lehrercollegium [s. NJbb. XIV, 361.] blieb die zweite Oberlehrerstelle unbesetzt und wurde interimistisch vom Schulamtscandidaten *Lucas* gegen eine Remuneration vertreten.

Jena. Zu der vorjährigen öffentlichen Preisvertheilung bei der Universität lud der GHR. Prof. Dr. *Eichstädt* durch *Dav. Ruhnkenii in Antiquitates Romanas lectiones academicae, Spec. XXII. (de ludis Romanorum), cum annotatione editoris*, [Jena, Bran. 1835. 11 S. 4] ein und gab bald nachher auch die bei der Preisvertheilung gehaltene Rede: *Memoria praeteriti temporis in Academia Jenensi exacti*, [ebendas. 40 S. 4.] heraus. Zum Prorectoratswechsel schrieb er eine *Exhortatio ad cives academicos ex C. A. Böttigeri et H. A. Schotti vita et studiis ducta* [ebend. 1836. 18 S. 4.], und gab darin eine Charakteristik dieser beiden Männer, von deren Verdiensten er besonders Folgendes den Studirenden vorhielt: „Sunt autem tria potissimum, quae quo magis ab saeculi nostri ingenio et consuetudine abhorrent, eo diligentius in duumviris illis spectanda et ad imitationem commendanda censemus; primum quod, dum vixerunt, unum semper et certum finem ante oculos sibi propositum habuerunt, ad quem in literarum studiis, solido fundamento eruditae antiquitatis superstructis, tenderent; alterum, quod in eum exsequendum operae nulli, nulli labori pepercerunt; tertium, quod excellentes ingenii dotes doctrinaeque copias insigni animi moderatione et modestia condecorarunt.“ Noch ist von demselben Verfasser das Prooemium zur Ankündigung der Wintervorlesungen 1835 zu erwähnen, worin er über die Anfeindungen spricht, mit welchen die Universitäten in der jüngsten Zeit beunruhigt worden sind. Er geht

von dem Ausspruche eines Professors in Rom aus, welcher zu der Zeit, als Napoleon auf alle Weise drückte, auf die Frage, wie es in seinem Vaterlande um die Universitäten stehe, antwortete: „On les tolère comme les bordels;“ und bemerkt, dass gegenwärtig viele Leute gern noch schlimmern Druck gegen diese Lehranstalten üben möchten. Dann berührt er die Anklage eines Universitätscurators in der Schrift: *Von den deutschen Universitäten und ihrer nothwendigen Unterdrückung*; worin die Aufhebung derselben darum vorgeschlagen wird, weil einige Philosophen widersinnige Lehren vorgetragen haben und die geheimen Verbindungen der Studenten den Staat bedrohen. Auf weitläufige Widerlegung dieser Anklagen geht er mit Recht nicht ein, sondern ermahnt nur die Studenten, durch ihr wissenschaftliches und sittliches Benehmen den Ungrund solcher Anklagen darzuthun, und lobt den gegenwärtigen guten Geist auf der Universität. Von andern akademischen Schriften sind noch zwei lateinische Reden zu erwähnen, welche, von zwei Studenten zur von Lynkerschen Gedächtnissfeier gehalten und dann gedruckt wurden, nämlich: *De Luthero scholarum fautore*, von *Adolph Facius*, [Jena gedr. b. Schreiber. 1835. 22 S. 8.] und *De Joannis Staupitii in sacrorum christianorum instaurationem meritis*, von Dr. *Wilibald Grimm* [ebendas. 1835. 24 S. 8.]. — Der ausserordentliche Professor der Theologie Dr. *Ernst Ludw. Theod. Henke* hat von der Universität in Basel das theologische Doctordiplom honoris causa erhalten und ist im August dieses Jahres als Consistorialrath und Director des neuzuerrichtenden theologischen Seminars nach Wolfenbüttel gegangen.

Kiel. Auf der dasigen Universität studirten im vergangenen Sommer 238 Studenten, von denen sich 74 der Theologie, 7 der Theologie und Philologie, 11 der Philologie, 83 der Jurisprudenz, 57 der Medicin, 3 der Pharmacie, 3 den philosophischen Wissenschaften widmeten. 227 waren Inländer (mit Einschluss von 12 Dänen und 2 Westindiern) und 11 Ausländer. vgl. NJbb. XVI, 490.

Koblenz. Das vorjährige Programm des Gymnasiums enthält als Abhandlung: *Fragment aus der Metropolis Ecclesiae Trevericae zur Geschichte des vormaligen Collegii Patrum S. J. Confluentini*, von dem Director Prof. Dr. *Klein*. An die Stelle des im November vor. J. verstorbenen Lehrers *Clemens Matthiowitz* ist der Schulamtscandidat *Anton Flöck* zum Lehrer ernannt worden.

Koburg. Das zweite Stück der *Nachrichten von dem herzogl. Gymnasium Casimirianum*, womit der Consistorialrath und Director Dr. *Seebode* zu den diessjährigen Osterprüfungen eingeladen hat [Koburg gedr. b. Dietz. 1836. 16 S. 4.], enthält nur Schulnachrichten, weil zu andern Mittheilungen der Raum fehlte. Diese Schulnachrichten selbst gleichen sehr denen in den Programmen baierischer Gymnasien, und enthalten namentlich auch ein vollständiges Namen- und Ordnungsverzeichniss der Schüler, in dessen öffentlicher Bekanntmachung der Director ein Anregungsmittel für die Zöglinge findet, sich einen höhern Platz zu verdienen. Die Schülerzahl betrug im verflossenen Schuljahr 59 in 3

Classen, von denen 36 Einheimische, 14 Auswärtige und 9 Ausländer waren, 15 nicht für die akademischen Studien sich vorbereiteten, sondern nur eine höhere geistige Ausbildung erstrebten. Zur Universität wurden 5 Selectaner entlassen. Im Lehrercollegium war keine Veränderung vorgekommen. vgl. NJbb. XV, 345. — Die Einladungsschrift zur Feier des Stiftungsfestes des Gymnasiums am 3. Juli 1835 hat der Professor *E. A. J. Ahrens* geschrieben, und darin eine historische Abhandlung: *M. Livius Drusus der Volkstribun des Jahrs* 663, [Koburg, Dietz. 80 S. 8.] mitgetheilt. Es ist eine gründliche und allseitige Schilderung des Lebens und Treibens dieses Mannes, so wie des damaligen politischen Zustandes und der bürgerlichen Unruhen in Rom, welche aber keinen Auszug erlaubt.

Koesfeld. Der im vorigen Jahre erschienene *Siebente Jahresbericht über das kön. Gymnasium* [1835. 26 (17) S. gr. 4.] enthält als Abhandlung: *Einige Eigenschaften der regelmässigen Vielecke in Beziehung auf ihre Diagonalen* von dem Oberlehrer *Rump*. Die Schule war in ihren 7 Classen zu Anfange des Schuljahrs von 115, am Ende von 96 Schülern besucht, welche in 222 wöchentlichen Lehrstunden von dem Director *Sökeland*, den Oberlehrern Dr. *Marx*, *Rump* und *Hüppe*, den Lehrern *Gelle*, *Middendorf*, *Teipel* und *Hagedorn* und dem Schulamtscandidaten Dr. *Grüter* unterrichtet wurden. Zur Universität gingen 13 Schüler.

Kurhessen. Durch höchsten Beschluss Sr. Hoheit des Kurprinzen und Mitregenten wurde bereits unterm 29. Junius d. J. eine *Schul-Commission für Gymnasial-Angelegenheiten* angeordnet, damit dieselbe als technische Behörde unter der Aufsicht des Ministeriums des Innern diejenigen Gegenstände berathe, welche auf die gesammte innere Leitung der Gymnasien überhaupt, auf den zu befolgenden Lehrplan, die anzuwendende Methode und die Handhabung der Disciplin bezüglich sind, und auch nach Massgabe besonderer Verfügung den Zustand der einzelnen Gymnasien einer Revision unterwerfe; dass diese Commission in solcher Weise zusammengesetzt werde, dass aus den sechs Gymnasial-Directoren je drei derselben, nach einer bestimmten Reihenfolge und in gewissen Zeitabschnitten mit einander abwechselnd, die Mitglieder der Commission bilden; dass die zeitigen Mitglieder jährlich einmal persönlich zum Zweck der Erledigung alles dessen, was einer mündlichen Behandlung bedürftig erscheint, zusammentreten, und in der Zwischenzeit auf dem Wege schriftlicher Abstimmung alles zu der bevorstehenden Versammlung vorbereiten, dasjenige aber, was die blos schriftliche Behandlung verträgt, zu jeder Zeit zur endlichen Beschlussnahme an das Ministerium bringen. Die für die nächsten zwei Jahre ernannten Mitglieder der Commission, die Directoren Dr. *Wiss* zu Rinteln, Dr. *Vilmar* zu Marburg, Dr. *Bach* zu Fulda, hielten ihre erste Conferenz vom 3. bis 10. October in Cassel, wo sie unter dem Vorsitze des vom Kurf. Ministerium des Innern dazu beauftragten Regierungsraths *Vollmar* die Bedürfnisse der Gymnasien

zum Gegenstande einer mündlichen Berathung machten, und die ihrem Wirkungskreise überwiesenen Geschäfte theils sofort erledigten, theils so weit förderten, dass eine Einigung in den Principien erzielt und die weitere Ausführung der schriftlichen Abstimmung vorbehalten wurde. Durch Höchste Genehmigung ist dieselbe Commission zugleich als Prüfungs-Commission für die zu bestellenden Gymnasiallehrer in der Weise eingesetzt worden, dass dieselbe bei ihrer jährlichen Zusammenkunft die praktische Tüchtigkeit derjenigen zu prüfen habe, welche das theoretische Examen bei der Prüfungs-Commission zu Marburg bestanden und hierauf bei einem Gymnasium ihr Probejahr abgelegt haben. [E.]

Tauberbischofsheim. Innerhalb der zwei Schuljahre, während welcher von dem hiesigen Pädagogium keine Anzeige in den Jahrbb. gegeben wurde, ist sich die bekannte Lehrverfassung der Anstalt gleich geblieben, obgleich fast alle Mittelschulen des Grossherzogthums in dieser Zeit den Anordnungen des erwarteten Lehrplans theils mehr theils weniger entgegenzukommen bestrebt waren. Neben diesem lobenswerthen Festhalten der Schule an ihrer bisherigen Eigenthümlichkeit, welche sie ohne ausdrückliches Gebot aufzugeben mit Recht nicht Willens scheint, muss es jedoch auffallen, dass die vacante Lehrstelle der II. Classe noch nicht definitiv besetzt werden konnte, sondern seit anderthalb Jahren, nachdem vorher die Pädagogiumslehrer *Schuch* und *Oberle* fast ein ganzes Semester diese Schule zu den ihrigen übernommen hatten, durch den Stadtcaplan *Konrad Haas* aushülfsweise versehen wird, wenn nicht diese Vacatur gerade dadurch erklärbar ist, dass einestheils der weltliche Lehrer an der I., d. i. untersten Classe in eine hier freiwerdende höhere Stelle fundationsgemäss nicht aufrücken darf, auch wenn er noch so befähigt dazu wäre, und dass die examinirten Lehramtscandidaten geistlichen Standes lieber auf solche Schulstellen warten, die dem Bewerber ausser den Lehrgeschäften nicht auch noch die Functionen eines Hülfspriesters, wie doch an dem Pädagogium der Fall ist, zur Verbindlichkeit machen. Eben so auffallend bleibt es, dass die Frequenz der Anstalt fortwährend abnimmt. Am Ende des Schuljahrs $18\frac{34}{35}$ waren nämlich in den 3 Classen mit 4 Schulen nach Abzug von 7 im Laufe des Jahres Ausgetretenen und 1 Hospitanten 32 wirkliche Schüler vorhanden, worunter nur 6 Tauberbischofsheimer, und am Schlusse des Schuljahrs $18\frac{35}{36}$ nach Abzug von 5 unterm Jahre Ausgetretenen und ebenfallls 1 Hospitanten 28 wirkliche Schüler mit 5 Tauberbischofsheimern, nach Classen vertheilt in I a. 11 ausser 2 Ausgetretenen, in I b. 6 ausser gleichfalls 2 Ausgetretenen, in II. 8 ausser 1 Ausgetretenen und in III. 4 ausser 1 Hospitanten, mithin im Ganzen 8 wirkliche Schüler weniger als am Ende des Studienjahres $18\frac{33}{34}$, wo deren Anzahl 36 betragen hat. S. NJbb. XII, 122. [W.]

Inhalt

von des achtzehnten Bandes erstem Hefte.



NEUE

JAHRBÜCHER

FÜR

PHILOLOGIE UND PÆDAGOGIK,

oder

Kritische Bibliothek

für das

Schul- und Unterrichtswesen.

In Verbindung mit einem Vereine von Gelehrten

herausgegeben

von

Dr. *Gottfried Seebode*,

M. *Johann Christian Jahn*

und

Prof. *Reinhold Klotz*.



Sechster Jahrgang.

Achtzehnter Band. Zweites Heft.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1836.

Kritische Beurtheilungen.

Deutsche Grammatik zum Gebrauche in lateinischen Schulen und Unterrichtsanstalten für classische Bildung eingerichtet von Dr. *Johann Georg Beilhack*, k. Studienlehrer in München. Dritte, verbesserte Auflage. München 1834. VIII u. 256 S. 8. (12 ggr.)

Lehrbuch der deutschen Stylistik für Studienschulen und Gymnasien. Bearbeitet v. Dr. *J. G. Beilhack*. Zweite, umgearbeitete Auflage. München 1835. XII u. 296 S. 8. (14 ggr.)

Die allerhöchsten Bestimmungen über den deutschen Unterricht auf den lateinischen Schulen und den Gymnasien des Königreichs Baiern setzen 1) *für die lateinischen Schulen* fest: dass von den vier Classen derselben die zwei untersten mit Rücksicht auf die Kenntnisse, welche die Schüler schon mitgebracht haben, einen fortschreitenden grammatikalischen Unterricht erhalten, mit welchem durch alle Classen ein praktischer Unterricht mit Hülfe eines in angemessener Stufenfolge fortschreitenden deutschen Lesebuchs verbunden werden soll, damit bei den Schülern ein richtiger Ausdruck im Lesen, ein fliessendes Nacherzählen des Gehörten, guter Vortrag auswendig gelernter Stücke, Bildung zuerst einfacher, dann zusammengesetzter Sätze, endlich zusammenhängender Aufsätze (namentlich Uebersichten und Auszüge des Gelesenen) erzielt werde; 2) *für die Gymnasien:* dass ein grammatischer Unterricht nicht mehr ertheilt, dagegen ein desto grösseres Gewicht auf die Bildung des Stiles gelegt und dieselbe bis zu einiger Fertigkeit in den verschiedenen Gattungen der Rede gesteigert werden. Daher sollen die Schüler der ersten der vier Gymnasialklassen eine Anleitung zur Verfertigung kleiner prosaischer Aufsätze erhalten; in der zweiten Classe über eine zunächst auf die altklassischen Muster zu begründende und hauptsächlich aus ihnen herzuleitende Theorie der redenden Künste beginnen, welche sich für diese Classe auf die *Poetik*, jedoch mit Ausschluss der Dramaturgie, beschränkt. Letztere wird in der dritten Classe behandelt, und nach ihr die *Rhetorik*

begonnen, deren Vollendung mit besonderer Berücksichtigung des mündlichen Vortrags der obersten Classe anheimfällt. Hierzu, sowie zur Bildung des deutschen Ausdrucks, sollen neben den deutschen Classikern auch die fremdsprachlichen, namentlich die alten Schriftsteller, in mündlichen und schriftlichen Uebersetzungen, Auszügen, Nachbildungen u. dergl. benutzt werden, und überhaupt soll dem theoretischen stets der *praktische Unterricht* zur Seite gehen.

Wie nun schon die Titel der obenbenannten Bücher andeuten, und wie sich im Folgenden näher herausstellen wird, ist die „Grammatik" für die lateinischen Schulen, die „Stylistik" hauptsächlich für die Gymnasien, oder, von Baierns Schulplan abgesehen, jene für die unteren, diese für die mittleren und oberen Classen der Gymnasien bestimmt, ohne dass das eine sich unbedingt auf das andere stützte; ohne dass dieses oder jenes seine Selbständigkeit aufgäbe. Das Charakteristische beider Werke ist die fast ununterbrochene Hinweisung auf die alten Sprachen, in dem ersteren auf die lateinische, in dem letzteren auf diese und die griechische, mit dem deutlichen Bestreben, ein Idiom mit dem andern und durch das andere den jungen Schülern zum klaren Bewusstsein zu bringen. Diess, und ein zweiter Vorzug der beiden Bücher, die beständige Einmischung von Uebungen, Aufgaben, überhaupt das Hinarbeiten auf das Praktische, dürfte auch anderer als bairischer Schulmänner Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der Unterzeichnete hielt es daher für ein nicht undankbares Unternehmen von beiden Werken eine ausführliche Anzeige in diesen öffentlichen Blättern niederzulegen.

Dass man von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit des muttersprachlichen Unterrichtes auf deutschen Gymnasien jetzt so ziemlich allseits überzeugt sei, bekundet schon das Erscheinen so zahlreicher Lehrbücher für denselben. Bedeutendes ist auch bereits in diesem Fache geleistet. Wer also mit einer neuen Arbeit darin hervortritt, muss es sich gefallen lassen, dass man dieselbe mit den besten Leistungen in Vergleichung ziehe. Je mehr er hinter diesen zurückbleibt, desto mehr verdient er die Strenge der Kritik zu erfahren, damit er nicht auch noch Andere verleitet, die unzählbare Menge misslungener Lehrbücher zu vermehren und so den wirklich gelungenen die gebührende Verbreitung zu erschweren, d. h. der guten Sache zu schaden. Dass diese Kritik nicht sowohl den dargebotenen Stoff, als vorzüglich die Verarbeitung desselben, die Lehrmethode ins Auge zu fassen habe, versteht sich von selbst.

Nr. I. *Deutsche Grammatik.*

Wir haben hier die *dritte* Auflage des Buches vor uns, welche der Verf. zugleich auch eine *verbesserte* nennen zu dürfen glaubt, in sofern er, wie er in der Vorrede andeutet, sich

bemüht hat, sie *praktischer* zu machen durch die Wahl angemessenerer Beispiele; durch Bezeichnung jeder Regel mit einer eignen Ziffer (zur Hülfe für das Gedächtniss); durch Einstreuung lateinischer Sätze zur Sprachvergleichung; durch gegenseitiges Vergleichen des Wesens der einzelnen Satztheile, wobei die Benutzung von Beckers Sprachwerken manche Abänderung und Abweichung von der früheren Auflage nöthig machten; endlich durch einige Umstellungen der Paragraphen. Diess für die Besitzer der vorigen Auflage. —

Das Ganze zerfällt in zwei Theile in 13 Capiteln, nebst Anhang:

I. Theil. *Etymologie.* Cp. 1—8., nach gewöhnlicher Weise handelnd von den Buchstaben, Silben, Wörtern, deren Orthographie und Beugung, und von der Wortbildung.

II. Theil. *Syntax.* Cp. 9—13., vom Satze und dessen Theilen (Attributiv-, Objektiv- und Prädikativbestimmungen), von der Satzverbindung (Satzarten, Topik der Wörter), von der Periode; von der Interpunktion, von der Verslehre.

Der Anhang enthält die wichtigsten Titulaturen und Formulare.

Ausser den zu jeder Erklärung oder Regel gegebenen Beispielen sind jedem Capitel oder auch kleineren Gruppen von §§. noch besondere „Uebungen“ beigefügt, bestehend theils aus fehlerhaften Stücken zur Verbesserung, theils aus Musterstellen deutscher (meist klassischer) Schriftsteller und Dichter, zur Analyse und Einprägung des synthetisch Vorgetragenen; die lateinischen Beispiele sind im ersten Theile spärlich; desto zahlreicher in dem zweiten. —

Die nach einer kurzen über Sprache, Dialekte, Hochdeutsch und deutsche Grammatik und deren Theile handelnden Einleitung (§ 1—4) folgenden *zwei Capitel* enthalten über die Buchstaben (§ 5—7) und deren Aussprache (§ 8—12) und über die Silben (§ 13—14) das trivialste, was man in jeder Schulgrammatik alten Zuschnitts zu finden pflegt. Das 3. *Capitel* „Von den Wörtern,“ leidet an allen jenen Gebrechen, an welchen die, nach synthetischer Methode, der Erklärung des Satzes und seiner Bestandtheile in ihrem gegenseitigen Verhältniss *voraus*geschickten Definitionen und Eintheilungen nothwendig leiden müssen. Seltsamer Weise handelt der Verf. in diesem Capitel, die Erkenntniss des Satzes und der Satzverbindung voraussetzend, auch schon von den Interpunktionszeichen, und hierauf wieder von den Trennungs- und Bindezeichen der Silben (mit mancherlei Ungenauigkeiten), sowie von den Abbreviaturen. Im 4. *Cap.* „Von der Orthographie“ will der Verf. § 24 „Hilfe“ geschrieben wissen, welches sich zu „helfen“ verhalte wie „Gebirg“ von „Berg“ und „Rhein“ wird ebenso zu den „fremdartigen“ Wörtern gerechnet wie Rhabarber, Rhapontik u. dergl. Die Uebungs-

stücke enthalten gar zu abgeschmackte, ihren Zweck sicher zerstörende Fehler z. B. „penachrüchdigd" — „schrüpp" (schrieb) „schreipdavel" — „füllen Vläus darauv ferwanndt" u. dergl. — Zweckmässiger ist die Sammlung von sog. Homonymen § 33. —

Das 5. *Cap.* handelt von der *Deklination* aller Nomina, zunächst des Artikels. Die Genusregeln der Substantiva nach deren Bedeutung und Endung, in so dürrer Behandlung wie hier § 38 und 39, so äusserlich aufgefasst und ganz von der Wortbildungslehre losgerissen, hält Ref. für ganz und gar überflüssig. Zweckdienlicher war ein Verzeichniss solcher Wörter, deren Geschlecht provinziell oder von manchen Schriftstellern falsch gebraucht wird. Der Verf. hat ein solches § 39 angefangen, aber sehr leer gelassen. Oder sind die dort aufgeführten Wörter die einzigen, deren Geschlecht die Baiern — auf deren Provinzialismen der Verf. natürlich vorzugsweise Rücksicht nehmen musste, — falsch gebrauchen? Auch das Verzeichniss solcher Wörter, die bei gleicher Form nach Verschiedenheit des Geschlechtes verschiedene Bedeutungen haben, ist nicht vollständig genug. Befriedigender ist das Verzeichniss der Substantive mit doppelter Pluralform. Der Verf. bemerkt § 39: „Nach diesen Regeln darf noch einmal erinnert werden, dass die Selbstbeobachtung die Hauptsache sei, und dass unsre Regeln und Ausnahmen so wenig zureichend sind, dass wir ja den Ausländer nicht auslachen dürfen (!), wenn er hierin fehlt." Ebenso heisst es § 40: „Die Bildung des Pluralis aus dem Singularis lehrt die genaue Beobachtung am besten; diese wird vorausgesetzt (!). Indessen können folgende Regeln gegeben werden." — „„Aber nichts nützen"" möchte Ref. hinzufügen. Was der Verf. bei den Wörtern bemerkt, die im Plural *er* annehmen: „Der *Gebrauch* lehrt diese Wörter," — das konnte er bei jeder einzelnen Rubrik bemerken. Solche Regeln können nur Werth haben, wenn sie absolut erschöpfend sind, alsdann kann man sie in schwankenden Fällen nachschlagen; in dieser Dürftigkeit können sie nur zu Missgriffen verleiten: also lieber ganz hinweg damit aus der Schulgrammatik! Durch Bemerkungen obiger Art und solche wie § 119 S. 159 „Ein richtig gewöhntes Ohr entscheidet hierüber (über die Setzung des Artikels) besser als Regeln," wird dem Schüler der Nutzen seiner Grammatik gar sehr problematisch gemacht, und ihm zuletzt nothwendig verleidet.

Deklinationen nimmt der Verf. vier an (§ 43) und sondert sie nach den § 40 abgehandelten vier verschiedenen Ausgängen des Nominat. Plur.: 1) Plur. = Sing., 2) Pl. *e*, 3) Pl. *er*, 4) Pl. en (n). Ref. hält es in solchen Schulgrammatiken, wenn einmal die Deklinationen auseinandergesetzt werden sollen, jedenfalls mit denen, welche deren am wenigsten annehmen. Vier lässt er sich noch gefallen, wiewohl ihm die von Seidenstücker (Nachlass, die deutsche Sprache betreffend. 1818) und Andern vorgeschlagene

und in mehrere neuere Schulgrammatiken aufgenommene Eintheilung in die substantivische (starke) und die adjektivische (schwache) Deklinationsform der Appellativa einfacher und eben so erschöpfend erscheint; da man denn doch überall den Nom. plur. wissen muss und die Eigennamen sammt den Fremdwörtern, man mag eintheilen wie man will, doch besonders abzuhandeln genöthigt ist. Auch dürften bei der vierten Deklination (plur. en (n)) die doppelten Formen 1) mit Genit. Sg. auf n (en) und 2) mit Gen. Sg. auf s (es) nicht mit den Namen der *harten* und der *weichen* Form belegt werden, da die umgekehrte Benennung bezeichnender und ausserdem eine Verwechslung mit den Namen der *starken* und der *schwachen* Deklination vermieden wäre. Was andere Grammatiken *schwache* Deklinationen nennen, heisst hier harte Form; ebenso bei dem Adjektivum §. 48, wo ausserdem noch manche ungeschickte Regel zu finden ist. Bei der *Komparationslehre* § 49 S. 55 wird bemerkt, „der Wohllaut gebiete oft, das *e* (theils der Positiv-, theils der Komparativ- oder Superlativ-Endung) aus zu stossen z. B. edeler — edler, artigest — artigst." Genauer, im Komp. fällt bei den Adjektiven auf die liquidä (el, em, er, en) das erste, das Bildungs-*e* des Stammes (im Positiv) aus z. B. edler, tapfrer, goldner u. dergl.; im Superl. aber, sowohl bei jenen als bei den Adjektiven auf einen Blaslaut das Bildungs-*e* des Gradus z. B. edelster, tapferster, steifster u. dergl.; bei den andern entscheidet der Wohllaut. — Beim *Pronomen* (§ 54—61) wird S. 63 der Genit. sg. der Personalia: meiner, deiner, unser u. s. w. als Possessivum mit hinzugedachtem Worte „Person" erklärt und die Form: unserer, euerer richtiger als die gewöhnliche unser, euer erklärt!! Solche Willkürlichkeiten und Ungenauigkeiten finden sich fast auf jeder Seite mehrere.

Das 6. *Cap.* handelt von der Conjugation. Das Verbum verdient als der wichtigste Redetheil die sorgfältigste Bearbeitung; hier hat es eine verhältnissmässig ausführliche, aber höchst altfränkische, trockne, unerspriessliche Erörterung gefunden. Nach einem sehr verworrenen Paragraph über die Bedeutung und das Satzverhältniss des Verbums (§ 63), wo es z. B. heisst: „das Verbum wird auch Kopula (Band) genannt, weil es das Subjekt mit dem Worte, welches von dem Subjekte etwas aussagt (Prädikate) verbindet," und: „Wenn ich setze: ich sage, ich darf, ich höre auf, so habe ich Sätze, aber zum Subjekt kein Prädikat" u. s. w. (!) — wird zu der Eintheilung des Verbums in das einfache und zusammengesetzte fortgeschritten und zur Erörterung der sieben Sachen, die bei jedem Verbum zu beachten seien: Form, Genus, Modus, Tempus, Numerus, Person, Conjugation. Auffallend ist, dass hier bei dem *Genus* (§ 68) der Unterschied zwischen regelmässigen und unregelmässigen Verben zur Sprache kommt; eine Benennung, welche Ref. missbilligen muss, auch

nachdem er die Rechtfertigung § 85 S. 103 gelesen hat. — Die Erklärung der Modi ist ebenfalls im veralteten Stil abgefasst. Da liesst man noch vom Modus der Wirklichkeit, der Möglichkeit, der *Nothwendigkeit* und der Unbestimmtheit. Letzterer wird so genannt, weil das Verbum in diesem Modus vom Subjekt gar nichts aussage. Weiterhin heisst es wieder: „der Infinitiv gibt nur den Inhalt des Verbums an, ohne denselben auf ein Subjekt zu beziehen." Nun ist aber nach der vorausgeschickten Definition „der Modus die Art und Weise, wie das Verbum auf das Subjekt bezogen ist." Also lässt sich doch dem Schüler der Infinitiv nicht als ein Modus aufdringen.

Die sog. unregelmässigen Verba sind, nach vorausgeschickter Andeutung von 6 Klassen derselben, in welche der Schüler sie zur Uebung wieder tabellarisch sondern soll (§ 85), in ein alphabetisches Verzeichniss gebracht (S. 106—117), so dass von jedem Verb. in 8 Spalten angegeben sind: Infinitiv; Praes. Ind. 2. Pers. und 3. Pers.; Imperf. Ind.; Imperf. Conj.; Imperat. 2. und 3. Pers. und das Particip. Praet. —

Nachträgliche Bemerkungen enthalten sehr dürftige Zusätze über einzelne Verba. Hier sucht der Schüler vergebens um Auskunft z. B. über das Verbum „dünken" (mit doppeltem Imperf. „dünkte" und „däuchte," und den Missgeburten „däucht," „däuchten" und gar „däuchtete"); über „fragen (frug und frägst, — oder fragte, fragst); über „kommen" (kömmst, kömmt oder kommst, kommt) u. dergl. m. Vom Intransitiv „hangen" hat der Verf. die Formen „hangst, hangt" aufgenommen; diese sind aber erst von neueren Grammatiken ausgebrütete Missgeburten; die deutsche Sprache selbst erkennt sie nicht an; sowohl vom Intransitiv „hangen" als vom Transitiv „hängen" heissen sie: „hängst, hängt." — Aber so geht es. In dergleichen Grammatiken findet der Schüler meist nur das, was er eigentlich nicht erst zu erlernen braucht, was er mit grosser Mühe später wieder verlernen muss; dagegen das Schwankende, das wirklich Erklärung Bedürfende wird übersehen.

Im 7. Cap., welches aber von den *Partikeln* handelt, findet § 89 beim Adverb. sprachliche Ungeheuer wie „aufs meiste," aufs öfteste, öftestens und dergl. als Adverbia unregelmässiger Gradation. § 90 ist von den Genitivformen auf *s* als Adverbien die Rede: morgens, abends u. dergl.; dazu werden auch höchstens, desfalls gerechnet, „wo das *s* des Gen., das früher fast durchgängiger Ausgang dieses Casus gewesen zu sein scheint, noch stehen geblieben ist." Weiterhin heisst es § 93 S. 127 „Krankheitshalber, schwachheitshalber, ehrenhalber, schandenhalber sind als Adv. zu betrachten und können nicht getrennt werden, weil ihre Genitivsform eine unrichtige ist." Abgesehen davon, dass erst § 112 von den trennbaren und untrennbaren Zusammensetzungen die Rede ist, wie kann der Verf. *hier* von

dem *s* als Genitivzeichen sprechen? Wenn man so die Sprachformen untereinander würfelt, da muss freilich gar manches als „unrichtig" erscheinen. Der Abschnitt über die *Präpositionen* ist verhältnissmässig sehr ausführlich (§ 91—100), indem diesem etymologischen Theile nicht nur das Lexikalische (die Aufzählung ihrer Bedeutungen), sondern auch die Rection derselben einverleibt ist, so dass später der Syntax sehr wenig übrig bleibt.

Nirgends zeigt es sich deutlicher, wie unzweckmässig es sei, die Grammatik der Muttersprache mit Erklärungen und Eintheilungen der Redetheile anzufangen statt mit dem Satze und dem Satzgefüge, als bei den *Konjunktionen.* Der Verf. theilt sie in drei Klassen:

1) der möglichen Verbindung (Conj. conditionales et finales);
2) der nothwendigen Verbindung (Conj. consecutivae);
3) der wirklichen Verbindung, mit sechs Unterabtheilungen: copulativae; comparativae; disjunctivae; adversativae und exclusivae; concessivae; temporales; causales. — Diese Eintheilung ist nicht sonderlich zu empfehlen. Gar manches Binde- und Fügewort kann nur mit Mühe in die eine oder die andere dieser Classen gezwängt werden, andre sind ganz und gar widerspenstig; wie z. B. das nicht-finale „dass;" weshalb der Verf. für dieses Fügewort eine eigne Anmerkung für nothwendig hielt, in welcher er vier verschiedene Bedeutungen desselben angiebt und zugleich die verschiedene lateinische Uebersetzung andeutet. Diess letztere Verfahren ist als praktisch anzuerkennen, wenn es sich in Anmerkungen an den gerade besprochenen Gegenstand natürlich anschliesst; allein eigene §§ dieser Art lassen sich wohl nicht rechtfertigen, wenn sie auch nicht so mangelhaft sind wie § 104 über die Art, wie das deutsche „als" lateinisch auszudrücken sei.

„*Die Interjektion*, heisst es § 105, ist im Ursprung kein Wort, nur ein Laut" und: „die Interj. sind als die ersten Laute und sodann Wörter der Sprache zu betrachten." Das soll doch heissen: als die ersten Laute und sodann als die ersten Wörter. Was heisst aber jenes „sodann?" Und was soll der Lehrer seinem Quartaner, der diesen § im Kopfe hat, weiss machen, wenn er sich bei § 106 über den Widerspruch Auskunft erbittet, dass „*die Verba die ersten Wörter in der Sprache seien?*" Auch hier zeigt sich, wie naturgemäss es ist, die Grammatik mit dem einfachen Satze zu beginnen und aus diesem das Uebrige auf analytischem Wege gleichsam entstehen zu lassen vor den Augen des Schülers. Waren doch das Erste in der Sprache gewiss auch nichts als Sätze oder solche zum Ausdruck der Vorstellungen, Gedanken, Wünsche dienende Formen, in welchen Subjekt und Prädikat und überhaupt solche grammatische Unterscheidun-

gen, wie die der Redetheile in ihrer Gesondertheit, noch gar nicht hervortraten.

Cp. 8 enthält die Wortbildung (§ 106—116). Die hier so wichtigen Begriffe: Wurzel und Stamm, Kernform und Sprossform, Verbale und Determinativum sind nicht gehörig bestimmt; die Bildungssilben zum Theil zwar etymologisch erklärt, daraus aber die Bedeutung des Gebildes oft sehr mangelhaft hergeleitet durch Angabe möglicher Umschreibungen z. B. „*isch* als Ableitung von Gemeinnamen kann aufgelöst werden: wie es sich für das Primitiv geziemt, demselben gefällt, z. B. malerisch, wie es dem Maler gefällt, musikalisch, wie es dem Musikus geziemt" u. dergl. — Die so wichtige Lehre von der Zusammensetzung ist über Gebühr kurz und unvollständig abgehandelt.

Zweiter Theil. Syntax.

Cap. 9. Begriff der Syntax. § 117 Satzbildung. [Die Ueberschriften sind verwechselt. Also *Cap.* 9 *Satzbildung.*] Hier heisst es: „Satz ist ein in Worten ausgedrückter Gedanke, dessen Hauptbegriff im Verbum liegt, weshalb auch beim Sprechen der Hauptton auf demselben ruht. — Jeder Satz bezeichnet eine *Thätigkeit* und diese drückt das Verbum aus und bezieht dieselbe auf ein *Seyn*, und dieses Seyn wird durch das Substantiv oder dessen Stellvertretung benannt." Dagegen ist zu bemerken:

1) Diese Definition des Satzes giebt blos das Materiale des Satzes an und wenn sie auch schon besser ist als die so geläufige Erklärung, der Satz sei der Ausdruck eines Urtheils, die der Verf. in seiner Stylistik wieder hervorgesucht hat (S. 26): so hinkt sie doch ebenfalls, weil die wesentliche *Form* des Satzes übersehen ist. Ein in Worten ausgedrückter Gedanke ist als solcher noch nicht nothwendig auch ein Satz. Die Definition des Satzes muss, da er ein grammatischer Begriff ist, auch eine grammatische, eine formale sein, die freilich der logischen nicht widersprechen darf.

2) Allerdings enthält das Verbum den Hauptbegriff des im Satze ausgedrückten Gedankens; allein den Hauptton hat es doch nur in ganz nackten Sätzen; sobald das Verbum durch objektivische oder adverbiale Nebenbestimmungen individualisirt wird, erhalten diese den Ueberton und unter ihnen wieder gerade die untergeordnetsten, sodass die Betonung und Unterordnung der Satztheile in umgekehrtem Verhältniss stehen.

3) Die Erklärung, dass jeder Satz eine *Thätigkeit* bezeichne, die er auf ein Seyn beziehe, erinnert an die Definition, mit welcher Herling seine Syntax der deutschen Sprache (Th. I. S. 16) eröffnet: „der Satz spricht eine Beziehung einer Thätigkeit auf ein *Seiendes* aus, von welchem diese Thätigkeit ausgeht." Auf die Mängel dieser Definition, z. B. dass „*Thätigkeit*" hier in einer Bedeutung genommen werden müsse, welche dieses Wort weder im Leben noch in der Wissenschaft habe, ist schon von andern Seiten

her aufmerksam gemacht worden. Ein Seiendes, von dem eine Thätigkeit ausgeht, ist ein Thuendes; Satz wäre also die Beziehung einer Thätigkeit auf ein Thuendes. Diese Gegenüberstellung ist noch vorstellbar. Aber wie will man Thätigkeit und Sein als gegenüberstehende Begriffe auffassen? Ueberhaupt hat der Verf. von dem Begriff *Sein* eine eigene Vorstellung, wenigstens von dem Worte „*Sein*". Denn sogleich nach obiger Erklärung folgt die Bemerkung: „das Zeitwort „*seyn*" als solches gehört nicht in die Reihe der Verba, sondern in das Gebiet des Substantivs, weil es keine Thätigkeit bezeichnet. Es heisst daher (?) auch verbum substantivum, und wandelt sich erst durch Vereinigung mit einem Adjektiv oder Particip zu einem Verbum um und erst so ist es zur Satzbildung brauchbar ...... Anmerkung: „In Ausdrücken, als: Gott *ist* — ich *bin;* trägt sein das eigne Particip in sich: Gott *ist seiend* — ich bin seiend." ——

Ich dächte: „*sein*" sei das Grundverbum, der Träger, die Grundlage aller Verba (d. i. verb. subst.); jedes andere Verbum sei ein bestimmtes, individualisirtes Sein; kein Verbum ohne den Begriff des Seins; also auch kein *Satz* ohne den Begriff des Seins. So die Sache aufgefasst, fällt das gewöhnliche Gerede von der Copula gänzlich weg, von dem sich der Verf. frei zu erhalten sucht. „Gott *ist*" und: „der Baum ist" sind schon vollständige Sätze; „Gott ist gerecht" und: „der Baum ist grün" sind Sätze, in denen das Sein Gottes oder des Baumes als ein in bestimmter Beziehung gedachtes hervortritt.

Nachdem nun der Schüler die Ueberzeugung gewonnen hat, dass das Verbum das Hauptbestandstück des Satzes hat, wird er nach einigen §§ auf einmal wieder irre gemacht durch § 125: „Jeder Satz muss ein Subjekt und Prädikat haben .... das Subjekt steht immer im Nominativ, und ist *die Grundlage* des Satzes." Ebenso § 129. „Dieser Casus (Nom.) ist der Träger des ganzen Satzes." Ein Schüler kann hierin nur Widerspruch finden.

Der Verf. handelt nun von den Functionen der einzelnen Redetheile im Satze; von der Congruenz und Rection. Die Casuslehre ermangelt aller begriffsmässigen Auffassung und ist ganz so eingerichtet, wie in den lateinischen Grammatiken nach altem Stil: der Nominativ steht auf die Frage: wer oder was? Der Genitiv auf die Frage wessen? nach diesen und jenen Wörtern u. s. w.; der Dativ drückt zunächst die Person aus, die vom Prädikat aus das Nützliche oder Schädliche u. s. w. empfindet; der Accusativ steht auf die Frage wen oder was? Er ist mehr der Sachcasus und das nächste Objekt. Bei diesem Casus hat der Verf. die Behauptung gewagt, dass bei dem Verbum *lehren* es richtiger sei in jedem Falle die Person in den Acc. zu setzen," weil man von lehren sagen kann: ich werde gelehrt, was bei

keinem Verbum der Fall ist, welches im Aktiv die Person im Dativ bei sich hat."

In gleicher Manier sind auch die Modi behandelt z. B. der Conjunktiv steht, wenn etwas als ungewiss, möglich, zweifelhaft angegeben wird u. s. f. Die Beispiele des conditionalen Conjunctivs: „wäre uns gedient, wenn immer die Sonne *scheinen würde*," und: „wenn die Sclaven Geisseln *sehen würden*, würden sie" u. s. w. — sind ganz gegen den Sprachgebrauch (statt „schiene" und „sähen"); das „würde" steht in bedingenden Sätzen nie bei Activen, sondern nur bei Passiven.

Von dem Gebrauch der verschiedenen Zeitformen des Conjunktivs schweigt der Verf. gänzlich; die Untersuchungen neuerer Sprachforscher über diesen wichtigen Gegenstand, z. B. Herling's in seiner Syntax (Thl. I.) und Etzler's in seinen Sprach-Erörterungen und in seiner Abhandlung in diesen Jahrbb. Bd. 6. Heft 4. S. 454 ff. hätten hier treffliche Vorarbeiten geboten.

Cap. 10. *Satzverbindung. Arten der Sätze.*

Das Verhältniss von Haupt- und Nebensatz, von Bei- und Unterordnung wird erläutert; die Nebensätze als Substantiv-, Adjektiv- und Adverbialsätze bezeichnet; aber über diese Eintheilung und Nomenklatur geht der Verf. nicht weiter zu einer eigentlichen Syntax der Satzverbindung; eben so wenig in dem auf die Topik der Wörter (§ 144) folgenden

Cap. 11. *Von der Periode.*

Von dieser giebt der Verf. § 145, 2 eine genetische Definition, die seltsam klingt: „Wenn ein Hauptsatz, als Hauptgedanke, mit einem oder mehreren Nebensätzen, so dass es eine Satzbildung von etwas grösserem (?) Umfang wird, in welcher *ein hoher Grad von Ordnung*, *Ebenmass und Wohlklang* herrscht, zu einem Gesammturtheil verbunden ist, so entsteht die Periode (periodus, περίοδος, Gedankenverkettung)."

§ 146. „Ueber die *Verkürzung* der Sätze und Perioden." Unter diesem Namen wird hier abgehandelt 1) die *Ellipse*, ohne dass dieser ihr Name genannt wird, 2) die Verkürzung der Nebensätze, die aber hier *Zusammenziehung* heisst! Seltsamer Weise sieht der Verf. als zusammengezogene Sätze auch blosse Satzfaktoren an z. B. „zur Zeit der Geburt Christi" als zusammengezogen aus: „als Christus geboren wurde," u. dgl. Die Verkürzung des vollständigen Substantivsatzes (mit „dass" und „damit") in den Infinitiv (mit „zu" und „um zu") soll nur stattfinden, wenn der Haupt- und Nebensatz *gleiche Subjekte* haben; in andern Fällen soll sie unterbleiben. Unbegreiflich schülerhafte Regel! wie es scheint, blos aus den gegebenen Beispielen abstrahirt: „ich hoffe, ihn zu finden" und „wunderschön ist Gottes Erde, und werth darauf vergnügt zu sein." Diess letztere ist allerdings nicht sprachrichtig. Allein deshalb auch Fälle wie: „Ich verbot ihm, auszugehen" oder: er hielt sie ab, ins Was-

ser zu springen?" Hier ist doch Ungleichheit der Subjekte! Die Sache ist vielmehr diese: Bei dem Infinitiv als solchem ist das Subjekt unbestimmt; es lässt sich nun als solches ergänzen entweder:

1) ein ganz unbestimmtes Subjekt (man); oder
2) das Subjekt des übergeordneten Satzes; oder
3) ein Objekt des übergeordneten Satzes.

Wo nun zwei dieser Fälle zugleich möglich wären und deshalb eine Unbestimmtheit des Ausdrucks entstände, da gebietet der Sprachgebrauch den zweiten Fall, d. i. Gleichheit der Subjekte, anzunehmen. Es ist mithin alsdann jede Verkürzung falsch und zu vermeiden, die eine andere Annahme zulässt z. B. „Er ist zu stolz, um ihn lieben zu können." Hier *kann* ergänzt werden: 1) „Er ist zu stolz, als dass *man* ihn lieben könnte," und 2) „Er ist zu stolz, als dass *er* ihn lieben könnte." Die Verkürzung ist also hier nur zulässig, wenn das letztere bezeichnet werden soll. Ebenso nachlässig ist die Verkürzung der Adjektiv- und Adverbialsätze zu Participialsätzen behandelt. Von der eigentlichen Zusammenziehung der Sätze ist gar nicht die Rede. Kurz, es ist unverantwortlich von dem Verf., dass er, der doch mit den Leistungen Herling's, Becker's u. A. bekannt sein muss, die Satzlehre so oberflächlich und ungenügend hingestellt hat.

Ueber Cap. 12 „Interpunktion," Cap. 13 „Verslehre" und endlich über den Anhang, enthaltend die Titulaturen und Formulare für Conto, Frachtbrief, Mauthbrief u. dgl. enthält sich Ref. einzelner Bemerkungen; sie können für die untern Klassen der Gymnasien genügen.

Soll nun Ref., nach diesen Ausstellungen an Einzelnem, sein Urtheil über das Ganze abgeben: so muss er dem Hrn. Verf. zugestehen, dass er überall den guten Willen zeigt, den deutschen Sprachunterricht zu fördern und seine Grammatik möglichst praktisch zu machen, namentlich auch durch häufiges Hindeuten auf den lateinischen Sprachgebrauch, die Erlernung beider Idiome seinen jungen Schülern zu erleichtern. Allein er hätte vor allem bedenken sollen, dass man diess erreichen könne und mit sichererm Erfolge erreichen könne, *ohne dem ganzen Lehrbuch den Zuschnitt einer veralteten lateinischen Grammatik zu geben*, deren Gängelbande die *deutsche* denn doch zum Glück entwachsen zu sein sich rühmen darf; dass überhaupt eine Grammatik der Muttersprache nicht denselben Zweck verfolge als die einer fremden Sprache, also auch eine andere Anlage erfordere als diese. Ausserdem hat Ref. den im ganzen Buch herrschenden Mangel der Bestimmtheit, Genauigkeit und gehaltvoller Kürze in den Definitionen, Eintheilungen und Erläuterungen zu rügen, und kann deshalb das Lehrbuch in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht sonderlich anempfehlen.

Die äussere Ausstattung ist gut, bis auf die zu häufigen Druckfehler; ausser den angegebenen bemerkt Ref. noch: Glypthotek S. 26; § 15, 3 statt 14, 3, S. 32; Phidas S. 79; Synonima S. 155; Chimorasso S. 186, nach etwas ganz Unerwartete*n* S. 196, überall: Sto*ll*berg. — Auch der Sprachausdruck des Verf. ist nicht ganz rein. So steht z. B. S. 58: „Gewöhnlich schreibt *man* (vom alten Stamm mannig) mannigfaltig, *hat aber* den Umlaut nicht.“ [Der Verf. selbst schreibt übrigens manchfaltig] und S. 158: „Als diess Cäsar benachrichtigt wurde“ u. s. f. — S. 251, im Muster-Formular zu einem Zeugniss: „zur Erreichung des sich vorgesteckten Zieles.“ — Unpassendes kommt auch in den Beispielen und Uebungen vor z. B. § 39 „Uhrsack und Sackuhr.“ S. 49: „Es leben alle Theresen, Sophien, Carolinen u. s. w.!“ — Von widerlichen Purismen hat sich der Verf. gänzlich frei gehalten. Die Verdeutschungen der 6 Casus durch: Nenner, Eigner, Zueigner, der vom Verb Geforderte, der Angerufene, der Vermittler; so wie die der zwei Gradus: Komparativ (Vergleicher), Superlativ (Uebertreffer), werden sich aus ihren Parenthesen wohl nie herauswagen dürfen.

Seltsam nehmen sich oft die glänzenden Citate zu ganz gewöhnlichen Redensarten aus z. B. „Hellenen, kämpft den Kampf des Todes!“ (Se. M. König Ludwig.)

Drollig klingen § 62 des Verf. Worte: „Da jetzt alle deklinable Redetheile abgehandelt sind, *so wollen wir uns ein wenig auf unseren Schuhspitzen erheben*, um das ganze Feld noch einmal zu überblicken, welches wir angebaut haben.“ — Ref. räth dem Hrn. Verf. eine solche oder ähnliche Erhebung hinter jedem kleineren oder grösseren Abschnitt und zuletzt am Ende des Buches an, damit er die vielfachen Mängel desselben kennen lerne und ihnen abzuhelfen besser im Stande sei. Ref. konnte sich hier auf nicht viel mehr als einige wenige Andeutungen einlassen.

Nr. 2. *Lehrbuch der deutschen Stylistik:*

„Die neueste allerhöchste Bestimmung über den Unterricht in der deutschen Sprache an den lateinischen Schulen und Gymnasien und die Ueberzeugung der Nothwendigkeit geboten mir, bei der neuen Auflage dieses Buches auch das Gebäude vom Grund aus neu aufzuführen. Die Auflage ist daher ganz umgeändert: eine vollständige Lehre über Satz, Satzgefüge, Perioden und Satzzeichnung, mit vielen Uebungen verbunden, ist neu dazu gefügt (;) die Lehre von den Versen ist erweitert und mit Beispielen bereichert (;) das Kapitel von den Eigenschaften des [illegible]yles ist neu durchgesehen und verbessert, jenes vom Gedankenabst[illegible]e ganz umgearbeitet und bedeutend vermehrt worden. Vieles [illegible]weckmässige ward gestrichen. — Wenn ich nicht überall an[illegible], aus welchen Quellen ich geschöpft habe, so beliebe man „Ich

anzunehmen, das Gute komme von *Herling*, *Falkmann*, *Becker*, *Tacker*, *Dieckhoff* u. A.; wo das Buch nicht entspricht, liegt der Fehler bei mir, und ich bitte um Nachsicht."

Diess die ganze, anspruchslose Vorrede des Verfassers.

Den überaus reichen Stoff hat der Verf. in 7 Capitel vertheilt und zwar in 96 fortlaufenden §§, deren jeder seine eigene Ueberschrift hat; wiewohl auch viele derselben (mitunter 10—16 Seiten lange) wieder mehrere mit eigenen Ueberschriften versehene Unterabtheilungen enthalten. Am Ende jedes Capitels, sowie auch nach einer Reihe von wichtigen §§ stehen kleiner gedruckte Fragen zur Wiederholung, welche der Schüler „schriftlich in kurzen, *aber* möglichst sprachrichtigen Sätzen beantworten" soll. Uebungsstücke und Beispiele sind überall beigefügt; im 2. Cap., wo diess allein anwendbar war, sind, um auf die Uebereinstimmung der griechischen und lateinischen Sprache mit der deutschen hinzudeuten und so die allgemeineren Sprachgesetze an wenigstens drei Idiomen nachzuweisen, stets Beispiele aus den beiden alten Sprachen den deutschen beigegeben.

Cap. I. § 1. *Styl im Allgemeinen.*" (Eigenthümliche Art des Gedankenausdruckes durch Rede, Schrift, Malerei, Baukunst, Musik u. s. w.)

§ 2. „*Erlernung des Styls.*" (Der Styl — als Eigenthümlichkeit origineller Geister — kann weder gelehrt noch gelernt werden. Aber die Mehrzahl der nicht originellen Menschen bedarf allgemeine Stylgesetze.)

§ 3. *Nachahmung des Styls.* (Löbliche und tadelnswerthe Art der Nachahmung.)

§ 4. *Styl in engerer Bedeutung* und zwar § 5 „*deutscher Styl*" — ist die eigenthümliche Art eines Menschen, seine Gedanken vermittelst der deutschen Sprache mitzutheilen und zu verbinden."

§ 6. *Wesentliche Erfordernisse* zum Stylisiren: a) Stoff, b) Bezeichnungsmittel desselben d. i. Sprache, c) Darstellungsform. Der Verf. hat es aber aus praktischen Gründen für zweckmässiger befunden, gegen den Gang der ersten Auflage so anzuordnen: a) *Sprache* Cap. 2—4. b) *Stoff* Cap. 5. c) *Form der Darstellung* Cap. 6—7. — Er hat sich in diesem ersten Capitel, aber auch sonst, bemüht, seinen Vortrag durch Anführung von Sentenzen und Urtheilen geistreicher Schriftsteller, so wie durch Anspielungen, Vergleichungen und Gleichnisse zu beleben und so dem Schüler eindringlicher zu machen. Diess ist an sich sehr lobenswerth. Allein man muss hierbei sehr vorsichtig sein, damit man über dem Haschen nach Effekt die Gediegenheit des Dargebotenen nicht vergisst. So kann Ref. in § 5, wo von dem in der Sprache eines Volkes sich offenbarenden Nationalgeist die Rede ist, folgende, wenn Ref. nicht irrt, aus Jean Paul, wenigstens zum Theil, entliehene spielende Vergleichung nicht billigen:

„Charakteristisch hat der leicht bewegliche Franzose, der seine Person überall doppelt geltend machen will, ein doppeltes Ich — je und moi; der Engländer, ein reicher Kaufherr, der die Wichtigkeit seiner Person fühlt, schreibt die übrigen Wörter mit kleinen Anfangsbuchstaben; sein *ich* hingegen stellt er wie die Masten seiner Schiffe stolz in die Höhe.......... Der deutsche Charakter ist gutmüthig, bieder, männlich, derb. So auch die deutsche Sprache und der deutsche Styl."

Cap. II handelt von der *Phrastik* und zwar der prosaischen Rede; die Hauptabtheilungen sind: 1) Wörter § 8—16; 2) Wortverbindungen § 17—20; 3) Sätze § 21—31; 4) Satzverbindung § 32—54; 5) Perioden § 55—60; 6) Satzzeichnung § 61.

1. *Wörter.* § 8. Wörter überhaupt. Organismus der lebendigen Sprache, der das unbrauchbar Gewordene ausscheidet und das Bessere sich aneignet. Alte und neue Wörter. Puristen.

§ 9. Wurzeln der Wörter. Stimmlaut, Anlaut, Auslaut; deren Häufung und Vertauschung; alles mit Hindeutungen auf das *Altgermanische.* (Diess ist recht gut. Wenn auch vorläufig das Altdeutsche noch nicht förmlich Gegenstand des Gymnasial-Unterrichtes werden darf, muss doch allezeit auf die Wichtigkeit seines Studiums hingewiesen werden.)

§ 10—12. Stämme, Ableitung, Zusammensetzung der Wörter. Vergleichung der drei Sprachen in Bezug auf Fügbarkeit ihrer Wörter.

§ 13. Bedeutung der Wörter. Eintheilung in Begriffs- und Formwörter. Das Zeitwort als Grundwort, Leben und Seele der Sprache.

§ 14. Definition der Wörter. Wesen und Arten der Definition, mit vielen Beispielen.

§ 15. Verschiedenheit der Bedeutungen: eigentliche und tropische.

§ 16. Aehnlichkeit der Bedeutungen: Synonyma.

2. *Wortverbindungen.* § 17. Individualisirung. § 18. Attribut.

§ 19. Objekt. § 20. Adverbiales Verhältniss.

3. *Der Satz.*

§ 21. „Ein Satz ist der sprachliche Ausdruck eines Urtheils." Diese Definition ist sehr befremdlich, da der Verf. in seiner Grammatik (§ 117) schon auf einem besseren Wege war. — Bestandtheile des Satzes.

§ 22. *Ausgebildeter Satz* d. i. ein solcher, in dem das Subjekt oder das Prädikat oder beide durch Attribute, Objekte, Adverbial- oder Präpositionalverhältnisse erweitert sind.

§ 23. *Eintheilung der Sätze* (sowohl der nackten als der ausgebildeten) a) nach der Materie, b) nach der Form, c) nach ihrem grammatischen, d) nach ihrem logischen Werthe.

§ 24. A. *Materie der Sätze:* 1) einfache, 2) zusammengesetzte, 3) zusammengezogene, 4) gemischte Sätze.

§ 25. B. *Form der Sätze:* 1) erzählende (referirende), 2) behauptende (affirmativ) oder schildernde (descriptiv), 3) befehlende, rathende, bittende (jussiv, imperativ, incitativ), 4) fragende (interrogativ), 5) wünschende (optativ), 6) ausrufende (exclamativ).

Ref. muss gestehen, dass ihm diese Art der Trennung zwischen Materie und Form der Sätze gar nicht zusagen will. Die hier angegebenen materiellen Unterschiede der Sätze sind in der That eben sowohl auch formale. Das Prinzip, wornach hier sechs formal-verschieden sein sollende Arten der Sätze — deren Anzahl sich übrigens leicht noch vermehren liesse, nach den Kategorien der Logik (z. B. problematische, negative, negativ-fragende u. dgl.) — aufgestellt werden, ist gar nicht berechtigt, einen Formal-Unterschied der Sätze zu begründen: dieser vermeintliche Unterschied wird hier bedingt von der Modalität, ja selbst vom Tempus des Verbums! Damit ist aber nicht gesagt, dass die Erwähnung dieser verschiedenen Modalverhältnisse gar nicht in die Satzlehre gehöre, — sie gehört in die Syntax des einfachen Satzes; — noch weniger will Ref., wie diess schon von Andern geschehen ist, behaupten, dass dieselbe gar keinen praktischen Nutzen habe; denn ganz richtig bemerkt der Verf.: „In der Rede giebt der Wechsel dieser Sätze, weil er auch der Wechsel der Gefühle in der menschlichen Brust ist, die wohlgefallende Harmonie. Wie die menschlichen Empfindungen abstufungsweise in einander übergehen, so auch diese Sätze als die Ausdrücke derselben." Allein das ist gewiss: neben der Eintheilung der Sätze nach ihrem grammatischen und nach ihrem logischen Werthe, kann sie als eine besondere Art der Eintheilung nicht bestehen. Ueberhaupt hätte der Verf. wohl gethan, die Begriffe der Materie, der Form, des logischen und des grammatischen Werthes gehörig festzustellen. Aus der gegebenen dogmatischen Darstellung der Sache wird dem Schüler das Wesentliche dieser Begriffe und ihre gegenseitige Beziehung keineswegs klar werden. Was er unter Form verstehen solle, hat er kaum aus § 25 heraus *gefühlt:* so findet er schon bei C. „*Grammatischer Werth der Sätze*," § 26, wieder: „Die Grammatik bestimmt den Werth der Sätze nach der *Form* der Darstellung und theilt sie in Hauptsätze und Nebensätze, von denen erstere grammatisch selbständig, letztere grammatisch unselbständig sind." Hier ist unter Form offenbar wieder etwas ganz anderes zu verstehen als vorher. Es wird hier die Satz-Eintheilung Herling's zum Grunde gelegt, aber zum grossen Nachtheil des ganzen Capitels nicht sorgfältig genug benutzt; der Verf. geht, ohne die verschiedenen Arten der grammatischen Nebensätze namhaft zu machen, sogleich über zu der *Topik* derselben, § 27, wo von

Vorder-, Zwischen- und Zusätzen, so wie von den Inversionen die Rede ist. Hier wird, S. 33, 5, so wie § 26 S. 31, 3, nur so beiläufig bemerkt, dass die Nebensätze eigentlich nur erweiterte Factoren des einfachen Satzes seien, und daraus die ursprüngliche Stellung derselben abgeleitet. Eine so oberflächliche Berührung der Sache, ohne Hervorhebung der verschiedenen Arten der Nebensätze nach ihrer Gattung als Substantiv, Adjektiv oder Adverb, kann dem Schüler keine gehörige Einsicht in den Satz- und Periodenbau seiner Muttersprache gewähren. Eben so dürftig ist die *Verkürzung* der (Neben-) Sätze behandelt, § 28; etwas genügender die *Ellipse* in den Sätzen § 29. Hierauf folgt, § 30, die *grammatische Verbindung* der Sätze. Das Verhältniss der Beiordnung, der Nebenordnung und deren Abstufungen, so wie auch die asyndetische, polysyndetische und syndetische Verbindungsweise, der Unterschied zwischen Binde- und Füge*formeln* (d. i. =wörtern) sind hier abgehandelt. § 31 beschäftigt sich mit der *grammatischen Umformung*, wobei zu bemerken ist, dass der Verf. den Unterschied zwischen Umformung und Vertauschung der Sätze gänzlich unberücksichtigt lässt.

D. *Logischer Werth der Sätze.*

§ 32. Unterschied zwischen logischen Haupt- und Nebensätzen; logischer Bei- und Unterordnung. § 33 logische Verbindung der Sätze (im Allgemeinen).

§ 34. *Beiordnung der Sätze.* Mit diesem § beginnt die Aufzählung der verschiedenen Anknüpfungsweisen beigeordneter Sätze, mit Angabe der jedesmal üblichen Bindewörter, deren Abstammung und Synonymik. Zuerst die Kopulativsätze; dann §§ 35—38 die Kontinuativ- und Ordinativ-, die Partitiv-, die Disjunktiv- und die Adversativsätze. Darauf folgt:

§ 39. „*Topik der coordinirten Verbindung.*“ Hier steht die alte Regel: „Wenn ein Satz der Zeit nach vorausgedacht werden muss oder sich zu einem andern Satze wie Ursache zur Wirkung, Grund zur Folge verhält, so muss er voranstehen,“ und: „Ein Fehler gegen diese Regel heisst Hysteron proteron (das Hintere vor dem Vorderen), z. B. Moriamur et in media arma ruamus. Virg..... Eripui me leto et vincula rupi. Virg. ....“ — Also solche „*Fehler*“ machen die Klassiker! Der Fehler liegt in der Erklärung solcher Satzverbindungen. Es ist hier nicht das ganz äusserliche *hinten* und *vorn* herauszuheben, sondern das Verhältniss der Subsumtion. Es wird ein Allgemeines durch ein Besonderes individualisirt, und zwar in der lebhaften (Dichter-) Sprache, welche ja überhaupt die parataktische Satzstellung der hypotaktischen vorzieht, nicht durch Unterordnung des letzteren unter das erstere, sondern durch Beiordnung: „Lasst uns sterben und [zwar in der Art dass wir] uns mitten in die Waffen hineinstürzen.“ — „Ich habe dem Tod mich entrissen und [zwar dadurch dass ich] die Bande gebrochen [habe].“

Man lasse nur das Bindewort „*und*“ weg, und dieselbe Stellung der Sätze wird noch mehr das Auffallende verlieren. Im Deutschen haben wir manche Redeweise, wo wir einen Satz dem vorangehenden grammatisch beiordnen, statt ihn demselben wie logisch so auch grammatisch untergeordnet erscheinen zu lassen z. B. „Sei so gut *und* leihe mir ein Buch.“ Der mechanische Erklärer setzt über solche Fälle hinweg mit dem hölzernen Pferd alter sprachgelehrter Ritter, entweder mit Nennung einer Figur, wie Hysteron proteron, Hypallage u. dgl., oder mit der gleich schlechten Annahme einer Vertauschung der Bindewörter. Es kann mit dieser Satzverbindung, in Bezug auf die Trennung und grammatische Gleichstellung des Allgemeinen und des Besonderen, des Ganzen und seiner Theile, des Grundes und der Folge, der Ursache und der Wirkung u. s. w., das s. g. Hendiadyoin verglichen werden, oder die Nebeneinanderstellung zweier Begriffe, von denen der eine zum andern in dem Verhältniss der Adhärenz oder der Attributivbeziehung steht, in dem gleichsam die einzelnen Posten oder Faktoren statt der Summe oder des Produktes hingestellt erscheinen, z. B. fama atque invidia = fama invidiosa bei Sallust, und das bekannte pateris libamus et auro bei Virgil; — freilich eine Anschauungs- und Darstellungsweise, die im Deutschen minder üblich ist als in den alten Sprachen. Man vergleiche

„Aus sieben Schanzen jagten wir
„Die Mützen und den Bär“ d. i. Bärenmützen
(Gleim im Siegeslied nach der Schlacht bei Prag) und
„Ob wohl hoch über des Donners Bahn
„Sünder und Sterbliche sind?“
(Klopstock, Psalm.)

In derselben Art wie die Beiordnung ist auch „die *subordinirte Verbindung*“ der Sätze (§ 40) behandelt. Es wird hier nachträglich die Eintheilung der grammatischen Nebensätze in Substantiv-, Adjektiv- und Adverbialsätze erwähnt, dann aber, ganz unabhängig davon, die Aufzählung der verschiedenen Satzfügungen nach den verschiedenen Klassen von Fügewörtern begonnen: § 41 Relativ-, § 42 Explanativ, § 43 Exceptiv-, § 44 Restrictiv-, § 45 Komparativ-, § 46 Proportional-, § 47 Local-, § 48 Temporal-, § 49—51 Kausal- und Folge-, § 52 Sumtiv-, § 53 Umschreibungssätze und endlich — sehr unpassend an dieser Stelle — die Schaltsätze (Apposition und Parenthese), überall mit Aufzählung der üblichen Konjunktionen, mit eingestreuten Bemerkungen über deren Abstammung und Synonymik, mit Beispielen aus der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache.

Ueberschauen wir nun die bis hierher fortgeführte Satzlehre: so müssen wir ihr durchaus nicht nur das Verdienst eigner Forschung und Weiterführung des von Anderen Erforschten abspre-

chen, sondern, was viel ärger ist, — denn Eigenthum und Eigenthümlichkeit hat ja der Verf. eigentlich nicht versprochen — den Tadel hinzufügen, dass sie das von den gediegenen Bearbeitern dieses Theiles der Sprachlehre so reichlich Dargebotene auf eine Weise sich angeeignet hat, die dem Schüler zur Ausbildung seines Styles wenig oder gar nichts nützen kann. Sie begnügt sich mit der *Nomenklatur* und *Registratur* der Satzarten; zu einer eigentlichen Syntax derselben kommt sie nicht vor lauter Namen und Eintheilungen; denn die hier und da eingestreuten Bemerkungen sind allzu dürftig, als dass sie auf jenen Namen Anspruch machen könnten. Wie ganz anders hat doch der wackere Götzinger, ohne seine Selbständigkeit zu verlieren, Herling's Satztheorie benutzt! Wir wollen hiermit nicht gesagt haben, dass das von Hrn. Dr. B. Mitgetheilte an sich überflüssig sei; im Gegentheil, es ist durchaus nothwendig zur Einsicht in den Satzbau: allein es erscheint in dieser Stylistik als eine unnütze Anhäufung von mühsamen Formeln, weil die praktische Anwendung fehlt oder doch wenigstens ganz in den Hintergrund tritt. So fruchtbar ferner Ref. die beständige Vergleichung der zwei alten Sprachen mit der Muttersprache und dieser mit jener nach Identität und Differenz, auf Gymnasien hält: so wenig ist er von der Nothwendigkeit überzeugt, dass in einem Lehrbuche der deutschen Stylistik, statt kurzer Andeutungen und Fingerzeige, *ununterbrochen* jene Vergleichung in vollständig geschriebenen Stellen der Alten angestellt werde. Die muss der Praxis überlassen bleiben und namentlich bei der Exegese zur Ausführung kommen; wozu freilich das *nothwendige Zusammenwirken der verschiedenen Sprachlehrer* an derselben Anstalt vorausgesetzt wird. Der mit jenen Stellen erfüllte Raum kann viel zweckmässiger benutzt werden, und in der That hätte das vorliegende Buch ohne dieselben wenig verloren; eine wirkliche Syntax der deutschen Satzfügung hingegen würde es um ein Bedeutendes brauchbarer und empfehlungswerther gemacht haben.

Die folgenden §§ tragen die gemeinschaftliche Ueberschrift „Perioden."

§. 55. *Wesen der Periode.*

„*Die Periode ist die harmonische Verbindung der Nebensätze mit den Hauptsätzen, so dass aus der Gedankenverkettung der Hauptgedanke sich mit Klarkeit und Leichtigkeit hervorhebt. Dieses wird am sichersten erzweckt, wenn die den Hauptgedanken bestimmenden Nebensätze vor den Hauptsatz oder in die Mitte desselben treten.* Daher können alle Satzgefüge mit logischen Nebensätzen in der weiteren Bedeutung Perioden sein. In engerer Bedeutung ist *die Periode ein Satzgebilde von etwas grösserem Umfange, in welchem in vorzüglichem Grade Ordnung, Ebenmass und Wohlklang herrscht* (Falkmann)."

Die Stellung und Hervorhebung durch gesperrten Druck lassen

keinen Zweifel übrig, dass der Verf. diese Erklärung als die gelungenste ansieht; diess zeigt aber zugleich, dass er vollständig darauf verzichtet eine eigentliche Definition der Periode zu geben. Denn was wir hier lesen, ist weit von einer solchen entfernt und wirklich nichts als die Angabe einiger, nicht einmal absolut nothwendiger, wesentlicher Merkmale der Periode; nichts als die Beschreibung einiger Eigenschaften einer vorzüglichen Periode. Der Verf. scheint diess auch selbst gefühlt zu haben; denn er theilt unmittelbar hierauf die verschiedenen Erklärungen von den ältesten bis neuesten Rhetorikern und Grammatikern mit: von Aristoteles, Cicero, Demetrius, Sulzer, Scheller, Schmitthenner, Herling, Becker. Wird der Schüler zur Prüfung und Vergleichung derselben angehalten, so kann er daraus mehr gewinnen, als aus der vom Verf. selbst hervorgehobenen Erklärung.

§ 56. *Grammatische Eintheilung der Periode.*

Nach der Verbindung der einzelnen Sätze zu Perioden unterscheidet der Verf. 1) einfache, 2) zusammengesetzte, 3) verwischte, 4) zusammengezogene und 5) gemischte Perioden.

A. *Die einfache Periode* erkennt der Verf. nicht als Periode an, da sie nur aus einer Reihe kopulativ verbundner Hauptsätze bestehe; „nach der gegebenen Definition von Periode gehört sie nicht hierher.“

B. *Die zusammengesetzte Periode* ist die wirkliche; an ihr wird das Verhältniss der Glieder, der Arsen und Thesen, der Vorder- und Nachsätze nachgewiesen.

C. *Die verwischte Periode* ist eine solche, deren „Form verändert ist, indem der Nebensatz nicht wie ein den Hauptgedanken vorbereitender, sondern denselben nur erklärender erscheint, ja oft die Form eines Hauptsatzes annimmt. Die verwischte Periode hört der Form nach auf, eine Periode zu sein; dem Inhalte nach aber kann sie als eine solche betrachtet werden, *weil sie sich in eine wirkliche Periode auflösen lässt.*“ Unter den gegebenen Beispielen lässt sich das erste:

„Dir ziemt es nicht, zu richten und zu strafen,
„Denn dich empört der Jugend heftig brausend Blut.“

umwandeln in: „da dich der Jugend heftig brausend Blut empört, so geziemt es dir nicht, zu richten und zu strafen.“ Freilich wohl! Will man aber solche Grundsätze gelten lassen und in Anwendung bringen, so ist der Willkür Thür und Thor geöffnet. Dann hilft alles Eintheilen zuletzt doch nichts mehr, denn man kann alsdann aus allem alles machen. Was würde doch der Verf. z. B. dagegen einwenden können, wenn seine Schüler einen einfachen, aber durch einige attributive, objektive und adverbiale Nebenbestimmungen bekleideten Satz für eine verwischte Periode ansehen wollten, weil er sich doch leicht durch Erweiterung jener Bekleidungen zu vollständigen Nebensätzen in eine Periode und zwar in eine zusammengesetzte verwandeln lässt! *Wenn ein*

Satzgebilde der Form nach keine Periode ist, so ist sie überhaupt keine Periode. Es ist eine eigene Grille des Verfs., alle Satzreihen und Satzgefüge erst insofern als Perioden anerkennen zu wollen, als sie in „die strenge Periodenform" d. i. in ein Satzgefüge mit Vordersatz (Hebung) und Nachsatz (Senkung), eingezwängt erscheinen, oder sich in dieselbe einzwängen lassen, z. B.

D. (nicht 4.) *die zusammengezogene Periode:*

„Gott ist gerecht, weil er die Heiligkeit (;) langmüthig, weil er die Barmherzigkeit (;) gnädig, weil er die Liebe ist," lässt sich verwandeln in: „Da Gott die Heiligkeit (ist), (da Gott) die Barmherzigkeit (ist) und (da Gott) die Liebe ist, so ist er gerecht, (so ist er) langmüthig und (so ist er) gnädig."

Nach des Verfs. obenangestellter Definition wäre die erstre Form eine Periode im weiteren Sinne; die zweite aber eine Periode im engeren Sinn. Was wird aber als deren Wesen angegeben? Antwort: „ein Satzgebilde von etwas grösserem (?) Umfang, in welchem in vorzüglichem Grade Ordnung, Ebenmass und Wohlklang herrscht." Nun vergleiche man beide Formen in obigem Beispiel. Welche von beiden verdient hinsichtlich der Ordnung, des Ebenmasses und des Wohlklangs den Vorzug? Und welche nennt der Verf. eine eigentliche Periode?

Eben diess lässt sich gegen die fünfte Art der Perioden sagen, gegen

E. (nicht 5.) *die gemischte Periode.*

„*Gemischt* ist die Periode, wenn einzelne kurze Vordersätze und Nachsätze, so mit periodisch vermischten (lies: verwischten), zusammengezogenen und blos erklärenden Sätzen wechselt, dass *keine Art der Sätze vorherrscht.* Diese Periodenform kommt, weil sie mannigfaltig ist, wie das Leben selbst, im Leben *am öftesten* vor." Auch hier setzt der Verf. die gegebenen Beispiele in die strenge Periodenform um, d. h. er giebt auch hier eine Anweisung (denn die Definition der Periode überhaupt ist so gestellt, dass der Schüler darin eine Vorschrift für seine Schreibart erblicken wird), wirklich schöne, gelungene Perioden in schwerfällige Kanzlei- und Consistorialperioden umzuwandeln. Kurz, Ref. muss die obenan gestellte Definition der Periode als eine aller Schärfe und Bestimmtheit leer und ledige, die daran geknüpfte grammatische Eintheilung als eine ebenso sehr misslungene bezeichnen.

§. 57. *Die logische Eintheilung der Perioden* sondert nach dem unterscheidenden Charakter des den Hauptgedanken (Satz) vorbereitenden Satzes (Nachsatzes): temporale, kausale, koncessive, lokale u. s. w. Perioden. Auch hier wird zuletzt die „*logisch gemischte Periode*" (eine üble Benennung) erwähnt und dabei ein Punkt, der vor allem andern hervorgehoben und dem Schüler eingeschärft werden muss, wiederum nur so beiläufig berührt. „Am häufigsten," heisst es, „kommen jene Perioden vor,

die man logisch gemischt nennt, d. h., in denen nach Bedürfniss des Darstellers Sätze aller Art mit einander abwechseln, *wodurch zugleich für die Deutlichkeit der Darstellung und auch für die Abwechselung im Gedankengange gesorgt wird.*" Das zweite der hier gegebenen deutschen Beispiele könnte leicht den Schüler verwirren. Es enthält drei durch Punkte getrennte Sätze, also drei Satzgangen. Freilich bilden sie eine Periode, insofern sie *logisch* einander zu *einem* Ganzen vervollständigen. Wie aber eine solche Satzverbindung doch noch eine Periode genannt werden könne, und wie sie sich von der gewöhnlichen (grammatischen) Periode unterscheide, wird erst später beiläufig erwähnt, § 59, woselbst unter Periode ein ganzes Stilstück, eine ganze Abhandlung u. dergl. soll verstanden werden können, eine Erweiterung des Begriffes Periode, die nicht gebilligt werden kann, und die, wenn es dem Schüler überhaupt schon schwer wird den Begriff der Periode im gewöhnlichen Sinn festzuhalten, ihn vollends konfus machen muss.

§ 58. „*Stylistische Eintheilung der Perioden.*"

„Nach der Art des Styles, den der Schreibende wählt, heisst man die Perioden: *erzählende*, *beschreibende*, *abhandelnde*, *rednerische*, *gemischte*." Die Unterschiede sind sehr kurz und unsicher angegeben. Ueberhaupt aber ist es gar nicht rathsam von erzählenden, abhandelnden u. s. w. *Perioden* zu reden, da denn doch nur vom erzählenden, abhandelnden, rednerischen (auch der dichterische Satz- und Periodenbau musste charakterisirt werden) *Stil* die Rede sein kann. Dass in jeder dieser *Stil*gattungen eine bestimmte Art des Periodenbaues vorherrscht, ist aus dem verschiedenen Zweck, den eine jede derselben verfolgt und aus der Art, wie sie ihn in der Darstellung zu erreichen sucht, abzuleiten. Aber deshalb ist nicht auch die Unterscheidung von erzählenden und dergl. *Perioden* statthaft; es lassen sich für diese als Perioden keine wesentlichen Unterscheidungszeichen angeben; wenigstens können solche Merkmale nicht als charakteristische gelten, wie sie z. B. der Verf. zwischen der rein erzählenden und der rein beschreibenden angiebt, wornach der ganze Unterschied darauf hinausgeht, dass jener die historischen Tempora, dieser das Präsens am meisten eigen sind. Wirklich enthalten auch die gegebenen Beispiele nicht, wie doch die jedesmalige Ueberschrift andeuten soll, einzelne (erzählende, beschreibende u. s. w.) Perioden, sondern Bruchstücke aus Erzählungen, Beschreibungen und andern Stilgangen.

Lateinische und griechische Beispiele hat der Verf. *hier nicht* gegeben, wahrscheinlich um Raum zu ersparen. Ref. kann diess aus schon oben erwähntem Grund auch weiter nicht missbilligen. Allein zweckdienlich hätte er es doch gefunden, wenn in aller Kürze auf den Unterschied der deutschen und der alten Sprachen hinsichtlich des Periodenbaus aufmerksam ge-

macht, die grössere Leichtigkeit und die daraus folgende häufigere Anwendung des periodischen Stiles bei den Alten, namentlich das rhetorische Gepräge der römischen Schreibart u. dgl. hervorgehoben und einige Fingerzeige über die Nothwendigkeit und die Mittel der Umformung antiker Perioden in deutschen Uebersetzungen gegeben wären. Diess sind an sich wesentlichere Punkte als die beliebten Divisionen und Subdivisionen der Satz- und Periodengattungen, und gehören in ein für Gymnasien berechnetes Lehrbuch der deutschen Stilistik um so mehr, da auf diesen Anstalten der Schüler seinen Stil nicht nur an *einem* Sprach-Idiom, an dem seiner Muttersprache bilden lernen soll, sondern — — und diess ist, richtig von Seiten der Lehrer geleitet, eines der vorzüglichsten, jedem andern Bildungsgange entstehendes Bildungsmittel — durch die Vergleichung der so eigenthümlichen, von dem Genius der neuern Sprachen so vielfach abweichenden Idiome, der griechischen und lateinischen Sprache; welche Vergleichung ungemein viel zur Entwickelung dessen beiträgt, worauf am Ende alles beim Sprachunterricht ankommt, nämlich des Sprachbewusstseins oder des gebildeten Sprachgefühls, vor dessen Entfaltung überhaupt nicht an einen gebildeten Stil zu denken ist. An Vorarbeiten zum Behuf einer kurzen Zusammenstellung der hier wesentlichen Punkte fehlt es keineswegs, wenn auch der Gegenstand noch nicht mit der gehörigen Ausführlichkeit und Gründlichkeit behandelt worden ist.

§ 59. *Bau der Perioden.*

Hier wird abgehandelt: Länge, Form, Rundung, Klarheit, Deutlichkeit, Einheit, Harmonie der Periode.

A. Die zu gestattende *Länge der Periode*, oder ihr Umfang, wird, nachdem nachträglich die Periode als Zusammenkettung von Neben- und Hauptgedanken zu einem Gedankenausdruck, von der Periode „als ei*n* ganze*s* Stylstück" (sic!) unterschieden worden, und die Abmessung nach einem äusserlichen Massstabe richtig zurückgewiesen ist, abhängig gemacht von der *leichten Ueberschaubarkeit* des Ganzen in allen seinen Gliedern. Dazu folgen, wie überhaupt zu allen Abtheilungen dieses §, wieder Musterstücke aus der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache. Auch hier konnte auf den Unterschied der deutschen von den zwei alten Sprachen hingedeutet werden, in welchen letztern wegen grösserer Ausbildung der Participial- und Infinitiv-Construktion, sowie wegen grösserer Freiheit in Wort- und Satzstellung — zwei Vorzüge, die aus der bestimmteren und vollständigeren Ausprägung der Flexions- und Motionssilben entspringen — bei weitem längere und verwickeltere Perioden zulässig sind als in der deutschen Sprache.

B. *Die Form der Periode* wird nach der Stellung der Nebensätze vor, hinter oder inmitten des Hauptsatzes bestimmt.

C. *Die Rundung der Periode* heisst hier das Ebenmass, in

welchem die Protasis mit der Apodosis steht, deren Missverhältniss zu einander, sei es durch Anzahl oder durch Erweiterung der Sätze herbeigeführt, der Periode eine Missgestaltung giebt.

D. *Die Klarheit und Deutlichkeit der Periode* als wesentliches Erforderniss derselben wird erörtert, durch Angabe der Fälle, in welchen sie gestört oder aufgehoben wird. Ebenso verfährt der Verf. bei

E. *Einheit* (grammatische, logische, stilistische) u. F. *Harmonie der Periode.*

§ 60 beschäftigt sich mit *Umformung der Periode* und zwar durch Verwandlung der Neben- in Hauptsätze oder umgekehrt; durch Veränderung in der Stellung der Sätze; durch Umänderung ihres logischen Verhältnisses, bei welcher Gelegenheit auch der Unterschied zwischen der direkten und indirekten Rede hervorgehoben wird.

Ref. muss gestehen, dass ihm die beiden letzten Paragraphe mehr zusagten als alle übrigen vom Satz- und Periodenbau handelnden; die gegebenen Bestimmungen sind schärfer gehalten; die einzelnen Regeln, wenn auch nicht im Vorhergehenden, wie es sein sollte, begründet, doch so gestellt, dass der Schüler weiss, woran er ist; sie haben offenbar einen praktischen Nutzen, indem sie statt blosser Namen und Eintheilungen solche Bestimmungen enthalten, welche ihm wirklich Einsicht in den Satz- und Periodenbau seiner Muttersprache und so Anleitung zur Ausbildung seines Stiles gewähren.

Den § 61, welcher von der Satzzeichnung, oder Interpunktion, handelt, übergeht Ref., weil er nur ein Excerpt aus Herlings bekannter Theorie enthält.

Cap. III. *Lehre von den Versen.*

Dieses Capitel, dessen Stellung zwischen dem 6. und 7. passender gewesen wäre, enthält das Hauptsächlichste aus der Prosodie (§ 62—63), der Metrik (§ 64), welche hier sonderbarer Weise von der Verslehre (§ 65—68) getrennt ist; aus der Lehre vom Reim, von der Assonanz und Alliteration (§ 69—71) in der gewöhnlichen, mechanischen Manier vorgetragen. Auch Beispiele werden gegeben; auf andre wird verwiesen in Söltls Mustersammlung. Zur Uebung werden in prosaischen Rhythmus aufgelöste Strophen vorgelegt und die Art der zu bildenden Verse und Strophen bestimmt.

Cap. IV. „*Von den Eigenschaften des guten Styles.*"

Diess Capitel zerfällt in zwei Hauptabtheilungen: 1) von der *Richtigkeit des* Stiles als der nothwendigen, 2) von der *Schönheit*, als der billigen Anforderung desselben. Zur Richtigkeit gehören nun: a) Sprachreinheit, b) Sprachrichtigkeit, c) Bestimmtheit, d) Schicklichkeit, e) Deutlichkeit und f) Kürze.— Alle diese Anforderungen und, wo diess nothwendig ist, deren Gegentheile werden nach altherkömmlicher Weise auseinander-

gesetzt und mit Beispielen erläutert, unter denen man freilich manche gern mit andern vertauscht sehen würde. Dass die Schicklichkeit durch wirklich gemeine Ausdrücke gestört werde, braucht gar nicht durch Beispiele erläutert zu werden, wie diess S. 159 geschieht: „Ich bin ein Praktikus und Sie ein Diarrhetikus, kurz und gut, Sie sind mein Antipodex" — mit der naiven Parenthese (roher Spass)! — Auch an Ungenauigkeit fehlt es hier nicht. So werden S. 155 unter der Ueberschrift: unrichtige Verkürzung der Sätze, auch Beispiele falscher Zusammenziehung gegeben. Wenn unmittelbar vorher unter den Fällen, wo gegen die *Sprachrichtigkeit* gefehlt werde, auch die Nachahmung der Konstruktionen anderer Sprachen, die unserem deutschen Idiom widerstreben, aufgeführt wird: so sieht man leicht ein, dass dieser Fall ebensowohl zu den Fehlern gegen die Sprachreinheit zu rechnen sei. Ueberhaupt ist nicht abzusehen, warum die Stilistiker unter Latinismen, Gräcismen, Gallicismen u. s. w. nur fremde Wörter, nicht auch fremde Wort- und ganze Satzverbindungen verstehen wollen und gewöhnlich mehr gegen jene als gegen diese eifern, welche doch eher wie Jean Paul sagt, einem halben Raube und Nachhall gleichen und eher die Selbständigkeit unsrer Sprache prostituiren als kurze Wörter. Freilich liegen solche Satzverbindungen mitunter mehr versteckt und sind den auf solchen Gymnasien Gebildeten, auf welchen das Deutsche als Nebensache betrieben wird, zu geläufig geworden, als dass sie ein fremdes Idiom dahinter vermuthen möchten. Wir haben hier einen Fall vor uns, der deutlich zeigt, wie die einseitige oder sonst linkische Behandlnng des fremdsprachlichen Unterrichtes *nachtheilig* auf die Ausbildung in der Muttersprache einwirken kann. Man lese nur die Tertianer- und Sekundaner-Uebersetzungen aus alten Schriftstellern und zähle z. B., wie oft auf *einer* Seite die Satzverbindungen mit: *als, nachdem, indem* und mit *Relativen* aller Art vorkommen, man vergleiche das Original, und man wird finden, dass die meisten dieser Wendungen durch Unbeholfenheit im Uebersetzen der Participial-Construktionen u. dergl. veranlasst sind. Diese Unbeholfenheit setzt sich nun mit der Zeit so fest, dass nur wenigen es gelingen wird, sich später von dem unerträglich eintönigen und schleppenden Satz- und Periodenbau frei zu machen. Dazu gehört auch die Ungewandtheit im Uebersetzen lateinischer und griechischer Infinitivsätze oder indirekter Reden, für welche wir Deutschen eine so eigenthümliche, kurze Ausdrucksweise in dem blossen Conjunktiv ohne die Partikel „dass" haben. Ferner ist hierher zu rechnen die undeutsche Topik der Sätze z. B. des Adverbialsatzes zwischen Subjekt und Verbum finitum eines grammatischen Hauptsatzes: wie „*Cajus, als* (da, nachdem, weil u. s. w.) *er gekommen war* [wohl auch: als *ihm diess* benachrichtigt war], *sagte* u. s. w. Es liesse sich das Verzeichniss solcher undeutschen Wendungen, die sich

aus dem knechtischen oder unbeholfnen Uebersetzen aus fremden Sprachen herbedingen, noch bedeutend vermehren. Referent wollte nur mit einigen wenigen Beispielen darauf hindeuten, wie sehr auf Gymnasien, lateinischen Schulen u. dergl. die Muttersprache möglicher Weise auch *gefährdet* werde, und wie sehr es nicht nur für den Lehrer der deutschen Sprache, sondern für jeden Lehrer, der nicht Verräther an seiner eignen Muttersprache werden will, Pflicht sei, jenem Unwesen des Lateinisch-Deutschen nach Kräften entgegen zu arbeiten dadurch, dass bei jeder Gelegenheit die Divergenz des fremden und des deutschen Idioms hervorgehoben und in den praktischen Uebungen ausgeglichen wird *).

§. 74. „*Die Schönheit des Styles* besteht: a) in Wohlklang, b) in Würde, c) in Neuheit, d) in Mannigfaltigkeit, e) in Lebhaftigkeit." — Auch diese Eigenschaften sowie deren Gegentheile werden im Einzelnen erläutert. Bei der „*Würde*" sind Wörter und Redensarten angeführt, welche die Würde des Stiles verletzen, in sofern sie der allgemeine Geschmack, das Schön-

*) Welchen Einfluss seit der frühesten Zeit die lateinische und späterhin andre Sprachen auf die Entwickelung der deutschen gehabt haben, ist dem mit dem Entwickelungsgang der deutschen Litteratur Vertrauten bekannt. Es wäre ein in der That interessantes Unternehmen, auf historischem Wege nachzuweisen, wieviel sich nicht nur an *Wörtern*, sondern an syntaktischen Fügungen und namentlich an Satzverbindungen aus der lateinischen, griechischen, italienischen und französischen Sprache allmälig eingeschlichen hat, ohne im Stande zu sein, den echt deutschen Sprachgebrauch in soweit zu verdrängen, dass sich die fremde Waare nicht noch immer heraus erkennen liesse. Man würde selbst noch aus unseren Classikern, also aus einer Zeit, wo die deutsche Sprache und Litteratur ihre Selbständigkeit errungen hatte, eine bedeutende Anzahl von Stellen sammeln können, die deutlich verrathen, dass selbst die mustergültigen Schriftsteller gar manches, was sie sich doch nur aus der Beschäftigung mit fremden Sprachen angenommen hatten, nicht ablegen konnten. Ref. hebt als Beispiele nur den undeutschen Accusativus c. Inf. hervor (von welchem auch der Verf. einige Beispiele gegeben hat): Bei Wekherlin in „Amor ist betrogen" liest man: „Also flog er bald in den Garten, Da er dieselbe zu sein gedacht" (ubi eam esse putabat). Bei Lessing in der Miss Sara III, 3 „so hätte ich sagen sollen, dass ich nichts als dieses darin enthalten zu sein wünschte;" — in einem litter. Aufsatze: „die Gelehrten in der Schweiz .... schickten ... einen Band alter Fabeln voraus, die sie ungefähr aus den nämlichen Jahren zu sein urtheilten" — und so bei Lessing nicht selten. Bei Wieland, Horaz Satiren Th. I, S. 41: „Ich überlasse nun dem Lehrer, welche von beiden Versionen er der andern vorzuziehen begründet zu sein glaubt." —

heits- und Schicklichkeitsgefühl des Gebildeten verpönen müsse als unedel und gemein. Ehe über die verschiednen Arten des Stils; über die höhere, mittlere und niedre Schreibart das Nöthigste gesagt ist — erst § 78 ist davon die Rede — lässt sich nicht wohl über die Würde *aller* der Wörter und Phrasen, welche hier frischweg als unedel und gemein bezeichnet werden, so entschieden absprechen, weil der Begriff der Würde doch nur ein relativer ist. Auch findet sich hier manches, was sich durchaus nur als Provinzialismus kund giebt z. B. „im Neste flacken" (im Bette liegen), „fotzen" (ins Gesicht schlagen) u. dergl. Wir wollen nun zwar nicht Wörter und Phrasen, wie „rülpsen," einem Flöhe in den Pelz setzen" u. dergl. als solche bezeichnen, die in irgend einer von der Theorie zu berücksichtigenden Schreibart vorkommen dürften. Allein dass Wörter und Redensarten wie: „fressen," „saufen," „schnappen" (oder soll diess hier vielleicht ein Provinzialismus in der Bedeutung von „hinken" sein?), „Tölpel," „Geschmeiss," „sich fortpacken," „der Verseschmierer," ins Gras beissen," „in die Pfanne hauen," „Haare auf den Zähnen haben" u. dergl. als solche angeführt werden, die man *nur* aus dem Munde der Rohesten höre, oder die einen niedrigen, ekelhaften Nebenbegriff hätten, oder die veraltet seien, das ist offenbar Uebereilung oder Pedanterei. Letztere wird übrigens uns Deutschen überhaupt zum Vorwurf gemacht, und nicht mit Unrecht, da wir in der That *allen und jeglichen* Anstoss vermeiden wollen. Daher auch unser Reichthum an sog. Euphemismen, deren z. B. für „sich betrinken" — wie charakteristisch! — nach Lichtenbergs Zählung über hundert im Cours sind, meistentheils aus Metaphern bestehend, bei welchen man, wie der Verf. S. 179 sagt, während bei allen Figuren die Regeln über die Richtigkeit des Stiles gelten, noch ganz besonders aufmerksam sein muss, dass ja nicht gegen die Schicklichkeit ein Verstoss gemacht werde.

Dem Ref. fielen hier einige strafende Verse ein, deren Verf. er nicht angeben kann, die er aber gleichwohl Herrn Dr. B. entgegen stellen zu können glaubt, da es hier nicht einmal bedeutender Autoritäten bedarf. Sie lauten:

„Veredelt, verfeinert nur immer Teutonias Sprache!
Veredelt die göttliche Gabe von Tage zu Tage;
Das Kräft'ge entmarket, das Starke entmannt:
Dann sind wir den Briten und Gallern verwandt."
O, glättet das Rauh!
Nur Alles hübsch fein!
Hinweg mit der Sau,
Viel edler ist — Schwein!

„*Die Lebhaftigkeit des Styles* wird bewirkt durch die Figuren." Diess führt den Verf. auf eine umständliche Darstel-

lung der *Redefiguren* (§ 75—77). Es heisst hier, § 75: „Die Alten und die Neueren haben verschiedenartige Eintheilungen der Figuren gemacht, die recht gut sein mögen, aber der Sache selbst wenig nützen. [Worin sollte aber alsdann diese Güte bestehen?] *Ich* nehme daher Figuren und Tropen, weil in beiden eine besondere Wendung der Vorstellung und seines [lies: ihres] Ausdruckes obwaltet, als gleichbedeutend und theile ab in Sach- und Wortfiguren.“ —

Richtiger d. i. der Wahrheit angemessener, hätte Hr. D. B. gesagt: „ich nehme daher die in Falkmann's Praktischer Rhetorik vorliegende Eintheilung hier auf.“ Denn etwas anderes findet der Leser hier nicht. Dieselbe Eintheilung, nicht selten auch dieselben Beispiele! Oder legt der Verf. darauf soviel Gewicht, dass er die Falkmann'sche Anordnung einmal verlässt und die subjektiven Sachfiguren den objektiven voranstellt? Ref. wird sich bei diesem Abschnitt nicht länger aufhalten, weil Hr. Dr. B. darin nichts Eigenthümliches darbietet, als etwa einige Ungenauigkeiten, wie z. B. gleich bei der Eintheilung der Sachfiguren in subjektive und objektive, wo es heisst, dass jene sich bezögen auf das Subjekt des Satzes, statt: auf das darstellende Subjekt.

Auch der als „Zusatz zu der Schicklichkeit des Styles“ angehängte § 78 „*von den Stylarten*“ enthält nur das Allergewöhnlichste. Aufgefallen ist dem Ref., dass der Verf. in seiner eignen Darstellung, die als didaktische sich doch in den Schranken der sog. mittleren Schreibart halten muss, in der Charakteristik des höhern Stiles zuletzt sich selbst in den höhern Stil verirrt, wenn er sagt: „Nicht wie ein Rabe krächzt oder wie ein Sperling zwitschert er (der Schriftsteller); wie ein Adler ruft er mit durchbebendem Schreie aus seiner Höhe, oder wie eine Nachtigall flötet er lieblich im goldnen Käfige.“ Oder ist diess *absichtlich*, um zugleich ein Beispiel des besprochnen Gegenstandes zu geben?

Cap. V. *Gedankenstoff* (§ 79—87).

Auch hier hat der Verf. Falkmanns Praktische Rhetorik benutzt. In § 80 „Vom Titel“ findet man sehr triviale Dinge. So wird z. B. gelehrt, der Titel müsse bestimmt u. dergl. sein; „wer über die Deutschen schreibt, wähle nicht den Titel Bähäuter“ (lies: Bärenhäuter); wie lang oder kurz ein Titel sein könne, hänge vom Stoff ab, wozu denn eine bedeutende Menge von Beispielen gegeben wird. Im Vorhergehenden wird der Titel: „Luise, ein idyllisches Epos von Voss“ angeführt. Woher? Voss selbst schreibt der Sache ganz angemessen: „Luise, ein ländliches Gedicht in drei Idyllen.“ — Auch wird es Schiller als Fehler angerechnet, dass er sein letztes Schauspiel (Wilhelm) „Tell“ nicht lieber „Befreiung der Schweiz“ betitelt habe!!

§ 81—82. Heuristik und praktische Uebungen dazu.

§ 83 — 85. Eintheilung des Stoffes: Division und Disposition, nebst Uebungen.

§ 86. Erweiterung der Gedanken (Amplifikation), eigentlich eine Sammlung von Aufgaben mit mehr oder weniger ausführlichen Dispositionen, Divisionen und Partitionen.

§ 87. Auszüge. Anleitung zu tabellarischen, fragmentarischen, imitirenden, referirenden Excerpten in Beispielen.

Cap. VI. *Gedankendarstellung* (§ 88 — 92).

Hier werden die verschiednen Arten der prosaischen Darstellung auseinandergesetzt: die Erzählung, Beschreibung, Abhandlung, Rede und — wenigstens in solcher Ausdehnung wie hier, höchst überflüssig *) — der Brief — alles mit Beispielen erläutert und mit Zusammenstellung der in jeder Gattung ausgezeichneten deutschen Prosaisten versehen.

Cap. VII (nicht VIII) *Dichtungen* § 93 bis Ende.

Hier handelt der Verf. „von jenen Darstellungsarten, die grösstentheils oder immer im Schmuck der Dichtung und in der metrischen *Uniform* auftreten" (!) Die Anlage dieses sowie zum Theil auch des vorigen Capitels hat dem Ref. in Vergleichung zu den andern am meisten zugesagt. Eine ausführliche Poetik wollte hier der Verf. natürlich nicht geben; er bietet dafür einen kurzen Ueberblick der Haupterscheinungen, der Hauptformen mit ihren Nebengestalten, mit kurzen, bündigen Definitionen und, wo es die Gattung zuliess, mit Beispielen oder doch Verweisungen auf Söltls Mustersammlung, sowie, jedoch natürlich nur bei Dichtungsarten von geringerem Umfange, mit Themen zu eignen Versuchen; endlich mit Aufzählung der in jeder Gattung gefeiertsten deutschen Dichter. Das Ganze zerfällt in drei Hauptgruppen: die lyrische, epische und dramatische Poesie; auf Neben-, Zwitter- oder Mischgattungen lässt er sich nicht ein; die Fabel, das Epigramm, die Idylle, die beschreibende und die didaktische Poesie, der Roman und die Novelle werden der epischen Gattung untergeordnet. Ref. kann diess Verfahren nur billigen; je einfacher die Eintheilung, desto praktischer erscheint sie ihm, und ganz richtig ist die Vorbemerkung des Verfs. S. 266. „Wenn bei der weiteren Eintheilung manches Gedicht in die Classen mehrerer Dichtarten zugleich fällt, dass es z. B. zu den Liedern, Elegien, poetischen Erzählungen, Romanzen u. s. w. zugleich gezählt werden kann; so möge dieses den Schüler nicht befremden. Diese Eintheilungen können nicht genügen, weil der Dichter seiner Begeisterung folgt, und nicht darauf achtet, ob seine Arbeit in die Classifikation taugt, oder nicht. Viele Gedichte lassen sich gar nicht einreihen." — Dass die Theorie der dramatischen Poesie in einem solchen Lehrbuche keine aus-

*) S. Ed. Olawsky in dem Archiv dieser Jahrbb. Th. III, Heft 4, S. 548.

führliche, gründliche Behandlung gestatte, ist wohl wahr; aber der Verf. hat sie denn doch über die Gebühr kurz abgefertigt; die Verweisung auf die Dramaturgien (Schlegel, Iffland, Mentzel) ist ohne Bedeutung. — Wohl nur ein Druckfehler ist es, wenn es S. 291 heisst: „das Heldengedicht ist das Höchste, was die Poesie zu leisten vermag" (statt: diese d. i. die epische Poesie). Und wenn S. 292 Klopstocks Messiade von der Epopöe ausgeschieden wird, so stimmt Ref. zwar darin bei; aber mit dem Verf. im Nibelungenlied einen „deutschen Homer" zu erkennen (S. 293), vermag er nicht.

Um nun ein allgemeines Urtheil über das vorliegende Lehrbuch abzugeben, so ist Ref. der Meinung: wäre die Lehre vom Satz- und Periodenbau sorgfältiger und namentlich in *der* Art besser verarbeitet, dass sie, mit blossen Definitionen, Benennungen und Eintheilungen sich nicht begnügend, eine wirkliche, praktische Syntax bildete; wäre der durch *kürzere* Abfassung derselben Lehre und durch Weglassung von manchem oben Bezeichneten zu ersparen gewesene Raum zu einer nur um weniges erweiterten Poetik und in einem kurzen Abriss der deutschen Sprach- und Litteraturgeschichte benützt worden: so könnte das Buch, dem dann freilich noch weniger als jetzt der Name eines Lehrbuchs der *Stilistik* zukäme, sich sehr vielen Lehrern, auch ausserhalb Baierns, als ein Leitfaden für den deutschen Unterricht überhaupt in den mittleren und, wenigstens theilweise, den obern Gymnasialklassen sehr wohl empfehlen. In seiner gegenwärtigen Gestalt aber möchte es sich dazu noch nicht eignen. Ref. räth also dem Hrn. Verf., bei einer neuen Auflage noch einmal eine sorgfältige Umarbeitung vorzunehmen.

Die äussere Ausstattung des Buches ist genügend. Ausser den vom Verf. selbst bemerkten Druckfehlern, sind indess noch mehrere andre störend: S. 63 summa jus. S. 154 Glypthotek und Posament. S. 171 Z. 8 v. oben *seines* statt *ihres*. S. 185 Commulation; S. 186 Assyndeton und durchgängig: Stollberg.

Auch sind folgende Ausdrücke und Wendungen — um diess noch nachträglich zu bemerken — in des Verf's. eigner Sprache zu rügen: S. 44 „der Nebensatz geht *dem* Hauptsatze gar nichts an." S. 87 „als ein ganzes Stylstück" statt: einem ganzen Stilstücke. S. 100 „die Zeitwörter, weil Angabe fremder Meinung, also nicht Gewissheit aussprechend, kommen in den Conjunctiv." S. 184: „Es wurde hierüber Erwähnung gethan." Endlich liessen sich wohl öfters auch bessere *Muster*stellen auffinden, als die von dem Verf. gewählten, z. B. S. 147 (zur Verskenntniss).

„Hurtig! Nicht in den Steig, dort hinterm Dornbusch
Hingeschleudert den ekelhaften Unrath,
Aufgehäuft und verbrannt mit Pech und Schwefel."
(Voss.)

Berlin. Dr. *Polsberw.*

Sammlung vollständiger Entwürfe zu Aufsätzen wie auch einzelner Gedanken zu freien Vorträgen nebst einer Einleitung als Anleitung. Zum Gebrauch in oberen Classen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Herausgegeben von *Ernst Wisseler*, Oberlehrer am Gymnasium zu Wesel. Wesel, 1835. VIII, 134 S. 8. (10 ggr.)

Indem der Herausgeber dieses Werkchens in Bezug auf den eigentlichen Zweck und die demselben gemäss zu treffende Einrichtung solcher Themata auf seine dem Programm des Gymnasiums zu Wesel (1831) einverleibte „Abhandlung über den Nutzen richtig geleiteter Anfertigung deutscher Aufsätze in den oberen Gymnasialklassen" verweist und alles Allgemeinere übergeht, beschränkt er sich in dem Vorworte lediglich auf eine Andeutung desjenigen, was zur *besonderen Charakteristik dieser Sammlung* gehört. Ref. hielt es für zweckmässig dieselbe hier auszugsweise aufzunehmen. Diese Sammlung also hat, wie der Verf. sagt, nicht, gleich ähnlichen andern blos die Bestimmung, dem die Uebungen im deutschen Stile leitenden *Lehrer* in der Herbeischaffung des geeigneten Materials eine Erleichterung zu gewähren; sie ist vielmehr *hauptsächlich auch für den Schüler berechnet*, und soll diesen nicht allein vor dem fehlerhaften Aufschreiben des Diktirten bewahren (!), sondern auch insbesondere ihm als ein nützliches Hülfsbuch bei der Ausarbeitung seiner Aufsätze dienen. Daher

1) *die Einleitung*, welche die Stelle einer, zum Theil nach den in den trefflichen Werken eines *Falkmann* [Methodik der deutschen Stylübungen; und dessen Hülfsbuch] und *Reinbeck* [Handbuch der Sprachwissenschaft.] aufgestellten Grundsätzen, zusammengedrängten Anweisung vertritt; daher

2) ferner die, vielen klassischen Entwürfen *untergesetzten Stellen*, die, als mit dem jedesmaligen Hauptgedanken des Themas mehr oder minder verwandt, Stoff zu weiterem Nachdenken bieten; daher endlich

3) die den meisten Aufgaben beigegebenen *einleitenden Gedanken*, welche dem Anfänger allemal über die grössten Schwierigkeiten wenigstens hinweghelfen können. Dabei aber enthält

4) diese, im Laufe mehrerer Jahre, unter den Händen des Herausgebers entstandene Auswahl gewiss eins der reichhaltigsten Magazine von *fast lauter durch die Praxis bewährt befundenen Entwürfen*, wozu der Stoff theils aus den vorhandenen Sammlungen der Art von Pölitz, Richter, Hörschelmann, Kannegiesser u. A., theils aus dem bunten Bereiche der Lektüre entlehnt und meist eigenthümlich verarbeitet, theils endlich auf dem Wege eigener Erfindung beschafft worden ist. Wenn jedoch hier das auch in diesem Betracht so höchst ergiebige *Feld der*

Geschichte nicht in dem Masse benutzt wurde, wie man es von dem Verfasser der oben erwähnten Abhandlung vielleicht hätte erwarten mögen, so hat diess vornehmlich darin seinen Grund, weil der Stoff von dieser Seite her offenbar nur in allzureicher Fülle von selber sich darbietet, als dass ausser dem Gegebenen ein Mehreres zum Nachtheile der beabsichtigten Wohlfeilheit dieses Büchleins füglich hätte aufgeführt werden können."

Referent knüpft seine Bemerkungen zunächst an die von dem Hrn. Herausgeber selbst hervorgehobenen Eigenthümlichkeiten der Sammlung. Und da wäre denn

1) *die Einleitung* des Werkchens als eine solche zu bezeichnen, die wenig oder gar nichts Eigenthümliches enthielt. Sie verbreitet sich in aller Kürze über den Stil überhaupt, über deutsche Stilübungen, über Aufsätze und über die Theile jedes Aufsatzes (Hauptsatz oder Thema, Einleitung, Uebergang, Ausführung, Schluss) nach ihren wesentlichen Eigenschaften, Einkleidungsformen u. s. w., am weitläufigsten natürlich über die Ausführung im engern Sinn, wobei von der Disposition und deren Form überhaupt, sowie von den Dispositionen für geschichtliche Themen, Beschreibungen, Belehrungen und Reden insbesondere gehandelt wird, — alles, wie der Verf. selbst bemerkt, nach Falkmann und Reinbeck, nur mit untergeschriebenen belehrenden Stellen aus Cicero's und besonders aus Quintilians rhetorischen Schriften.

Die Sammlung selbst zerfällt in zwei ungleiche Theile:

I. Th. Entwürfe zu Aufsätzen allgemeineren Inhalts = 146 Nummern S. 1—114.

II. Th. Entwürfe zu Aufsätzen besonderen Inhalts.

A. Zu *Reden* für den Geburtstag des Königs = 10 Nr., S. 117—122.

B. Zu *Reden* für Abiturienten = 12 Nr., S. 122—124.

C. Gedanken zu freien Vorträgen = 75 Nr., meist Sentenzen S. 125—134.

Um nun aber der festgestellten Disposition treu zu bleiben, wenden wir uns

2) zu den *Citaten.* Diese bilden allerdings eine sehr schätzbare Zugabe, welche diese Sammlung vor allen andern dem Ref. bekannten vortheilhaft auszeichnet. Entnommen sind sie zum Theil aus lateinischen Autoren, wie: Horaz, Ovid, Tibull, Cicero, Seneca u. a., grössten Theils aber aus deutschen, wie: Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Jean Paul, Lichtenberg und vielen andern bis auf Rahel von Ense und Heine herab. Um *Anhäufung* passender Stellen konnte es dem Verf. natürlich nicht zu thun sein; was er gab, sollte dem Schüler nicht dazu dienen seine Arbeit mit allerlei bunten und glänzenden Flicken aufzuputzen, sondern ihn zum Nachdenken und so zur Erweiterung seines Gedankenkreises anzuregen: dazu sind denn auch die al-

lermeisten der mitgetheilten Stellen geeignet; jeder Lehrer kann, wenn er deren mehr für nothwendig hält, aus eigner Lektüre nach Belieben noch andre hinzufügen; bei etwa fünfzig Nummern des I. Theiles (denn im II. Th., besonders im 3. Abschnitt treten die Citate immer mehr zurück) bleibt ihm diess sogar vollständig überlassen, indem der Herausgeber sie ganz ohne Nachweisungen gelassen hat. Bei etwa vierzig Nummern sind Sentenzen u. dergl. untergeschrieben, aber ohne Angabe ihrer Gewährsmänner. Diess ist ein Uebelstand. Denn, abgesehen davon, dass etwanige Erkundigungen von Seiten der Schüler den Lehrer in Verlegenheit setzen könnten, verlieren solche anonyme Stellen als solche, mag auch ihr Inhalt noch so gediegen sein, immer an Eindringlichkeit, an Nachdruck, gleichwie ein gutes Gemälde, wollte man es aus seinem geschmackvollen Rahmen herausnehmen, nicht mehr denselben Effekt machen würde wie in seiner Umgrenzung. Referent würde es sogar gern gesehen haben, wenn selbst bei den *benannten* Stellen ausser den blossen Namen der Autoren auch noch die Schrift, woraus sie entnommen sind, kurz angedeutet wäre; mehr Raum würden diese Zusätze kaum weggenommen haben.

3) *Die einleitenden Gedanken*, welche den meisten Aufgaben beigegeben und dazu bestimmt sind, „dem Anfänger allemal über die grössten Schwierigkeiten wenigstens wegzuhelfen," haben manches Bedenkliche. Es fördert die geistige Entwickelung und Bildung des Schülers nicht im geringsten, dass ihm über die Schwierigkeiten weggeholfen wird und er nur darüber hinweg ist; er selbst muss sie überwunden, er selbst sie beseitigt haben. „Schwierigkeiten sind die Turnstangen, an denen die Jugend erstarken lernt *)." Allerdings reichen die Kräfte des Schülers nicht zur Ueberwindung *aller* der Schwierigkeiten aus, die ihm die zur Bearbeitung vorgelegten Themata in grösserer oder kleinerer Anzahl darbieten und wiederum sollen doch keinesweges nur solche Themata zur Bearbeitung gegeben werden, welche er schon ganz durchschaut; dann fiele eben der eine ihrer Zwecke, die Schärfung des Blickes, in sich selbst zusammen und, wegen des Mangels an Reiz, nicht minder auch der andere, die Uebung in guter Darstellung. Wie ist also hier zu helfen? *Man gebe dem Schüler keine Themensammlung mit fertigen Dispositionen*, *Einleitungen* und ähnlichen direkt-belehrenden An- und Nachweisungen *in die Hähde*, und wähle zu jedem

*) Diese Sentenz fügt ja Hr. W. selbst zu Nr. 66: „Wann zeigt der Schüler rechte Lust am Lernen?" auf welche Frage unter andern auch die Antwort folgt: wenn er durch keine Mühen und Beschwerden sich abschrecken lässt und Hindernisse für ihn nur ein Sporn angestrengterer Thätigkeit sind.

Aufsatze ein solches Thema, das zwar — hierzu gehört freilich ein nur durch Erfahrung zu erwerbender Takt — die Gedanken- oder Anschauungs-Sphäre des Schülers nicht übersteigt, ihm aber doch noch so viele Schwierigkeiten zu besiegen übrig lässt, dass er sich zu deren Ueberwindung hingezogen fühle und dass er durch seinen Sieg und seine Errungenschaft in seiner geistigen Bildung sich gefördert sehe. Der Lehrer lege das Thema vor, mache dann gesprächsweise durch Fragen und Einwürfe aller Art auf die Schwierigkeiten, welche etwa zu beseitigen seien, aufmerksam; führe die Schüler, ebenfalls durch Fragen und Einwürfe, durch Beschränkungen und Erweiterungen aufgestellter Sätze, soviel es ihm nöthig scheint, auf die rechte Bahn, sie zu lösen; lasse sich hierauf was in dieser ganzen Unterredung Haltbares zu Tage gefördert worden ist, zusammenstellen und mehrmals, immer weniger selbst einhelfend, im Zusammenhang von einzelnen Schülern vortragen; bestimme endlich die Form der Darstellung und diktire die etwa vorgekommenen und zum Behuf der Ausarbeitung nöthig befundenen Citate oder ganzen Stellen; lasse sich in der nächsten Lehrstunde die schriftlichen Entwürfe vorlegen, auch wohl einzelne vorlesen und überlasse nun die gänzliche Ausarbeitung und Vollendung dem häuslichen Fleisse. „Auf diese Art sind aber ebenfalls die grössten Schwierigkeiten weggeräumt!" Freilich wohl! Allein durch Anstrengung der Schüler selbst, durch selbstthätiges Suchen und Forschen, nur unter Leitung des Lehrers! Und diese Anstrengung ist eben die Hauptsache. Welchen Vortheil gewährt dieses Verfahren dem *Lernenden* zu seiner geistigen Entwickelung überhaupt und zu seiner Fertigkeit im mündlichen, freien Vortrag insbesondere! Welchen Vortheil dem *Lehrer* zur Erkenntniss, zur Prüfung der Fähigkeiten und Kräfte seiner Schüler! Wie werden sie, auf eigne Kräfte und selbst erworbene Mittel vertrauend, nach fremder, unerlaubter Hülfe zu suchen verschmähen, und wieviel ist schon dadurch gewonnen zur Erweckung und Kräftigung ihres Selbstgefühls, ihrer Wahrheitsliebe, der Grundlage aller *sittlichen* Ausbildung! Alle diese Vortheile lassen sich nur mit viel grösserer Mühe erreichen oder ersetzen; sie fallen zum grössten Theil hinweg; sobald der Schüler *fertige, gedruckte Anleitungen und Einleitungen* in die Hände bekommt. Den Einwurf aber, dass die Anwendung der oben beschriebenen Methode zu viel Zeit in Anspruch nehme, wird derjenige Lehrer, der seine und seiner Schüler Zeit zu benutzen gelernt hat, und weiss, worauf es mit dem deutschen Unterricht und namentlich mit den Aufsätzen abgesehen ist, als durchaus ungültig zurückweisen können. Dass die angedeutete Methode nicht bei *jedem* Thema zu befolgen sei; dass im Gegentheil mitunter solche Themen gegeben werden müssen, die an ein bereits ausgearbeitetes sich anschliessen und so einer vollständigen Besprechung in der Classe

nicht mehr bedürfen; dass in den *oberen* Classen sogar öfters ein Thema ohne alle Andeutungen gegeben werden müsse, um dem Nachdenken und der Phantasie der Schüler bei der Ausarbeitung ganz freies Spiel zu lassen, — versteht sich von selbst. — Mit obiger Andeutung einer Methode aber, welche Ref. selbst seit einer Reihe von Jahren mit erfreulichem Erfolg angewandt hat und von Andern hat anwenden sehen, spricht er zugleich sein Urtheil aus über die Unzweckmässigkeit der gewöhnlichen und selbst auch der vorliegenden Sammlungen, in sofern sie für den *Schüler* bestimmt sind. Manchen *Lehrern*, selbst geübten und erfahrenen, kann eine so wie die vorliegende beschaffene Sammlung ganz erwünscht sein; deshalb erschien dem Ref. eine ausführlichere Anzeige derselben in diesen Blättern ein nicht undankbares Unternehmen zu sein, und er fährt nun darin fort, indem er sich zu dem vierten Punkte wendet, welchen der Herausgeber als charakteristisch an seiner Sammlung hervorhebt, nämlich dass dieselbe

4) nur fast lauter *durch eigne Praxis als bewährt befundene Entwürfe* enthalte. Diess führt uns auf die Gattungen und die Brauchbarkeit der gewählten Themata. Der Verf. hatte, wie schon der Titel besagt, bei der Anlage seiner Sammlung die *oberen* Classen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen im Auge; wahrscheinlich scheidet der Verf. nur obere und untere Classen, so dass er Tertia noch zu den erstern rechnet; denn eine sehr bedeutende Anzahl von Aufgaben sind augenscheinlich nur für Tertianer bestimmt; einige derselben lassen sich sogar schon in einer guten Quarta brauchen wie z. B. Nr. 16 Ueber den Werth einer schönen Handschrift; der Müssiggang ist aller Laster Anfang; Nr. 21 Ueber die Freuden des wiederkehrenden Frühlings. —

Historische Themata liess der Herausgeber absichtlich zurücktreten; nur etwa ein Dutzend Aufgaben zu historischen Untersuchungen und Betrachtungen, also zu Abhandlungen, hat er gegeben; eigentliche *Erzählungen* sind ganz ausgeschlossen; ebenso *Beschreibungen;* an Themen und Entwürfen zu *Reden* enthält der II. Theil 22 Nummern. So bleiben also für die Hauptmasse der Nummern die Aufgaben zu Aufsätzen belehrenden Inhaltes, zu *Abhandlungen* übrig. Einer solchen Einrichtung wird jeder Lehrer seinen Beifall schenken müssen, der, durch Erfahrung belehrt, die neuerdings wieder von Hiecke (in seinem trefflichen „Handbuche deutscher Prosa für obere Gymnasialklassen 1835 S. XI) ausgesprochene Ansicht gewonnen hat, dass man unmöglich von allen Schülern eine gleichmässige Ausbildung der Produktions- und Darstellungsgabe für *alle Gattungen* der Prosa verlangen könne, wohl aber die Fertigkeit der entwickelnden Darstellung von *Gedanken* (nicht von blossen Facten und Anschauungen) in Form der Rede sowohl als der Ab-

handlung bei einem jeden ausgebildet werden könne und müsse, indem nur diese als ein durch kein andres zu ersetzendes Zeugniss und als sicherster Massstab der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gelten könne. —

Aber nun kommt es noch auf einen andern Punkt an: welcher Art sind nämlich die Themata zu Abhandlungen? Die wenigen historischen kommen hier kaum in Betracht. Von den übrigen sind etwa zwei Dutzend aus dem Bereich der Lebensklugheit, aus dem Gebiet der Reflexionen über Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens. Die allermeisten aber sind dem Gebiete der Moral und der Religion entnommen, nämlich von 146 Nummern — über 100.

Allerdings liegen die diesen beiden Sphären entnommenen Themen dem Ideenkreis des Schülers vermöge seiner ganzen Erziehung in Haus und Schule näher als andre; allerdings muss die Schule nicht bloss in den dem eigentlichen Religionsunterrichte gewidmeten Stunden, sondern in *allen* Lehrstunden, deren Gegenstand nur irgendwie es zulässt, auf sittliche und religiöse Ausbildung der ihr anvertrauten Jugend hinarbeiten: allein bedenklich, sehr bedenklich erscheint es denn doch, die Schüler mit Abhandlungen und Reden über Gegenstände der Moral und Religion, namentlich solchen, die Andacht und Erbauung bezwecken, zu *überladen;* — es muss daraus in dem jugendlichen Gemüthe nothwendig bald eine gewisse Uebersättigung und Gleichgültigkeit entstehen, die zunächst ein unerquickliches, altkluges, in dem Postillen-Stil sich ergehendes, leeres Geschwätze, ein eitles Phrasengeklingel über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Herzens herbeiführen *); dann aber die gefährlichsten, die verderblichsten Folgen für das ganze künftige Leben nach sich ziehen. Ref. kann unmöglich glauben, dass Herr OL. Wisseler in der wirklichen Austheilung der Themen an seine Schüler dasselbe Massverhältniss beobachtet habe, welches der Auswahl der in seiner gedruckten Sammlung enthaltenen Aufgaben zum Grunde liegt. Denn wenn er auch nicht den allergeringsten Grund hat, an der Lehrgeschicklichkeit des Herrn Herausgebers irgendwie zu zweifeln: so müsste er doch bei der demselben anvertrauten Schuljugend ein ganz eigenthümliches Naturell voraussetzen, wollte er annehmen, jene argen Folgen seien bei ihr *nicht* hervorgetreten; wollte er annehmen, die meisten der vorliegenden Entwürfe seien wirklich durch Praxis als bewährt befunden worden.

Dass Herr OL. Wisseler von den moralischen und religiösen Themen in praxi nur von Zeit zu Zeit eines und das andere gewählt habe, um Abwechslung und Mannigfaltigkeit in die

---

*) Besonders wird diess dann der Fall sein, wenn die jungen Verfasser es nicht verschmähen, die so verbreiteten „Stunden der Andacht" und dergleichen zugängliche Noth- und Hülfsbüchlein zu benutzen.

schriftlichen Ausarbeitungen seiner Schüler zu bringen; dass er diess Verfahren auch bei andern Lehrern, denen er seine Sammlung empfiehlt, vorausgesetzt und nur aus Besorgniss, es möchte mancher Lehrer nicht genug Geschick besitzen, dem Anfänger über die grösseren Schwierigkeiten gerade solcher Themata hinwegzuhelfen, eben diese Themen vorzugsweise, mit vollständigen Entwürfen und Einleitungen ausgestattet, herausgegeben habe — zu solchen halb und halb entschuldigenden Vermuthungen hält sich Ref. in Ermangelung bestimmter Andeutungen von Seiten des Herausgebers — dessen Abhandlung im erwähnten Programm ist ihm nicht zur Hand — nicht berechtigt.

Auf jeden Fall konnte es Hrn. OL. Wisseler nicht entgangen sein, dass die vorhandenen Sammlungen gerade Themen und Entwürfe jener Art im grössten Ueberfluss enthalten, dass also *Lehrer* in dieser Beziehung nicht leicht in Verlegenheit um Stoff gerathen dürften. Kurz, Ref. kann mit der von demselben getroffenen Auswahl durchaus nicht zufrieden sein. Weit verdienstlicher wäre es gewesen, wenn er, statt der schon vielfach bearbeiteten und in andern bequemen Sammlungen bereits mehrfach aufgetischten Themen und Dispositionen, lieber neue, interessante Themata aus andern, dem Ideenkreis der Schüler oberer Klassen nicht zu entfernt liegenden Gebieten entnommen und mit Citaten klassischer Stellen und zugänglicher Hülfsmittel, so wie mit mehr andeutenden und — etwa durch Fragen! — anregenden als vollständigen, fertigen Entwürfen versehen mitgetheilt hätte.

Endlich verdient noch diess einer Ausstellung, dass die Themen und Entwürfe des I. Theils nicht rubricirt, sondern im buntesten Wechsel, ohne Rücksicht auf stufenweisen Uebergang von leichtern zu schwereren, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Gebiete, denen sie dem Inhalte nach angehören, oder sonst nach einem Plane hinter einander folgen, wodurch das Nachschlagen ungemein erschwert ist. Der Herausgeber wollte doch nicht etwa, dass man seine Entwürfe in derselben Ordnung, wie er sie mittheilt, benutzen solle? Solche Durcheinander-Ordnung, wie überhaupt jedwede Unordnung konnte er dem Gutbefinden eines jeden Einzelnen selbst überlassen.

Druck und Papier sind zu loben.

Berlin. Dr. *Polsberw.*

Themata disposita juventuti laudis oratoriae appetenti — adjecto subsidiorum promptuario — componenda offert *Al. Bruchberger.* (Motto:) „Usus magister egregius." — Landishuti 1834. Sumptibus ac typis J. Thomann. XIV u. 193 S. 8. brosch. — $\frac{3}{4}$ Rthlr.

„Ad comparandam eloquentiae laudem exercitationis tanta vis est, ut eam *unice* nonnulli sufficere putarent. Rem igitur

aeque praeceptoribus ac discipulis gratam facturum me putavi, si materiam rudem et impolitam subministrarem, in qua ipsi deinde *ty*rones elaborarent per otium sicque omnem suam latine scribendi, recte cogitandi, vere judicandi, apte, distincte, ornate dicendi facultatem expromerent exercendo et promoverent."

Mit diesen Worten und der ferneren Bemerkung, dass die Themen und Dispositionen nicht von ihm selbst, sondern aus andern Büchern dieser Art, zum Theil mit mehr oder wenigeren Abänderungen entliehen seien, übergiebt der Verfasser diese Sammlung der Schulwelt. Schon aus den eben angeführten Worten sieht man, in welchem Sinne der Verf. die eloquentia nimmt, und welchen Werth er den praktischen Uebungen darin in lateinischer Sprache beilegt. Ausdrücklich legt er aber den Schülern noch ans Herz: 1) dass sie beständig die Alten als die unübertrefflichsten Muster studiren sollen, zu welchem Behuf er ihnen in seinem Promptuario die Quellen eröffnet habe; 2) dass aber alles Lesen der Alten und alles Studiren der Rhetorik nichts helfe *absque* exercitatione propemodum quotidiana assiduaque veterum imitatione.

Zuerst giebt der Verf. 338 Themen, zum Theil mit kurzen Andeutungen zu ihrer Behandlung und einigen Citaten, zum Theil mit ausführlichen Dispositionen und reicheren Nachweisungen. Mancher Gegenstand kehrt in verschiedenen Nummern und Ueberschriften mehrmals wieder z. B. No. 1 und No. 10 De studio historiae, No. 141 de laudibus historiae; No. 279 Studium historiae utile esse. — Dabei sind die Andeutungen mitunter wegen ihrer Oberflächlichkeit ganz und gar überflüssig z. B.

No. 147. De otio: Otium est noxium: 1) sive exempla, 2) sive testimonia consulo (Argumenta extrinseca).

No. 148. De otio: Otium est noxium: 1) sive originem, 2) sive quid efficiat attendo (Argumenta intrinseca).

Unpassend erscheint No. 160 De officio doctoris. Duobus omnino verbis munus ejus qui docet comprehendimus: 1) quomodo doceat, 2) quid doceat, — und vollends No. 282: Quorsum Veneri resistendum (!). — Gänzlich verkehrt ist die Argumentation unter den ausgeführten Dispositionen in No. 57 De hominum stultitia. Erst werden die Bestrebungen der thörigen Menschen aufgezählt z. B. die nach Reichthum und so auch die nach Beredsamkeit. Dann werden sie als nichtig dargestellt und in Bezug auf letztere gesagt: quorsum petitur summa Ciceronis et Demosthenis eloquentia, quorum utrique sua exitio fuit facundia? Diese Art der Widerlegung ist ja viel thöriger als jene Bestrebung. Wozu denn nun No. 85 De eloquentiae laudibus? Und wie mag denn der Verf. einer „juventuti laudis oratoriae appetenti" noch ein Hülfsmittel zu ihrem eiteln, thörigen, verderblichen Bestreben in die Hände geben?

Uebrigens enthalten die 338 Nummern Themata zu Reden,

Beschreibungen, besonders aber zu Abhandlungen; einige Amplifikationen gegebener klassischer Stellen. Der Chrie sind 10 Nummern eingeräumt mit Ausführung. *Neue* Themata sind wirklich nicht im Buche zu finden, so dass das Verdienstliche dabei etwa blos in den Citaten bestünde; denn die Einkleidung des aus deutschen Themen-Sammlungen Entliehenen in Compendien-Latein dürfte wohl auf keinen sonderlichen Dank Anspruch machen.

Der Anhang ist betitelt: *Concinnatum subsidiorum promptuarium* und enthält in zwei Abschnitten:

I) Praecipuarum orationis formarum specimina ex auctoribus latinis selecta. Hier finden sich 2 specimina narrationis, 4 sp. descriptionis, 2 sp. laudationis, 2 sp. vituperationis, 2 sp. comparationis, 4 sp. amplificationis, 1 specimen dilatationis periodicae, 1 sp. theseos, 3 sp. Chriae und endlich 2 sp. orationis d. h. die Pläne der Reden pro Archia poeta und pro lege Manilia. Auf *griechische* Schriftsteller ist nirgends im ganzen Buche Rücksicht genommen.

II) Dicta veterum atque exempla ex Romanorum operibus citata. Eine fleissige, beinahe hundert nach dem Alphabet geordnete Artikel umfassende Sammlung, die aber auch gar manche Stelle enthält, welche der Schüler *vergeblich* aufgeschlagen hat, wenn er hoffte seinen Gedankenvorrath daraus zu bereichern. Den Schluss bildet ein Verzeichniss der Themen nach der Reihenfolge ihrer Nummern.

Der Anhang, insbesondere der zweite Abschnitt desselben ist das einzige, weshalb Ref. das Büchlein anempfehlen könnte. — Die äussere Ausstattung desselben ist sehr mittelmässig.

Berlin. Dr. *Polsberw.*

Ideen zu einer Revision des gesammten Schulwesens von *J. P. E. Greverus*, Rector und Professor des Gymnasiums zu Oldenburg. — Oldenburg in der Schulze'schen Buchhandlung. 1836. XX u. 323 S. gr. 8.

Der Titel dieses Buches bezieht sich zwar auf das gesammte Schulwesen, der Inhalt desselben aber mehr auf einige Schulen. Eben so wenig befinden sich eigentliche Ideen zu einer Revision als vielmehr Gedanken oder Beiträge darin. Der Gedanke, dass auch die Volksschule eine Staatsangelegenheit sei, durchdringt die ganze Darstellung, obgleich S. 223 gesagt wird: „Beides, Erziehung und Unterricht, sind eigentlich Sache des Hauses und der Aeltern, ja es lässt sich nicht leugnen, dass, Geschick und andere günstige Umstände vorausgesetzt, es den Aeltern am ersten gelingen könne, das Ideal der Humanität, so weit es erreichbar ist, an ihren Kindern herzustellen." — Dem Staate wird allerdings daran liegen, dass das Gute unter seinen Bürgern

auch durch die Schulen befördert werde; ob aber der Empfang und das Gedeihen der geistigen Güter einzig und allein von dem Staate abhangen, ist doch wohl eine ganz andere Frage. Wollte derselbe z. B. zu den Gelehrtenschulen sagen: ihr dürft nichts weiter lehren, als was meine künftigen Beamten für den Kreis ihrer gewöhnlichen Geschäfte brauchen, was würde man da wohl sagen? Die Wissenschaft und Gelehrsamkeit hat bekanntlich einen höheren Werth und ein grösseres Gebiet, als dass einige ökonomisch-praktische Zwecke des alltäglichen Lebens dieselben als überflüssig und unbrauchbar in den Schatten stellen könnten. — In dem Abschnitte über Begriff und Eintheilung der Schule heisst es: Jede Schule hat demnach einen *allgemeinen* Zweck, die Heranbildung zum ächten Menschencharakter und *einen besonderen*, die Tüchtigung für das bürgerliche oder gesellschaftliche Leben; letzterer Zweck ist zugleich das vorzüglichste Mittel zur Erreichung des ersteren. — Also die Bildung für das bürgerliche Leben wäre das *vorzüglichste* Mittel für die Ausbildung zur ächten und wahren Humanität? — Bei der städtischen und ländlichen niederen Volksschule hat der Verf. die Ausdrücke etwas doppelsinnig gestellt, indem er sagt: *welche die Bedürfnisse der unvermögenden und armen Volksclassen vor Augen hat.* Dasselbe findet auch bei der städtischen und ländlichen höheren Volksschule Statt, welche *die Bedürfnisse der Besitzenden* und *Gewerbtreibenden berücksichtigen sollen.* Eben so wenig dürfte der Ausdruck: „*wodurch weder der arme Landbewohner noch der vermögende Bauernstand für's Leben gefördert wird* —" von der Landschule angemessen gebraucht sein; denn diese Schule hat es nicht mit dem materiellen Besitzthume zu thun, sondern soll ihre Zöglinge mit geistigen Gütern bekannt machen. Der Verf. nimmt drei Arten von städtischen Schulen an, a) eine für die um Lohn dienende Classe, b) eine, welche den Handwerksstand, c) welche Künste und Gewerbe berücksichtigt. Unter diesen Schulen könnte man leicht a) eine Dienstbotenschule, b) eine Handwerksschule und c) eine Kunst- und Gewerbschule verstehen. Nach der Gesellschaftsclasse lassen sich aber die für Beförderung der allgemeinen Bildung zu bestimmenden Schulen nicht füglich abtheilen, indem bekanntlich alle Classen gleiche Ansprüche auf Ausbildung zur Humanität haben. Uebrigens kann auch nicht jede Stadt für die besonderen Zweige des bürgerlichen Lebens besondere Schulen haben und noch weniger darf man auf den Dörfern an solche besondere Schulen für das Landleben denken, ohne auf eine lächerliche Art von der Hauptsache abzuweichen. — Das Wesen des Gymnasiums setzt der Verf. zum Nachtheile der Gründlichkeit gelehrter Studien in Polymathie, indem das Gymnasium sich die Aufgabe stelle, sowohl dem Geiste Materialien des Denkens zuzuführen als auch durch geistige Gymnastik die edelsten Kräfte an dieser Materie

zu üben. Das Letztere ist aber wohl schon in dem Erstern enthalten; denn wenn dem Geiste Materialien des Denkens zugeführt werden, so werden auch durch geistige Gymnastik die Kräfte des Geistes an diesen Materialien geübt. Die Benennung Gymnasium mag wohl am meisten zu dieser Beziehung auf geistige Gymnastik führen. Ist aber unter jener Benennung eine Gelehrtenschule zu verstehen, so muss das Gymnasium vorzugsweise dasjenige als Gegenstand des Unterrichtes enthalten, was Gegenstand der eigentlichen Gelehrsamkeit ist. — Wie aber der Verf. von dem Gymnasium — S. 8 auf die Elementarschule übergehen konnte, ist nicht füglich abzusehen. Vielmehr musste er von der Elementarschule ausgehen, welche er mit Recht die Grundlage, das erste Stadium aller Schulen, nennt; die auf derselben Seite darauf folgenden Worte: *Eine* Schule passt demnach nicht für alle Menschenclassen, hängen also mit der Elementarschule nicht gut zusammen. So wie es nämlich eine allgemein gültige Intelligenz und Sittlichkeit giebt, so kann und muss es auch eine für Alle einzurichtende Schule geben können, welche die allgemeine Bildung in geistiger, sittlicher und religiöser Hinsicht befördern soll. Es würde sogar ein Frevel sein, wenn man seinen Mitbrüdern, die bekanntlich von Natur — (welcher eine höhere Bedeutung als allen unseren gesellschaftlichen Unterschieden inwohnt) sich alle gleich sind, die allgemeinen Bildungsmittel versagen und dieselben nur nach dem Grade der gesellschaftlichen Unterschiede eröffnen wollte. Der Verfasser scheint jedoch selbst gefühlt zu haben, dass er etwas zu weit gegangen ist; denn S. 9 sagt er: Derweil*e* genügt'*s*, wenn man bei der tüchtigen Heranbildung zu verschiedenen Bestimmungen nur stets die Humanität fest im Auge behält, wenn man sie gleichsam *zum obersten Principe des Schulwesens macht* und alle Schulanstalten von ihr durchdringen lässt. Die letzteren Worte klingen fast so, als wenn durch ein Commandowort sogleich allen dabei betheiligten Personen wirkliche Humanitäts-Aeusserungen verliehen werden sollten. — Hierauf spricht der Verf. nach einer Digression, dergleichen in diesem Buche mehrere vorkommen, von dem höchsten Zwecke des Staates. — Soll aber der Staat selbst in *jedem* Einzelnen, nach der Ansicht des Verf., die Entwickelung des menschlichen Charakters höherer Potenz befördern, so wird demselben ohne Zweifel zu viel zugemuthet. Richtiger scheint der Verf. zu sagen: die meisten Staatsanstalten sind indirecter oder negativer Art und wir stimmen ihm ganz bei in den Worten: (S. 15) Nur wo das Heil des Kindes auf dem Spiele steht, darf der Staat von seiner Suprematie Gebrauch machen. — Was S. 13 von der Kirche treffend ausgesprochen wird: „an der hierarchischen Form der Kirche klebt etwas Hinderliches, ja der ächten Humanität Entgegenwirkendes“ — kann wohl auch von manchen Perioden einzelner Staaten bemerkt werden. — Refe-

rent glaubt daher, dass die Bürgschaft für das endliche Gedeihen der wahren Humanität mehr in den göttlichen als in den menschlichen Einrichtungen liegt. Konnte doch der Verf. nicht ohne Grund von der Kirche sagen: Sie that es wahrlich nicht, *um die Intelligenz zu fördern*, noch weil sie die Intelligenz in Religions- und Kirchen-Angelegenheiten für nothwendig oder wünschenswerth hielt! S. 18. — Nur was in den Pfaffenkram passte, wurde gelehrt, oder wenn man andere Gegenstände, als was sie Religion nannten, aufnahm, diese, wie die Philosophie und das Latein, so verkuttet und verpfafft, dass man sie nicht mehr erkannte. — Wolle Niemand das Verfahren der alten Kirche mit der Zeit überhaupt entschuldigen; der Mensch macht die Zeit und die Geistlichkeit machte das Mittelalter — u. s. w. Die junge Kirche beerbte die gute alte Mutter noch bei ihren Lebzeiten, nicht eben an Gütern, — die kamen meist an lachende Erben, — aber doch in Beziehung auf die *Schulinspection.* — Daher die tolle Schulwirthschaft (S. 22) noch vor 25 Jahren, an deren Nachwehen wir zum Theil noch jetzt leiden; — wir verdanken sie vorzüglich den geistlichen Aufsehern und Lehrern, denen es nur zu oft an Einsicht, Lust und Eifer gebrach, ein besseres Schulwesen zu begründen. — Daher der fast überall (mit Ausnahme des Preussischen Staates —) noch sichtbare Kampf der wackersten Schulmänner gegen Verkennung ihres Eifers, ihrer Einsichten und oft wohl auch ihrer Persönlichkeit — setzt Ref. hinzu. Hatte also die Schule eine solche vielfache Bedrückung von dieser Seite zu erfahren und ihren Annalen zu klagen, so vernimmt sie jetzt oft von den Staatsbeamten die Frage: aber woher soll denn das Geld für den allerdings nothwendigen Schulbedarf kommen? Treffend sagt in dieser Beziehung — S. 53 — der Verf.: „Hat nun aber der Staat, gleichviel unter welchem Vorwande, die Erbschaft der geistlichen Stiftungen angetreten, hat er Güter und Einnahmen an sich gebracht und zu fremdartigen Zwecken verwendet, so steht ihm die Frage und das Seufzen, woher Geld für Kirchen und Schulen nehmen? sehr übel! Wir antworten ihm: Gieb wieder heraus, was Du zu nehmen kein Recht hattest und verwende es im Sinne der Geber, so weit dieses möglich und zeitgemäss ist. Raub verjährt nicht! Solltest Du aber das Capital sammt den Zinsen nicht wieder herauszuzahlen im Stande sein — nun wohl! wir lassen uns billig finden, so zahle die Zinsen in jährlichen Summen. So viel ist gewiss, der Werth der geistlichen Güter, welche man in Deutschland von Anbeginn der Reformation an bis auf den heutigen Tag eingezogen hat, würde, nach Abzug dessen, was der Kirche von rechtswegen gebührt, mehr als hinreichend sein, um alle Schulen Deutschlands, welcher Art sie sein mögen, in den blühendsten Zustand zu versetzen." — — S. 47 heisst es: „Aber in Deutschland stellt die Regierung die Lehrer

an, beaufsichtigt sie und — lässt sie verschmachten!“ — Was wird einst die Nachwelt und jener höchste Richter sagen? — S. 55 heisst es ferner: Es ist also auch lächerlich, wenn die Regierung in gewissen Fällen Staat und Gemeine einander coordinirt und dadurch opponirt, da der Staat ja eben aus Gemeinen besteht. — Von S. 55 bis S. 63 folgt nun eine Digression zu dem Capitel: Woher der Staat die Geldmittel zur guten Einrichtung der Schulen nehme? — Sonderbar genug folgen dann zwei Capitel: von der Bildung des Gemüthes und Körpers — von S. 63 bis S. 82. — Dann folgen einige Capitel von den gewöhnlichen (bereits vorher angedeuteten) Schulen — mit Einschluss der Mädchenschule — bis S. 127. — Von dem Gymnasium wird etwas weitläufiger — (von S. 127 bis zu Ende des Buches), jedoch mit einigen Unterbrechungen, gesprochen; denn der Abschnitt: *Einige Ideen über Anlage, Bau und Einrichtung der Schulhäuser und Schulzimmer* — gehört nicht ausschliessend dem Gymnasium an, eben so wenig auch die Abschnitte: *Sammlungen*, *Schulordnung*, *Schuldisciplin*, *Examen*, *Schulconferenz*, *Ferien*, *Schulfeste*. — Ref. wundert sich sehr, dass der Verf. nicht einsieht, wie sehr die Fertigkeiten im Schreiben und Sprechen des Lateinischen und im Schreiben des Griechischen das Verstehen der Schriften des Alterthums befördern; denn eine solche Fertigkeit kann nur durch ein gründliches Studium der griechischen und lateinischen Sprache erlangt werden, ohne welches das richtige Verstehen der Schriften des classischen Alterthums nicht Statt findet. Selbst in dem Ausdrucke *Fertigkeiten* hat der Verf. geirrt; denn nicht diese Fertigkeiten selbst fördern jenes Verstehen, sondern dasjenige, was jene Fertigkeiten bewirkt, folglich das anhaltende und gründliche Studium der griechischen und lateinischen Sprache, ohne welches Niemand einen Begriff von dem Unterschiede zwischen dem classischen und verkutteten Latein oder von dem attischen und hellenistischen Griechisch bekommen kann. Wie kann aber der Verf. solche Uebungen im Sprechen und Schreiben nur in den untern Classen für zweckmässig und nützlich halten, da Schüler dieser Classen nirgends lateinisch sprechen, sondern höchstens zur Einübung der grammatischen Regeln nur kleinere Sätze aus dem Deutschen in das Lateinische und Griechische übersetzen? Der Verf. muss also einen sehr kleinen Maassstab für solche nothwendige Uebungen haben. — In dem Abschnitte: Ueber die Verbindung des Unterrichts und der Erziehung auf höheren Schulen — heisst es: (S. 225): Um die Idee, dass die Schule so viel möglich in die häusliche Erziehung eingreifen soll, mehr und mehr zu verwirklichen, dazu gehören vor Allem tüchtige Lehrer (hat es denn bisher etwa an diesen in Deutschland so sehr gefehlt?), und diese zu wählen und heranzuziehen (?), tüchtige Behörden. Wie die Sachen jetzt stehen, wo die Lehrer täglich Unterrichtsstunden

ertheilen und so armselig besoldet werden, können auch die tüchtigsten Lehrer unmöglich das eigentliche Erziehungsgeschäft aller Schulkinder sowohl in, als auch ausserhalb der Schule auf sich nehmen. Selbst für die Gelehrtenschulen würde sich der Vorschlag (S. 227), dass alle Aeltern ihre Söhne *aus ihrem Hause in die mit der Schule zu verbindende Erziehungsanstalt*, und zwar für ein bestimmtes Kostgeld, geben müssten, wenn sie ihre Söhne künftig einmal als Staatsbeamte angestellt zu sehen wünschten, gar nicht ausführen lassen. — Uebrigens würden solche Zwangsanstalten der Entwickelung des gesammten Jugendlebens und der ächten Humanität, laut Zeugniss mancher ähnlichen Schulanstalten, unverkennbar weit mehr schaden als nützen. — In dem Abschnitte von der *Schuldisciplin* spricht der Verf. einsichtsvoll von den Schwierigkeiten, welche sich der guten Schuldisciplin durch die Lehrer selbst, durch die Schüler, durch die Aeltern und durch den übrigen Verkehr der Schüler ausser der Schule — in den Weg stellen.

Chr. St.

Ueber religiöse Erziehung. Von *Theodor Schwarz*, Dr. der Theologie und Philosophie und Pastor zu Wink auf der Insel Rügen. Hamburg bei Fr. Perthes 1834. IV u. 182 S. gr. 8.

Der Verf. übergiebt hier, nach der Vorrede, dem Publikum die Frucht stillen Nachdenkens und mannigfacher Erfahrungen, welche sich ihm in einer achtundzwanzigjährigen Führung des Predigtamtes darboten. Er hofft und mit Recht, die philosophisch reflektirende Form der Darstellung dieses für Kirche und Staat (besser *für die Menschheit*) wichtigsten Gegenstandes werde freundlich aufgenommen werden und unter so vielen rhetorischen, wissenschaftlichen und erbaulichen Schriften manches Gute anregen. Es ist nicht zu leugnen, dass er seinen Gegenstand würdig aufgefasst, seine Bedeutung völlig begriffen und in einer angemessenen, zum Theil ergreifenden, oft ächt biblischen Sprache dargestellt hat. Er verfährt zuerst analytisch, indem er zu zeigen versucht, wie in den verschiedenen Perioden der Menschengeschichte bald die Sinnlichkeit, bald die Geistigkeit das Uebergewicht bei der Erziehung gehabt. Auch ist sehr richtig, was er von dem mittelalterlich gemissbrauchten christlichen Princip, von der Wiedererweckung des getödteten geistigen Strebens durch die Reformation, und von dem neueren kaltherzigen Zerfallen des religiösen Elementes sagt. Nur dass er den Geist der Erziehung bei den klassischen Völkern richtig aufgefasst, wird sich nicht behaupten lassen. Denn wenn es von ihnen heisst (S. 2), der Leib sei durch Gymnastik gebildet, die Seele durch Enthaltsamkeit, Standhaftigkeit und Gerechtigkeit

zum Heldenthume ausgebildet worden, Verstand und Scharfsinn habe man durch philosophisch-dialektische Bildung bis auf die Spitze getrieben, Einbildungskraft und Schönheitssinn durch die redenden und bildenden Künste zur Vollendung gebracht: doch da dem Alterthum die *Liebe* verborgen geblieben, so habe alle Erziehung nur eine Apotheose der sublimirtesten Selbstsucht werden müssen, wie solche denn in den beiden Wendepunkten (soll wohl heissen *Extremen*) des Epikureismus und Stoicismus gefunden werde —: wenn es so heisst, so sieht man leicht, dass der Verfasser hier Völker und Zeitalter vermischt und die für bestimmte Momente der Völkerentwickelung ganz unverträglichen und in geradem Gegensatze stehenden Merkmale zu einer Einheit hat zusammenfügen wollen. Denn erstens ist die gymnastische Erziehung zwar für alle Zeiten des griechischen Volkes und zum Theil auch für das römische gültig, aber an eine Erziehung durch Standhaftigkeit und Gerechtigkeit zum Heldenthume ist nur bei den Spartanern und Römern zu denken und auch da nur für die ältere Zeit der unverdorbenen Sitte, wo weniger die Absicht auf Erreichung jenes Zweckes gerichtet war, als dieser sich aus der folgerechten Einschlagung des hergebrachten Lebensweges von selbst herausstellte. Als aber plastisch-ästhetische, dialektisch-philosophische Ausbildung in das Leben der Völker hineintrat, war bei den *Griechen* das Heldenthum längst entwichen und Weichlichkeit und Eigennutz theilten sich in die Aufgabe, das Streben der Menschen zu bestimmen; den *Römern* aber ist jene, das Unedle gewissermassen adelnde geistige Richtung eigentlich immerdar fremd geblieben. Jene alte gute Zeit war eigentlich keine geringere Feindin der Selbstsucht als das Christenthum es ist, nur konnte sie, mit dem tiefsten Bedürfniss der ahnenden Menschenseele nur durch dunkles Gefühl bekannt, jener Selbstsucht nicht durch das Gebot *allgemeiner* Menschenliebe entgegen arbeiten, sondern durch die Aufopferung des Einzelnen im Interesse des Staates; ein Grundsatz, den die Stoa in den Herzen der Besseren neu zu erwecken bemüht war, da er aus den Völkern wich, weshalb man jene philosophische Schule sehr ungerecht einer *sublimirten Selbstsucht* beschuldigen würde. — Hierauf spricht der Verf. von dem Begriffe der religiösen Erziehung, weniger synthetisch als analytisch; der Kern seiner Erörterung möchte wohl S. 11 stehen, wo der Gehorsam im Glauben in das Gefühl der Freiheit und Freudigkeit in Gott gesetzt und deren Erweckung besonders durch das Gebet, als eine Thätigkeit des in uns wirkenden Gottesgeistes als das Wesen der religiösen Erziehung dargestellt wird. An diesen Abschnitt schliesst sich eigentlich unmittelbar der neunte (S. 102) an, in welchem unter der etwas dunkeln Ueberschrift „*Umfang der religiösen Erziehung*“ schön und an mehreren Stellen mit dichterischer Erhebung das Bild derselben, wie sie sich in den niedersten

und höchsten Kreisen der menschlichen Gesellschaft erfreulich gestalten könne, dargelegt ist. Im vierten bis siebenten Abschnitte ist nun der Gegensatz der religiösen Erziehung zu der weltlichen, moralischen, ästhetischen, dogmatischen, wie zu der humanistischen Zeitbildung geschildert. Als oberster Grundsatz der weltlichen Erziehung wird die *falsche Ehre* in ihren unheilbringenden Folgen, und die *Ehre Gottes*, als Symbol der religiösen Erziehung im Gegensatze zu jener dargestellt. Gar viel Treffendes hat hier der Verf. mit wenig Worten angedeutet; nichts ist jedoch mit schärferen Zügen, ja mit heiligerem Zorne durchgeführt, als die Gegenüberstellung der zehn Gebote, im religiösen und weltlichen Sinne gedeutet. Bei der Schilderung des Gegensatzes der *moralischen* gegen die religiöse Erziehung dreht sich die Untersuchung hauptsächlich um die Moralprincipe, und richtig ist dabei nachgewiesen, wie arm die Sittenlehre ohne Religion sei, da ja das formell vollkommene Princip der Kantischen Schule nur in abstrakter Gestalt und in der Schulsprache das aufstellt, was das Gebot Christi unendlich einfacher, volksthümlicher und zugleich ergreifender uns thun heisst. Indessen hält diese Auseinandersetzung sich nicht frei von einer gewissen Einseitigkeit, da sie bei Kant stehen bleibt und namentlich nicht kennt oder nicht berücksichtigt, dass die allerdings mangelhafte Begründung der Sittenlehre vermöge irgend eines obersten Principes durch die von einem der schärfsten Denker neuerer Zeit, Herbart, aufgestellten *praktischen Ideen* aufgehoben und folgerichtiger ersetzt worden ist. Dass aber jedes Urtheil über Sittlichschönes durch den christlichen Geist der Liebe erst geadelt werde (S. 40), geben wir dem Verf. gern zu Eine ähnliche Einseitigkeit kann man nun auch der zunächst folgenden Darstellung der *ästhetischen* Erziehung vorwerfen. Denn das Wesen der Aesthetik wird nach einer veralteten Anschauung der Sache in das Gebiet der Sinnlichkeit gesetzt, und dabei das angeborne Urtheil über Sittlichschönes der Aesthetik entzogen, in deren Gebiet es folgerichtiger Weise doch allerdings fällt. Sehr treffend ist aber die psychologische Nachweisung von Goethe's geistiger Entwickelung als Dichter, welche zugleich eine gelungene Widerlegung derer ist, welche Goethe, weil er nicht nach dem Maassstabe eines bestimmten dogmatischen Systems gemessen werden kann, einen durchaus unchristlichen Dichter nennen möchten, während ihm, wegen vorwaltender sinnlicher und plastischer Richtung, christlich-religiöse Stimmungen und (in mehreren seiner Werke wenigstens) religiöser Glaube allerdings abgehen, in andern aber, wie in Hermann und Dorothea gleichsam unbewusst, jedoch thatsächlich hervortreten. Eben so können wir nur lediglich und aus Ueberzeugung dem beistimmen, was über die dogmatisch-teleologische Erziehung gesagt ist, welche darin besteht, dass sie die Seele des Kindes nach einem

aus dem Buchstaben der heiligen Schrift gebildeten Systeme umgestalten und ihr daran eine Richtschnur geben will, welches das andere Extrem der Einseitigkeit ist, der ästhetischen Erziehung gerade entgegengesetzt. Dagegen müssen wir daran zweifeln, ob der Verf. im siebenten Abschnitte das Verhältniss der humanistischen Bildung (er sagt *Zeitbildung;* schon über diese Benennung wäre füglich zu streiten) zur religiösen Erziehung richtig erkannt hat. Er scheint uns hier in einen Fehler zu verfallen, dem ähnlich, den wir beim ersten einleitenden Abschnitt bemerkten; er hat das Wesen der Humanität und der humanistischen Bildung mit dem Glaubensbekenntnisse oder den Meinungen einiger von ihren Verfechtern verwechselt. Es ist durchaus nicht im Wesen jener Bildung begründet, dass jede Zeit sich ihr Gesetz aus der allgemeinen Vernunft gebe, die sie erfülle und die in ihr erwacht sei; dass die Form ihrer Wirksamkeit Humanität heisse, die aus allen Religionen das Gute und Vernünftige anerkenne, selbst Einseitigkeiten und Persönlichkeiten, so lange sie erträglich sind (wie unbestimmt!) und jeden gelten lasse, was er will, wenn er die geselligen Rechte nur nicht zu grob verletze, — welches Alles S. 85 zu lesen ist. Humanität ist die harmonische Ausbildung aller Gaben zum Ideal der Menschlichkeit, in welchem die Gottheit sich abspiegelt auf dem Grunde des Menschenherzens: sie erkennt es gern und bereitwillig, dass diess Ideal nur durch die Christlichkeit hervorgerufen werden kann, wenn sie gleich eine Uroffenbarung der Gottheit in Herzen und Willen der Besten und Begabtesten aller Zeiten und Völker bis herab zur Erscheinung des Christenthums auf Erden mit Freuden wahrnimmt und durch die Geschichte verfolgt. So sind die Fehler und Einseitigkeiten der Verfechter der Humanität, als welche der Verf. vorzugsweise die Philologen und Alterthumsforscher annimmt (S. 84), nicht Fehler des Systems. Weil aber der Verf. sie dazu macht, so gelangt er denn auch gar nicht dahin, die Bedeutung des Alterthums und seiner Sprachen für die Erziehung zu würdigen; während er im dreizehnten und vierzehnten Abschnitt die Bedeutung der Geschichte und der Naturwissenschaften für die religiöse Erziehung darstellt, lässt er jene von der Geschichte unzertrennlichen Gegenstände ganz bei Seite liegen, ja er erwähnt ihrer mit keinem Worte. Für den schwächsten, ja für den einzigen entschieden schwachen Abschnitt des Buches hält Rec. jedoch den achten (S. 93 fgg.), wo unter der dunkeln Ueberschrift „Mitte der religiösen Erziehung" ein Versuch gemacht worden ist, die Idee des gottgezeugten und menschgewordenen λόγος zu konstruiren. Rec. gesteht gern, dass er ihn nicht verstanden hat und zwar sowohl wegen der Dunkelheit der einzelnen Sätze als wegen der mangelnden Folgerichtigkeit ihrer Aneinanderfügung. Für die gelungensten Theile möchte er dagegen den zehnten und eilften ansehen. In

pem ersteren ist unter der allerdings nicht bezeichnenden Benennung „Gestalt der religiösen Erziehung" eine Darstellung des religiösen Unterrichtes gegeben und namentlich höchst ansprechend gezeigt, wie für die Stufe des Kindesalters vorherrschen müsse die Betrachtung des ersten Glaubensartikels von Gott, dem Vater des Alls; wie für die nächste Stufe, das Alter des reifenden Knaben, Christus der Mittler das Bestimmende sei, für den Jüngling aber die Wirkung des göttlichen Geistes. Sehr beherzigungswerthe Winke sind zugleich über die verschiedene Behandlungsweise derselben Gegenstände für die männliche und weibliche Jugend gegeben, besonders im zwölften Abschnitt: „was sind in der religiösen Erziehung die Sacramente." Der früher erwähnte eilfte handelt von der christlichen Behandlung der zehn Gebote durch den Religionslehrer. Der zehnte bis dreizehnte Abschnitt geben den eigentlich praktischen Theil des Buches, der eines Theils theoretisch (auf dem achten) begründet ist, andern Theils aber auf dem neunten (Umfang der religiösen Erziehung) fusst. Dessen Kern aber ist allerdings die dringende Forderung *eines christlichen Familienlebens*, ohne das in unserer atomistisch-sinnlichen und eigennützig erwerbsüchtigen Zeit Alles zu zerfallen droht. Aber ausser dem erfreulichen Bilde eines solchen Lebens, das wir schon früher erwähnten, hat der Verf. nichts gegeben, und gerade hier hätten wir seine Erfahrung und warme Liebe zum Guten am liebsten ausführlicher über die Mittel zur Wiedererweckung einer gedeihlichen Häuslichkeit gehört. Freilich möchte das Meiste darin der Entwickelung des Völkerlebens anheim fallen.

Eisleben. *Ellendt.*

Umriss pädagogischer Vorlesungen. Von *Herbart* (Hofrath u. Prof. in Göttingen). Göttingen, in der Dieterichschen Buchhandlung. IV u. 103 SS. 8.

Eine der erfreulichsten und dankenswerthesten Gaben, die der hochverdiente und von Allen, die ihn kennen, verehrte Verf. dem Publikum darbieten konnte! Rec. erinnerte sich bei der Lesung des kleinen, aber unendlich gehaltreichen Buches mit innigem Vergnügen der unschätzbaren Stunden, in welchen er so glücklich war, den Vorträgen des Verfs. über praktische Philosophie und Pädagogik beizuwohnen und weiss in der That nicht, ob irgend eine Belehrung, die er während seiner Vorbereitungszeit auf das Schulamt genoss, anregender, belebender, fruchtbarer an Gedanken und Handlungen gewesen ist. Der Verf. wusste in jenen Vorträgen den Vorwurf allzu strenger Abstraktion, den man wohl seinen Lehrbüchern jener Wissenschaften gemacht hat, ungemein glücklich zu vermeiden. Allerdings war jener Vorwurf

selbst für die Lehrbücher ganz unverdient, da sie sich darauf beschränken, nur die obersten Grundsätze in allgemeiner Haltung und streng wissenschaftlicher Form zu geben, die Ausführung aber, und in der Pädagogik namentlich die Anwendung jener Grundsätze auf die Behandlung des zu Erziehenden im Einzelnen und auf die Verfassung und Regierung verschiedener Arten von Schulen, dem mündlichen Vortrage anheim fiel. Dieser war so fasslich und klar wie möglich, ohne deshalb wieder philosophisch und folgerecht zu sein; er war zugleich so praktisch eingerichtet und so tief aus dem erkannten Bedürfniss gegriffen, dass wohl Keiner, der ihn hörte, in wichtigen Fragen irgend eine Aufklärung vermisst haben dürfte. Unstreitig hat der würdige Verf. gefühlt, dass seine *Allgemeine Pädagogik* nicht geeignet ist, dem Vortrage zum Grunde gelegt zu werden und also Diktate oder einen Leitfaden überflüssig zu machen, weil sie zu wenig ins Besondere geht. In diesem Sinne sagt er in dem kurzen Vorworte: „der Lauf von beinahe drei Jahrzehnden brachte Manches mit sich, was Stoff zu Nachträgen geben könnte. Ob sich noch Musse genug finden wird, um solche Nachträge, welche besonders mit Psychologie zu verknüpfen wären, nach Wunsch auszuarbeiten, diess muss für jetzt dahin gestellt bleiben. Einstweilen war nur für das Bedürfniss der Vorlesungen zu sorgen, um das Diktiren zu vermeiden. — — Im Allgemeinen ist zu bemerken, dass die Pädagogik in mehreren Formen kann dargestellt werden, und dass nicht blos die Vollständigkeit, sondern auch die Sicherheit der praktischen Anwendung dabei gewinnt, wenn man sich der verschiedenen Formen neben einander bedient.“ Wir hoffen, dass dem Verf. Musse genug bleiben werde, die angedeuteten Nachträge aus seiner vieljährigen und mannichfachen Erfahrung in der Weise der Darstellung des vorliegenden Leitfadens zu geben.

In der Einleitung (§ 1—7) handelt der Verf. von dem *Grundbegriff der Pädagogik*, welches die *Bildsamkeit des Zöglings* ist: jedoch keine unbegrenzte (§ 4), theils durch Natur, theils durch Umstände der Lage und der Zeit, weshalb die Festigkeit des Erwachsenen, sich von innen herausbildend, dem Erzieher unerreichbar wird. Die Pädagogik wird durch praktische Philosophie und Psychologie begründet; schon jene nimmt Erfahrung in sich auf, und diese geht von der durch Metaphysik richtig verstandenen Erfahrung aus. Daher ist die Pädagogik von der Erfahrung abhängig. Aber die *empirische Menschenkenntniss* genügt für die Pädagogik gar nicht, da jedes Zeitalter in Meinungen und Sitten veränderlich ist. Dadurch verlieren nämlich die Abstraktionen aus jenen ihre bisherige Gültigkeit. Sehr schön ist die kurze Darstellung, warum philosophische Systeme, in welchen entweder Fatalismus oder transscendentale Freiheit angenommen wird, sich selbst von der Pädagogik aus-

schliessen. Sie können nämlich den Begriff der *Bildsamkeit*, welcher ein Uebergehen von der Unbestimmtheit zur Festigkeit anzeigt, nicht ohne Inconsequenz in sich aufnehmen (§ 3. 5.). Im ersten Abschnitte spricht der Verf. von der *Begründung der Pädagogik* und zwar zuerst durch die *praktische Philosophie*. Der Zweck des Ganzen des pädagogischen Wirkens ist *Tugend*. Sie ist die in einer Person zur beharrlichen Wirklichkeit gediehene Idee der inneren Freiheit. Diese aber ist ein Verhältniss zwischen zwei Gliedern, *Einsicht* und *Wille*, und es ist die Sorge des Erziehers, erst jedes von beiden einzeln zur Wirklichkeit zu bringen, damit sie alsdann zu einem beharrlichen Verhältniss sich verbinden mögen. Einsicht ist für erst die ästhetische Beurtheilung des Willens zu nennen. Diese übt sich leicht an fremden Beispielen; die moralische Zurückwendung auf den Zögling selbst geschieht dagegen nur in sofern mit Hoffnung auf Erfolg, als seine Neigungen eine jener Beurtheilung angemessene Richtung genommen haben (§ 9.). Wie richtig und treffend, einer Seits gegen jene Theoretiker, welche in der Seele des Kindes eine tabula rasa annahmen, und anderer Seits gegen die praktischen Erzieher, welche durch Lehre und Aufsicht, Lob und Tadel, Belohnung und Strafe Alles durchsetzen zu können meinen! Von § 10 — 16 ist kurz angedeutet, wie die verschiedenen praktischen Ideen bei dem Leben und der Behandlung des Zöglings in Betracht kommen. Darin schliesst sich die höchst treffende Betrachtung, dass in die moralische Bildung leicht ein falscher Zug komme, indem der Zögling ein Uebergewicht in den Forderungen des Lernens, Uebens und Leistens zu bemerken, und im Fall er sie erfüllt, im Wesentlichen zu genügen glaube; und dass es schon aus diesem Grunde nöthig sei, die eigentlich moralische Bildung, welche im täglichen Leben fortwährend auf richtige Selbstbestimmung dringt, mit der religiösen zu verbinden, nämlich um die Einbildung auf das angeblich Geleistete zu demüthigen. Allein die religiöse Bildung bedürfe auch wiederum der moralischen, indem bei jener die Gefahr der Scheinheiligkeit äusserst nahe liege, wenn die Moralität nicht schon in ernster Selbstbeobachtung mit Tadel und Besserung einen festen Grund gewonnen habe. (§ 18. 19.) Wie wahr und aus dem Leben gegriffen diese Bemerkung ist, wird besonders der ermessen, dem jene Scheinfrommen auf seinem Wege begegnet sind, welche in dem Wahne, des rechten Glaubens zu sein oder zu scheinen, sich im Geheimen Sünden und Laster jeder Art zu Schulden kommen lassen. Sie werden ja oberflächlich bereut und in Christi Blute abgewaschen, denn recht viel muss ja gesündigt werden, um recht sehr des Blutes Christi zu seiner Reinigung zu bedürfen! § 20 — 44 wird von der psychologischen Begründung der Pädagogik gesprochen und zunächst gezeigt, wie in dem Kinde nach einander unter den verschiedenen Aeusserungen der Seelen-

thätigkeit zuerst das *Gedächtniss*, dann die *Phantasie* (besonders in Spielen, dann die *Urtheilskraft* (besonders in Fragen) hervortritt, neben welchen Aeusserungen sich ausser den Gefühlen körperlicher Lust und Unlust auch Zuneigung und Abneigung nebst scheinbar starkem Willen in Verbindung mit dem Geiste des Widerspruchs zeigen. Dagegen macht schon der Knabe mehr Versuche die Dinge zu behandeln und thut weniger Fragen: die Scheu vor Erwachsenen und das Aneinanderschliessen der Gleichalterigen nimmt zu und erschwert vereinigt die Beobachtung. (§ 261.) Ungemein lehrreich ist nun die Darstellung, wie jene Aeusserungen der Thätigkeit bei dem zusammenhängenden *Unterrichte*, wiewohl in veränderter Geltung, sich wieder zeigen. Eine Hauptschwierigkeit ist nämlich die, den Unterricht in die geistige Entwickelung gehörig eingreifen zu lassen, da die Erfahrung lehrt, wie manche Zöglinge in ihrer eigenen Sphäre viel Gedächtniss, Phantasie und Verstand zeigen, sogar als die Vernünftigsten unter ihren Gespielen herrschen und von diesen geachtet werden: während der Erzieher ihnen jene Eigenschaften nicht einräumen mag. (§ 28. 29.) Die bildsamsten Zöglinge sind in der Regel diejenigen, welche nicht von *verschiedenen* Personen, sondern wo möglich von *einer* (am besten der *Mutter*) geleitet, auch nicht in verschiedenen Häusern und Lebenslagen herumgeworfen worden sind, da sonst ihre Vorstellungsmassen meistens zu einander nicht zu passen und übel verbunden zu sein pflegen. (§ 30.) Was an dem Zöglinge vorzugsweise beobachtet werden müsse, Einflüsse des Leibes, Temperament, Reizbarkeit für Affekten, Neigung zum Spielen, Art des Auffassens und Lernens, ob Aeusserungen oberflächlich sind oder aus der Tiefe kommen, wird § 31—33 geschildert und davon Materie und Form des Unterrichtes abhängig gemacht. Sehr weise ist die Betrachtung, ob und wie viel durch Mittheilung von Kenntnissen für Sittlichkeit gewonnen werden könne. Hieraus ergiebt sich (§ 12), dass es der Hauptzweck jeder Schule, vom Gymnasium bis zur Dorfschule sei, sowohl das ästhetische Urtheil in dem engen Kreise der Beurtheilung des Willens zu fixiren, als auch dem Egoismus entgegen zu wirken. Hierauf sind nun die historischen und philologischen Studien zu beziehen, und nur in sofern ist ihnen ein Uebergewicht einzuräumen (§ 36). Ein anderer Gesichtspunkt für die Gymnasien, nämlich dass sie für die Aufrechterhaltung der Alterthumskenntniss zu sorgen haben, soll dadurch nicht ausgeschlossen werden, sondern fällt mit jenem zusammen (§ 128. 131), ist aber nicht pädagogisch, sondern staatlich. — *Unterricht* und *Zucht* (wozu die Regierung als dritter Gesichtspunkt der Pädagogik kommt) haben nun dahin zu sehen, dass Leidenschaft verhütet und ihre schädlichen Ausbrüche vermieden werden. Wenn sie nach Verlauf der Erziehungsjahre wieder hervortreten, so bereiten sie sich zugleich Erfahrungen,

und in Verbindung mit diesen zeigt sich nun die Nachwirkung der Erziehung, als einer mehr oder weniger gelungenen, in dem Maasse der Selbsterkenntniss, durch welche der Erwachsene die ihm natürlichen Fehler in Schranken zu halten sucht (§. 40). Die Beschränkungen, welche in den Erziehungsjahren nöthig sind, kommen meistens auf Rechnung der *Regierung* der Kinder. Die Mittel und Maassnahmen derselben mischen sich freilich in der Praxis, welche der Staat den Familien und Erziehern überlässt, mit der Zucht: aber die letztere hat die Zukunft im Auge, die erstere die Gegenwart, in sofern das Kind wie der Erwachsene den Druck erfahren muss, welchen der Einzelne von der menschlichen Gesellschaft erleidet: beide müssen in ihren Schranken gehalten werden. Somit muss man pädagogisch Regierung und Zucht unterscheiden. Hieraus ergeben sich nun die Hauptpunkte, auf welche es bei der sittlichen Bildung ankommt (§ 43). Nach jenen drei Elementen hatte der Verf. früher die Pädagogik abgehandelt. Passender für das Eingehen in das Einzelne ist die Form, welche nach den Stufen des jugendlichen Alters lehrt, was der Erzieher für jede derselben zu leisten hat. Daher ist nun im *zweiten* Abschnitt eine Uebersicht der allgemeinen Pädagogik nach den *Altern* gegeben, und zwar im ersten Capitel von den ersten drei Jahren, im zweiten vom vierten bis achten Jahre, im dritten vom Knabenalter, im vierten vom Jünglingsalter gehandelt. In jenem frühesten Alter werden zwei Momente besonders hervorgehoben: dass unholde und abstossende Eindrücke sorgfältig vermieden, auf der andern Seite aber auf den nothwendigen Gehorsam hingearbeitet werden müsse. Für den Uebergang zu dem zweiten Alter kommt es nicht sowohl auf die strenge Grenzscheidung nach den Jahren an, sondern darauf, dass die erste Hülflosigkeit aufhört und ein zusammenhängender Gebrauch der Gliedmassen und der Sprache eintritt. Feste Ordnung ohne Reizung, daneben so viel Freiheit als die Umstände erlauben, damit das Kind sich offen äussere und seine Individualität beobachten lasse, daher möglichst geselliges Leben sind hier die Hauptmomente, welche die Aufmerksamkeit des Erziehers verdienen. Wie die Idee des Wohlwollens, die sonst dem Kinde sehr fern liegt, und die noch ferner liegende der Vollkommenheit zu erwecken sei, muss § 60 — 63 nachgelesen werden. Bei der Betrachtung des Knabenalters ist zuförderst gezeigt, dass es pädagogisch unrichtig sei, was bei der Erwerbung bestimmter Kenntnisse richtig ist, dass, wer zu einem gegebenen ersten Studium angeleitet werde, damit auch das zweite, dritte und folgende verbinden müsse, weil zwischen ihnen ein innerer Zusammenhang bestehe. Alsdann ist die nöthige Vorsicht bei der Prüfung der Fähigkeiten empfohlen. Hiernächst wird *Geschichte*, schon zur Erweckung religiöser Bildung, und *Rechnen*, fast wichtiger als Lesen und Schreiben, als die Hauptpunkte der synthetischen Bildung darge-

legt. Hiernächst folgen *Naturlehre* und *Poesie.* Den untersten Rang würden die fremden Sprachen einnehmen, wenn nicht wenigstens auf den klassischen Sprachen das Studium der Theologie, Jurisprudenz, Medicin, ja die gesammte Gelehrsamkeit so sehr beruhte, dass sie in den gelehrten Schulen immer die Grundlage ausmachen müssen. Diess sind die eigenen Ausdrücke des Verf. (§ 75) und damit ist die Ausführung § 96. 128. 130. 131 zusammen zu nehmen, von welcher wir oben sprachen. Hier ist auch gezeigt, dass die Geschichte die einzige pädagogisch zu rechtfertigende Stützung der alten Sprachen sein kann. Wie weit der Charakter des Jünglings dem Erzieher noch ein Feld darbietet, ist 77—81 gelehrt. Es folgen im *dritten* Abschnitte pädagogische Bemerkungen zur Behandlung besonderer Lehrgegenstände. Dieser ganze Abschnitt, wie der *vierte*, von den Fehlern der Zöglinge und deren Behandlung, und der *sechste*, welcher von der häuslichen und Schulerziehung handelt, sind so überaus reich an tief gedachten und in geistreicher Kürze gehaltenen Gedanken, dass es unmöglich sein würde, auf alles aufmerksam zu machen. Das ganze Büchlein ist auch wie aus einem Gusse, und dabei innerlich so streng zusammenhängend und systematisch durchgeführt, dass es unzweckmässig und ungenügend erscheint, überall blos Proben herauszugreifen. Es will daher nicht blos gelesen, sondern durchdacht sein und wird dem geübten Erzieher und dem erfahrnen Schulmann vielfache Gelegenheit geben, seine eigene Kenntniss zu höherer Klarheit und strengwissenschaftlicher Reife zu bringen. Nur in wenig Punkten möchte Rec. von der Meinung des verehrten Verfs. abweichen. So möchte er es unbedingt unterschreiben, wenn § 99. 100 ausgeführt ist, dass weder die mittlere noch die neuere Geschichte auf immer in ihr rechtes Licht gestellt werden kann; aber deshalb nicht zugeben, dass der Vortrag verschiedene Male aus verschiedenen Gesichtspunkten wiederholt werden müsse. Rec. glaubt vielmehr, dass eben aus jenem Grunde beide genannte Geschichtsperioden nur dem reifern Alter vorbehalten werden solle. Denn ein *Vortrag* derselben dürfte es doch schwerlich genannt werden, wenn in einer untern Klasse an einem lockern Faden eine nähere biographische Ausführung der Wirksamkeit der in ihrer Zeit bedeutsamsten Charaktere gegeben wird, was allerdings passend geschehen kann. Wenn ferner § 135 gesagt ist, wie viel oder wie wenig in Ansehung des Schreibens der alten Sprachen von der Jugend erreicht werden könne, habe längst die Erfahrung gelehrt; es werde nie eine Methode gefunden werden, welche *den* Grad geistiger Reife frühzeitiger herbeiführe, welcher sich in guter lateinischer Schreibart zeige; dass die Gymnasien, ohne gewähltere Schüler zu haben, etwas anfangen, was nie zu Ende komme — so dass das Schreiben in der Klasse unter Aufsicht des Lehrers empfehlungswerther sei: so glaubt Ref. allerdings, dass

die Mehrzahl der Schüler hinter dem mit Recht zu fordernden Grade der Stilbildung zurückbleibe, aber nicht aus den angeführten Gründen, sondern weil die Mehrzahl der Lehrer selbst gar keine Idee mehr von lateinischer Schreibart hat und mancher Abiturient darin mehr leistet als viele Lehrer. Das letztere lehrt die Erfahrung, das erstere zeigt ein Blick in die jährlichen Programme der preussischen Gymnasien. Wie dem abzuhelfen, gehört nicht hieher.

Eisleben. *Ellendt.*

Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache, wissenschaftlich und mit Rücksicht auf den Schulgebrauch ausgearbeitet von *Raphael Kühner*, Doctor der Philos. und Conrektor an den Gymnasialclassen des Lyzeums zu Hannover. Erster Theil. Hannover im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1834. XII. 476 S. Zweiter Theil 1835. 688 S. gr. 8.

Erster Artikel.

Die zahlreichen Erzeugnisse der grammatischen Literatur, welche das belebtere und tiefer gehende Studium der alten Sprachen in neuerer Zeit zu Tage gefördert hat, kann man in Rücksicht auf Gehalt, Methode und Bestimmung passend in 3 Classen eintheilen. Entweder nämlich sollten sie blos praktischen Zwecken dienen und die Resultate früherer Sprachforschung in Gestalt empirischer Regeln der lernenden Jugend fasslich und zugänglich machen; oder sie enthielten ein mit emsigem Fleisse von allen Seiten her gesammeltes, nach einer gewissen hergebrachten Eintheilung geordnetes, in mannigfaltigen aus mehr oder minder zahlreichen Beispielen gezogenen Regeln und Bemerkungen bestehendes Material; oder endlich sie suchten die Erscheinungen der Sprache auf historisch-kritischem Wege zu erforschen, nach ihrer innern in dem Geiste der Sprache begründeten Analogie zusammenzustellen, die Gründe derselben aus dieser Analogie oder aus der Vergleichung mit andern verwandten Sprachen zu entwickeln, das Sichere von dem Zweifelhaften und Falschen kritisch zu sondern, und somit ein in allen Theilen vollständiges, zusammenhängendes, wohlgeordnetes und symmetrisches Gebäude der Sprache in Formen und Structuren darzustellen. So wenig es sich nun bestreiten lässt, dass alle drei Gattungen von grammatischen Schriften, falls sie nur ihrer selbstgewählten Bestimmung recht genügen, ihre eigenen, dankenswerthen Verdienste sich erwarben: so wenig lässt sich doch auch verkennen, dass eigentlich nur der letzten der genannten drei Gattungen das Prädicat der Wissenschaftlichkeit zuerkannt werden könne, obwohl sie gerade am wenigsten dieses Schild zur

Schau stellen, während eine Menge anderer, die den Namen der Wissenschaft entlehnten, den eigentlichen wissenschaftlichen Geist kritischer Forschung und grammatischer Deutung selten oder nie wahrnehmen liessen. Denn seitdem die neuere Zeit in allen Fächern des Wissens wissenschaftliche Principien und Formen gefördert, seitdem sie, und mit Recht, auch in dem Unterrichte der höhern Schulen auf Gründlichkeit, systematische Ordnung und wenigstens allgemeine Vollständigkeit als auf nothwendige Bedingungen der Wissenschaftlichkeit gedrungen hat, sind wenig Producte literarischer Thätigkeit in die Welt getreten, die nicht durch den Namen des Wissenschaftlichen gehörig charakterisirt, sich den Eintritt in die gute Gesellschaft zu bedingen gesucht hätten.

Gleichwohl lässt es sich nicht leugnen, dass die Schule, so sehr sie auch der Wissenschaft sich anschliessen, und von ihrem Geiste geleitet und durchdrungen sein muss, ihre eigenen Ansprüche macht, die, wenn sie gleich der Wissenschaft an sich als niedrige und untergeordnete erscheinen, doch nichts weniger beachtenswerth und nothwendig sind. Die Wissenschaft kennt nur sich selbst als Zweck und genügt sich selbst, und obgleich sie als eine Erscheinung in und aus dem Menschengeiste auch dem Menschengeiste zugänglich und verständlich sein will, so kann sie doch eine populäre Fasslichkeit nicht als eine Grundbedingung ihres Daseins anerkennen, während die Schule auf dieser in präciser Kürze und eindringlicher Deutlichkeit beruhenden Fasslichkeit als der Hauptbedingung zur Erreichung ihrer Zwecke bestehen muss. Die Wissenschaft ist skeptischer Natur, für sie ist nichts sicher, sie will alles erst sicher machen, Alles prüft sie hier verwerfend, dort bestätigend, hier lösend, dort die Fäden anknüpfend spannt sie ein weit ausgedehntes, vielverschlungenes Netz mannigfaltiger Combinationen aus, stets bemüht, durch das Aufsuchen neuer Berührungen und Analogien neue Gesichtspunkte für den Einblick in den innern Organismus ihres Objectes aufzufinden und somit die wahre, gründliche und zusammenhängende Erkenntniss desselben weiter zu bringen; der Gang der Schule dagegen ist dogmatisch, sie forscht nicht, sie lehrt, sie sucht nicht neue Resultate, sie giebt die gewonnenen, sie verliert sich nicht in weit aus- und um sich greifender Deduction, sondern sie stellt die Erscheinung als ein historisch Gewisses und Vorhandenes dar, und das Hauptsächliche von dem Untergeordneten, das Allgemeine von dem Besondern, das Nothwendige von dem Zufälligen unterscheidend, fasst sie das ganze durch scharf gezeichnete Züge markirte Bild in einen fest begränzten Rahmen zusammen. Die Wissenschaft strebt nach absoluter Vollständigkeit, durch alle Theile, durch alle Momente historischer Entwickelung, im Steigen und Sinken, bis in die geringsten und einzelnsten Erscheinungen verfolgt sie ihren Gegenstand, und

greift selbst über die Gränzen desselben hinaus, wo sich in dem näher oder ferner liegenden eine Basis oder ein Anknüpfungspunkt diesseitiger Forschung darbietet; die Schule aber beschränkt sich auf den eigenen Kreis der ihr vorliegenden Wissenschaft, und sie muss es, wenn sie nicht den Geist des Lernenden zerstreuen, die Kraft derselben überladen, und somit die Hoffnung ihrer Erfolge sich selbst berauben will, indem sie Glauben fordert, darf sie nur hindeuten auf das, was die Wissenschaft, um zu überzeugen, in grösster Ausführlichkeit auseinander legt, und innerhalb jenes Kreises sich den geeignetsten Standpunkt wählend, von wo aus die Plätze und Strassen und Gassen am leichtesten überschaut werden können, begiebt sie sich des Anspruchs, die Häuser und Hütten mit ihren Zierrathen und Mängeln kenntlich zu machen, und begnügt sich durch jenen Ueberblick das Verlangen nach Autopsie anzuregen, die Befriedigung desselben aber künftigem selbstthätigen Streben zu überlassen.

Bei dieser Verschiedenheit in Tendenz und Methode der Schule und der Wissenschaft ist es gewiss eine höchst schwierige Aufgabe, durch Ein beide Zwecke umfassendes Werk ihnen beiden zu genügen. Und dass dieses auch in der Grammatik, einer auf dem Boden der Schule einheimischen Wissenschaft, der Fall sei, lehrt die Erfahrung, indem gerade die einsichtsvollsten und bedeutendsten Grammatiker, wie Buttmann, Matthiä, Rost, Thiersch u. A., um nur an die neueste Literatur der griechischen Grammatik zu erinnern, je mehr ihre Werke durch Geist, Umfang und Methode das Gebiet der Wissenschaft betreten, es um so nöthiger erachteten, durch Ausarbeitung eigener für die Schule berechneter Lehrbücher den Zwecken dieser zu dienen. Herr Kühner hat es unternommen, bei Abfassung dieses Werkes beide Zwecke, den wissenschaftlichen und den praktischen, gleichmässig zu verfolgen, indem er einerseits den Anforderungen, die der Gelehrte nach dem jetzigen Standpunkte der Sprachwissenschaft an eine Grammatik zu machen berechtigt ist, genügen wollte, andererseits durch seinen Beruf sich gleichsam verpflichtet fühlte, auch das Interesse der Schule ins Auge zu fassen und ihr ein Buch darzureichen, „welches sowohl dem Lehrer einen einfachen und doch wissenschaftlichen Weg bei dem Unterrichte in der Grammatik vorzeige, und ihn mit allem dem ausrüste, was zur grammatischen Erklärung der griechischen Autoren nöthig ist, als auch die erwachsenen Jünglinge zu einer gründlichen Kenntniss der griechischen Sprache, zu einer tiefen Einsicht in den Organismus derselben und zu einer feineren Beurtheilung der schönen und vollendeten Ausdrucks- und Darstellungsweise, die wir in den erhabenen Denkmälern des griechischen Alterthums bewundern, führe und sie mit Liebe zu einer wissenschaftlichen, die Denk- und Geisteskraft vielfach anregenden Studium der Grammatik erfülle.“ Ob ihm aber diesen doppel-

seitigen Ansprüchen zu genügen, wirklich gelungen sei, müssen wir ganz abgesehen von dem innern Werthe seiner Leistungen, in Zweifel ziehen. Denn erstlich räumt Hr. K. selbst ein, dass die praktische Rücksicht ihn häufig gezwungen habe, den von der Wissenschaft ihm vorgezeichneten Weg zu verlassen, und manchem Theile eine andere Fassung oder Stellung zu geben, als welche die Einheit oder die historische Grundlage der Wissenschaft erforderte, und spricht zweitens die Absicht aus, eine dem Schulgebrauche ausschliesslich bestimmte Grammatik folgen lassen zu wollen, welche von den in der grössern Sprachlehre niedergelegten wissenschaftlichen Untersuchungen die Resultate geben, und alles das, was für den Schüler von Nutzen und Interesse ist, umfassen werde. Rücksichtlich dieses Planes müssen wir es bedauern, dass der Hr. Verf. bei Ausarbeitung dieses grösseren Werkes nicht ausschliesslich die Wissenschaft im Auge behalten und ihren Weg verfolgt hat. Wenigstens würde dadurch dasselbe an Selbstständigkeit und Originalität gewonnen, den Gewinn der von dem Hrn. Verf. angestellten Untersuchungen und der von ihm befolgten Methode noch in ein helleres Licht gestellt haben, und es wäre dann bei solcher Trennung die von den erfahrensten Schulmännern anerkannte Nothwendigkeit der Einheit eines Lehrbuchs durch alle Stufen des Schulunterrichts nicht in Gefahr gekommen, unbeachtet zu bleiben.

Fragen wir nun nach dem, was Hr. K. in diesem Werke uns dargeboten habe, so erkennen wir mit voller Ueberzeugung an, dass der Hr. Verf. ein besonders für praktische Zwecke sehr brauchbares, fleissiges, gründliches, und vorzüglich im zweiten syntaktischen Theile auch auf selbstständige Forschungen gebautes, wohlgeordnetes und durch Behandlung und Darstellung des Stoffes ausgezeichnetes Werk geliefert habe, wenn wir auch in Rücksicht auf den ersten Theil, mit welchem sich unser Artikel ausschliesslich beschäftigen wird, die beiden ersten der vom Hrn. Verf. in Anspruch genommenen Prädicate, die Ausführlichkeit und Wissenschaftlichkeit, nicht unbedingt und in jeder Beziehung demselben zuerkennen können. Denn was die erstere betrifft, so würde es nicht schwer sein, eine ziemliche Anzahl von Formen und Bildungen, die der Hr. Verf nicht berührt hat, nachzutragen, wenn man auch nur die frühern Grammatiken, vorzüglich die sonst fleissig benutzte ausführliche Grammatik von Buttmann, vergleichend durchgehen wollte; sodann hat der Hr. Verf. sich hier, und besonders in der Syntax, auf den Umfang des Classischen beschränkt, überzeugt, wie er sagt, dass aus der meist gekünstelten und unnatürlichen oder auch verderbten Sprache der Spätern nur Weniges zur tiefern Einsicht und Begründung der classischen Sprache geschöpft werden könne. Will man dieses im Allgemeinen auch zugeben, so wird man doch nicht mit Unrecht fragen dürfen, warum in dieser Hinsicht der

Hr. Verf. nicht lieber auf das Prädicat der Ausführlichkeit verzichtet und sein Werk eine Grammatik der classischen Gräcität genannt habe, indem man von einer ausführlichen Grammatik der Sprache überhaupt wohl auch die Rücksichtnahmen auf die spätern, nicht immer erkünstelten oder verderbten, sondern oft durch die Fortschritte in Umfang und Tiefe der Gedanken und Kenntnisse gebotenen, nicht selten originellen und wenigstens die grosse Bildsamkeit und Fügigkeit der Sprache in Formen und Structuren bekundenden Erscheinungen derselben fordern darf. Wie manches Neue und Eigene dieser Art bietet nicht z. B. Aristoteles dar, ein Schriftsteller, der zwar unseres Wissens noch nicht wieder in den Bereich der Schule eingeführt ist, dessen in neuerer Zeit belebteres Studium aber auch von Seiten der Grammatik Förderung erwartet, wie es wiederum dieser manchen nicht unwichtigen Stoff zubringt. Den wissenschaftlichen Geist des Werkes erkennen wir besonders in dem Streben nach einer aus bestimmten Principien abgeleiteten und nach ihnen consequent durchgeführten Ordnung, in der genauen Gliederung des Ganzen, in der sorgfältigen Trennung des Fremdartigen und Verbindung des Analogen, in der logisch strengen Durchführung allgemeiner Gesetze durch die einzelnen Verzweigungen, und in dem Zurückführen der einzelnen Erscheinungen auf den erweislichen Ursprung. Mit rühmlichem Fleisse hat der Hr. Verf. nicht nur die grösseren allgemeinen Werke, vorzüglich von Thiersch und Buttmann, sondern auch die die einzelnen Redetheile betreffenden ausgezeichneten Monographien von Hartung, Reimnitz, Landvoigt, Max. Schmidt u. A. benutzt, und die dort gefundenen Resultate in sein Werk aufgenommen. Und da diese Resultate grösstentheils mit Hülfe der vergleichenden Grammatik gefunden worden, so ist der Hr. Verf. ebenfalls in dieses Feld eingegangen, ein Umstand, der bei der Vergleichung der Kühner'schen Grammatik mit ihren ältern Schwestern nicht unerwähnt bleiben darf. Obgleich wir nun dieses immerhin als einen Vorzug gelten lassen, so können wir denselben doch bei dem sonstigen mehr praktischen Charakter des Werkes nicht allzu hoch anschlagen. Denn da diese Grammatik nicht durchgängig eine vergleichende sein, und die sämmtlichen Formationen des Griechischen in Verbindung mit dem Sanskrit, dem Zend, dem Gothischen, Lettischen u. s. w. darstellen und erklären will, so erscheinen die einzelnen hin und wieder eingewebten Vergleichungen, welche besonders bei den Declinations- und Conjugationsendungen, dann bei den Pronominen vorkommen, beinahe als etwas Fremdartiges und Willkührliches, welche Wirkung immer da einzutreten pflegt, wo Angeeignetes nur gelegentlich verwendet und benutzt, nicht aber als ein Gegenstand eigener Untersuchung zum Grunde gelegt und durchgeführt wird. Auch wird jene Vergleichung nicht eher den Anschein des blos Empirischen und Aeusserlichen ver-

lieren, als bis wir über das Verhältniss und den Zusammenhang des Griechischen mit den Indischen und Germanischen Sprachzweigen nicht nur in Hinsicht ihrer historischen Erscheinung, sondern auch ihres innern Wesens und Baues unterrichtet sind, worüber sich aber der Hr. Verf. nicht erklärt hat. Denn das giebt noch keine wissenschaftliche Erkenntniss, wenn man weiss, dass dieser oder jener Form oder Bildungsweise einer Sprache eine ähnliche in einer andern Sprache entspricht, wenn nicht zugleich eine Vermittlung der Verwandtschaft entweder in einem historischen Zusammenhange oder in irgend einem rationellen oder natürlichen Gesetze des allgemeinen Organismus aufgefunden und nachgewiesen wird. Fragen wir aber nach dem praktischen Nutzen, so mag es für den Lehrer, der die dahin einschlagenden Schriften nicht kennt oder besitzt, immerhin interessant und erspriesslich sein, mit dem Stande dieser Untersuchungen oberflächlich bekannt gemacht zu werden, eine ergiebige Frucht aber wird er davon weder für eigene Erkenntniss, noch für den Unterricht erndten, wenn er nicht in das Studium jener Schriften selbst eingeht, und durch sorgfältige Nachforschung und Prüfung auf diesem Gebiete sich nicht nur einheimisch macht, sondern auch mit Ueberzeugung sich heimisch fühlt. Von dem Unterrichte der Schule aber wird dieser Gegenstand wohl fern bleiben müssen schon aus pädagogischen Gründen, wenn fernerhin schon Knaben mit der Erlernung des Griechischen beginnen, und die ohnehin nicht geringe Schwierigkeit derselben durch das bunte Gewühl dazwischentönender, unverstandener Klänge nicht noch vergrössert, und Lust und Kraft unter der Last des Stoffes erdrückt werden soll. Darum würde nach unserem Dafürhalten der Hr. Verf. wohl thun, bei der von ihm beabsichtigten Schulgrammatik diesen Gegenstand ganz bei Seite zu lassen, in einer ausführlichen wissenschaftlichen Grammatik dagegen würde er, falls ihm einmal eine Stelle eingeräumt werden sollte, mit noch viel grösserer Wichtigkeit hervorgehoben, und ein noch vielseitigerer, mehr ins Einzelne durchgreifender Einfluss nachgewiesen werden müssen.

Hat der Hr. Verf. in diesem Puncte zu viel oder zu wenig gethan, so lässt sich auf einer andern Seite das zu Wenig schon zuversichtlicher behaupten. Von einer wissenschaftlichen Grammatik darf man mit Recht eine durchgängig selbstständige kritische Forschung erwarten, eine Eigenschaft, durch welche Buttmanns Streben und Verdienste als musterhaft und bis jetzt unerreicht erscheinen. Hr. K. giebt uns in den griechischen Formen gleichsam die überlieferten Fragmente eines alten Baues, ohne die Aechtheit derselben zu prüfen und ohne zu untersuchen, was schon früher damit beschäftigte Hände daran verändert, gebessert oder verderbt und verfälscht haben. Selten finden wir ein Zurückgehen auf die alten Grammatiker, selten eine Prüfung

der Formen nach handschriftlichen und andern geschichtlichen Autoritäten, obgleich wie viel hierin noch zu thun, und im Einzelnen nachzutragen oder zu berichtigen übrig ist, die neuern Sammlungen der Inschriften, die kritischen Bearbeitungen der griechischen Texte, wie z. B. Spitzner's Ilias, Schneiders Ausgabe von Platon's Republik, die Ausgaben des Aristoteles, und die Schriften der griechischen Grammatiker hinlänglich zeigen. Freilich muss diese Zeit und Mühe in Anspruch nehmende Untersuchung die Ausarbeitung einer Grammatik unendlich verlängern und erschweren, gleichwohl aber bleibt sie die Basis, auf welcher allein ein wissenschaftliches Gebäude der classischen Sprachforschung errichtet werden kann.

Legen wir dagegen an diese Grammatik den Maassstab eines für praktische Zwecke bestimmten Lehrbuchs, so fällt die Forderung kritischer Prüfung hinweg, und sie hatte Recht, aus dem überlieferten Sprachschatze nur das in dem Kreise der Schule Vorkommende auszuwählen und also eine blos relative Ausführlichkeit zu beabsichtigen, sodann aber dieses als ein historisch Gegebenes zu betrachten, welches sie nach wissenschaftlichen Principien zweckgemäss zu ordnen und fasslich darzustellen habe. Und hierin wollen wir dem Bemühen des Hrn. Verfassers gern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zweckmässig war es ohne Zweifel nun vom Attischen Dialekte auszugehen, und der Bildung desselben in den einzelnen Abschnitten gleich die Formen der übrigen Dialekte beizufügen. Anerkennung verdient auch das schon anderwärts bethätigte Streben des Verfs., in den unregelmässigen Bildungen gewisse Analogien aufzufinden, und nach denselben sie in Classen zu ordnen, obwohl diese Einigung auf der andern Seite wieder nicht selten eine unpraktische Zerstückelung herbeigeführt hat. Die Darstellung ist grösstentheils bestimmt, klar und deutlich, bisweilen aber wird durch ein zu weit gehendes Streben nach Concinnität zu Vieles und Verschiedenartiges in einer Bemerkung vereinigt, welches dem Lernenden das Auffassen mit dem Verstande eben so, wie das Festhalten im Gedächtnisse erschweren muss. Sehr selten findet man schief oder unpassend ausgedrückte Sätze, wie z. B. § 88, 2) wo es heisst: „Die Zeitformen werden *absolute* genannt, wenn das Zeitverhältniss der Thätigkeit *nur* auf die Gegenwart des Sprechenden *bezogen* wird," und nichts sagende Regeln, wie § 291. 2. „Die Wörter, deren Nominativ auf αξ, ιξ, υξ, αψ, ιψ, υψ, ις und υς ausgeht, haben in den Casus die penultima entweder kurz oder lang, je nachdem der Vokal der angegebenen Endungen von Natur entweder kurz oder lang ist," welche Regel erst durch die 3. I. II. III folgenden Erläuterungen einen Inhalt erhält.

Der erste, Griechische Sprache überschriebene Abschnitt der Einleitung beginnt in sofern mit einem Postulat, als hier sogleich die griechische Sprache ein Zweig des grossen indisch-

germanischen Sprachstammes genannt wird, ohne dass im Folgenden, welches nicht mehr als das Gewöhnliche von den Dialekten enthält, diese Bezeichnung weiter entwickelt und der Einfluss dieser Abstammung auf das Wesen und die Gestaltung des Griechischen näher nachgewiesen wäre. Denn wenn dieses auch noch so treu seinen eigenthümlichen und selbstständigen Charakter bewahrte, wie der Hr. Verf. es in der Folge ausspricht, so muss es doch gewisse allgemeine Züge jener Abstammung an sich tragen, durch welche es eben als ein Zweig jenes Stammes erkannt wird, wenn nicht jene Behauptung entweder als willkührlich oder unverständlich erscheinen soll. Diese Züge hätte der Hr. Verf. um so mehr gleich hier in einer bündigen Uebersicht herausheben sollen, als er in der Folge öfter in den einzelnen Abschnitten der Formenlehre griechische Formen mit denen der indisch - germanischen Sprachen zusammenstellt, und diese Vergleichung als einen eigenthümlichen Vorzug seiner Grammatik geltend macht.

Eben so wird im Verlaufe des ersten Abschnitts mehrmals von einer pelasgischen Ursprache geredet, ohne dass die Benennung pelasgisch durch eine Erklärung des Namens der Pelasger und durch Angabe des Verhältnisses dieses dunkeln und vieldeutigen Namens zu den späteren Hellenen beleuchtet ist. Den Urstamm dieses griechischen Volkes nennt der Hr. Verf. nur mit dem von den Römern gebrauchten Namen Graji oder Graeci, und sagt von ihm, dass derselbe sich über alle Länder südlich von Epirus und Thessalien ausgebreitet, grösstentheils in festen Städten gewohnt, und sich durch geistige Bildung ausgezeichnet, und dass die einzelnen, an sich verschiedenen, aber durch Einen Grundcharakter verbundenen Zweige desselben sich später unter dem Namen der Hellenen zu Einem Volke vereinigt hätten. Da aber in der Folge die einzelnen griechischen Dialekte als von der Sprache des Urvolkes ausgegangen und derselben näher oder ferner stehend bezeichnet werden, so setzt diess nothwendig eine Kenntniss der Ursprache voraus, deren Hauptmomente wenigstens der Hr. Verf. dem Leser nicht hätte vorenthalten sollen. Und da die Sprache eines Volkes mit dem Wesen, den Sitten und der Bildung desselben auf das innigste verbunden ist, so war es hier nicht nur schicklich, sondern sogar nothwendig, von den alten Pelasgern selbst, ihrer Abstammung, Verbreitung und Verbindung mit andern Völkern zu sprechen und daraus ein wenn auch nur hypothetisches Resultat in Hinsicht des allgemeinen Charakters ihrer Sprache zu suchen.

Dem dritten das Idiom der griechischen Sprache charakterisirenden Abschnitte wäre wohl besser der zweite, welcher von den Kunstsprachen handelt, gefolgt, diesem aber nicht unzweckmässig eine kurze, in scharfen Umrissen gezeichnete Uebersicht der griechischen Literatur in allen ihren Zweigen, nach ihrer Ent-

wickelung, ihrem Fortgange und Verfalle, mit Angabe der auf einem jeden dieser Felder hervortretenden Namen und ihres Einflusses vorangegangen, auf welchen Umriss der griechischen Literaturgeschichte sich denn das von den Kunstsprachen und den einzelnen als Bildnern und Trägern derselben hervortretenden Schriftstellern Gesagte gegründet haben würde. Uebrigens ist sowohl der zweite als der dritte Abschnitt zu kurz und bewegt sich zu sehr in allgemeinen Ausdrücken, als dass der Inhalt derselben dem, der die Sache nicht kennt, deutlich und belehrend werden, dem aber, der sie kennt, nur einigermassen als erschöpfend oder genügend erscheinen könnte. Wie wenig z. B. ist es, wenn die Sprache der tragischen Lyrik damit bezeichnet wird, dass in ihr der Dorismus vorherrsche, aber ein gemilderter Dorismus, namentlich das lange α statt η, der eigentliche Dorismus dagegen dem Chore fremd sei. Hier wird in der That durch den letzten Theil der Bemerkung der erste fast wieder aufgehoben. Und wenn Platon der vollendetste Sprachkünstler in der philosophischen Prosa heisst, „welcher durch Einmischung mancher ionischer und epischer Formen seiner Sprache das Gepräge ächt künstlerischer Vollendung aufzudrücken wusste," so muss man aus diesen Worten vermuthen, dass Platon die ionischen und epischen Formen in viel grösserer Menge und viel öfter gebraucht habe, als diess wirklich geschehen ist, und dass dieselben von ihm absichtlich angewendet worden seien, um seiner Sprache das Gepräge ächt künstlerischer Vollendung aufzudrücken, ein Umstand, der, so viel Rec. weiss, bis jetzt nicht nachgewiesen ist, wenn gleich jene verhältnissmässig sehr wenigen und sehr selten sich findenden Formen keinesweges als zufällig eingeschlichene oder willkührlich untergemischte zu betrachten sein dürften. Endlich wundert sich Rec., warum in den allgemeinen Einleitungen zur griechischen Grammatik, und auch von dem Verf., die Charakterisirung der Dialekte und deren Anwendung in den verschiedenen Literaturzweigen immer nur in Beziehung auf die *Formen* der Wörter und nicht auch in Rücksicht auf syntaktische Eigenthümlichkeiten dargestellt wird, da doch die letztere Beziehung mit der erstern nicht nur auf das engste zusammenhängt, sondern auch an sich noch weit mannichfaltiger, charakteristischer und für die Abgränzung und Ausprägung der verschiedenen dichterischen und prosaischen Redegattungen wirksamer erscheinen muss.

Die nun folgende Fundamentlehre theilt in einer für den Lernenden zweckmässigen, der ausführlichen wissenschaftlichen Darstellung aber nicht immer genügenden Kürze die Hauptsätze des hierher Gehörigen mit. Die Lehre von den Vocalen und der Bildung der Diphthongen hätte mehr aus der Beschaffenheit dieser Laute und der Wirksamkeit der Sprachorgane bei Erzeugung derselben entwickelt, und z. B. die Frage, warum ι und υ nur

hinter andern Vocalen, nicht aber vor denselben Diphthonge bildet, eben aus diesem Gesichtspunkte erörtert werden sollen. Auch die Aussprache der Vocale und Diphthongen ist durch die blosse Erwähnung der beiden Hauptarten und ihrer Namen, und durch den Ausspruch, dass eine jede Gründe für und gegen sich habe, zu kurz abgethan, zumal da der Streit darüber in neuester Zeit wieder mehrfach angeregt und nicht ohne Lebhaftigkeit geführt worden ist. Wollte nun auch der Hr. Verf. sich selbst für keine von beiden entscheiden, so musste doch der Standpunct der heutigen Meinung darüber und die Hauptgründe für jede derselben wenn auch nur historisch angeführt werden. Mehr Eigenthümliches enthält diese Grammatik in der Lehre von den Spiranten oder Hauchen, deren der Hr. Verf. nach Anleitung der vergleichenden Grammatik und der auf diese gebauten griechischen Formenlehre drei annimmt, den Kehlspirant χ, den Zungenspirant σ und den Lippenspirant ϝ oder das äolische Digamma. In Hinsicht des letztern theilt der Hr. Verf. schätzbare Bemerkungen über das Vorkommen und Verschwinden desselben sowohl im Anfange als in der Mitte der Wörter mit, aber die Fragen über die Natur und die doch wohl in dem Organismus der Sprache selbst gegründete Anwendung desselben, seinen historischen Gebrauch und dessen Ausdehnung, so wie über den Einfluss, welchen dieser auf die Dichtersprache besonders Homers geübt hat, bedürfen noch weiterer Erledigung.

Zu den übrigen Capiteln der Fundamentlehre, welche sich durch fleissige und gedrängte Zusammenstellung des Stoffes, und durch sorgfältige Benutzung und Verwendung neuerer über Einzelnes angestellter Untersuchungen empfehlen, erlaubt sich Rec. nur einzelne Erinnerungen zu machen. Zu den § 20. 18. A. 1 erwähnten ionischen Formen mit ου statt ο bei den Tragikern gehört auch δούρατι, wenigstens im Chor Soph. Phil. 722. Die ebendas. 23 stehende Bemerkung: dieses äolische ου (st. υ) war kurz, wie das lateinische u, wird aber als lang betont, bedarf genauerer Bestimmung, und beruht wahrscheinlich auf einem Missverständniss. Denn nicht überhaupt kurz war dieses ου, sondern nur wenn es statt eines kurzen υ stand, und erhielt dann den Accent einer kurzen Sylbe, während es da, wo es ein langes υ vertritt, auch den Accent einer langen Sylbe erhält. Diess zeigt das von dem Verf. selbst angeführte κοῦμα st. κῦμα, nebst φοῦσα st. φῦσα, das im Etym. M. 632, 53 mit κοῦμα zusammengestellte κοῦνες st. κύνες hat Herm. de emend. rat. gr. gr. p. 7 in κούνες verbessert, und demnach muss auch wohl βούνα f. βοῦνα st. γυνή geschrieben werden. Cf. Interp. ad Greg. Cor. p. 388 sq. ed. Lips. Darauf führt auch die Nichtbeachtung der Quantität im Accent bei den ebenfalls böotischen Formen τύπτομη st. τύπτομαι, λεγόμενη st. λεγόμεναι. Herm. l. c. Göttling allgemeine Lehre vom Accent der griech. Spr. S. 25. Eine Incon-

sequenz begeht der Verf., wenn er S. 29 nach Buttmann's Theorie auf Gr. 1. S. 443 λέλυτο im Optat., und doch abweichend von jenem S. 540 gleich darunter δεικνῦται accentuirt im Widerspruche mit sich selbst S. 223, wo διασκεδάννυται, ἐπιδείκνυται steht. Aber die wenigen Stellen, wo diese Formen vorkommen, das Schwanken der Handschriften in denselben und die Analogie der Sprache machen diese Formen überhaupt sehr zweifelhaft. (Göttl. a. O. S. 83.) S. 30. A. 3, welche auf die in Folge der Contraction gleichlautenden Formen der verb. contr. aufmerksam macht, steht dort nicht am Orte, und gehört vielmehr als Anmerkung zu den Paradigmen dieser Verba. Ebendas. S. 24. 1 hätte das Auffallende der ionischen Contraction αο, αου in ευ dadurch erklärt werden können, dass auf die häufige Verwechslung des α und ε besonders vor Vocalen, und so auch in den Verbis auf αω hingewiesen worden wäre, wodurch jene Contraction mit der von εο und εου in ευ zusammenfällt. — Dass die epische Zerdehnung der Vocale auch ausser der Contraction Statt gefunden habe, wie § 26. 1 gesagt wird, ist an sich unwahrscheinlich, und wird durch die angeführten Beispiele nicht erwiesen. Denn φαάνθην erklärt sich aus der Nebenform φαείνω, wie φαάντερος und φαεννός, φᾶνός, θαάσσεις ist zuverlässig eine Zerdehnung aus Contraction wie θόωκος aus θῶκος und in δεδάασθαι sieht Buttmann wohl nicht mit Unrecht ein aus dem Perf. gebildetes contrahirtes Praesens. — Bei der übrigens recht bündig und übersichtlich dargestellten Lehre der Krasis ist in der Erklärung dieser Formation der Umstand nicht erwähnt, dass die Verschmelzung oder Mischung zweier Vocale grösstentheils nach den Regeln der Contraction geschehe. Unter den S. 32 erwähnten Krasen mit τοι: τἂν, τἄρα, μέντἂν, οὐτἄρα bedurften die drei letzten in Hinsicht der Schreibung um so mehr eine Erinnerung, weil diese noch keineswegs in den Ausgaben allgemein angenommen ist. Zwar ist τἆρα οὐτἆρα (wo nicht οὐ τἆρα) ohnstreitig die richtige Schreibung, aber μέντἂν widerspricht der Natur der Krasis wie dem Wesen des Accents, jener, weil durch sie aus zwei Wörtern eins wird, diesem, weil auf Einem Worte nicht zwei Accente stehen können. τῶπλα st. θῶπλα ist jedenfalls ein unberichtigt gebliebener Druckfehler. — Für eine Verwirrung des Sprachgebrauchs und der Sache muss es gelten, wenn die Elision die Abwerfung eines kurzen Vokals vor einem Worte, das mit einem Vocale anfängt, und der Apostroph das Zeichen der Elision genannt wird, dennoch aber S. 38. A. 4 Formen wie κρέα, γέρα, Κλέοβι unter die Elision gerechnet werden. So wie hier und anderwärts Elision und Synkope verwechselt werden, so geschieht dieses auch mehrmals mit Synthesis und Parathesis, wie S. 49, wo zu der Regel, dass ν vor einem P-Laute in μ, vor einem K-Laute in γ übergehe, als Ausnahme stehen die encliticae: ὅνπερ, τόνγε. Aber der

Grund dieser Schreibung liegt gar nicht in der Enklisis, sondern darin, dass die Wörter nicht synthetisch, sondern parathetisch verbunden sind, folglich hier derselbe Fall eintritt, als wenn ein ν am Ende eines Wortes vor einen P- oder K-Laut des folgenden Wortes tritt, in welchem Falle jedoch bekanntlich in Handschriften und Inschriften ebenfalls μ und γ statt ν geschrieben wird. Eben so wenig sollten § 67. γ. οἴμοι, ἤτοι, und 4. εἴθε, εἴτε, οὔτε, ὥσπερ, ἥτις Composita heissen, zumal da eben die Parathesis das scheinbar Abweichende der Accentuation erklärt. Der Lehre vom Accent (§ 63 ff.) hätten wir eine andere Darstellung gewünscht, nämlich eine solche, wodurch die einzelnen Regeln, die der Hr. Verf. aufstellt, nicht sowohl als willkührliche Gebote, sondern als organische, aus dem Wesen des Accents nothwendig erfolgende Gesetze erschienen wären. Dazu war es vor allem nöthig, ein Princip aufzusuchen, welchem die Griechen bei ihrer Accentuation gefolgt seien, und ob dieses ein grammatisches oder ein rhythmisches sei, und welches Verhältniss zwischen beiden Statt finde, zu ermitteln, sodann aber daraus erst gewisse Hauptgesetze, und aus diesen wieder die einzelnen Regeln folgerecht abzuleiten. Und da die letzte Sylbe auf die Art und Stellung des Accentes einen so entscheidenden Einfluss übt, so muss eben dieser Einfluss aus dem Ton- und Zeitgehalt jener Sylbe, und eben so der der übrigen auf den Accent, und dieses auf jenen entwickelt werden, wodurch die Hauptsätze der ganzen Lehre eben so an Deutlichkeit als wissenschaftlicher Einheit und Folgerichtigkeit gewonnen haben würden. Zwar hat der Hr. Verf. durch den Regeln untergesetzte Anmerkungen auf die Gründe der Accentuation hingewiesen, aber diese Anmerkungen stehen unter sich nicht in dem gehörigen Zusammenhange, verstecken gerade das, was die Hauptsache ist, und können weder dem praktischen Nutzen, noch der theoretischen Forderung wissenschaftlicher Deduction entsprechen. So ist z. B. die § 65 stehende Regel, dass die Accentsylbe nur eine der drei letzten Sylben eines Wortes sein, der Acut auf jeder derselben, der Circumflex aber nur auf einer der beiden letzten ruhen kann, so wie die § 66 folgenden 7 einzelnen Regeln der Accentsetzung in Beziehung auf den Grund dieser Erscheinungen unverständlich, da keine Erörterung der eben bezeichneten Puncte vorhergegangen war. Nun spricht zwar der Hr. Verf. in Anmerk. 1 zu § 65 von rhythmischer Beschaffenheit der letzten Sylben, und in der Anmerk. § 66. 1 vom Rhythmus, allein es wird nicht klar, was unter diesem verstanden werden soll, um so weniger, da in der erst genannten Anmerk. rhythmische Beschaffenheit der letzten Sylben heisst, was offenbar quantitative Beschaffenheit derselben heissen sollte. Es hätte also nach geschehener Feststellung eines Grundprincips der griechischen Accentuation die quantitative Beschaffenheit der drei letzten Sylben zu Grunde gelegt, darauf das

gleichsam mathematische Verhältniss derselben zu einander oder der Rhythmus gebaut, und daraus die einzelnen Regeln als nothwendige Folgerungen deducirt werden müssen.

Die Formenlehre beginnt nach Aufzählung und Erklärung der Redetheile sogleich mit dem Verbum, eine Eigenthümlichkeit, durch welche sich Hrn. Kühner's Grammatik von allen uns bekannten unterscheidet. Ein wesentlicher, wissenschaftlicher Gewinn dieser Neuerung hat uns nirgends einleuchten wollen, dagegen aber scheint uns dieselbe mancherlei Inconsequenzen und den praktischen Nachtheil herbeigeführt zu haben, dass nun die Formenlehre gerade mit dem an Stoff und Formen reichhaltigsten, mannichfaltigsten und schwierigsten Redetheile anfängt. Es lassen sich aber in Rücksicht auf die Folge, in welcher die Formenlehre die Redetheile abhandelt, ausser dem praktischen Gesichtspuncte, welcher vorzüglich die Fassungskraft und das Bedürfniss des Lernenden in das Auge fasst, drei verschiedene Wege denken. Der erste, welchen wir den physischen nennen wollen, geht gleichsam auf den Ursprung der Sprache und deren Elemente selbst zurück, und folgt demjenigen Gange, welchen dieselbe bei der Bildung und Entwickelung der Redetheile aus den einfachsten Bestandtheilen heraus genommen hat; der zweite oder historische richtet sich nach dem entweder durch Tradition bekannten oder durch Forschung zu erkennenden Bildungsgange einer gegebenen Sprache; der dritte oder grammatische Weg endlich stellt die Redetheile in derjenigen Folge dar, in welcher sie in dem einfachsten Ganzen der Sprache, im Satze, eins von dem andern abhängig und bedingt, sich vereinigen. Da nun die beiden ersten Wege zu befolgen desswegen misslich ist, weil, so geistreiche Hypothesen auch darüber vorhanden, dennoch bis jetzt nicht mit Sicherheit nachgewiesen ist, in welcher Folge entweder die Sprache überhaupt, oder die griechische Sprache insbesondere entstanden sei, und ihre Redetheile allmälig ausgebildet habe: so hat man eben desshalb bisher den grammatischen Weg auch bei der Anordnung der Formenlehre eingeschlagen, und mit dem Nomen als der gewöhnlichsten Subjectsbezeichnung angefangen, und darauf das Verbum folgen lassen, eine Methode, bei welcher man die Formenlehre mit der Syntax in Uebereinstimmung brachte, und wenn gleich in Manchem den erweislichen historischen Entwickelungsgang der Sprache verlassend, doch den Nutzen der praktischen Methode erreichte. Hr. K. aber hat, wie bemerkt, das Verbum vorangestellt aus dem historischen Grunde, weil er mit den Lehrern der deutschen Sprache, besonders Herling und Becker, der Ansicht ist (s. Syntax S. 2 ff.), dass aus dem Verbum, als dem eigentlichen Wurzelworte sich die übrigen Redetheile sowohl ihrer Form, als ihrer Verbindung zum Satze nach gebildet und entwickelt haben. Wollte nun Hr. K. diese Ansicht als Princip der Anordnung gelten lassen,

und consequent durchführen, so musste, dünkt uns, auch in der Syntax die Erklärung der Bedeutung und Anwendung der Verbalformen, so weit diess ohne Rücksicht auf das Subjectswort geschehen kann, vorangehen, aber es würde sich bald gezeigt haben, dass dieses nicht gut ausführbar war, weil der Grammatiker die Sprache erklärt, nicht in der Gestalt, wie sie in ihren ersten, höchst unvollkommenen Anfängen vielleicht war, sondern in welcher sie als ein für die Bedürfnisse des Umgangs und die künstlerische und wissenschaftliche Mittheilung eines hochbegabten, in seiner geistigen Bildung weit vorgeschrittenen Volkes uns vorliegt, und der Versuch, die Verbalformen an sich, als anfänglich einfachste Körper des Satzes zu erklären, würde entweder sehr kindische Erklärungen herbeigeführt oder das Bedürfniss schon bekannter Subjectsbegriffe fühlbar gemacht haben. Diess ist Hrn. K. keineswegs entgangen, indem er in der Syntax zuerst das Verbum und dessen Genera (jedoch nicht ohne in den Beispielen wenigstens das Subject schon häufig in Anspruch zu nehmen), dann den Begriff des Subst. und Adject. erklärt, dann aber in der Syntax des einfachen Satzes nothwendig vom Subst. als Subjectsbegriff ausgeht. Das Nähere hierüber gehört jedoch in die Syntax, und wir bemerken hier nur noch, dass Hr. K. selbst aus praktischer Rücksicht den sogenannten historischen Weg verlassen zu haben bekennt, und z. B. die Verba in μι nicht von denen auf ω, obgleich die passiven Aoriste in diesen ganz der Flexion jener folgen und deren Formen auch sonst auf jene zurückgeführt werden, die 3. Declination nicht vor der 1. und 2., abgehandelt, und der ganzen Grammatik nicht den äolischen oder homerischen, sondern den attischen völlig ausgebildeten Dialekt zu Grunde gelegt hat.

Abgesehen jedoch von der Stellung, welche der Hr. Verf. der Lehre vom Verbum gegeben hat, gehen wir zur Betrachtung dieser Lehre selbst über. Sie beginnt, wie natürlich, mit der Erklärung des Begriffs selbst. Hier war es nun vor allen Dingen nothwendig, sich streng an die Art und Weise zu halten, wie die Griechen die durch die Verba bezeichneten Erscheinungen betrachteten, und diejenigen Vorstellungen, welche den gleichbedeutenden, aber nicht gleichgeformten Ausdrücken anderer Sprachen zu Grunde liegen, bei der Erklärung derselben ganz fern zu halten oder eben nur zur Vergleichung oder zum Ausweis der Verschiedenheit der Vorstellung anzuwenden, eine Vorsicht, die der Hr. Verf. nicht immer streng genug beobachtet hat. Auch hiervon gehört das Nähere in die Syntax, aber auch für die Formenlehre war es wichtig, gleich von vorn herein, eine feste Ansicht darüber zu haben, was die Griechen als Thätigkeit und was als πάθος betrachteten, und welche Unterschiede in jeder der beiden Arten zeitlicher Erscheinungen sie wahrnahmen und mit Sprachformen bezeichneten, weil davon nicht nur die Rangirung,

sondern auch die ganze Behandlungsweise dieser Sprachformen abhängt. Allein schon die Erklärung des Verbum als des Ausdruckes eines Thätigkeitsbegriffes (§ 85. 1) kann Rec. nicht gut heissen, weil diese Benennung, falls sie nicht in einem im Sprachgebrauche nicht begründeten Sinne genommen wird, diesen Begriff offenbar zu sehr einengt. Denn der Begriff des Zustandes schliesst den der Thätigkeit aus und der des Leidens ist dem der Thätigkeit geradezu entgegengesetzt. Daher spricht denn der Hr. Verf. von einer „passiven Thätigkeit, welche als eine solche gedacht wird, die das Subj. von Aussen her aufnimmt." Hiermit ist das Passiv gemeint, aber in dieser Form ist keinesweges der Thätigkeitsbegriff des Aufnehmens oder Empfangens bezeichnet, sondern eben nur eine von Innen oder von Aussen kommende Affection, ein πάθος; setzt diese aber eine Thätigkeit voraus, so wird diese Vorstellung bei der Passivform erst erweckt durch das dabei genannte, durch Präpositionen mit dem Passiv verbundene Object, z. B. οἱ παῖδες ἀγαπῶνται ist nicht gedacht: die Kinder empfangen Liebe, sondern: die Kinder erleiden Liebe – ὑπὸ τῶν γονέων, von den Aeltern, die dieselbe erweisen. Mithin hätte das Activ als die eigentliche Bezeichnung der Thätigkeit, transitiver sowohl als intransitiver, dargestellt sein sollen, das Passiv dagegen als die Bezeichnung des πάθος oder der Affection. Wie aber die Griechen im Activ, wenigstens bei primitiven Verben, nach vorherrschender Analogie transitive und intransitive Thätigkeit unterscheiden, indem sie jene durch die tempp. 1., diese durch die tempp. 2. bezeichnen, so auch im Passiv solche Affectionen, welche im Innern des Subj. selbst vor sich gehen (aor. 2. pass. aor. 2. med. aor. 2 act. syncop.), und solche, die demselben durch das Hinzukommen einer ausser ihm geschehenden Handlung zugefügt werden (aor. 1. pass. fut. 1. pass. und med.). Wie der Hr. Verf. selbst schon auf dem Wege zu dieser Ansicht war, was man aus § 244 und mehr noch in der Syntax § 393. 402 u. a. ersieht, so musste derselben schon bei der Lehre von der Conjugation ein entscheidender Einfluss eingeräumt werden. Das Passiv hat Hr. K. dem Medium untergeordnet, indem er behauptet, dass aus der reflexiven Bedeutung des letztern sich die passive Bedeutung entwickelt habe (§ 86 vgl. § 399.). Aber wie sollten die Griechen, wenn sie ursprünglich in der reflexiven Bedeutung den Begriff der Thätigkeit dachten, darauf gekommen sein, für jene Bedeutung blos zum Ausdrucke der Identität des Subj. und des gar nicht im Umfange des Verbalbegriffs gegebenen Objects oder der Reflexivität eine ganz verschiedene Conjugationsform auszuprägen? Wohl aber ist der Begriff des Leidens von dem der Thätigkeit so verschieden, dass die unter ihn fallenden Erscheinungen durch besondere Formen auszuzeichnen nöthig war. Eher möchten wir daher behaupten, dass diejenigen Tempora des Medium, deren Formen von denen des Passivs nicht verschieden sind, es

ursprünglich auch nicht in der Bedeutung waren, d. h. dass das Medium passivisch, als, mit Hrn. K., dass das Passiv medial gedacht, die eigentlich mediale Bedeutung aber auch nur in den eigentlich medialen Formen, dem aor. med. und theilweise dem fut. med. ausgesprochen wurde. Jedenfalls würden wir also nicht die drei Verba ἕπομαι, ἥδομαι, βουλεύομαι als Beispiele des Medium zusammengestellt haben, da ἥδομαι seiner Bedeutung wie seiner Formation nach entschieden ein Passiv ist; eben so φοβοῦμαι in der Bedeutung ich fürchte mich, welches § 86 Anm. ein reflexives Verbum mit passivischem Aorist heisst. Gleicherweise musste, was § 88 Anm. über die gleiche Bedeutung der doppelten Tempusformen gesagt ist, die gehörige Modification und gleich hier die nähere Bestimmung erhalten.

Die Eintheilung der Tempora in absolute und relative hätte in der Formenlehre ganz unterbleiben können, da diese Unterscheidung lediglich die Bedeutung betrifft, auf die Formation aber gar keinen Einfluss übt. Hier genügte es also, die Tempora blos nach den drei Zeitsphären und in Beziehung auf die Endungen als Haupt- und historische Tempora zu classifiziren, jene Eintheilung aber der Syntax vorzubehalten, wo sie auch § 434 wieder vorkömmt. Indessen auch dort scheint uns diese Unterscheidung nicht eben wesentlich zu sein. Denn da jeder Satz ein Urtheil enthält, jedes Urtheil aber nothwendig von einem Subject und von der Gegenwart dieses Subjectes ausgehen muss, so müsste also auch jedes durch die Tempusform eine bestimmte Zeit bezeichnendes Urtheil auf die Gegenwart des urtheilenden Subjectes bezogen und mithin auch jedes absolute Tempus ein relatives sein, wie denn der Hr. Verf. wirklich die absoluten Tempora als diejenigen erklärt, durch welche das Zeitverhältniss der Thätigkeit nur auf die Gegenwart des Sprechenden *bezogen* wird. Anderseits zeigt der Umstand, dass die Griechen nur für die Vergangenheit, nicht aber für die Gegenwart und die Zukunft verschiedene Tempusformen ausprägten, dass dieser Unterschied sich ihm nicht als ein wesentlicher aufdrängte, und es liegt also in der Beschaffenheit der Vergangenheit selbst, dass die Erscheinungen derselben als vorübergehende, fortschreitende, stillstehende, und stehen gebliebene vier besondere Zeitformen erforderten, in denen jedoch die Unterscheidung des Absoluten und Relativen eben so wenig wesentlich und der eigentliche Grund ihrer Bildung gewesen sein dürfte.

Ueber die neue Benennung des Optativ, welchen Hr. K. als Conjunctiv der historischen Zeitformen bezeichnet, und als solchen in der Syntax § 450 weiter zu erklären sucht, wird sich ebenfalls in der Syntax besser sprechen lassen. Nach § 461 Anm. scheint es, dass theils die Analogie der Flexion, theils die häufig ausgesprochene, jedoch weder in sich gehörig begründete, und durch die vielen Ausnahmen, welche sie erleidet, höchst

schwankenden Regel, dass der Optativ der Begleiter der historischen Tempora sei, diese Benennung veranlasst habe. Allein zugegeben, was Hr. K. ausspricht, dass der Optativ des Praesens eigentlich der Conjunctiv des Imperfects, der des Perfects eigentlich der Conjunctiv des Plusquamperfects und der Optativ des Futurs eigentlich der Conjunctiv eines im Indicativ nicht vorhandenen Futuri praeteriti (ἔγραψον, ich wurde schreiben, § 89 A. 2, wo Hr. K. an die epischen Formen δύσετο, βήσετο etc. hätte erinnern können) sei: wie käme es, dass einerseits die historischen Tempora nicht auch, wie einen eigenen Conj., so wenigstens eigene Participialien hätten, und dass andererseits der Aorist neben dem Optat. auch einen Conjunctiv hat?

Nach diesen die Theile des Zeitwortes betreffenden Bemerkungen kömmt der Hr. Verf. § 92 zur Conjugation und handelt zuerst von dem Stamm des Zeitworts, indem er zuerst nur verba pura, muta und liquida unterscheidet. Ueber die Themen der Verba wird erst § 149 gehandelt und die Formen der verba liq. sind gleich mit denen der verba muta verbunden, erstere aber doch wieder § 167 in einem besonderen Abschnitte behandelt und zusammengestellt. Die auch in den anomalen Verben vorkommenden Analogien sind überall gehörigen Orts vollständig aufgezählt, die Dialektverschiedenheiten und die Bemerkungen über die Accente sind zweckmässig gleich an den betreffenden Stellen in besonderen Anmerkungen angereiht und durch häufige tabellarische Uebersichten ist dafür gesorgt, dass der mannigfaltige Stoff zu gehöriger Einigung und deutlicher Anschauung komme.

Unter der Lehre vom Augment findet sich S. 84 A. 1. die auch S. 198 wiederholte und wahrscheinlich von Buttmann entlehnte Bemerkung, dass der aor. ἐμέλλησα nur in der Bedeutung zögern vorkomme. Allein sowohl die ältern, als die neuern Attiker gebrauchen ihn auch zur Bezeichnung des entsprechenden Erfolgs und der Nothwendigkeit. So Thuc. III, 55. 92 al. Xen. Cyr. VI, I, 40 (vulg. μελλήσοντα), die Redner und Lucian (s. Joh. Strange im Archiv f. Phil. u. Päd. III. B. 4. H. S. 571). S. 84 § 95. 1 sagt Hr. K.: „die Formen auf — σκον lassen das Augment nicht zu.“ Behutsamer und kritischer ist Buttm. ausführl. Gr. 1. S. 392. Denn wenn gleich die Grammatiker die Weglassung des Augments in diesen Formen bemerken (Etym. M. 625. 295, 12.), so thun sie dieses doch nur im Allgemeinen und nach der Mehrzahl der Beispiele, aber es finden sich Stellen, wo sowohl das augm. syllab. als das temp. nicht bezweifelt werden darf, wenn auch nicht alle von Matthiä 1. § 199 angeführten Beispiele kritischer sind. § 110 A. 1., wo Hr. K. die Bemerkung wiederholt, hat er die zu grosse Allgemeinheit selbst beschränkt, aber das eine der dort genannten Beispiele ὤρσασκεν Il. ρ, 423 ist nicht kritisch sicher. — Zu κέκτημαι und μέμνημαι § 96

A. 2., welche Anmerkung übrigens dem folg. § 97 vorgreift und erst unter diesem hätte stehen sollen, konnte in gewisser Art auch noch πέπτωκα, πέπταμαι (Etym. M. 662, 32) und πεπτεϱύγωμαι (Neue ad Sapph. fragm. p. 81) gerechnet werden. Bei dem Augment in den zusammengesetzten Verben vermisst man die genaue Unterscheidung zwischen Parathesis und Synthesis, aus welcher allein die Sache deutlich wird, und das Schwanken vieler verba composita, welche das Augment bald vor, bald nach der Präposition annehmen, beruht im Allgemeinen darauf, ob der Sinn der Präposition deutlich hervorgehoben und beide Theile auch im Begriffe wirklich getrennt, oder ob sie beide in Einen Begriff verbunden wurden, welches der Fall ist bei denjenigen, deren simplicia entweder gar nicht im Gebrauch waren, oder die nicht als neue Zusammensetzungen, sondern als von schon fertigen, und in Einen Begriff verwachsenen Compositis abgeleitete Wörter angesehen wurden.

Dem Abschnitte von den Flexionsendungen (§ 107 ff.) hätte jedenfalls die Lehre von dem Verhältnisse der verschiedenen Themen zu einander vorausgehen sollen (§ 149), denn die Eintheilung der Tempora in die drei Reihen, und die Ableitung derselben von einander (§ 108) setzt dieses Verhältniss schon voraus, wie denn hier schon der Hr. V. von einem reinen Verbalstamme sprechen, und Beispiele gebrauchen musste (τύπτω, στέλλω), deren Tempusbildung auf der Verschiedenheit der Themen beruht. Ferner § 109, wo von dem Gebrauche der Zeitformen gehandelt wird, vermisst man eine durchgreifende Bemerkung über das Verhältniss der temp. prima zu den temp. secundis. Denn da es doch Verba in den verschiedenen Classen giebt, welche entweder die temp. prima oder die secunda bilden, während andere derselben Classe die entgegengesetzten haben, ferner solche, die beide zugleich oder das eine vorzugsweise bilden, so muss die Wissenschaft nothwendig einen wenn auch nur das Allgemeine umfassenden Grund dieser Erscheinungen aufsuchen, und dieser konnte ohne Zweifel theils in der Beschaffenheit der Verba als primitiver oder abgeleiteter (welche letzten wie die verba πτ, σσ, ζ und die pura grösstentheils die temp. prima haben), theils in der Bedeutung gefunden werden, indem, wie oben bemerkt, die temp. secunda der grössern Analogie nach zur Bezeichnung einer intransitiven, dagegen die temp. prima zum Ausdruck einer transitiven Thätigkeit dienen, mithin rückwärts aus dem Gebrauche der temp. 1 oder 2 bei einem Verbo darauf geschlossen werden kann, was die Griechen als transitive oder intransitive Handlungen ursprünglich betrachtet haben, ein Gegenstand, der wegen seines Umfanges und seiner nothwendig durch Beispiele zu erläuternden vielseitigen Beschaffenheit hier nicht weiter erörtert werden kann. Nur das wollen wir hier noch zu bedenken geben, dass diese Erscheinung in den *Bedeutungen* der Verba

die scharfsinnige Ansicht Buttmann's in Hinsicht der *Form* derselben (§ 92 A. 3), dass nämlich der Aoristus 2. die ältere Form des Aorists sei, dass er die einfachste Form des Verbi darstelle, und hauptsächlich nur Primitiven angehöre, zu bestätigen scheint. Ohnstreitig war die Beziehung der Handlungen auf Objecte und die Beobachtung und Bezeichnung ihrer Wirkungen schon ein Schritt weiter in der Betrachtung der Lebenserscheinungen und in der Sprachentwickelung, als die Betrachtung und Bezeichnung der Handlungen an sich. Wenn demohnerachtet viele dieser Verba schon in der ältesten uns bekannten Sprache mit einem cas. obl., namentlich mit einem accus. verbunden werden (z. B. *φεύγω, βάλλω, λαμβάνω*), so lässt sich dieses aus dem im Griechischen geltenden Gebrauche des Accusativs, wo dieser Casus bloss eine Beziehung des einen Begriffs auf den andern bezeichnet (*ὠκὺς πόδας*) erklären, wie er denn in der That in Verbindung mit *φεύγω, λανθάνω, μανθάνω* und vielen andern Verben, die den Aor. 2. haben, nicht ein durch die Wirkung der Handlung seinen Zustand änderndes Object bezeichnete. Daher dürfte es nicht unerlaubt sein anzunehmen, dass dasselbe entferntere Verhältniss eines Objects zur Handlung ursprünglich auch bei Verben, wie *λείπω, λαμβάνω, βάλλω, κτείνω, τέμνω* u. a. Statt gefunden habe, d. h. dass diese Handlungen ursprünglich für sich und ohne Beziehung auf ein Object gedacht worden seien, wie sich dieses noch in *λαβέ*, fass, in *βάλλειν*, schiessen, u. a. kund giebt. — Uebrigens unterscheidet sich der Hr. Verf. dadurch, dass er kein fut. 2. act. und med. annimmt, sondern die gewöhnlich sogenannten Formen die schwache Formation des fut., im Gegensatz zu der starken mit σ, nennt, und ebenso im aor. 1. Denn die Endungen dieser Tempora betrachtet er mit Landvoigt als aus *ἔσομαι, ἔσα*, als fut. und aor. von *εἰμί* entstanden. Indessen erwiesen ist diese Abstammung doch gerade noch nicht, da Hr. K. einen Aorist *ἔσα* von *εἰμί* schwerlich nachweisen kann, *ἔα* aber von ihm selbst Imperfect genannt wird, da ferner in den beiden Verben, in welche jene Endung des Futurs rein und vollständig sich finden soll, *ἀχθέσομαι* und *μαχέσομαι* das ε, wie die Analogie der übrigen Formen zeigt, gar nicht der Endung, sondern dem Stamme angehört, und endlich, obgleich durch diese Annahme die Verlängerung des Stammvokals vor σ in den verbis puris eine Erklärung erhält, es befremdet, dass doch auch in vielen verb. puris, und in den impuris, wo das ε zur Vermeidung der Härte in dem Zusammentreffen der Consonanten dienen könnte, dieses ε gerade nicht angewendet wurde. Auch bleibt ja immer noch die Frage, woher denn in *ἔσομαι* und dem angenommenen *ἔσα* selbst das σ komme, und wie dieses auch in diesen Formen schon unmittelbar als Tempuscharakter erscheint, eben so unmittelbar kann es auch in den übrigen Verben als solcher betrachtet werden, oder man müsste auch die Endungen der übri-

gen Tempora als aus den Formen von εἰμί entstanden nachweisen können.

Zu der Tempusendung rechnet der Hr. Verf. § 111, auch die Personalendung und den Modusvocal als wandelbare Bestandtheile. Daher kommen beide erst nach dem unwandelbaren Tempuscharakter. Schwerlich mit Recht. Denn weder das eine, noch das andere gehört einem Tempus ausschliesslich, sondern entweder allen Temporibus oder doch einer gewissen Classe eines Genus gemeinschaftlich an. Es hätte also von den Personalendungen und Modusvocalen gleich nach der Eintheilung der Tempora nach den drei Zeitsphären und in Haupt- und historische Tempora, noch vor der Erwähnung der einzelnen Tempora und ihrer charakteristischen Bildung, die Rede sein sollen. Ueberhaupt können wir uns mit der v. Hr. K. beliebten Anordnung dieses Gegenstandes nicht befreunden, durch welche Alles zu sehr zerrissen wird, als dass man das Nöthige in einer klaren und bequemen Uebersicht beisammen hätte, und überall das Wesentliche und Allgemeine von dem Unwesentlichen und Einzelnen leicht unterscheiden könnte. Die Bemerkungen über die Personalendungen § 113. 114 muss man durch die über die Dialekte § 123 ergänzen, wo Vieles wiederholt ist; die wichtige Regel von dem Unterschiede der Personalendungen in Haupt- und historischen Temporibus ist nicht als solche hervorgehoben, sondern sie verliert sich unter den Bemerkungen § 112, 2, und diese muss man sich wieder durch § 123, 12 ergänzen, wo unter die Bemerkungen über einzelne Personen einzelner Tempora sich die Erinnerung verloren hat, dass bisweilen die 2. und 3. dual. der histor. Tempora verwechselt werden. Die Personalausgänge selbst hat der Hr. V. § 114 nach Bopp und Landvoigt aus der Conjugation in μι abgeleitet, und mit denen der indischen, gothischen und lateinischen Conjugation in Vergleichung gestellt. Gewundert haben wir uns, hier nicht auch eine Hindeutung auf den Zusammenhang dieser Personalausgänge mit dem Pronom. person. zu finden, welcher Zusammenhang jetzt durch die vergleichende Sprachkunde als sicher ermittelt ist. Unsicherer scheint uns das Urtheil darüber, ob die Personalausgänge aus den pronom. person., oder diese aus jenen entstanden sind. Hr. K. lehrt § 336 das letztere. Allein wenn die Personalverhältnisse durch die Endungen des Verbum bezeichnet wurden, so mussten sie nothwendig schon deutlich im Bewusstsein der Sprechenden vorhanden und unterschieden sein, und es lässt sich nicht leicht denken, dass dann nicht auch besondere Wörter zur Bezeichnung dieser Begriffe auch ohne Verbindung mit Verbalbegriffen vorhanden gewesen wären. — Die Behauptung § 116. 2, dass die ältern Attiker, Thukydides, Aristophanes und Platon sich statt (εαι) ῃ der abgestumpfteren Form ει bedienen, hätte weniger bestimmt ausgesprochen sein sollen; denn obgleich die Form in ει allerdings die

gewöhnlichere ist, so lässt sich doch nicht läugnen, dass auch in nicht wenigen Stellen die andere η allein in den codd. vorkömmt, und dadurch das Urtheil über die Allgemeinheit der ersteren wenigstens unsicher gemacht wird. Zu ᾔδειν § 123 S. 108 Anm. hätte rücksichtlich des ν ἐφελκ. ausser den beiden Analogis ᾔειν und ᾔσκειν wenigstens auch noch ἑστήκειν angeführt werden können, welche Form durch das Zeugniss der Grammatiker wie der codd. geschützt und in unsern jetzigen homerischen Texten gefunden wird. Vergl. Buttm. 1. S. 433 Spitzner ad Il. XIII, 388. ἠνώγειν Il. VII, 394. VI, 170. Aber diese Bemerkung sucht man überhaupt nicht an jener Stelle, sondern entweder bei dem ν ἐφελκ., oder da sie nur sehr wenige unregelmässige Verba angeht, unter diesen. Das Streben des Hrn. Verfs. Alles zusammenzustellen, was in irgend einer Aehnlichkeit zu einander steht, veranlasst ihn nicht selten, solche Erscheinungen an einem Orte zu erwähnen, die dort vorgreifen, und darum nicht an ihrem Platze stehen. So § 123. 16, wo bei den ionischen Ausgängen αται, ατο st. νται, ντο auch schon die Formen der Verba in μι erwähnt sind, und zwar nicht allein in Beziehung auf diese Ausgänge, sondern auch mit dem Umlaute des Stammvocals α in ε, welche Bemerkung daher vollständig § 206, 11 wiederholt ist. Struve's Behauptung (de exitu versuum in Nonni carmin. Regim. 1834), dass die 3. pl. opt. pass. bei Homer und Herodot nur in οιατο ausgehe, war dem Hrn. Verf. wohl noch nicht bekannt geworden. Eben so werden § 123. 21 bei den Infinitiven auf μεναι die Verba in μι mit erwähnt, aber es genügte dort nur auf § 200 S. 211 zu verweisen, wo dasselbe wiederkehrt. Dagegen wäre eine Erinnerung an die Infinit. auf ᾶν und ῆν, welche sich aus jener Infinitivbildung erklären, dort nicht unpassend gewesen, wo ἀρήμεναι, φιλήμεναι u. a. erwähnt sind. Von diesen spricht Hr. K. erst S. 140 A. 1. hinter den Paradigmen der verba contracta. Dagegen scheint es dem Verfahren des Hrn. V. nicht zu entsprechen, wenn von dem fut. att. erst § 125 hinter den Paradigmen gehandelt wird, da doch die hier angenommene Entstehung dieser Bildung sich an das anschliesst, was § 109. 6 über die Bildung des gewöhnlichen fut. 1. gesagt ist. Ob die Annahme einer ursprünglich doppelten Bezeichnung der Zukunft (zu welchem Zwecke?) bei den Verbis auf - ιζω und dem fut. doric. (κομι - σ - ω, oder eigentlich nach dem Verfasser κομιδ-εσ-ω, und κομι - σ - έσω), woraus κομισῶ und κομιῶ entstanden, zu gestatten sei, wagt Rec. nicht zu entscheiden. § 125. 4. 6 in der Aufzählung der Verba, die das fut. attic. haben, sollte es statt alle auf — ιζω heissen: alle drei- und mehrsylbigen auf — ιζω, obwohl auch bei diesen Verbis die Formen mit dem σ vorkommen. (Lobeck. ad Phryn. p. 746.) Die Formen ἐρημοῦτε Thuc. 3, 58 und οἰκειοῦντας 6, 23 können schwerlich als Futura bestehen; an der zweiten Stelle lesen schon

einige Ausgaben οἰκιοῦντας, und ἐρημοῦτε, 3, 58, ist vielleicht Praesens.

Recht verdienstlich ist die § 131 ff. nach gewissen Analogien zusammengestellte Uebersicht der verba pura, welche in ihrer Bildung von den allgemeinen Regeln hinsichtlich des Stammvocals abweichen. Da aber bei denselben schon angegeben ist, welche im Perf. und Aor. Pass. ein σ einschalten, dieses aber erst § 135 als Regel ausgesprochen wird, so hätte diese den einzelnen Verben vorangehen sollen, wie dann dieselbe wirklich schon im § 131 enthalten ist. Mehrere der hier erwähnten Verba gehören jedoch, in sofern die Abweichungen der Tempusformen auf verschiedene Thema zurückführen, wohl eher unter die anomala, wie δαμάω und δαμάζω, βυνέω und βύω, κυλίνδω und κυλίω u. s. w., bei welchen ob sie in diese Analogie gehören, davon abhängt, ob sie ursprünglich verba pura waren (wie ἀνύω, ἀνύσω, woraus ἀνύτω, Buttm. § 95. A. 5.) oder ob sie als solche sich erst aus der Futurform gebildet haben, wie κυλίνδω, κυλίσω, κυλίω, welches jedoch in vielen Fällen schwer zu bestimmen ist.

In den Bemerkungen zu den drei Classen der durch Consonanten verstärkten Verbalstämme will es uns nicht einleuchten, warum die Verba auf ζω, die zum reinen Charakter γ haben, zweimal erwähnt sind; erst § 152, 3 bloss κράζω, τρίζω, κλάζω, ῥέζω, dann § 153, 4 die übrigen, und dazu § 154, 4 noch die aus der epischen und ionischen Sprache. Richtig sagt der Verf., dass diese sämmtlich Onomatopoetika sind, aber auch ῥέζω sollte davon nicht ausgenommen sein, da in diesem Verbum eben so wie in den übrigen die Buchstaben selbst ursprünglich das sinnliche Bild der dadurch bezeichneten Handlung geben: recken, regen, wirken, thun. Die Anm. 1. zu συρίζω, welche sagt, dass die ältere Formation συρίξομαι u. s. w. zu dem Praes. συρίζω, die neuere und nicht attische συρίσω u. s. w. zu dem Praes. συρίττω gehöre, enthält eine Verwechslung, denn συρίξω gehört zu συρίττω, συρίσω aber zu συρίζω. Dabei hätte noch erinnert werden können, dass wenigstens die Substantivform σύριγξ auf einen Stamm mit γγ, hinweist, sowie es neben σαλπιγκτής die Form σαλπικτής gab. Wenn übrigens Hr. K. συρίζω wegen συρίττω nicht unter die Verba auf ζω mit dem Charakter γ will gerechnet haben, so mussten aus demselben Grunde auch σταλάζω, οἰμώζω, ὀλολύζω u. a. ausgeschieden werden. Cf. Greg. Cor. p. 154 Phryn. p. 191 sq. — Von ἔοικα vermuthet der Hr. Verf. § 157 Anm. 5, dass es Perf. 1. zu εἴδω sei, wie δείδοικα zu δείδω. Dagegen aber ist das homerische εἶκε, Il. 18, 520, und die Bedeutung, welche, so sehr es auch den Anschein hat, mit sehen in keiner Verbindung steht, sondern ursprünglich ein Nachgeben, sich Anschliessen (verwandt mit εἴκω, weichen) bezeichnet. — S. 160 A. 2., wo der Accentfehler in ἀκήχεαται im Verzeichniss

der Druckfehler berichtigt ist, hätte auch das daneben stehende ἀκηχείατο aus Il. μ, 179 in ἀκαχείατο berichtigt sein sollen.

Recht gut ist die Darstellung und Uebersicht der Bildung des Aor. 1. in den Verb. liq. S. 168 f. Aber warum sagt Hr. K., dass bei φθείρω der Aorist fehle? In διαφθεῖραι wenigstens ist er unbestritten vorhanden, und er musste desswegen ebenso bemerkt werden, wie das fut. φθέρσω, welches auch nur in διαφθέρσαι (Il. 13, 625) vorhanden ist. S. 169 A. 1 konnte über die Verba auf αίνω und αίρω, die im Aor. 1. η oder α annehmen, und deren Gebrauch in den verschiedenen Zeitaltern und Schriftstellern Einiges noch genauer bestimmt werden. In ὑφαίνω ist wohl eher ὕφηνα die attische (Aristoph. Lys. 630. Lob. ad Phryn. p. 26.) ὕφανα die spätere Form. Es fehlt θερμαίνω, ἐθέρμηνα, später ἐθέρμανα. (Lobeck. 1. c. p. 25.) Statt τιτραίνω sollte es τετραίνω heissen, Von den Verben in μι steht ein Verzeichniss der verba anomala auf ω, welche der Hr. Verf. in ähnlicher Weise zusammenstellt, wie er dieses schon in seinen früher erschienenen Tabellen gethan hatte, jedoch in anderer Folge der Analogien. Mit Recht hat er hier, wie Buttmann u. A., diejenigen Verba, welche zwar von der ganz gewöhnlichen Tempusbildung auf ω abweichen, aber eine vollständige Analogie bilden, wie die Verba auf πτ, σσ, ζ von der Anomalie ausgeschlossen. Die Anomalien sind eingetheilt in a) Anomalien im Stamme und b) in den Personalendungen. Bei den einzelnen Verben ist allemal durch Buchstaben angedeutet, welche derselben die Aor. Pass. oder Med., oder das Fut. Med. mit activer Bedeutung haben, und bei den einzelnen Formen oder Verben, die im Vorhergehenden schon erörtert worden waren, ist meist auf die betreffende Stelle hingewiesen. Dadurch entstehen nun nicht selten doppelte und dreifache Wiederholungen, indem gewöhnlich jede Form an der ihr gehörigen Stelle als Tempusform etc. in ihrer Analogie oder Abweichung, dann wieder in diesem Verzeichniss, dann noch einmal in dem allgemeinen Verzeichniss der anomalen Verba, und endlich im Register angeführt ist. So z. B. πεφυγμένος § 177, 1. § 185, 29. § 247 S. 280 und im allgemeinen Register. Und doch findet man auch hier keinesweges alle Formen beisammen, und man muss desshalb theils aus verschiedenen Stellen dieser Grammatik, theils aus andern Grammatiken sich Ergänzung suchen. So fehlen z. B. unter βαίνω die aorist. Imperative κατάβα, πρόβα, die Verkürzungen βάτην und ἔβασαν, die Formen βέω, βείω, βήῃ u. a. Diess hätte einigermassen vermieden werden können, wenn in diesem Verzeichniss der Anomala auf ω die Verba, die zusammen eine gewisse Analogie bilden, nur im Allgemeinen mit den Grundformen ihrer Stämme angeführt, dagegen alle Einzelheiten in den Bildungen der Tempora, Personen etc. in dem allgemeinen Verzeichniss der Anomala vollständig zusammengestellt worden wären. Dann hätten auch, da

die von Hrn. K. angenommenen Classen der Anomalen einander nicht überall ausschliessen und ein Verbum wegen verschiedener Abweichungen, oft in zwei, ja drei Classen gehört, unter jeder dieser Classen nur die in dieselben gehörigen Formen erwähnt werden dürfen, diejenigen Formen aber, welche in die Analogie der später erst abgehandelten Verba in μι gehören, um den Vorgriff zu vermeiden, erst nach diesen in dem allgemeinen Verzeichniss der Anomala aufgeführt werden können. Wenn aber ein Verbum zu verschiedenen Analogien gehört, so musste es auch in der angegebenen Weise unter jeder derselben erwähnt werden, z. B. ὑπισχνέομαι, welches nicht allein in der Analogie III. derer gehört, die νε an den reinen Stammcharakter ansetzen, sondern auch nebst μιμνήσκω in die Analogie VI, wegen des dem Stamme vorgesetzten ι. Im Einzelnen kann auch hier noch Manches ergänzt, berichtigt oder genauer bestimmt werden. Unter μιμνήσκω fehlt wie bei Buttmann ἐμνησάμην. Und dem Aor. 1. Pass. ἐμνήσθην durfte hier nicht die Bedeutung ich erwähnte beigelegt werden. Denn diese entsteht überall nur zufällig durch den Zusammenhang, an sich ist jener Aorist rein passiv, ich wurde erinnert, wurde durch die Erinnerung auf einen Gegenstand geführt, während das epische ἐμνησάμην vielmehr als absichtliche, thätige Erinnerung gedacht ist. Eben so wenig ist es genau, wenn unter γίγνομαι gesagt ist, γέγονα und ἐγενόμην vertreten jenes das Perf., dieses den Aorist von εἰμί. Vielmehr liegt in γίγνομαι stets der Sinn eines Fortschreitens, einer Bewegung im Sein, in εἰμί dagegen der des ruhigen Beharrens, woher es eben kömmt, dass letzteres, weder Aorist, noch Perfect haben kann, und selbst da, wo γίγνομαι die Stelle der Copula zu vertreten scheint, behält es den Sinn jener Bewegung, nämlich ein thätiges sich Zeigen oder Kundgeben einer gewissen Eigenschaft. In Platon. Parm. p. 141 E. kann γενηθήσεται weder das eine, noch das andere Mal statt γενήσεται stehen, da dieses beide Male erst mit καὶ, dann mit οὔτε daneben steht, folglich ganz deutlich einen verschiedenen Moment der Existenz bezeichnet, sondern γενηθήσεται steht, wie der ganze Zusammenhang zeigt, gleichbedeutend mit γεγενήσεται, welches Schleiermacher dafür setzen wollte. Bei der VIII. Classe, welche die Verbalformen auf θω befasst, legt Hr. K. die Endungen αθον und θον, wahrscheinlich nach Buttm. II, S. 36 dem Imperf. und Aorist bei. Hier hätte wenigstens die historische Erinnerung nicht fehlen sollen, dass diese Formen von Einigen blos für Aoriste, von Andern blos für Praesentia und Imperf. gehalten und accentuirt werden. S. G. Herm. ad Soph. Ant. 1083. Oed. C. 1019. Imman. Hermann de verbis Graecorum in αθειν, εθειν, υθειν exeuntibus. Erford. 1832. Unter βόσκω S. 196 hätte nicht, wie bei Buttmann, stehen sollen: Med. weide, intrans. Denn diese Bedeutung gehört nach aller Analogie (selbst νέμεσθαι wird, ob-

gleich es mit dem acc. verbunden wird, fälschlich für med. gehalten) im Griech. dem Passiv an, wie auch der später gebräuchliche Aorist ἐβοσκήθην zeigt. Eben so wenig sollte δέομαι, ich bedarf, med. heissen ἐπεμελοῦμαι wird S. 198 geradehin für minder gut attisch erklärt. Hier konnte der überall kritische Buttmann zu grösserer Behutsamkeit rathen. Die Handschriften wenigstens des Thukyd., Xenoph., Platon machen das Urtheil der Attikisten sehr unsicher, und selbst Eurip. Phoen. 556 hat ἐπεμελούμεθα. Unter πέτομαι, ich fliege, S. 200, vermisst man genaue und kritische Angaben über den Gebrauch der Aoriste πτέσθαι und πτάσθαι, zumal da auch § 232. 5 der Sache nicht weiter gedacht ist, als dass πτάσθαι ionisch und altpoetisch heisst. Doch beruht dieses auch in der Prosa auf unverwerflichen Zeugnissen. S. Schneid. ad Platon. Civ. II, p. 365 A. cll. Herm. ad Soph. Oed. R. p. 17 ed. 3. In βάλλω nimmt Hr. K. § 179 S. 181 für die Formen βέβληκα. βέβλημαι etc. Metathesis und den Stamm ΒΑΛ an, aber § 194 S. 201 legt er denselben ein Thema mit dem Charakter ε unter, und nennt dieses auch Metathesis. Dann wäre aber vielmehr Synkope des α, wenn nicht etwa ein Thema ΒΕΛ (etwa nach βέλος) angenommen wird. Das fut. ἑλῶ bei αἱρέω durfte schon nach dem, was Matth. § 222 darüber sagt, nicht einmal selten heissen. Cf. Herm. ad Soph. Oed. C. p. 286. Zu rasch ist S. 201 unter ἀράομαι ἀρήμεναι Odyss. X, 322 aor. 2. Pass. von ΑΡ genannt, was Buttmann nur vermuthet hat. Dagegen ist die Bedeutung, und Buttmann behauptet zu viel, wenn er sagt, dass der Zusammenhang durchaus das Praeteritum verlange. πολλάκις steht auch sonst mit dem Praesens, so gut wie πάλαι (Il. 10, 121), und diess ist ἀρήμεναι wie γοήμεναι.

Gleiche Zweckmässigkeit und Klarheit in der Anordnung der Analogien, wie in der Erklärung der Formation kann Rec. in der Darstellung der Verba in μι rühmen, welche der Hr. Verf. in zwei Hauptclassen theilt: I) in diejenigen, welche die Personalendungen unmittelbar an den Stammvocal setzen, II) diejenigen, welche dem Stamme die Sylbe νυ oder ννυ anfügen, und zwar A. nach Vocalen, B. nach Consonanten. Doch ist auch hier bisweilen das Allgemeine nicht genug von dem Besondern geschieden, sondern den Hauptsätzen zu viel Einzelnes in den Anmerkungen untergemischt, wodurch die Aufmerksamkeit zerstreut und vielfältige Wiederholung herbei geführt wird. So gehört zu § 198, wo von der Bildung der Tempora bei den Verben in μι überhaupt gehandelt wird, noch nicht Anm. 2. über den Gebrauch der Aor. 2. ἔδων, ἔθην, welche eher beim Paradigma selbst ihre Stelle hatte. Auch kehrt dieselbe Bemerkung § 203, 2 und im Paradigma S. 218 wieder. Die Anm. 1. zu § 197: „Die attischen Dichter brauchen statt des ion. τίννυμαι die Form mit Einem ν: τίνυμαι (ῑ)," welcher Buttmann folgt (ausf. Gr.

II S. 39. 239), bedurfte noch genauerer Kritik. Denn die Verdoppelung des ν bei den Ioniern ist von Seiten der Handschr. keinesweges sicher (Spitzner ad Il. 3, 279) und daher nicht allgemein anerkannt (Passow. Lex. s. v.), obgleich sie in der von Buttmann angeführten Analogie von *ζώννυμι* u. s. w. gegründet ist. Schreibt man aber bei den Ioniern *τίννυμι*, so sollte dieses auch bei den attischen Dichtern geschehen, von welchen mit dem Worte selbst in den Chören doch wohl auch Schreibung und Quantität angenommen ist. Denn Eur. Or. 313 im Dochmius kann *τιννύμεναι* stehen. Cf. Herm. Praef. ad Soph. Ant. ed. 3. p. XXIV. Die 5. Anm. ebendaselbst: „Wenn dem Endconsonanten des Stammes ein Diphthong vorangeht, so fällt vor dem *νν* jener Endconsonant aus, ausser wenn derselbe ein K-Laut ist, als *αἴνυμαι* St. *AIP*, *δαί-νυμι* St. *ΔAIT*, *καίνυμαι* St. *KAIΔ* aus *KAΔ*, *κτεί-νυμι*, St. *KTEIN* aus *KTEN*," bedurfte ebenfalls besserer Begründung. Denn 1) fragt man, warum die Weglassung des Endconsonanten allein beim K-Laut unterbleibe; 2) ist es keinesweges erwiesen, dass jene Formen von Stämmen mit einem Consonanten am Ende herkommen, denn *δαί-νυμι* leiten die alten Grammatiker wenigstens nicht von *ΔAIT*, sondern von *ΔAI* ab (Etym. M. 251, 23. Favorin. 34 a. ip. Dindorf. gramm. gr. Vol. I, p. 146), *καίνυμαι* kömmt nicht von *KAIΔ*, woven gar keine Spur vorhanden, sondern von *KAI*, verwandt mit *ΓA* (*γάνυμαι*), woraus sich *κέκασμαι*, *κέκαδμαι* ebenso gebildet wie *ἐῤῥάδαται* von *PA*, *ῥαίνω*, *κτείνυμι* schwankt selbst in der Schreibart mit *κτείννυμι*, welches bei weitem gewöhnlicher ist (Buttm. II. S. 175 Herm. l. c. p. XXIII) und *αἴνυμαι* wird zwar von den Gramm. von *αἴρω* abgeleitet (Etym. M. 36, 41. Favor. 6, 6. 10 Dind. l. c. p. 86), aber auf eine Weise, die dieser Etymologie nicht viel Glauben verschaffen kann, zumal da von *αἴρω* die analog gebildete Form *ἄρνυμαι* exsistirt, und die Bedeutung jenes Verbum der von *αἴρω* sich nicht anschliesst. Auch sprechen es, soviel Rec. weiss, die Gramm. nirgends als Regel aus, dass der Stammconsonant vor *ν* wegfalle, sondern nur, dass nach einem Diphthongen in der vorangehenden Sylbe das *ν* einfach geschrieben werde. —

Unter *κεῖμαι* S. 243 schliesst sich Hr. K. ganz an Buttmann an, indem er diese Form zugleich für den Conj. will gelten lassen. Allein diess ist eine sonst durch keine Analogie zu rechtfertigende Annahme, denn in Formen wie *διασκεδάννυται*, *ἐπιδείκνυται* konnte wohl das *υ* den Modusvocal *η* in sich aufnehmen, nicht aber das *ε* oder *ει* das *η* in *κεῖμαι*. Dabei sind die Stellen, um derentwillen diese Annahme hingestellt ist, nur wenige und in Hinsicht der Schreibung nicht kritisch sicher, wie wir denn nicht wüssten, warum die jetzige Leseart *κῆται* im Homer nach cod. Ven. Tadel verdiente; Plat. Phaedon. p. 84 E aber ist *διάκειμαι* Indicat., wie schon oft erinnert worden

(Matth. S. 1093. Rost Gr. S. 624. 5. Ausg.), p. 93 a hingegen, wo die Construction den Conjunct. verlangt, hat ξυγκέηται bei weitem mehr handschriftliche Autorität als ξύγκειται, und so ist Isocr. π. ἀντιδ. § 278 ed. Bekk. schon ohne Zweifel richtig διακέησθε verbessert.

Der „Bildung der Verbaladjectiven" überschriebene Abschnitt § 243 ist eine fast wörtliche Wiederholung von § 109, 4, nur dass hier durch eine Reihe aus den verschiedenen Classen der Verben gewählter Beispiele die Formation zur Uebersicht gebracht ist. War nun diese Uebersicht in der That hier erst an rechter Stelle, so konnte auch die Regel selbst bis hierher verspart werden.

Der hierauf folgende Abschnitt von der Bedeutung der Verbalformen § 244 handelt bloss davon, was man gewöhnlich Anomalie der Bedeutung nennt, d. h. von denjenigen Formen, deren generelle Bildung mit der Analogie genereller Bedeutung in scheinbarem Widerspruche steht. Verwirrend und der richtigen Ansicht über die generelle Bedeutung der Verbalformen, und über die formelle Verwandtschaft des aor. 2 syncop. und des aor. 2 pass. entgegen ist der Ausspruch, dass der aor. 2 sync. act. in Ansehung der Bedeutung zu dem Med. trete. Es muss aber der aor. 2. pass. nicht wie vom Verf. § 160 als „ein nach Analogie der Formation auf μι gebildeter aor. 2. act.", sondern vielmehr dieser aor. 2. sync. act. als ein wahrer aor. 2. pass. betrachtet werden, wie nicht nur die Analogie der Formation, sondern auch der Umstand zeigt, dass sämmtliche Verba, welche den aor. 2. sync. act. haben, nicht nur den aor. 2. pass., sondern auch grösstentheils den aor. 1. Pass. nicht bilden, und dass diejenigen, welche den aor. 1. Pass. haben, (wie ἔστην, ἐστάθην, ἔθην, ἐτέθην, ἔδων, ἐδόθην), diesen doch in einer ganz andern Bedeutung gebrauchen. Diese an der Mehrzahl deutlich hervortretende Analogie, welche der Umstand bestätigt, dass sie sämmtlich in gleicher Bedeutung, wie den aor. 2. sync. das fut. med. oder vielmehr pass. haben, können einzelne Ausnahmen, wie ἔγνων, ἔβρων, ἔθην, ἔδων nicht erschüttern, da wir nicht wissen, welche Bedeutung ursprünglich die denselben zu Grunde liegenden Stämme hatten, und wenigstens in γιγνώσκω der in ἀναγιγνώσκω vorhandene, in transitiver Bedeutung gebräuchliche aor. 1. act. auf eine ursprünglich intransitive oder passive Bedeutung in ἔγνων hinzudeuten scheint. Nun wird aber durch diesen aor. 2. sync. nirgends eine bewusste, selbstthätige Handlung, wie sie sonst durch das Medium bezeichnet wird (ausser im aor. 2. med., der aber der oben bemerkten allgemeinen Analogie der tempora secunda sich anschliesst), sondern eine, nicht von aussen aufgenöthigte (aor. 1. pass.), sondern in Folge natürlicher Entwickelung oder sonst von innen herausgehende Veränderung im Zustande eines Subjectes ausgedrückt, wodurch die aor. syncop. sich wie-

der an die aor. 2. act. pass. med. überhaupt auf das genaueste anschliessen. Mithin haben diese aor. 2. vielmehr von passiver Art, als von der des Medium, oder es bilden dieselben eigentlich mit dem Perf. 2. eine für sich bestehende Conjugationsform zur Bezeichnung von Zuständen, die sich äusserlich durch unbeabsichtigte, auf kein bestimmt gedachtes Object gerichtete Handlungen kund geben, gerade wie wir dasselbe im Deutschen bei vielen Verben durch das dem Imperf. nicht beigesetzte t bezeichnen, z. B. ich löschte, es erlosch, er tränkte, er trank, das Thier frass, und das Thier frässte die Jungen. So brauchte also der aor. 2. ἥλων, ἑάλων nicht um seiner passiven Bedeutung selbst willen A. 2. besonders erwähnt zu werden, sondern nur in sofern, als derselbe für uns einen Zustand bezeichnet, der seinen Grund nicht in dem Gegenstande selbst hat, sondern von einem andern her bewirkt wird.

Mit Recht erklärt sich der Hr. Verf. gegen die Benennung Deponentia im Griechischen, behält aber doch, indem er sich in Ansehung derselben auf Mehlhorn's bekannte Auseinandersetzung bezieht, die einmal gangbaren Namen der Deponentia Medii und Deponentia Passivi bei. Die Fragen aber, warum die Griechen manche Verba bloss als Passiva, andere bloss als Media behandelten, warum einige Verba den aor. pass. und med. in scheinbar gleicher Bedeutung haben, und warum gerade die Dichter vielfach den aor. med. statt des in Prosa gebräuchlichen aor. pass. gebrauchen, sind auch hier in Rücksicht auf die diesen Thatsachen zu Grunde liegenden Betrachtungsweisen der Erscheinungen nicht näher erörtert. Rec. kann sich in dieser Hinsicht auf dasjenige beziehen, was er an einem andern Orte darüber angedeutet hat. S. Zeitschrift f. d. Alterthumsw. 1834 Nr. 116 f.

Das „Verzeichniss der anomalen Verba“ S. 258—281 führt nicht bloss diejenigen Verba auf, die man gewöhnlich Anomale nennt, sondern alle, die in der vorangehenden Darstellung der Verbalbildung um dieser oder jener Abweichung der Formation willen vorgekommen waren, so dass die einzelnen Formen nur genannt und dabei auf die eine jede betreffende Stelle der Grammatik zurückgewiesen wird.

Die folgenden Capitel vom Substantiv, Adjectiv, mit welchem zugleich die Participien verbunden sind, vom Pronomen, den Zahlwörtern, den Partikeln, und von der Wortbildung können wir nicht mit gleicher Ausführlichkeit durchgehen. Was wir oben im Allgemeinen dem Hrn. Verf. nachgerühmt haben, dass er nämlich überall mit beharrlichem Fleisse den vorhandenen Sprachschatz zu bewältigen und zu bequemer und lehrreicher Uebersicht in Reihen und Fächer zu ordnen, und den Gewinn der neuern Forschungen, hier vorzüglich derer von Bopp, Hartung, Reimnitz, Max Schmidt u. A. sich anzueignen und zu verwenden, bemüht gewesen, das haben wir hier besonders dankend hervorzuheben.

Manche Partien haben dadurch eine neue, durch klare und anschauliche Darstellung ausgezeichnete Gestalt erhalten, ein Vorzug, den wir vorzüglich an der Lehre von der Geschlechtsbestimmung nach den Endungen, an der vortrefflichen Uebersicht sämmtlicher Nominativausgänge der dritten Declination mit Angabe der Genitivendungen und des Geschlechts (S. 326—331) und an der auf die Resultate der vergleichenden Grammatik begründeten Lehre vom Pronomen anerkennen. Indessen so fruchtbar an neuen Aufschlüssen diese Untersuchungen bisher gewesen sind, so lässt sich doch auch nicht leugnen, was besonders in den Bemerkungen über die Bildung des Casus § 255, wo sämmtliche Declinationsformen aus einer Urdeclination hergeleitet werden, hervortritt, dass Vieles dabei noch als ziemlich willkürliche Annahme erscheint, und es möchte mit diesem Ansetzen und Abwerfen und Einschieben und Ausstossen von Buchstaben, welches man an- und vornimmt, vor der Hand doch noch zu wenig wissenschaftliche Basis gewonnen sein. Und räumt man auch den wissenschaftlichen Werth der Untersuchungen selbst ein, wie wir es thun, so wird man doch im praktischen Schulunterricht die Jugend mit diesem Tanze ab- und zuspringender Buchstaben nicht behelligen dürfen.

An Gelegenheit zu Erinnerungen, Nachträgen und Berichtigungen kann es übrigens auch hier nicht fehlen, woraus wir jedoch, die Reichhaltigkeit des Stoffes und die Leichtigkeit des Ueber- und Versehens wohl berücksichtigend, dem Hrn. Verf. einen Vorwurf zu machen, weit entfernt sind. So ist ihm z. B. § 253, 1. in dem Beispiele: *κελεύω τῷ παιδὶ γράφειν ἐπιστολήν*, ich heisse den Knaben einen Brief schreiben, ein in die Augen fallender Fehler entschlüpft, der gegen die eigene Gramm. § 577. d. A. 4 verstösst. *Vor* den Declinationsendungen § 254 hätten die Stämme der griechischen Substantive und deren Einreihung in eine der drei Declinationsformen besprochen werden sollen. Die casus obliqui werden ohne weitere Erinnerung als Bezeichnungen von Raumverhältnissen erklärt, ohne dass man diese Verhältnisse in den beigesetzten deutschen Beispielen erkennen könnte. Nach der Uebersicht der Declinationsformen und vor den einzelnen Declinationen würden wir lieber die allgemeinen Bemerkungen über Quantität, Accent und Suffixa etc. eingereiht sehen, da hier, wo sie hinter den einzelnen Declinationen stehen, manche Wiederholungen und Anticipationen eingetreten sind. So ist z. B. über die Dativendungen auf *σι* S. 294 A. 3. S. 297. 4 S. 300 A. 1. S. 306, 5 fast mit denselben Worten und bei der dritten Declin. S. 336, 3 gesprochen, die Frage aber, wie weit die attische Prosa sich derselben bediene, ist nicht weiter gebracht. So greifen auch die Bemerkungen über das Suffix *φι*, und über die Localendungen *θι*, *θεν*, *δε*, welche nach der ersten Declination stehen, vielfach in die zweite und dritte über.

Mit Recht sieht auch Hr. K. in dem Suffixum φι einen alten Locativ, dem er auch die Bedeutung eines Instrumentalis einräumt, die Bezeichnung eines andern Genitiv- oder Dativverhältnisses aber abspricht. Indessen sind die angeführten Beispiele zum Theil nicht ohne Zwang dieser Theorie angepasst, und wir wünschten, dass die von Buttm. 1. S. 204 ff. in dieser Beziehung berührten Momente noch sorgfältiger in Betracht gezogen wären.

Einzelnes lässt sich Manches nachtragen, was in einer ausführlichen Grammatik nicht hätte übergangen sein sollen, wohin wir namentlich auch die Hindeutungen auf solche Puncte, welche kritisch noch näher zu untersuchen, oder über welche die Ansichten verschieden sind, rechnen, welche Hindeutungen wenigstens dazu dienen können, auf solche Punkte aufmerksam zu machen und sie weiterer genauerer Prüfung zu empfehlen. Unter den Beispielen der Dativendungen αις in der 1. Decl. bei Homer fehlt S. 298 wie bei Buttmann πάσαις Od. 22, 471, ferner eine Erinnerung über den Gebrauch der drei Endungen ῃς, αις, ῃσι bei den spätern Epikern (s. Spitzner in der 3. Ausg. v. Köppes Anmerk. zur Il. IV. B. S. 468), Näheres über denselben Gebrauch bei den Tragikern, da Valck. ad Eur. Phoen. 62. Hipp. 1432 die Form ῃσι anerkennt, Matthiä aber zu Orest. 55 Gramm. 1. S. 146 sie bezweifelt; endlich über das ebenfalls angefochtene ι subsc. und die in den Inschriften vorkommenden, in dieser Beziehung wichtigen Formen mit ε, τεῖσι, μύστεισι, ἐπόπτεισι, bei Boeckh Corp. Inscr. Vol. I. Nr. 71 und im 2. B. der Staatshaushaltung. Bequemer für den Gebrauch wäre es gewesen, wenn in den Declinationen, besonders in der so reichhaltigen dritten Declination die dialektischen Eigenthümlichkeiten gleich jeder Classe von Substantiven beigegeben worden wären, dann würde man die doch immer unter einander verwandten Formen mit einem Blicke übersehen und nicht die Mühe haben, sie an mehreren Stellen zusammenzusuchen, wie bei denen auf αυς, ευς, ους § 283. 294. 296. An der letzten Stelle fehlt das einzeln stehende ἱππεῖς Il. 11, 151 und βασιλεῖς Hesiod. Opp. 248. Die Adjectiva auf ης, n. ες stehen zweimal § 284 und § 315. Das erste Mal ohne Berücksichtigung derer, die vor der Endung einen Vokal haben. Aber § 315 A. 4 ist theilweise wörtliche Wiederholung von § 284 A. 3. Und beide Stellen müssen wieder ergänzt werden aus § 296. 4. Bei denen auf ευς fehlt die äolische Betonung als paroxytona, und der neu-ionische Genit. — εῖος z. B. βασιλεῖος, und der böotische βασιλίος (Choerob. p. 1194).

Möge Hr. K. diese einzelnen Erinnerungen so freundlich aufnehmen, wie sie von uns mit wahrer Hochachtung gegen sein ehrenwerthes Streben, und die dadurch erworbenen Verdienste gegeben worden sind. Wir freuen uns, im Voraus ankündigen zu können, dass wir nächstens bei der Beurtheilung des zweiten

Bandes auf dem Felde der Syntax einen durch selbstständige Forschung erreichten noch weit reichhaltigern reellen Gewinn werden zu rühmen haben.

Sommer.

Todesfälle.

Den 9. Januar starb in Genf der Professor an der methodistisch-evangelischen Schule *Wilhelm Steiger*, im 28. Lebensjahre.

Den 11. Juli in Christiania der Universitäts-Professor *Gregers Fougner Lundh*, 58 Jahr alt.

Im Juli zu Würzburg der Medicinalrath und ordentliche Professor der Thierarzneikunde an der Universität, Dr. *Aug. Ryss*, geb. zu Pörnbach am 2. Juli 1779.

Den 21. August in Paris der Ober-Ingenieur und Professor an der Ecole des ponts et chaussées *Claude Louis Marie Henri Navie*, Mitglied der Akademie in der Section der Mechanik, geb. zu Dijon am 15. Febr. 1785.

Im August zu Marktoffingen bei Augsburg der Frühmessbeneficiat *Jos. Maria Helmschrott*, früher Professor humaniorum am Benedictinerstift zum heil Mang zu Fuessen, durch ein *Verzeichniss alter Druckdenkmale in der Bibliothek zu Fuessen* (Ulm 1790. 4.) und andere Schriften bekannt, geb. in Dillingen am 14. Juni 1759.

Zu Anfang des Sept. in Christiania der ordentliche Professor der Theologie an der Universität, Dr. *Svend Brockman Herslcb.*

Zu derselben Zeit in Würzburg der Hofrath und ordentliche Professor der medicinischen Klinik an der Universität, Dr. *Nicol. Friedreich*, geb. ebendas. am 24. Febr. 1761.

Den 5. Sept. in Prag der Fürst-Erzbischof der Olmützer Erzdiöcese *Ferdinand Maria* Graf *Chotek*, geb. am 5. Sept. 1781.

Den 6. Sept. in Wien der als dramatischer Dichter bekannte niederöstreichische Landrechtssecretair *Friedr. Aug. von Kurländer.*

Den 8 Sept. in Hannover der Lehrer Dr. *Eichhorn* an der höhern Gewerbschule.

Den 9. Sept. in Würzburg der Domdechant und Generalvicar Dr. *Adam Jos. Onymus*, früher Professor der Theologie und als Herausgeber des Justinus Martyr und anderer Schriften bekannt, geb. ebendas. am 29. März 1754.

Den 11. Sept. in Stettin der Regierungs- und Schulrath *Karl August Dreist*, als ascetischer Schriftsteller bekannt.

In der Mitte des Sept. zu Benedictbeuern der Benedictiner, Dr. theol. *Sebast. Mall*, geistlicher Rath und Professor der hebräischen Sprache an der Universität München, geb. zu Fürstenfeldbrück am 11. Nov. 1766.

Den 17. Sept. starb in Paris der Professor an der medicinischen Facultät und Mitglied des Instituts *Ant. Laur. Jussieu*, durch viele naturhistorische Schriften und Abhandlungen bekannt, geb. in Lyon 1748.

Den 19. Sept. in Amberg der kön. Professor *Jos. Domin. Sintzel*, im 47. Amts- und 67. Lebensjahre.

In der ersten Hälfte des Octobers in London der Admiralitäts-Secretair *W. Marsden*, ein bekannter Schriftsteller über die Geschichte und Sprachen des Morgenlandes, im 82. Lebensjahre.

Den 12. October in Halle der ordentliche Professor in der philosophischen Facultät *Prange*, im 81. Lebensjahre.

Den 14. Oct. in Petersburg der Staatsrath und Ritter *Jakow Dmitrijewitsch Sacharow*, seit 1795 Mitglied der kaiserlichen Akademie und gegenwärtig der älteste Akademiker, als Chemiker bekannt, im 71. Lebensjahre.

Den 15. Oct. in Oppach in der Oberlausitz der kön. Sächs. wirkliche Geheime Rath, Conferenzminister und Ordenskanzler *Gottlob Adolph Ernst von Nostitz und Jänckendorf*, in Sachsen als Staatsmann hochverdient, in der gelehrten Welt als Dichter bekannt, im 72. Lebensjahre.

Den 15. Oct. in Göttingen der bekannte Gelehrte, Hofrath und Professor der Philosophie *Amadeus Wendt*.

Den 23. Oct. in Leipzig der hochverdiente Pastor an der Nicolaikirche und ordentliche Professor der Theologie an der Universität, Dr. *Joh. David Goldhorn*, geb. in Püchau bei Wurzen im Sept. 1774.

Den 27. Oct. in Paris der berühmte Forscher über die altprovenzalische Sprache und Literatur *Raynouard*, 75 Jahr alt.

Schul- und Universitätsnachrichten, Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Augsburg. Der bisherige Bischof in Speier (früher Prof. in Würzburg) Dr. *Anton Richarz* ist Bischof der hiesigen Diöcese, der Domdechant *Joh. Geissel* Bischof in Speier geworden.

Baden. Die letztern Jahre vor der Errichtung des *Oberstudienraths* hatte in der katholischen Kirchensection der geistliche Ministerialrath *Zahn* das Referat über sämmtliche katholische Mittelschulen des Grossherzogthums, z. B. *Tauberbischofsheim*, *Bruchsal*, *Ettlingen*, *Rastatt*, *Baden*, *Offenburg*, *Freyburg*, *Donaueschingen* und *Konstanz*, und in der evangelischen Kirchensection der Kirchenrath *Sonntag* über die evangelisch-protestantischen Mittelschulen, z. B. *Wertheim*, *Weinheim*, *Pforzheim*, *Durlach*, *Carlsruhe* und *Lahr*; die gemischten Schulen hingegen, *Mannheim*, *Heidelberg* und *Mahlberg*, standen unter beiden Sectionen, so aber dass die evangelische Kirchensection die nächste Oberbehörde war, jedoch in ihren Anordnungen gebunden an die Zustimmung der andern Section. Nach der Centralisirung sämmtlicher gelehrten Schulen und der höheren Bürgerschulen unter dem neuen

Oberstudienrath wurden diese Anstalten ohne Unterschied der Confession in *oberländische* und *unterländische* geschieden, und das Referat über die ersteren dem katholischen Mitgliede des Oberstudienraths, Ministerialrath Dr. *Zell*, und das Referat über die letztern dem evangelischen Mitgliede des Oberstudienrathes, Hofrath Dr. *Kärcher*, übertragen. Ministerialrath Dr. *Zell* nahm demzufolge als landesherrlicher Commissär zum ersten Male die diessjährigen öffentlichen Endprüfungen ab bei den Lyceen zu *Carlsruhe*, *Rastatt* und *Konstanz*, bei den Gymnasien zu *Offenburg*, *Freyburg* und *Donaueschingen*, und bei den Pädagogien zu *Baden* und *Lahr*, hingegen Hofrath Dr. *Kärcher* nahm als landesherrlicher Commissär die Endprüfungen vor bei dem Lyceum zu *Mannheim*, bei den Gymnasien zu *Bruchsal*, *Heidelberg* und *Wertheim*, und bei den Pädagogien zu *Pforzheim*, *Weinheim* und *Tauberbischofsheim*. Von dieser ersten unmittelbaren Kenntnissnahme von allen Verhältnissen der einzelnen gelehrten Bildungsanstalten des Landes durch die beiden philologischen Mitglieder der neuen Oberstudienbehörde wird die Entscheidung wohl hauptsächlich abhängen, ob es möglich sei, die nun einmal unausweichliche Reform derjenigen Lyceen, Gymnasien und Pädagogien, welche der *Carlsruhe-Mannheimer Lehrverfassung*, wie diese in dem projectirten allgemeinen Lehrplan für die badischen Mittelschulen hauptsächlich massgebend ist, noch nicht ganz gleich stehen, schon auf das nächste Studienjahr $18\frac{36}{37}$ vorzuschreiben und zugleich gänzlich oder nur theilweise durchzuführen. s. NJbb. XVII, 232. Durch den Oberstudienrath sind weitere Entlassungsprüfungen, an welchen auch solche Antheil nehmen können, die auf auswärtigen öffentlichen Lehranstalten oder durch Privatunterricht gebildet, auf die Universität übergehn wollen, für diejenigen Inländer insbesondere, die ohne das gehörige Absolutorium vor dem Spätjahr 1834 zu einem Fachstudium übergegangen sind, auf den 28. Juni und 7. Octbr. d. J. bei der Central-Prüfungsbehörde in Carlsruhe anberaumt worden. Das erste Maturitätsexamen wurde unter dem Vorsitze der beiden philologischen Mitglieder der Oberstudienbehörde, Hofrath Dr. *Kärcher* und Ministerialrath Dr. *Zell*, wieder von Kirchenrath *Zandt*, Hofrath *Kühlenthal* und den Professoren *Vierordt* und *Gockel* in Verbindung mit den dazu einberufenen Proff. Dr. *Winnefeld* (für Philosophie und Lateinisch) und *Eckerle* (für Naturgeschichte und mathematische Physik) vom Rastatter Lyceum vorgenommen; zu dem letzteren Maturitätsexamen hingegen haben die zwei Rastatter Lehrer keine weitere Einberufung erhalten. s. NJbb. XVI, 353. — Es ist bekannt, dass bisher die Lehramtscandidaten evangelisch-protestantischer Confession bei dem Lyceum zu Carlsruhe ihre Lehramtsprüfung nach einem öffentlich bekannt gemachten, wiewohl nur im Allgemeinen gegebenen Examinationsplan zu bestehen hatten, dass hingegen ohne einen solchen Examinationsplan die katholischen Lehramtscandidaten geistlichen und weltlichen Standes an verschiedenen Anstalten, z. B. an dem Lyceum zu Mannheim und Konstanz, an dem Gymnasium zu Heidelberg, in den letztern Jahren aber fast ausschliesslich an dem Lyceum

zu Rastatt für das gelehrte Schulfach geprüft wurden. s. NJbb. VII, 469. Eben so bekannt ist es, dass die im Examen bestandenen Lehramtscandidaten lediglich auf diese Probe ihrer Lehrtauglichkeit hin an vacanten Schulstellen angestellt zu werden pflegten. Jetzt scheint die Lehrtauglichkeit in Rücksicht des Wissens auch noch sachgemäss in Rücksicht des Könnens vor einer bestimmten Anstellung praktisch sich bewähren zu wollen oder zu müssen, indem während des verflossenen Studienjahres 18$\frac{35}{36}$ mehrere Lehramtsaspiranten einzelne Lectionen an verschiedenen Mittelschulen des Landes, z. B. in Offenburg, Donaueschingen und Konstanz, besorgt haben. Auch das Vielerlei von Examinationsstellen, und die damit nothwendig gesetzte Diversität der Befähigungsforderungen ist für die Zukunft dadurch beseitigt, dass der neuerrichtete Oberstudienrath eine eigene Prüfungsbehörde für alle Lehramtscandidaten des Grossherzogthums, gleich viel ob katholischer oder protestantischer Confession, ob geistlichen oder weltlichen Standes, in Carlsruhe bildet, was dann von selbst die Aufstellung und Publicirung eines gemeinschaftlichen und umfassenden Examinationsplanes für die verschiedenen Stufen des gelehrten Schulfachs nothwendig macht. s. NJbb. VII, 99. [W.]

Bern. Der durch seine mikroskopischen Beobachtungen bekannte Dr. *Valentin* in Breslau ist als ordentlicher Professor der Physiologie an die hiesige Universität berufen worden.

Bonn. Die dasige Universität war im vergangenen Sommer von 657 Studenten und 25 Hospitanten besucht. Unter den erstern waren 83 Ausländer. 114 gehörten zur katholisch-theologischen, 65 zur evangelisch-theologischen, 231 zur juristischen, 160 zur medicinischen und 87 zur philosophischen Facultät. vgl. NJbb. XVII, 446.

Breslau. Der Professor Dr. *Demme* vom Lyceum Hosianum in Braunsberg ist Professor der Exegese des A. und N. T. bei der hiesigen katholischen Facultät geworden.

Dresden. *Ad anniversarium Examen gymnasii Vitzthumiani scholaeque Blochmanniae* diebus XXII.—XXIV. mens. Augusti a MDCCCXXXVI. habendum Rectoris et Collegarum nomine invitat *Carolus Natusch.* [Dresden gedr. b. Blochmann. IV u 82 (34) S. gr. 8.]. Diese jüngste Schulschrift der genannten Lehranstalt enthält zunächst von dem Lehrer *Natusch* eine fleissige und gutgeschriebene *Narratio de Jacobo Facciolato grammatico*, in welcher der Verf., gestützt auf die Vita Facciolati von Ang. Fabroni und auf einige andere Quellen, das Leben und die Bildungsgeschichte dieses berühmten Italieners der Jugend zum Muster aufstellt und besonders dessen Werth und Stellung als Sprachforscher und Grammatiker zu charakterisiren sucht. Daher ist der Erzählung auch eine ausführliche Erörterung der lexicographischen und kritischen Verdienste Facciolatis eingewebt, und sein lateinischer Thesaurus eben so wie die Bearbeitung einiger Schriften Cicero's umständlich gewürdigt. Der Verf. hat mit Sorgfalt und Umsicht Alles benutzt, was zur genaueren Würdigung des Mannes von dieser Seite dienen konnte; dagegen dessen Bestrebungen als lateinischer Redner und Geschichts-

forscher absichtlich unbeachtet gelassen. In den Schulnachrichten theilt der Director Dr. *K. J. Blochmann* sehr ausführliche Nachrichten über die Entstehung, Einrichtung, Abstufung und Verfassung der beiden Erziehungs- und Lehranstalten mit [vgl. NJbb. VIII, 470 f.], welche vereinigt in ein Progymnasium, ein Gelehrten-Gymnasium und ein Realgymnasium sich abstufen, und nach diesem Berichte alle vernünftigen Bedürfnisse der körperlichen und geistigen Bildung befriedigen. Die gegenwärtig vorhandenen 100 Zöglinge werden von 12 ordentlichen und 10 ausserordentlichen Lehrern unterrichtet und erzogen.

Durlach. Die erledigte zweite Lehrstelle am hiesigen Pädagogium, womit zugleich der Unterricht in der französischen Sprache verbunden ist, mit einem Competenzanschlag von 564 Gulden und 6 Kreuzer ist dem Pfarrcandidaten *Philipp Staatsmann* aus Carlsruhe mit dem Titel als Diaconus übertragen worden. S. NJbb. XVI, 362 und IX, 446. [W.]

Erlangen. Der Professor und Bibliothekar an der Universität, Dr. *Karl Wilh Böttiger* ist vom Grossherzog von Sachsen-Weimar zum Hofrath ernannt, der ausserordentliche Professor der Theologie Dr. *G. C. A. Harless* zum fünften ordentlichen Professor der theologischen Facultät und zum Universitätsprediger (an *Höfling*'s Stelle) befördert worden.

Frankfurt a. M. In dem vom Gymnasium zu den diessjährigen Osterprüfungen ausgegebenen Programm hat der Rector und Professor Dr. *Joh. Theod. Vömel* als Abhandlung *Notitia codicum Demosthenicorum V.* [1836. 24 S. 4.] mitgetheilt und darin *de codicibus nondum adhibitis* gehandelt, d. h. über die in den verschiedenen Ländern Europa's vorhandenen, noch unverglichenen Handschriften des Demosthenes die bekannt gewordenen Nachrichten und Mittheilungen in fleissiger und reicher Sammlung zusammengestellt. vgl. NJbb. XIV, 359. Die auf 6 Seiten angehängten Schulnachrichten enthalten ausser dem Lectionsplane für das Sommerhalbjahr, welcher im Wesentlichen den frühern gleicht, nichts Bemerkenswerthes.

Freiberg. Als Einladungsschrift zur Feier der Thronbesteigung Sr. Maj. des Königs Friedrich August und zum Richter'schen Gedächtnissactus im Gymnasium hat der Rector M. *K. Aug. Rüdiger* im October d. J. *Lectionum Demosthenicarum specimen alterum* [11 (8) S. 4.] herausgegeben, und darin die kritischen Bemerkungen fortgesetzt, welche er auf die Basis des in seinen Händen befindlichen neuen kritischen Apparats [s. NJbb. XVII, 456.] zu machen angefangen hatte. Zu den im ersten Specimen erwähnten 7 neuen Handschriften nämlich hat er noch die Collation einer Gothaer Handschrift aus dem 15. Jahrh. erhalten, deren Werth er zunächst dahin bestimmt, dass sie zwischen der von ihm angenommenen zweiten und dritten Classe der Demosthenischen Handschriften stehe. Er belegt diess zunächst durch einige Varianten derselben aus der Rede de Symmoriis, die zum Theil weiter kritisch erörtert sind, und behandelt dann noch etwa 10 Stellen aus der

Rede pro Megapolitis nach demselben eklektischen Verfahren, welches schon aus seiner Ausgabe mehrerer Reden des Demosthenes bekannt ist. Aus den Schulnachrichten erfährt man, dass das früher nur theilweise eingerichtete Progymnasium nun vollständig organisirt ist, und dass für das ganze Gymnasium Turnübungen eingeführt sind. Beide Einrichtungen bestehen übrigens jetzt nur als Privatunternehmungen des Rectors und der Lehrer, und die Aufopferungen, welche das Lehrercollegium, und vornehmlich der Rector, dabei der Anstalt gebracht haben, beweisen eben so sehr das rege Streben für das Beste der Schule, als sie der dankbarsten Anerkennung werth sind.

Freyburg im Breisgau. Die Universität zählte im verflossenen Sommersemester 1836 im Ganzen 405 Studirende, also 12 weniger als im vorhergehenden Winterhalbjahr $18\frac{35}{36}$, so dass mithin die Frequenz der Universität um 41 innerhalb eines Studienjahres abgenommen hat. Es waren 1) *Theologen* 82 Inländer, 10 Ausländer. 2) *Juristen* 60 Inl., 18 Ausl.; 3) *Mediciner, Chirurgen* und *Pharmaceuten* 113 Inl., 35 Ausl.; 4) *Philosophen* und *Philologen* 78 Inl., 9 Ausl., zusammen 333 Inländer und 72 Ausländer. S. NJbb. XVI, 359. Der Privatdocent an der hiesigen Universität und Verfasser mehrerer Kartenwerke, Dr. *J. E. Woerl*, hat von dem König von Preussen zum Zeichen des Wohlgefallens an dessen Leistungen im Gebiete der graphischen Erdkunde, namentlich in Anerkenntniss der verdienstvollen Arbeit seiner neuesten Karte des Schweizerlandes, die grosse goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhalten. S. NJbb. XV, 231. [W.]

Görlitz. Zum Director der dasigen Bürgerschule ist der Professor *Kaumann* von der Ritterakademie in Liegnitz berufen worden.

Grimma. Zur diessjährigen Feier des Stiftungsfestes der Landesschule hat der Rector, Prof. M. *Aug. Weichert* die *Commentatio secunda de imperatoris Caesaris Augusti scriptis eorumque reliquiis* [Grimma gedr. b. Reimer. 1836. 50 S. und XV S. Schulnachrichten. gr. 4.] herausgegeben, und darin das zweite Capitel der im vorigem Jahre angefangenen ausführlichen Sammlung der Fragmente des August [s. NJbb. XVI, 251.] mitgetheilt, welches *de Caesaris Augusti apophthegmatis, jocis et strategematis* handelt. Mit grosser Vollständigkeit sind darin die Stellen alter Schriftsteller, in denen Dicta und Strategemata des August erwähnt werden, gesammelt und gelehrt erläutert, und vorausgeschickt ist eine ausgezeichnete Schilderung des politischen Charakters dieses Mannes, welche in der Hauptsache mit der von Löbell (Ueber das Principat des Augustus, in Raumers historischem Taschenbuch v. J. 1834) zusammentrifft, übrigens aber eben so sehr durch selbstständiges und besonnenes Urtheil, als durch die reiche Zusammenstellung der hierauf bezüglichen Stellen alter und neuer Schriftsteller sich auszeichnet. Die weitere Besprechung der inhaltsreichen Abhandlung wird anderswo in diesen Jbb. folgen. In den Schulnachrichten ist ausführlich die Umgestaltung der Lehrverfassung [vgl. NJbb. XII, 116.] besprochen, die seit Michaelis vorigen Jahres ins Leben getreten und vornehmlich auf die Grundsätze gebaut ist, welche durch die im vorigen Jahre

stattgefundene Conferenz der Gymnasialrectoren über Gegenstände, Umfang und Zeit des Gymnasialunterrichts festgestellt worden sind. Der Lehrplan ist demnach gegenwärtig folgender:

	I.	II.	III.	IV.	
Griech. Schriftsteller	6,	6,	6,	6	wöchentl. Stunden.
Latein. Schriftsteller	6,	6,	6,	6	
Correctur und prakt. Uebungen in beiden Sprachen	4,	4,	4,	4	
Lat. Gramm.	—,	—,	2,	2	
Deutsche Sprache	2,	2,	2,	2	
Franz. Sprache	2,	2,	2,	2	
Religion	2,	2,	2,	2	
Mathematik	4,	4,	4,	4	
Physik	2,	2,	—,	—	
Geschichte	2,	2,	2,	2	
Geographie	—,	—,	2,	2	
Logik od. empirische Psychologie	1,	—,	—,	—	
Rhetorik	—,	1,	—,	—	
Hebräische Sprache	2,	2,	—,	—	

Zur Lectüre sind im Griechischen und Lateinischen für jede Classe 3 verschiedene Schriftsteller, zwei Prosaiker und ein Dichter, ausgewählt; jedoch besteht in den beiden ersten Classen die Einrichtung, dass abwechselnd entweder der Dichter oder der eine Prosaiker auf längere Zeit ausgesetzt, und die dadurch erübrigten Lehrstunden für die Erklärung des andern benutzt werden, während inzwischen die Schüler den ausgesetzten Schriftsteller unter specieller Aufsicht des Classenlehrers privatim lesen und über das Gelesene zu bestimmten Zeiten Auskunft geben müssen. Der Unterricht in der deutschen Sprache wird für Prima und Secunda gemeinschaftlich ertheilt, und besteht, ausser schriftlichen Arbeiten und deren Correctur, in Vorträgen über deutsche Literaturgeschichte und declamatorischen Recitationen deutscher Gedichte. Sehr zweckmässig ist der Unterricht in der Geschichte eingetheilt und so gegliedert, dass jede Classe in jedem Halbjahr dem Zeitraum nach gleichweit fortschreitet und demnach für den Schüler auch bei Versetzung in eine andere Classe nie eine Lücke entsteht. vgl. NJbb. IX, 220. Unangenehm aber hat den Ref. die mitgetheilte Nachricht von den immer mehr beschränkten ausserordentlichen Ferientagen, d. h. solchen Tagen, welche die Schüler (ohne verreisen zu dürfen) ganz zum Privatstudium benutzen mussten, berührt: weil er aus eigener Erfahrung weiss, dass gerade solche Arbeitstage in Alumnenschulen von besonderer Wichtigkeit sind und den wesentlichsten Einfluss auf die geistige Entwickelung des Schülers üben. vgl. NJbb. XIV, 479. Die Schülerzahl betrug im Sept. d. J. 114, und zur Universität waren im verflossenen Schuljahr 15, und zwar 6 mit

dem ersten, 8 mit dem zweiten und 1 mit dem dritten Zeugniss der Reife entlassen worden.

Heidelberg. Der grossherz. badische Kirchenrath und Professor *Abegg* an der Universität hat das Ritterkreuz des zähringer Löwenordens erhalten und der Professor und Oberbibliothekar Dr. *Bähr* ist zum Hofrath ernannt worden.

Köln. Am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium sind den Oberlehrern *Hoss*, *Pfarrius* und *Hoegg* und den Lehrern *Schumacher*, *Oettinger* und *Heiss* je 100 Rthlr. als Gratification bewilligt worden. Das vorjährige Programm des Gymnasiums enthält als Abhandlung die von dem Oberlehrer *Hoegg* am 3. August gehaltene *Festrede*, das des Jesuiten-Gymnasiums eine Abhandlung *Ueber die philosophischen Vorbereitungsstudien der Gelehrtenschulen* von dem Director Prof. *Birnbaum*.

Königsberg in Pr. An der dasigen Universität hatten für das verflossene Sommerhalbjahr in der theologischen Facultät 6 ordentliche Professoren [Dr. *L. Rhesa*, Dr. *L. A. Kähler*, Dr. *A. R. Gebser*, Dr. *F. L. Sieffert*, Dr. *L. K. Lehnerdt* und Dr. *C. von Lengerke*] und 1 Licentiat [*K. R. Jachmann*], in der juristischen 5 ordentliche und 2 ausserordentliche Professoren [die Drr. *D. Ch. Reidenitz*, *A. A. von Buchholz*, *E. W. Backe*, *E. D. Sanio*, *F. K. Schweikart*, *H. F. Jacobson* und *M. E. Simson*], in der medicinischen 6 ordentliche und 1 ausserordentlicher Professor [die Drr. *L. W. Sachs*, *K. E. Burdach*, *E. R. Dietz* (seitdem gestorben), *K. L. Klose*, *H. Rathke*, *W. Seerig* und *A. Hayn*] und 3 Docenten [die Drr. *E. Burdach*, *W. Cruse* und *B. Kähler*], in der philosophischen 13 ordentliche Professoren [die Drr. *Chr. A. Lobeck*, *W. K. Drumann*, *E. W. Bessel*, *P. von Bohlen*, *F. W. Dulk*, *K. H. Hagen*, *E. A. Hagen*, *K. G. J. Jacobi*, *E. Meyer*, *F. E. Neumann*, *K. Rosenkranz*, *F. W. Schubert*, *J. Voigt*], 4 ausserordentliche Professoren [die Drr. *K. Lehrs*, *Chr. Th. L. Lucas*, *L. Moser*, *F. Richelet*] und 7 Docenten [die Drr. *K. A. Benecke*, *L. Hendewerk*, *K. L. Horch*, *F. Merleker*, *J. Rupp*, *G. T. Taute* und *Fr. Zander*] Vorlesungen angekündigt. Die ausserordentlichen Professoren *Jacobson* und *Simson* sind seitdem zu ordentlichen Professoren in der juristischen Facultät ernannt worden, der Prof. Dr. *Rathke* aber verlässt jetzt die Universität und kehrt als ordentlicher Professor der Medicin an die Universität Dorpat zurück. Der verstorbene Professor *Dietz* hat zum Erben seines in Bezug auf die griechischen und römischen Aerzte reichen literarischen Nachlasses den Staat eingesetzt. Studirende waren in demselben Sommerhalbjahr 367 (im Winter vorher 405) vorhanden, von denen 24 Ausländer waren und 133 zur theologischen, 73 zur juristischen, 73 zur medicinischen und 88 zur philosophischen Facultät gehörten. vgl. NJbb. XVI, 361. Dem *Index lectionum* für das Sommerhalbjahr hat der Professor *Lobeck* zwei Seiten *Prolegomena* vorausgeschickt und darin aus Apollon. Rhod. I, 515. die Lesarten θελκτὺν ἀοιδῆς und θέλκτιν ἀοιδὴν besprochen. Es ist bemerkt, dass es 6 Classen abgeleiteter Substantiva verbalia auf υς gebe: „primum a verbis puris nec derivatis, μαστύς, ἀπαστύς, ἀποδαστύς, γελαστύς,

θατύς, δαιτύς, δωτύς, βρωτύς, secundo a verbis puris iisdemque derivatis, ἀλητύς, ἀγορητύς, ἀντιμαληστύς, ἐλεητύς, δωμητύς, πωρητύς, ἀλαωτύς, ὀϊστευτύς; tertio a verbis non puris, quae unam dentalium vel simile quiddam pro charactere habent, ἐδητύς, κτιστύς, ἀκοντιστύς, ἀφραστύς, ἀσπαστύς, ἁρπακτύς, κιθαριστύς, κρεμβαλιαστύς, ληϊστύς, ξιφιστύς, δαριστύς, ῥυστακτύς, σωφρονιστύς, φραστύς, πράκτύς, καταπλαστύς, quarto a liquidis, ἀρτύς, βαλλητύς, ὀτρυντύς, κλιτύς, quinto a gutturalibus, διωκτύς, ἐπεικτύς (nach Salmasius Verbesserung bei Hesychius), sexto a labialibus, γραπτύς, χαλεπτύς." ἀλαλητύς und ἐπητύς sind zweifelhaft. θελκτύς würde durch χαλεπτύς geschützt sein, wenn nur nicht diese Wörter auf $\overline{υς}$ die Ultima immer lang hätten, da nur κ λ ι τ ύ ς als sicheres Beispiel der Verkürzung vorhanden ist, diess aber keine Handlung, sondern einen Ort bezeichnet. vgl. Lobeck ad Hipp. 228. „Darum wird bei Apollonius die Schreibart θέλκτιν vorgezogen, dessen Bildung durch Analogie vertheidigt werden könne. Etenim nominum hujusmodi idem ortus esse solet atque eorum quae in $\overline{μα}$ et της exeunt. Primum a verbis puris φάτις et χάτις, quae in ipso themate expressa sunt sicut δόμα et δότης. Plerisque autem productio adhibetur, quam veteres Graeci nominibus in $\overline{μα}$ exeuntibus necessariam esse judicarunt, neque inconvenientem iis, quae ultimam longam habent. Ea autem in omnibus eadem est: nam aut brevis vocalis in longam mutatur, aut interponitur sigma aut etiam utrumque admittitur." Diess ist dann durch Beispiele erwiesen, wobei gelegentlich noch die Wortformen ἔξεστις und περιεστικόν gegen Schneiders ἔξαστις und περιοιστικόν in Schutz genommen sind. Von andern Universitätsschriften sind dem Referenten bekannt geworden: *Interpretationum juris Romani caput III. ubi quaeritur, quatenus in mutua debitoris actione defendere creditorem teneatur procurator in rem suam factus.* Scripsit et pro loco professoris ordinarii obtinendo defendet *Fr. Guil. Ed. Backe.* [1834. 150 S. 8.]; *De Palatinatu, quem Hermannus I., Landgravius Thuringiae, Principatui suo adjunxit.* Scripsit (pro venia legendi) *Frid. Guil. Jul. Ed. Gervais.* [1835. VI u. 73 S. 8.]; *Ad Dig. de capite minutis* (IV, 5.) *legem* 11. (ult.) *exercitatio*, quam instituit et extraordinariam juris professionem rite auspicaturus defendet *Mart. Ed. S. Simson.* [1835. 67 S. 8.]; *De Cicerone etymologo dissertatio*, quam (pro venia legendi) scripsit *Car. Ad. Benecke.* [1835. 60 S. 8.] Die letztgenannte Abhandlung will zeigen, was Cicero in der Ableitung lateinischer Wörter geleistet hat, und enthält eine fleissige Zusammenstellung aller Wörter, von denen eine Ableitung in Cicero's Schriften sich findet. Diese Ableitungen selbst sind in zwei Classen (billigenswerthe und zweifelhafte) zusammengeordnet und über viele derselben auch allerlei weitere Erörterungen hinzugefügt. Das vorjährige Pfingstprogramm der theologischen Facultät enthält: *Commentationis de Andreae Osiandri, theologi Regiomontani, ratione ac modo concionandi particula prior.* [1835. 18 S. 4.] Im Weihnachtsprogramm steht: *Dissertationis de accommodatione legitima, a Jesu, cum diaboli mentionem faciebat, usurpata, conclusio; ubi*

Scriptura concedente et ratione dictante demonstratur, doctrinam communem de diabolo abhorrere a Theologia Christiana. [1835. 18 S. 4.] Das diessjährige Osterprogramm führt den Titel: *De Celso philosopho disputatur et fragmenta libri, quem contra Christianos edidit, colliguntur.* [34 S. 4.] — Der vor einiger Zeit in Berlin verstorbene Banquier *Marcus Warschauer* hat der Universität ein Legat von 2500 Rthlrn. ausgesetzt, dass von den Zinsen jährlich zwei Studirende, deren einer mosaischen Glaubens sein muss, ein Stipendium von je 50 Rthlrn. erhalten sollen. — Am Friedrichs-Collegium sind dem Director *Gotthold* 43 Rthlr. 10 Sgr. und den Oberlehrern *Lenz* und *Bujack* je 33 Rthlr. 10 Sgr. als Gratification bewilligt worden.

Kreuznach. Der Lehrer *Knebel* am dasigen Gymnasium ist zum Oberlehrer befördert worden. Im Schuljahr 18$\frac{34}{35}$ war das Gymnasium während des Winters von 118, während des Sommers von 114 Schülern in 6 Classen besucht, von welchen letztern 84 Evangelische, 16 Katholische und 14 Juden waren. Zur Universität gingen 5 mit dem Zeugniss der Reife. vgl NJbb. XIV, 251. Das zum Schluss des Schuljahrs (im Sept. 1835) erschienene Programm enthält als Abhandlung: *Annotationum ad C. Tacitum specimen alterum* von dem Professor Dr. *Petersen.* [IV u. 28 (18) S. 4.] Der Verf. hält darin gewissermaassen eine kritische und exegetische Nachlese zu den neuesten Bearbeitungen von Ritter und Bach, und erörtert scharfsinnig und umsichtig eine Reihe Stellen, in welchen die frühern Bearbeiter das Wahre noch nicht gefunden zu haben scheinen. So wird z. B. in Ann. XII, 5. in den Worten *levamen quam assumere* nach der Variante des Cod. Med. *levamen unquam et assumere* glücklich geändert: *levamentum quam assumere.* Ann. XII, 39. wird mit Walther und Bach die Lesart *cohortes expeditas exposuit* gebilligt, aber das *exposuit* richtiger durch *objecit hostibus* erklärt; und eben so in den Worten *Sugambri excisi aut in Gallias trajecti* das *excisi* nicht *vastati et e sede sua deturbati*, sondern *deleti*, *exstirpati* gedeutet. Ann. XII, 41. wird *exsilio aut morte afficit* und XIII, 21. *aut exsistat*, XII, 65. *quod conjugem principis devotionibus petivisset*, XIII, 16. *ut perinde ignaram fuisse ac sororem Britannici constiterit* (also *Octaviam* gestrichen), XIII, 25. *Nero tamen metuentior* (aus dem *tum* des Flor.) gelesen, XIII, 41. *firmando praesidio* nicht durch praesidium quod aderat, firmius et robustius imponendo, sondern durch firmum praesidium imponendo erklärt. Aehnliche Erörterungen folgen dann über Ann. XIII, 53. XIV, 7. 16. 27. 32. XV, 1. 19. 41. 42. 50. 53. XVI, 5. 9. 10. 11. Hist. 1, 15. 31. 33. 46. II, 7. 55. in denen allen Hr. P. meist richtiger gesehen hat als die früheren Bearbeiter. Während aber im Programm selbst nur die angeführten Stellen behandelt sind, so hat Hr. P. davon noch einen besondern Abdruck unter dem Titel: *Annotationum in Corn. Tacitum specimen alterum, cum appendicula de codice Neapolitano, quo dialogus de oratoribus continetur.* [Coblenz gedr. b. Kehr. 1835. IV u. 32 S. 4.] machen lassen, und darin noch weitere Erörterungen über Hist. III, 74. IV, 25. 46. 70. Dial. 8. 21. Ann. II, 8. 57. 76. III, 18. 22. 34. 69. IV, 9.

VI, 4. 30. XI, 33. und die obenerwähnte Appendicula hinzugefügt. Diese letztere verdient noch besondere Beachtung. Der Verf. hat nämlich durch einen jungen Gelehrten (Joannes Schrautius) eine neue Vergleichung der Neapolitanischen Handschrift erhalten, woraus sich ergiebt, dass Schluttig diese Handschrift allerdings sorgfältiger verglichen als Niebuhr, aber doch noch Mehreres übersehen oder falsch gelesen hat. Zur Berichtigung sind also hier auf zwei Seiten die Abweichungen der neuen Vergleichung von der Schluttigischen aufgezählt. Dadurch nun, wie durch die eigenen Erörterungen des Verf.'s, erhält das Programm für jeden Bearbeiter des Tacitus eine hohe Wichtigkeit.

Leipzig. Die Universität war im vergangenen Sommer von 965 (im Sommer 1836 von 1016) Studirenden besucht, von denen 738 Inländer und 227 Ausländer waren und 319 Theologie, 369 Jurisprudenz, 127 Medicin, 13 Philosophie, 2 Baukunst, 5 Cameralia, 2 Chemie, 58 Chirurgie, 2 Geschichte, 8 Mathematik, 4 Pädagogik, 5 Pharmacie, 51 Philologie studirten. Für das Winterhalbjahr ist diese Zahl ungefähr dieselbe geblieben. Für dieses Winterhalbjahr haben zusammen 96 akademische Lehrer, nämlich 15 in der theologischen, 21 in der juristischen, 28 in der medicinischen und 32 (mit Einschluss von 4 Lectoren) in der philosophischen Facultät, Vorlesungen angekündigt. vgl. NJbb. XVI, 362. Aus der Zahl der theologischen Lehrer ist indessen der Professor Dr. *Goldhorn* vor kurzem gestorben. Dagegen hat für dieses Halbjahr der Archidiaconus Dr. *Bauer* wieder Vorlesungen angekündigt, welche er früher eine Zeit lang ausgesetzt hatte. Derselbe feierte am 23. October sein 50jähriges Amtsjubiläum unter allgemeiner Theilnahme der Stadt, der Universität und der Staatsbehörden, und wurde bei dieser Gelegenheit von Sr. Maj. dem Könige zum Ritter des Civil-Verdienstordens ernannt, von dem Stadtrath mit einer goldenen Dose beschenkt. Die protestantischen Geistlichen der Stadt überreichten eine lateinische Glückwünschungsschrift: *De philosophia Sadducaeorum commentatio, qua .... sacra semisaecularia muneris ecclesiast. pie gratulati sunt Collegae Lipsienses.* [Lpz. gedr. b. Teubner. 24 S. gr. 4.] Der Superintendent und Professor Dr. *Grossmann* hat darin eine sehr scharfsinnige und gelehrte Untersuchung über die Philosophie der Sadducäer geliefert, und, nachdem er die gegenwärtig herrschende Ansicht von derselben als falsch verworfen, zunächst den Philo als die Hauptquelle dafür nachgewiesen, und dann aus ihm und andern Quellen die Hauptpunkte der Sadducäischen Denk- und Handlungsweise herausgestellt und ihre Philosophie als einen sceptischen Naturalismus charakterisirt. In derselben theologischen Facultät ist der ausserordentliche Professor *Ch. W. Niedner* nach Ablehnung eines Rufes an die Universität in Zürich zum ordentlichen Professor ernannt worden. In der juristischen Facultät ist *Wächter*'s Professur [s. NJbb. XVI, 363.] noch unbesetzt, und der frühere Privatdocent Dr. jur. *Emil Hermann* ist als ausserordentlicher Professor der Rechte nach Kiel berufen worden. Dagegen hat sich der Dr. jur. *Woldemar Frege* aus Leipzig die Rechte eines Privatdocenten in dieser Facultät erworben,

und dazu, so wie etwas früher zur Erlangung der juristischen Doctorwürde, zwei Dissertationen: *Meditationum de actione Paulina spec. I. II.* [1836. 65 S. gr 4], herausgegeben und öffentlich vertheidigt. Er hat darin die Geschichte der Actio Paulina, d. h. des Klagerechts der Gläubiger gegen Schuldner, vollständig erörtert, und setzt ihre Entstehung nach der lex Aelia Sentia, also in die Kaiserzeit, da die Stelle bei Cic. ad Attic. I, 1. nicht von dieser Klage, sondern von der *actio de dolo* handele. Zum Antritt einer ausserordentlichen Professur der Rechte schrieb der Dr. jur. *Emil Ludw. Richter* im Mai d. J. eine *Commentatio de inedita Decretalium collectione Lipsiensi* [35 S. gr. 8], worin er die auf der Leipziger Universitätsbibliothek befindliche Decretalensammlung beschreibt, mit andern Sammlungen vergleicht, und überhaupt über die Entstehung und den Zusammenhang der Decretalensammlungen wichtige Resultate liefert. vgl. Gersdorfs Repert. 1836 Bd. VIII Nr. 1184. In der medicinischen Facultät hat sich die Zahl der Privatdocenten um Einen verringert, weil der Dr. *Gustav Kunze* die ihm ertheilte ausserordentliche Professur im Juli durch die herkömmliche Rede angetreten und dazu als Einladungsschrift: *Plantarum acotyledonearum Africae Australioris recensio nova e Drègei, Eckloni et Zeyheri aliorumque peregrinatorum collectionibus aucta et emendata. Partic. I. filices L complectens.* [77 S. 8.] herausgegeben hat. Auch hat für diesen Winter der ausserordentliche Professor Dr. *Moritz Hasper* wieder Vorlesungen angekündigt. In der philosophischen Facultät ist, nachdem der ordentliche Professor der technischen Chemie seine Professur wirklich angetreten hat, [s. NJbb. XVI, 363.], auch der ausserordentliche Prof. M. *Gust. Hartenstein* zum ordentlichen Professor der theoretischen Philosophie, der ausserordentliche Professor *Friedrich Bülau* zum ordentlichen Professor der praktischen Philosophie und der bisherige Professor an der Landesschule in Meissen *Wilh. Adolph Becker* zum ausserordentlichen Professor der classischen Archäologie ernannt worden. Der bisherige Privatdocent M. *Milhauser* ist als Collaborator an die Kreuzschule in Dresden gegangen. Der Ordinarius und erste Professor der Rechte Domherr Dr. *Günther* hat von dem Grossherzog von S.-Weimar das Comthurkreuz des grossherz. Hausordens vom weissen Falken erhalten. Am 3. August d. J. fand die feierliche Einweihung des Augusteums [des neuen Universitätsgebäudes, s. NJbb. I, 362 ff.] statt, welche Feier noch dadurch einen besondern Glanz erhielt, dass Se. K. H. der Prinz *Johann* von Sachsen dabei erschien, und in eigener Person das zum Andenken an den Hochseligen König Friedrich August den Gerechten errichtete Gebäude an die Universität übergab. Eine Beschreibung des Festes so wie die bei dieser Gelegenheit von Sr. K. H. dem Prinzen *Johann*, Sr. Exc. dem Staatsminister *von Lindenau*, von dem Rector magn. Prof. Dr. *Günther* und dem Prof. Dr. *Hermann* gehaltenen Reden hat der Professor *Hasse* vor kurzem [Leipzig b. Breitkopf u. Härtel] herausgegeben. Die Universität hatte zur Ankündigung der Feier ein besonderes Programm: *Rector, Decani et Senatus univ. litt. Lips. inaugura-*

tionem Augustei in d. III. Aug. MDCCCXXXVI indicunt [14 S. 4.], mit einer lateinischen Abhandlung des Prof. Dr. *G. Hermann* ausgegeben. Diese Abhandlung verbreitet sich, in nächster Beziehung auf die Entstehungsgeschichte des Augusteums und dessen Zusammenhang mit einem andern zum Andenken des Königs Friedrich August's in Dresden zu errichtenden Denkmal (einer sitzenden Erz-Statue des Königs, von der das Gypsmodell in der Aula des Augusteums aufgestellt ist), über die zwei Arten von Denkmälern, welche man in neuern Zeiten zum Andenken an verdiente Männer zu errichten pflegt, nämlich über solche, wo mit dem Erinnerungszeichen zugleich ein allgemeiner öffentlicher Nutzen erstrebt wird, und solche, die ohne diesen Nutzen blos ein äusseres Zeichen für die Erinnerung sind. Von andern akademischen Gelegenheitsschriften sind hier noch folgende zu erwähnen. Das Pfingstprogramm schrieb der dermalige Decan der theologischen Facultät Dr. *Jul. Friedr. Winzer* und theilte darin eine *Commentatio in locum Pauli ad Ephesios epistolae cap. I,* 15 *sq.* [1836. 19 S. 4.] mit. Zur Kregel-Sternbach'schen Gedächtnissfeier gab der Decan der philosophischen Facultät, Prof. *Drobisch*, *Quaestionum mathematico-psychologicarum spec. I.* [15 S. 4.], und zur Ernesti'schen Gedächtnissfeier *ebenderselbe* aus den Papieren des verstorbenen Prof. *Clodius* eine *Commentatio de educatione populari disciplinaque publica, communi morum ac legum vinculo* [77 S. gr. 4.] heraus. Von dem Senior der medicinischen Facultät Prof. Dr. *K. G. Kühn* erschienen zu verschiedenen medicinischen Doctorpromotionen: *Additamenta ad elenchum medicorum veterum, a J. A. Fabricio in biblioth. Graeca Vol. XIII p.*17—456 *exhibitum* spec. XX—XXIV. [12 (9), 12 (9), 12 (8), 12 (8) und 12 (8) S. 4.] worin über die Aerzte Nilamon, Neophytus Monachus, Orsonus, Paccius, Palladius Alexandrinus und Pamphilus; Pasion, Paxamus, Pelagonius, Perigenes, Petronas, Philaretus und Philagrius; Philetas, Philagrius den jüngern, Philinus, mehrere Philo, Philotimus; Philo Tarsensis, zwei Philonides, Philotimus, Philoxenus, Platearius, Plato Apuliensis, Plinius Valerianus und Polles; Polycritus, Polyidas, Posidonius, Protagoras, Protilius, Proxenus, Pythagoras, Rufus Ephesius, Rusticus Papiensis, Sabinianus, Sabor ebn Sahel, Saadarius, Scribonius Largus und Seleucus bald kürzere bald längere Nachrichten mitgetheilt, einige auch, wie das Verzeichniss verräth, an zwei verschiedenen Orten wiederholt besprochen sind. Zur Feier des Reformationsfestes und zum Rectoratswechsel erschien von dem Prof. Dr. *Chr. Friedr. Illgens Historiae Collegii Philobiblici Lipsiensis Pars I.* [64 S. 4.] Das Rectorat ging von dem Ordinarius und ersten Prof. der Juristenfacultät Dr. *Günther* auf den dritten Professor derselben Facultät Dr. *Friedr. Ad. Schilling* über. Zu gleicher Zeit erschien: *Rector Commilitonibus certamina eruditionis propositis praemiis in annum MDCCCXXXVII. indicit.* Praemissa est [*Godofr. Hermanni*] *dissertatio de Atlante.* [20 (17) S. 4.] Diese letztgenannte Abhandlung enthält eine vortreffliche Erörterung der Atlasfabel, muss aber, weil sie in naher Beziehung zu drei andern Abhandlungen von Letronne, Heffter und Raoul-Rochette steht, an

einem andern Orte unserer Jahrbücher weiter besprochen werden. — Das Osterprogramm der Nicolaischule führt den Titel: *Claudii Ptolemaei geographiae editionis specimen, quo proposito et additis scholae Nicol. annalibus .... invitat* Rector *Carol. Frid. Aug. Nobbe.* [Lpz. b. Tauchnitz. 1836. 48 (24) S. 8.] Der Verf. wird binnen zwei Jahren die seit 12 Jahren vorbereitete grosse kritische Ausgabe des Ptolemäus erscheinen lassen, welche neben dem sorgfältig revidirten Texte die lateinische Uebersetzung, die griechischen Scholien, den vollständigen kritischen Apparat, 27 Karten und einen von dem Professor *Zeune* in Berlin gemachten Index geographicus enthalten soll. Vorher lässt er jedoch eine kleinere Textesausgabe mit Scholien und Varianten in Leipzig bei Tauchnitz erscheinen, und von dieser ist eben in dem Programm ein Specimen gegeben. Dieses Specimen und noch mehr der in dem Vorbericht aufgezählte reiche kritische Apparat [16 griechische und 4 lateinische Handschriften, 4 alte Ausgaben und noch 4 fragmentarische Variantensammlungen] lassen eine vorzügliche kritische Ausgabe erwarten. Wer sich vorläufig darüber weiter unterrichten will, den verweisen wir auf das auch in den Buchhandel gekommene Specimen selbst. Das Michaelisprogramm [gedr. b. Staritz. 34 (28) S. 8.] enthält als Abhandlung: *Alberti Forbigeri*, Dr. phil. et scholae Conrectoris, *Commentatio de quibusdam Virgilii locis cum specimine novae editionis Aeneidos.* Der Verf. berichtet darin über Einrichtung und Zweck der von ihm begonnenen neuen Ausgabe des Virgilius, deren erster Theil bereits erschienen ist und nächstens in unsern Jbb. beurtheilt werden wird, theilt als Specimen des zweiten Bandes die sehr gelehrten Anmerkungen zum Anfange der Aeneide (bis zum 15. Verse des ersten Buchs) mit und erörtert ausserdem kritisch die Stellen Aen. I, 518. II, 690. I, 636. 374. III, 4. 52, in denen er zumeist Wagner's Ansicht bestreitet. Die beiden Programmen angehängten Schulnachrichten enthalten die gewöhnlichen Mittheilungen, die zu dem erstern aber noch statistische Nachrichten über den Zustand der Schule in den Jahren 1828—1835 und eine verständige Erörterung der wahren Stellung der Gymnasien gegen einige Anforderungen und Anklagen der Zeit, mit specieller Rechtfertigung des Lehrplans der Nicolaischule, und der Nachweisung, wie dieselbe in ihrem Lehrplane den vernünftigen Anforderungen der Gegenwart zu entsprechen sucht, ohne den wahren Zweck der Gymnasien zu verletzen. Die Schülerzahl betrug zu Ostern vor. J. 173, zu Ostern dieses Jahres 153, zu Michaelis 142 in den 6 Classen. Zur Universität gingen von Michaelis vor. J. bis Michaelis d. J. 27 Schüler, und zwar 10 mit dem ersten, 15 mit dem zweiten, 2 mit dem dritten Zeugniss der Reife. vgl. NJbb. XIII, 474. Der zweite Adjunct an hiesiger Thomasschule Dr. phil. *Karl Haltaus* hat von Sr. Maj. dem Kaiser von Oestreich für die Ueberreichung eines Exemplars seiner Ausgabe des *Theuerdank* eine goldene Medaille mit der Umschrift *Artibus et Literis*, der ausserordentliche Professor an der Universität Dr. *Ludw. Em. Richter* von Sr. Maj. dem Könige von Preussen für die Ueberreichung seiner Ausgabe des Corpus juris

canonici die grössere goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhalten.

Leobschütz. Am dasigen Gymnasium ist der Lehrer *Troska* in die durch den Abgang des Religionslehrers *Rücker* erledigte fünfte, der Lehrer *Uhdolph* in die sechste Lehrstelle aufgerückt und der Lehrer Dr. *Fiedler* in die siebente Lehrstelle befördert worden. vgl NJbb. XIV, 362.

Leyden. Die dasige Universität war in vorigem Winter von 657, im Sommer von 771 Studirenden besucht, von denen sich 245 dem Studium der Theologie, 268 der Jurisprudenz, 209 der Medicin und 49 den philosophischen Wissenschaften widmeten.

Lissa. Am Gymnasium sind die Schulamtscandidaten *Karl August Tschepke* [s. NJbb. XIV, 363.] und *Karl Marmé* neu angestellt worden.

Löwen. Die neubegründete katholische Universität [s. NJbb. XV, 122 u. XVI, 121.] zählt nach dem jüngsten Programm in der theologischen Facultät 6 Professoren: *de Ram*, *Annocque*, *Wouters*, *Verhoever*, *Thiels* und *Verkest*.

Luckau. *Zu den im Jahre* 1836 *am Gymnasio zu Luckau zu haltenden Oster-Feierlichkeiten ladet ergebenst ein das Lehrer-Collegium. Voraus geschickt: Philosophische Betrachtungen über die Construction des Accusativus cum Infinitivo in der griechischen und lateinischen Sprache* von Dr. *J. G. Töpfer*. [Luckau, gedr. b. Entleutner. 60 (48) S. gr. 8.] An die schätzbaren Untersuchungen über den Infinitiv und Accusativ c. infin., welche in der neuern Zeit von Gernhard, Schmidt, Lindau, Müller u. A. erschienen sind, reiht sich die gegenwärtige Abhandlung in würdiger Weise an, und ihr Verfasser bewährt eben so viel allgemeine und tiefe Sprachkenntniss, als Scharfsinn und Klarheit in der Entwickelung. Schärfer, als die Vorgänger, hat er das Wesen des Infinitivs auf philosophischem Wege zu begründen und auf allgemeine Denkgesetze zurückzuführen gesucht; dabei auch das verschiedenartige geistige Leben der Griechen und Römer sorgfältig beachtet, und wiederholt die Spracherscheinungen der deutschen, englischen und anderer Sprachen mit Glück in Vergleichung gestellt. Nur ist der Verf. in den Fehler mehrerer Sprachforscher verfallen, dass er die Sache zu sehr in's Abstracte stellt, und vergisst, wie der menschliche zu keiner Zeit, am allerwenigsten aber bei der ersten Bildung der Sprachen mit der consequenten logischen Schärfe und mit dem klaren Bewusstsein in der Sprachbildung verfahren ist, welche man für eine solche Begründung voraussetzen muss. Allerdings lehrt jede Sprache, dass der einfache menschliche Geist nach dem ihm angebornen Gefühl für das Rechte oft mit wunderbarem Scharfsinn in der Sprachbildung verfahren ist; allein eben so augenfällig tritt auch überall hervor, dass jene innere geistige Kraft fast in jedem einzelnen Falle zugleich von Zufälligkeiten und Acusserlichkeiten geleitet worden, und daraus eine Menge Vertauschungen und Abweichungen von den streng logischen Verhältnissen entstanden sind. Das Nichtbeachten dieses letzteren Punktes hat den Verf. verleitet, mehrere ganz einfache Spracherscheinungen

mit philosophischer Tiefe begründen zu wollen, welche weder nöthig noch glaublich ist, sobald die Sprachen nicht etwa durch göttliche Offenbarung dem Menschen gegeben sind. So treffend z. B. das allgemeine Wesen des Infinitivs (S. 12f.) bestimmt ist*); eben so sehr dürfte es ein Irrthum sein, wenn im Folgenden lateinische Formeln, wie impetus ire fuit, animal natum tolerare labores, sum digna perire etc., als Beweis gebraucht werden, dass die Römer in solchen Fällen den Infinitiv für einen Genitiv, Dativ und Ablativ angesehen hätten. Dass er hier vielmehr eine Art von Accusativ ist, der daher entstand, weil man räumliche Verhältnisse mit logischen vermengte und den Begriff *des Wohin* mit dem Begriffe *des Ziels*, *der Beziehung auf Etwas* u. s. w. vertauschte: das lässt sich aus der Sprache sehr sicher nachweisen. Und in ähnlicher Weise hat der Verf. sich noch öfters versehen. Dennoch aber verdient die Abhandlung eine besondere Beachtung, und wird zur bessern Begründung der Lehre vom Infinitiv wesentlich beitragen. — Aus den angehängten Schulnachrichten ist auszuheben, dass die Schule am Schluss des Schuljahrs in

---

*) Indem der Verf. hier die gewöhnliche Ansicht, dass der Infinitiv ein eigentliches Substantiv oder wohl gar ein Modus Verbi sei, bestreitet und berichtigt, so heben wir hier das Wesentliche seiner Erörterung aus. „Der Infinitivus ist eben der Infinitivus, d. h. noch nichts Bestimmtes, noch nicht entweder Verbum oder Substantivum Gewordenes, sondern nur Keim, nur Grundlage noch zu beiden, das erste rohe Abstractum von den Erscheinungen in der Natur, zugeführt durch die Sinne dem empfänglichen Innern, und wiederum so einfach und kunstlos hinausgestellt als hörfälliger Körper. Ein Abstractum ist er, und das Vermögen des Geistes, aus dem nimmer ruhenden Leben der Natur, aus dem ewigen Werden und sich Bewegen der Dinge, eine Sonderthätigkeit herauszulösen vom Ganzen, und auch als unterschieden vom Substrate, woran sie haftet und dessen Seele sie ausmacht, aufzufassen, setzt der Infinitiv voraus. Denn Niemand sieht *fallen* an und für sich, wohl aber einen Menschen fallen etc., und nur durch Abstraction konnte die Identität des Dinges und seiner sich Aeusserung (pluit = pluvia cadit) disparat erscheinen. Aber ein erstes, rohes Abstractum ist er; denn er trägt die Spuren des ersten Probestücks des keck versuchenden, die Natur nachahmenden, aber von ihr noch nicht weit sich entfernenden Geistes noch an sich. Und wie in der Natur eben selbst nirgends Rast oder Stillstand ist, alles in Leben und Thätigkeit, geheftet an die Flügel der Zeit, sich bewegt, so besteht auch das Charakteristische des Infinitivs eben darin, dass er noch nichts Geschlossenes, noch nichts dem pulsirenden Naturleben Enthobenes, für willkürliche Bearbeitung zur Starrheit Gebrachtes, wie die eigentlichen Substantiva abstracta, anzeigt. In ihm ist noch Nichts Geronnenes, er ist nicht blos Formel, oder kaltes und todtes Gehäuse, sondern die frische, lebenswarme Action der Erscheinungen in ihrem natürlichen Hergange noch selbst bezeichnet er. *Amor* ist ein abgesteckter Bezirk, in welchem die ganze unendliche Menge von einzelnen Begriffen, die man ebenfalls abstract Liebe nennt, etwa die Liebe Gottes, der Menschen, der Thiere, des Weisen, ruhig und leblos neben einander wohnen, und statim stant. Mit *amare* giebt es ein fluthendes Meer von Thätigkeiten, von freien Lebensäusserungen, die alle in der Lebendigkeit des Liebens, getragen vom Strome der Zeit, ihr Wesen treiben, zu schauen. Man gebe dem *amor* und dem *amare* Substrate, amor puellae, und amare puellam, und empfinde den Unterschied."

den 3 Bürgerschulclassen von 225, und in den Gymnasialclassen von 139 Schülern besucht war, von welchen letztern 14 zur Universität entlassen wurden; und dass in das Lehrercollegium zu Michaelis vor. J. der Schulamtscandidat *Gustav Julius Junghann* aus Halberstadt als Lehrer der Mathematik und Physik eintrat. vgl. NJbb. VIII, 479 und XV, 440.

Lüneburg. Das zu den diessjährigen Osterprüfungen am dasigen *Gymnasium Joanneum* herausgegebene Programm [1836. 20 (12) S. gr. 4.] ist von dem Director *Karl Friedr. Heinr. Alb. Haage* geschrieben, und enthält vor den Schulnachrichten eine *Disputatio de usu Dativi Graecorum pro Genitivo positi ad Sophocl. Antig. v.* 857—861., worin der in jener Stelle vorkommende Gebrauch des Dativs *κλεινοῖς Λαβδακίδαισιν* erörtert und der allgemeine Gebrauch dieser Art von Dativ gelehrt und allseitig beleuchtet und classificirt ist. Der grosse Reichthum von Stellen und Citaten und die im Ganzen ansprechende Behandlung macht die kleine Schrift zu einem schätzenswerthen Beitrage zur griechischen Grammatik. Aus den Schulnachrichten sieht man, dass die Anstalt als Gelehrtenschule aus 7 Classen besteht, von denen aber die siebente Classe noch reine Elementarclasse ist, und nur in so fern den Anfang zum Gymnasium bildet, als die Schüler derselben in zwei wöchentlichen Lehrstunden die Anfangsgründe der lateinischen Sprache erlernen. Neben den Gymnasialclassen bestehen noch zwei Realclassen in der Weise, dass Sexta und Septima die gemeinschaftlichen Vorbereitungsclassen für beide Zwecke sind, von da an aber der Unterricht der Gymnasiasten und Realschüler durchaus getrennt ist. Der Lehrplan der 6 obern Gymnasialclassen und der beiden Realclassen ist auch dem diessjährigen Lectionsverzeichnisse folgender:

	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	RC. I.	II.	
Religion	2,	2,	2,	2,	3,	3,	2,	2	wöch. Stund.
Lateinisch	9,	10,	10,	9,	9,	6,	—,	—	
Griechisch	6,	6,	5,	4,	—,	—,	—,	—	
Hebräisch	2,	2,	—,	—,	—	—,	—,	—	
Deutsch	2,	3,	3,	4,	4,	5,	4,	6	
Französisch	2,	3,	3,	3,	2,	—,	4,	4	
Englisch	2,	—,	—,	—,	—,	—,	4,	—	
Mathematik	3,	3,	4,	4,	—,	—,	—,	—	
Geometrie	—,	—,	—,	—,	—,	—,	3,	2	
Rechnen	—,	—,	—,	—,	4,	4,	4,	4	
Physik	2,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—	
Naturgesch.	—,	—,	1,	2,	2,	2,	—,	—	
Botanik	—,	—,	—,	—,	—,	—,	2,	2	
Geographie	—,	2,	2,	2,	2,	2,	2,	3	
Geschichte	2,	2,	2,	2,	2,	2,	2,	2	
Hannov. Landeskunde	1,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—	
Röm. Antiquitäten	1,	1,	—,	—,	—,	—,	—,	—	
Schreiben	—,	—,	—,	—,	2,	4,	2,	4	
Zeichnen	—,	—,	—,	—,	—,	—,	2,	2	
Gesang	4 wöchentl. Stunden für Chorschüler u. Freiwillige.								

Dieser Lehrplan besteht in seiner gegenwärtigen Gestalt seit Ostern vorigen Jahres, und bietet in Vertheilung der Lehrgegenstände auf die Tageszeiten und unter die Lehrer und in der Auswahl und Abstufung der griechischen und lateinischen Schriftsteller manches Auffallende dar, was übrigens durch die besondern Verhältnisse der Anstalt entschuldigt ist. Das Lehrercollegium bilden: A. die Gymnasiallehrer Director *K. F. H. A. Haage*, Rector Dr. *Wilh. Friedr. Volger*, Conrector *Wilh. Chsti. Junghans*, Conrector *Friedr. Constantin Schmalfuss*, Collaborator *Karl Jac. Hansen*, Collaborator *Karl Albr. Ferd. Beck*, Collaborator *Karl Friedr. Aug. Schädel*, Cantor *Joh. Gtfr. Anding*, Collaborator und Elementarlehrer *Heinr. Friedr. Wilh. Süerssen*; B. die Reallehrer *Karl Friedr. Aug. Kühns* und *Friedr. Wilh. Mayer*; C. die ausserordentlichen Lehrer der französischen Sprache *Charles Clottu* (Professor an der Ritterakademie) und der englischen Sprache *Ernst Aug. Toel* (Lehrer an der Ritterakademie). Gymnasialschüler (mit Einschluss von Sexta und Septima) waren zu Ostern vorigen Jahres 241, zu Ostern dieses Jahres 243, Realschüler zum ersten Termin 77, zum zweiten 68. Zur Universität gingen 11, und zwar 2 mit dem ersten, 9 mit dem zweiten Zeugniss der Reife.

Lund. Auf der dasigen Universität sind in den beiden letzten Jahren folgende für die Leser unserer Jahrbücher beachtenswerthe Programme erschienen: Von *B. Magn. Bolmeer*, Litt. Orient. P. O., *Carmen quod cecinit Taabhata Scharran vel Chelph Elahmar in vindictae sanguinis et fortitudinis laudem*, Arabice et Suethice. 1834. 14 S. 4. Von *Joh. Ek*, Eloq. Rom. Docens, *Otiola metrica*. P. II. III. 1834. S. 17—48. 4. Von *Hanip. Krist. Tullberg*, LL. OO. Adj., *Dissertatio de progressu criticae sacrae N. T. post Griesbachium*. P. I—III. 1835. 41 S. gr. 8. Von *Fredr. Cederschjöld*, Moral. P. O., *Diss. de monogamia perpetua omni nuptiarum generi praeferenda*. P. IV. 1835. S. 25—40. 4. Von *Ebbe Sam. Bring*, Hist. P. O., *Diss. de ingenti Francogallorum regis, Henrici IV. consilio, vulgo: le grand dessin de Henri IV*. P. I—V. 1835. 42 S. 4. Von *demselben*, *Carla Minna, efter original-handskriften utgifwet med aforismer*. St. I—V. 1835. 40 S. 4. Von *Alex. Ed. Lindblom*: *In geographicam plantarum intra Sueciam distributionem adnotata* cum 5 tabb. 1835. 10 S. gr. 8. Von *Car. M. Ekbohm* (praeside Ben. Magn. Bolmeer, LL. OO. Prof.) *Elegiae tertiae Alb. Tibulli Suethice reddendae periculum*. 1835. 8 S. 4. Von *Petr. M. Elmblad* (praes. Ion. Brag, Astr. et Phys. Prof.) *Epistola Ariadnes Theseo Heroidibus P. Ovidii Nas. decantata* (Suethice versa). 1835. 9 S. 4. Von *Joh. Gust. Ek*, Eloq. Rom. Doc., *Libri M. Tullii Ciceronis, qui Brutus inscriptus est, Suethice reddendi periculum*. P. I. 1835. 8 S. 4., und: *Disquisitio grammatica de verbis deponentibus Latinorum iisdemque cum mediis Graecorum quodammodo comparandis*. 1835. 52 S. gr. 8. Von *Andr. Hallström*, d. Graec. Doc., *Comment. acad. de vi et significatione casus genitivi Graecorum et Latinorum*. 1835. 39 S. gr. 8. Von *N. M. Cederschjöld*, Phil. Mag., *Platonis Apologia Socratis Suethice reddita*. P. I. 1835. 22 S. gr. 8. Die Zahl der Studenten betrug

im Winter 18$\frac{35}{36}$, unter dem Rectorat des Professor theol. prim. und Domprobst Dr. *A. J. Helstenius*, 402. [Aus Gersdorfs Repert. VII, 4 und IX, 5.]

Lyk. Das vorjährige Programm des dasigen kön. Gymnasiums [Rastenburg gedr. b. Haberland. 1835. 36 (12) S. 4.] enthält statt der Abhandlung eine von dem Oberlehrer Dr. *Cludius* zum Geburtstage des Königs im Jahre 1833 gehaltene deutsche Rede, welche die Verdienste und Regententugenden des Königs preist. Die 6 Classen des Gymnasiums waren um Michael vorigen Jahres von 172 Schülern besucht, welche von 10 Lehrern [s. NJbb. VI, 122 u. XIV, 363.] in 200 wöchentlichen Stunden unterrichtet wurden. Zur Universität gingen 7 Schüler. Der bisherige Zeichenlehrer, Actuarius *Ballaus* hat zu Michaelis vorigen Jahres wegen überhandnehmender Augenschwäche sein Lehramt niedergelegt.

Magdeburg. Die seit ein paar Jahren unterbrochenen *Jahrbücher* des Pädagogiums unserer lieben Frauen sind im vorigen Jahre in einer neuen Reihenfolge unter dem Titel fortgesetzt worden: *Jahrbuch des Pädagogiums des Klosters unserer lieben Frauen in Magdeburg. Neue Fortsetzung. Erstes Heft.* 1835. Herausgegeben von *Karl Christoph Gottlieb Zerrenner*, Dr. theol. et phil., Kön. Consisterial- und Schulrath, Propst des Klosters und Director des Pädagogii etc. [Magdeburg, Heinrichshofen. VIII u. 134 S. gr. 8. 9 Gr.] Dieses erste Heft enthält S. 1—66 eine Abhandlung des Herausgebers *Ueber den Unterricht in der deutschen Sprache auf den Gymnasien Deutschlands*, über welche in dem nächsten Hefte unserer Jahrbücher ein weiterer Bericht folgen wird; dann aber Schulnachrichten über das Pädagogium, denen zugleich ein Abdruck der Schulgesetze, sowohl der für das Alumneum als der für die Schüler der Anstalt überhaupt, einverleibt ist. Das Pädagogium ist nämlich ein vollständiges Gymnasium von 6 Classen nach der gewöhnlichen Einrichtung der preussischen Gymnasien, hat aber mit der Lehranstalt eine Erziehungsanstalt verbunden, indem von den Schülern etliche funfzig im Hause wohnen und erzogen werden. Die nähere Einrichtung des Alumneums ist für Eltern und Vormünder ausführlich beschrieben. Das ganze Pädagogium war zu Michaelis 1835 von 221 Schülern besucht, von denen 55 Alumnen waren. Zur Universität gingen 3 mit dem Zeugniss der Reife. Das Lehrerpersonale bestand aus dem Rector und Conventual Prof. Dr. *Karl Friedr. Solbrig*, dem Conventual Prof. *Friedr. Gabriel Valet*, dem Prorector und Conventual Prof *Joh. Christ. Jac. Hennig*, dem Conventual und Prof. *Friedr. Wilh. Immermann* [vgl. NJbb. XVI, 367.], den Lehrern *Karl Friedr. Herm. Schwalbe*, Dr. *Friedr. Gust. Parreidt*, Dr. *Friedr. Hesse*, Dr. *Friedr. Eberh. Ed. Horrmann*, Dr. *Karl Scheele* [ist vor kurzem zum Pfarrer in *Eickendorf* ernannt worden. vgl. NJbb. XIV, 477.], *Friedr. Banse* [dessen Lehrstelle erst im Jahre 1833 neu gestiftet ist] und Dr. *Ferd. Ludw. Friedr. Valentin* [erst in diesem Jahre definitiv angestellt], dem Schulamtscandidaten Dr. *Karl Friedr. Ameiss* und dem Gesanglehrer *Aug. Ernst Karl Hedike*. Am 20. November

1835 starb der emeritirte Prorector und erste Conventual *Chrstph. Jac. Eusebius Meier*, 65 Jahr alt. — Am Domgymnasium ist den Lehrern *Pax*, *Sauppe*, *Ditfurt* und *Wolfart* das Prädicat Oberlehrer und dem Gesanglehrer *Wachsmann* das Prädicat Musikdirector beigelegt worden.

Marienwerder. Am dasigen Gymnasium wurde im November vorigen Jahres der dritte Gymnasiallehrer vom Gymnasium in Conitz, nachdem er dort wegen seines Uebertritts von der katholischen zur evangelischen Kirche sein Amt niedergelegt hatte, als zweiter Unterlehrer angestellt. Am 1. April dieses Jahres erhielt der Rector *Friedr. Christoph Ludewig Ungefug* die erbetene Entlassung mit einer jährlichen Pension von 900 Rthlrn. Er war seit 1801 Rector dieser Schule, welche anfangs unter dem Namen Kathedralschule nur eine städtische Anstalt von geringem Umfang und geringen Lehrmitteln war, aber später in ein königliches Gymnasium umgewandelt und bedeutend erweitert wurde. Das Ministerium ertheilte dem Emeritus bei seiner Entlassung noch das Prädicat eines königlichen Directors. Zu derselben Zeit rückte der Oberlehrer Dr. *Gützlaff* in die durch die Emeritirung des Prof. *Pudor* [s. NJbb. XIV, 364.] erledigte erste, der Oberlehrer Dr. *Schröder* in die zweite Oberlehrerstelle auf und als dritter Oberlehrer wurde der Schulamtscandidat *Gross* angestellt. Indem nun so das Lehrercollegium ausser den Genannten noch aus dem Oberlehrer Dr. *Grunert*, den Lehrern *Ottermann* und Dr. *Seidel*, dem französischen Sprachlehrer *Gräser*, dem Zeichenlehrer *Staberow* und dem Schreiblehrer *Lehnstädt* bestand, wurde zuletzt im Juli dieses Jahres der Prof. *Joh. Aug. Otto Leopold Lehmann* vom Gymnasium Danzig als Director an die Spitze gestellt. Die Schülerzahl des Gymnasiums, für welches jetzt ein neues Gymnasialgebäude gebaut wird, betrug Ende Septembers dieses Jahres 174 in 6 Classen. Zur Universität sind im verflossenen Schuljahr 4 entlassen worden. Das von dem neuen Director herausgegebene Jahresprogramm [Marienwerder 1836. 30 (15) S. 4.] enthält ausser den Schulnachrichten dessen Einführungsrede, in welcher er das Thema: *der freudige Muth des Schulmannes*, in ansprechender und beredter Weise behandelt hat.

Merseburg. Das vorjährige Programm des Gymnasiums enthält *Symbolae mathematicae auctore G. Tenner.* Von den 100 Schülern der Anstalt (in 5 Classen) gingen 4 zur Universität. Das Lehrerpersonale bestand aus einem Director, 6 ordentlichen und 3 Hülfslehrern und 1 Candidaten.

Mühlhausen. Im vorjährigen Programme des Gymnasiums hat der Conrector Dr. *Schlickeisen Pauca quaedam ad juventutem bonis artibus ac disciplinis erudiendam pertinentia* mitgetheilt. Die 135 Schüler der 5 Classen (mit 14 Abiturienten) wurden ausser dem Director von 6 ordentlichen, 2 Hülfslehrern und 1 Candidaten unterrichtet.

München. Die Zahl der Studenten auf der Universität, welche 1835 im Sommer 1351 (darunter 158 Ausländer) betrug, war Anfangs December desselben Jahres auf 1442 gestiegen, von denen 1301 Inlän-

der und 141 Ausländer, 1165 Katholiken, 206 Lutheraner, 5 Reformirte, 27 Griechen, 39 Juden waren, 941 aus eigenen Mitteln, 168 durch Unterstützung, 333 mit Stipendien studirten, 303 den philosophischen Studien, 209 der Theologie, 419 der Jurisprudenz, 275 der Medicin, 50 den Cameralwissenschaften, 25 der Philologie, 61 der Pharmacie, 29 der Baukunst, 71 den Forstwissenschaften oblagen. Zum 364. Stiftungstage der Universität (am 25. Januar 1836) war die Studentenzahl 1522, von denen 66 Ausländer, 374 Philosophen (d. h. im ersten Studienjahre Begriffene), 192 Theologen, 459 Juristen, 35 Cameralisten, 112 Forst- und Baubeflissene, 277 Mediciner, 73 Pharmaceuten. (Im folgenden Sommerhalbjahr betrug nach öffentlichen Blättern die Anzahl nur 1329.) An demselben Stiftungstage zählte die Universität 49 ordentliche, 8 ausserordentliche und 11 Ehrenprofessoren und 9 Privatdocenten. vgl. NJbb. XIV, 364. Im Laufe des vergangenen Studienjahrs war der Adjunct der Münzsammlung (und ausserordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften) Dr. *Franz Streber* zum ausserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät, der Akademiker und ordentliche Professor der Mineralogie Dr. *Joh. Nep. Fuchs* mit Beibehaltung seiner bisherigen Stellung zum Oberberg- und Salinenrath, der ausserordentliche Professor Dr. *Massmann* zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt worden. Neuerdings sind die ausserordentlichen Professoren Dr. *Kaiser* und Dr. *Wagner* zu ordentlichen Professoren befördert und der Professor *Schwerd* vom Gymnasium in Speyer als Professor der Mathematik und Astronomie berufen worden. Von den uns bekannt gewordenen Universitätsschriften ist die Doctorschrift von *Karl Hoffmann: Tragoedia Graecorum cum plasticae artis operibus comparata*, [Mainz. 1835. 48 S. 8.] bemerkenswerth. — Am alten Gymnasium wurde im October vorigen Jahres der Professor Dr. *Söltl* in den temporären Ruhestand versetzt und zugleich seiner Privatdocentenstelle an der Universität entbunden, das erledigte Lehramt der dritten Gymnasialclasse aber dem Professor der ersten (untersten) Classe *Hutter* und die Lehrstelle der ersten Classe dem Professor, Priester *Thum* vom katholischen Gymnasium in Augsburg übertragen. Das neue Gymnasium war im August 1836 in seinen vier Classen von 138 Schülern besucht, welche von 10 Lehrern [dem Rector, Prof. Dr. *Franz von Paula Hocheder*, den Professoren *Franz Felix Halm*, *Anton Weigl*, *Joseph Stanko* und *Jos. Ant. Geyer* und fünf Hülfslehrern] unterrichtet wurden. In dem königl. Erziehungsinstitute für Studirende befanden sich zu derselben Zeit 151 Schüler in den 4 Gymnasialclassen und 239 Schüler in der lateinischen Schule. Das Lehrerpersonale bestand aus dem Director, Priester *Joseph Kreil*, den Professoren und Präfecten *Jos. Herz*, *Ant. Reindl*, *Joh. Bapt. Oberndorfer*, *Lorenz Polnitzky*, dem Classenverweser *Simon Burghard*, dem Prof. *Matthias Färber*, dem Präfect *Joseph Miller* und mehrern Hülfslehrern. Das diessjährige Programm des neuen Gymnasiums ist von dem Professor *K. F. Halm* geschrieben und enthält *Emendationes Vellejanae*. [1836. 23 S. gr. 4.]

Der Verf. hat darin die kritischen Erörterungen der Stellen wiederholt, welche er bereits in der Beurtheilung von Orellis Ausgabe des Vellejus [s. NJbb. XVII, 196.] in den Berlin. Jahrbb. f. wiss. Krit. 1836, I Nr. 41—43 mitgetheilt hatte, aber dieselben durch viele Zusätze und neue Erörterungen, zu denen die Arbeiten von Kreyssig und Laurent Veranlassung geboten hatten, vermehrt und zur Kritik dieses Historikers sehr schätzenswerthe Beiträge geliefert. Das vorjährige Programm desselben Gymnasiums rührt von eben dem Verfasser her und enthält *Lectionem Aeschylearum partic. prior.* [1835. 30 S. gr. 4.] Er behandelt darin auf umsichtige und gelehrte Weise etwa 30 Stellen aus dem Agamemnon und den Sieben gegen Theben, gelegentlich auch einige Stellen aus Hesiod, Xenophon, Plato, Sophokles, Euripides, Menander, Demosthenes, Lucian, Cicero, Vellejus etc., deren weitere Besprechung hier übergangen werden kann, da der Hr. Prof. Dr. *Gottfr. Hermann* die meisten dieser Stellen in der Zeitschr. f. die Alterthumswiss. 1835 Nr. 139 u. 140 bereits aufs Neue ausführlich erörtert hat. vgl. Heidelb. Jahrbb. 1835, 10 S. 1038.

Münster. Die dasige Akademie war im Winter 18$\frac{35}{36}$ von 227 Studirenden, worunter 41 Ausländer, im Sommer vorher von 239 Studirenden (mit 35 Ausländern) besucht. Vorlesungen waren für den Sommer 1836 in der theologischen Facultät von 4 ordentlichen und 3 ausserordentlichen, in der philosophischen Facultät von 4 ordentlichen und 2 ausserordentlichen Professoren und 5 Privatdocenten angekündigt worden. vgl. NJbb. XIV, 365. In der theologischen Facultät war nämlich der ausserordentliche Professor Dr. *Ad. Cappenberg* neu eingetreten, in der philosophischen der ausserordentliche Professor Dr. *Wilh. Heinr. Grauert* zum ordentlichen Professor der Geschichte ernannt worden. Neuerdings ist ferner in der theologischen Facultät der ordentliche Professor Dr. *Georg Laymann* zum Domherrn am Hochstift und der ausserordentliche Professor Dr. *Ant. Berlage* zum ordentlichen Professor befördert worden. In dem Prooemium zu dem Index lectionum für das erwähnte Sommerhalbjahr hat der Professor *Laymann* an die Studirenden einige Ermahnungen über die rechte Benutzung des akademischen Lebens ergehen lassen, und etwas Aehnliches hatte auch bereits der Professor *Schlüter* in dem Index lectionum für das vorhergehende Winterhalbjahr gethan und vor dem nimium novarum rerum studium gewarnt.

Münstereifel. Vor einiger Zeit ist am Gymnasium der provisorische Vertreter der Lehrstelle des abgegangenen Lehrers *Snitz*, Schulamtscandidat *Dillenberger*, als wirklicher Lehrer angestellt worden. vgl. NJbb. XV, 442.

Naumburg. Das diessjährige Programm des dasigen Domgymnasiums [Naumburg gedr. b. Klaffenbach. 1836. 26 (15) S. gr. 4.] enthält eine sehr schätzenswerthe und gelehrte Abhandlung *De L. Pisone, Annalium scriptore*, von dem Subrector Dr. *H. Liebaldt*, worin derselbe über das Zeitalter und Leben dieses Annalisten, den Umfang und die Eintheilung seiner Annalen, dessen Glaubwürdigkeit, Zeitrechnung

und Darstellungsweise allseitig und umsichtig sich verbreitet, manche Irrthümer und Anfechtungen (besonders von Seiten Niebuhrs) abgewiesen und überhaupt die bessere Kenntniss dieses römischen Historikers nicht wenig gefördert hat. Die Schule war zu Ostern d. J. von 104 Schülern besucht, und zur Universität waren im verflossenen Schuljahr 5 Schüler entlassen worden. Das Lehrerpersonal [s. NJbb. XIV, 365.] war unverändert geblieben, ausser dass der Schulamtscandidat Dr. *Constantin Matthiä* als ausserordentlicher Hülfslehrer seit Michaelis vor. J. eingetreten war. Im neuen Schuljahr aber ist der Lehrer der Mathematik und Physik *Müller* nach Gotha als Director der dasigen Realschule gegangen [s. NJbb. XVIII, 135.] und dessen Lehrstelle dem bisherigen Lehrer an der Realschule in Halle, *Moritz Hülsen*, übertragen worden.

Neu - Ruppin. Am dasigen Gymnasium ist der Professor Dr. *Christian Friedrich Gottlob Starke* zum Director ernannt worden.

Nordhausen. Das zu Ostern vorigen Jahres erschienene Gymnasialprogramm enthält als Abhandlung: *Q. Horatii Flacci Satira IX. libri I., versibus germanicis reddita et commentario instructa a Frid. Roeder*, ph. D. et gym. Collega. [Nordhausen gedr. b. Müller. 64 (40) S. 4.] Es ist eine Ueberarbeitung der 1830 von demselben Verf. herausgegebenen Promotionsschrift [s. NJbb. II, 347.], welche in ihrer gegenwärtigen Gestalt eine Einleitung über den Begriff und das Wesen der Satire, ein kurzes Argumentum Satirae, die deutsche Uebersetzung mit ein paar Anmerkungen und dann noch 26 S. exegetisch-kritische Erläuterungen enthält. Das Argumentum stellt im Allgemeinen Veranlassung und Zweck der Satire ziemlich richtig fest, trifft aber doch die Sache nicht ganz genau, weil die Zeit, in welcher die Satire geschrieben, nicht ermittelt ist. Die Uebersetzung liest sich im Ganzen gut, und die reichhaltigen Erläuterungen erörtern so ziemlich Alles, was zu wissen nöthig ist, und selbst noch mehr. Bei den schwierigern Stellen vermisst man freilich hin und wieder die nöthige Schärfe der Erörterung und das sorgfältigere Beachten des von Andern Vorgebrachten. Zum Beleg wollen wir hier nur die in der neuern Zeit vielbesprochene Stelle Vs. 43 ff. ausheben, wo der Verf. trotz unserer Einwendung in NJbb. II, 348. immer noch die Worte *Paucorum hominum et mentis bene sanae* dem Horaz beilegt und im folgenden corrigirt: *Nemo dexterius fortuna te usus.* Allerdings hat er hier richtig gefühlt, dass ohne das eingeschobene *te* nach dem Zusammenhang der Rede kein Römer auf Horaz, sondern nur auf Mäcen bezogen hätte. Allein dieses *te* ist in einer Stelle, wo die vielen bekannten Handschriften keine Spur von Verderbniss zeigen, höchst kühn, und würde sich nur rechtfertigen lassen, wenn unabweisbar dargethan wäre, dass diese Worte unter keiner Bedingung auf Mäcen bezogen werden können. Die Worte *Paucorum h. et m. b. sanae* aber sind in dem Munde des Horaz nicht eben schicklich, weil sie 1) keine genügende Antwort auf die Frage *Maecenas quomodo tecum?* enthalten, 2) dem Zwecke

des Dichter, den Unverschämten abzuweisen, nur ziemlich ungenügend entsprechen, und doch bei der mangelhaften Herausstellung des Zwecks eine eben so grosse Grobheit gegen den Zudringlichen oder eine unverschämte Eigenliebe enthalten. Sind nämlich die Worte Antwort auf die Frage, so ist's nicht eben fein, dass Horaz dem Mäcenas mens sana beilegt, aus keinem andern Grunde, als weil er ihn zu seinem Hausfreunde gemacht hat. Sind aber die Worte eine Abweisung der zu erwartenden Bitte um Empfehlung zur Aufnahme; so ist es in der That göttlich grob, dem Bittenden zu sagen: „nein, ich kann dich nicht empfehlen: denn Mäcenas ist mentis bene sanae.“ So muss ja der Bittende *insanus* sein! Soll also Horaz die Worte *paucorum hominum* etc. sprechen, so muss man wenigstens mit *Lindau* in der Zeitschr. f. die Alterthumsw. 1836 Nr. 52 annehmen, dass er sie nur bis *mentis* spricht, dann aber inne hält, und nun der Schwätzer *bene sanae* ergänzt. Aber auch die Worte *Paucorum hominum* passen nicht im Munde des Horaz, weil er im Folgenden die Schwierigkeit, bei Mäcenas Zutritt zu erlangen, keineswegs in der Paucitas hominum, sondern in der reinen Schätzung des Menschenwerthes (Vs. 50.) und in der Schwierigkeit des ersten Zutritts (Vs. 56.) findet, und es überhaupt unpassend ist, die Bewerbung eines Einzelnen mit einer solchen Bemerkung abzuweisen. Ganz anders erscheinen die Worte, wenn man sie alle dem zudringlichen Schwätzer zuschreibt. Er hat nicht Zeit, die Antwort auf die Frage *Maecenas quomodo tecum?* abzuwarten; sondern er muss gleich noch etwas zum Lobe des Maecenas und eine Beziehung auf Horaz anbringen. Darum setzt er gleich hinzu: „Es ist eine Ehre, bei ihm Zutritt zu haben, denn er lässt nicht jeden zu sich; er ist ein gescheidter Mann, der seine Gesellschaft zu wählen weiss. Ueberhaupt hat er pfiffig sein Glück benutzt. Doch mag deine Stellung (als die eines sonst unbedeutenden Menschen) dort manchmal etwas schwierig sein, und darum würdest du einen grossen Beistand an mir haben, wenn du mich anbringen wolltest u. s. w.“ Ein Mensch, der auf dem Wege der Intrigue bei Mäcenes eingeschwärzt sein wollte und das Leben dort sich als reines Intriguenleben denkt, konnte nicht passender sprechen als so; und da er nicht begreifen kann, wie der niedrig geborene und bürgerlich unbedeutende Horaz bei dem mächtigen Herrschergünstling Mäcenas anders als durch Intrigue zu solchem Einfluss sich erhoben habe, so schmeichelt er eben durch jene Worte nach seiner Denkart dem Horaz auf recht feine Weise. Gewiss würde Hrn. R. das auch eingefallen sein, wenn er nur die Stelle ohne Vorurtheil hätte betrachten und namentlich eingedenk sein wollen, wie Horaz seinen Mäcenas an andern Stellen ganz anders zu loben weiss, als es mit den Worten geschieht, die man ihm in dieser Stelle durchaus zuschieben will. — Das Gymnasium war zu Ostern vor. J. von 290 Schülern besucht, welche, in 7 Classen vertheilt, von dem Director, 9 ordentlichen und 2 ausserordentlichen Lehrern und 3 Schulamtscandidaten in 237 wöchentlichen Lehrstunden unterrichtet wurden. Zur Universität wurden 10 Schüler entlassen.

Offenburg. Das Gymnasium hat zu den öffentlichen Prüfungen auf den 5—7. Septbr. des verflossenen Studienjahres 18$\frac{35}{36}$, seit vier Jahren zum ersten Male wieder mit einem Verzeichnisse der Lehrgegenstände und Schüler eingeladen, vermuthlich aus dem Grunde, weil das ohnehin mit Lehrstunden und Gegenständen überhäufte Lehrerpersonale im letzten Sommersemester auch noch das Stundendeputat des erkrankten Prof. *Weissgerber* zu suppliren hatte, wobei jedoch die Mitwirkung des Stadtcaplans und examinirten Lehramtscandidaten *Georg Joachim*, gebürtig aus Mannheim, wieder etwas erleichternd in die Lehraufgabe des Gymnasiums eingriff. Die Anstalt bietet alles auf, dass sie nicht auf den Pädagogiumslehrkreis des immer näher heranrückenden badischen Lehrplans reducirt wird, sondern diejenige Erweiterung erhält, welche der Gymnasiallehrkreis desselben vorschreibt, also statt der vorhandenen 6 Classen 7 und dazu die nöthigen Mittel, um die erforderliche grössere Lehrerzahl zu besolden. Die Frequenz hat gegen das Schuljahr 18$\frac{34}{35}$ wieder um 1 Schüler abgenommen, da im Ganzen 59 wirkliche Schüler bei den diessjährigen Herbstprüfungen, 10 in I. oder der untersten Classe, 15 in II., 7 in III., 12 in IV., 7 in V. und 8 in VI. vorhanden waren ohne 3 Hospitanten und 6 unterm Jahre Ausgetretenen. Unter den 59 Schülern befanden sich 26 Offenburger und 3 Adelige. [W.]

Osnabrück. Aus der zu Ostern dieses Jahres erschienenen *Elften Fortsetzung der Chronik des Rathsgymnasiums in Osnabrück* [20 S. 4.] erfährt man, dass die 6 Classen dieser Anstalt zu Ostern vorigen Jahres von 178, zu Michaelis von 189 und zu Ostern d. J. von 181 Schülern besucht waren, welche von 11 Lehrern [dem Director M. *Joh. Heinr. Benj. Fortlage*, dem Rector Prof. *Bernh. Rud. Abeken*, dem Conrector *Karl Georg Aug. Stüve*, dem Cantor Pastor *Just. Fr. Heinr. Ludw. Fortlage*, dem Subconr. *Joh. Heinr. Dietr. Meyer*, dem Collabor. *Joh. Heinr. Wilh. Tiemann*, dem Lehrer der Mathematik und Physik *Joh. Jac. Feldhoff*, dem Lehrer *Fr. Karl Aug. Nölle* und 4 Hülfslehrern] unterrichtet wurden. Zur Universität gingen 8 Schüler, 6 mit dem zweiten und 2 mit dem dritten Zeugniss der Reife. Es hat sich übrigens an dieser Schule, wie anderswo, die Bemerkung machen lassen, dass der unmässige Andrang zum Studiren nachgelassen hat und viele Gymnasialschüler später in das Gewerbsleben übertreten. Von 47 Schülern, die im vorigen Jahre das dasige Gymnasium verliessen, gingen nur 8 zur Universität, 39 zu andern Bestimmungen und zwar meistens zu irgend einem Gewerbe über. Die Anstalt hat demnach darnach gestrebt, dass sie nicht bloss den studirenden, sondern auch solchen Zöglingen, die im Geschäfts- und Gewerbsleben eine höhere Stellung beabsichtigen, eine gründliche geistige und sittliche Bildung gewähre, und obgleich sie meint, dass die wahre Bildung für beide Bestrebungen nur Eine, nämlich Weckung und Kräftigung der geistigen und sittlichen Kräfte im Menschen, und dass demnach auch das Studium des Lateinischen für künftige Gewerbsleute von vielfachem Nutzen sei; so hat sie doch zugestanden, dass die nichtstudirenden Schüler, welche

nach der Confirmation noch das Gymnasium besuchen wollen, vom Lateinischen dispensirt werden können, und strebt darnach, den Dispensirten künftighin dafür einen näher liegenden Unterricht zu gewähren. Das lateinische Programm der Schule enthält eine *Commentatio de lectione Epistolarum Ciceronis in scholis instituenda, scripsit B. R. Abeken.* [1836. 12 S. 4.], worin das Erklären der Ciceronischen Briefe auf umsichtige und verständige Weise empfohlen wird.

Padua. Auf der dasigen Universität vertheidigte im vor. J. *Jos. Hen. Marzuttini* zur Erlangung der theologischen Doctorwürde die Probeschrift: *De Turanii Rufini presbyteri Aquilejensis fide et religione.* 1835. 118 S. gr. 8. Zur Erlangung der Magisterwürde erschien von *Jos. Chisini* aus Treviso die Probeschrift: *Quo nexu teneantur physica atque intellectualis institutio, specimen.* 1835. 32 S. gr. 8.

Posen. Am Marien-Gymnasium ist der Schulamtscandidat *Franz Hoffmann* als Lehrer neu angestellt und der Dr. *Adalbert Lozynski* definitiv in seinem Lehramt bestätigt worden. Das am 16. Octob. 1834 neueröffnete *) Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zählte in seinen 7 Classen bei der Eröffnung 167, zu Ostern 1835 aber 182 und zu Ostern dieses Jahres 207 Schüler und entliess bis jetzt 3 Schüler zur Universität; das Lehrerpersonale bestand bei der Eröffnung aus dem Director Prof. *C. H. A. Wendt*, den Professoren *Martin* und Dr. *Müller*, den seitdem zu Professoren ernannten Oberlehrern Dr. *Benecke* und Prediger *Mónski*, dem Oberlehrer Dr. *Löw*, dem Gymnasiallehrer *Schönborn* [wurde mit den vorhergenannten 7 Lehrern vom alten Gymnasium hierher versetzt], dem Lehrer Dr. *Trinkler* [neuangestellter Candidat], den interimistischen Hülfslehrern *Fischer* [ging seitdem als zweiter Prediger und Rector nach *Karge*, und wurde durch den Predigtamtscandidat *Herberg* ersetzt], *Schönborn*, *Brüllow*, und dem vom alten Gymnasium herübergekommenen Schreiblehrer *Perdisch.* Dazu kam zu Ostern vor. J. als siebenter Oberlehrer der Lehrer *Ziegler* [s. NJbb. XIII, 366], und als katholischer Religionslehrer wird der Mansionarius an der Maria-Magdalenenkirche *Holzmann* angestellt werden. Der Lehrplan ist folgender:

	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	
Lateinisch	9,	10,	8,	8,	8,	7,	10	wöchentl. Stunden.
Griechisch	7,	6,	6,	5,	—,	—,	—	
Hebräisch	2,	2,	—,	—	—,	—,	—	
Deutsch	3,	3,	2,	2,	3,	3,	5	
Polnisch	2,	2,	2,	3,	4,	4,	2	
Französisch	2,	2,	2,	2,	3,	3,	—	

*) Am 30. Sept. 1834 nämlich wurde das bis dahin bestandene Gymnasium aufgehoben und an dessen Stelle traten zwei neue, von denen das Marien-Gymnasium in dem Gebäude des aufgehobenen blieb, das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in ein neuangekauftes und zum Schulzweck eingerichtetes Gebäude verlegt wurde. Vgl. NJbb. XIII, 365.

	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	
Religion	2		2		2,	2,	2	wöchentl. Stunden.
Rechnen	—,	—,	—,	—,	3,	4,	4	
Mathematik	3,	4,	4,	4,	1,	—,	—	
Physik	2,	2,	2,	2,	2,	—,	—	
Naturbeschr.	—,	—,	—,	—,	—,	2,	2	
Geschichte	3,	3,	2,	2,	2,	2,	—	
Geographie	—,	—,	2,	2,	3,	3,	3	
Kalligraphie	—,	—,	—,	—,	1,	2,	4	
Gesang			6					
Zeichnen			8					

Das zu Michaelis dieses Jahres erschienene erste Programm dieses Gymnasiums enthält vor den Schulnachrichten eine vorzügliche Abhandlung des Directors: *Perikles und Kleon, ein Beitrag zu der politischen Entwickelungsgeschichte Athens* [Posen gedr. in der Hofbuchdruckerei von Decker und Comp. 45 S. u. XII S. Nachrichten gr. 4.], worin der Verf. eine recht brave und klare Darstellung von der attischen Demokratie und deren Ausartung in die Demagogie geliefert, die beiden Männer rein aus dem Standpuncte des Alterthums, vornehmlich nach den Mittheilungen von Thucydides und Aristophanes, geschildert und darum auch die von modern politischen Vorstellungen durchwebte Charakteristik *des Demagogen Kleon* von *F. Kortüm* (in den Philolog. Beiträgen aus der Schweiz, I S. 35 ff.) weit übertroffen hat.

Preussen. Im vergangenen Sommer waren die 15 Gymnasien und Progymnasien der Provinz Ost- und Westpreussen von 3496 Schülern, die 4 Gymnasien der Provinz Posen von 1040 Schülern, die 21 Gymnasien und Progymnasien der Provinz Schlesien von 4914 Schülern, die 18 Gymnasien der Provinz Brandenburg von 4441 Schülern, die 21 Gymnasien der Provinz Sachsen von 3670 Schülern, im Winter 1835—36 die 18 Gymnasien in Rheinpreussen von 3038 und die 30 Progymnasien und höhern Bürgerschulen von 1571 Schülern, die 11 Gymnasien der Provinz Westphalen von 1885 und die 9 Progymnasien von 402 Schülern besucht.

Rastenburg. Am dasigen Gymnasium hat der Director *Krüger* den rothen Adlerorden vierter Classe erhalten und ist mit einer jährlichen Pension von 700 Thlrn. in den Ruhestand versetzt, der Schulamtscandidat *Wilhelm Gortzitza* aber als Hülfslehrer neu angestellt worden.

Recklinghausen. Statt des abgegangenen Oberlehrers Dr. *Funck* ist der Lehrer *Poggel* für das Lehrfach der Mathematik und Naturwissenschaften neu angestellt worden.

Saarbrücken. Am dasigen Gymnasium ist der Schulamtscandidat *Friedrich Goldenberg* als Hülfslehrer, der Schulamtscandidat *Hülsmann* als zweiter ordentlicher Lehrer und der Schulamtscandidat *Suhraut* als Lehrer der neuerrichteten Realclasse angestellt worden.

Literarische Täuschungen.

Der arme *Sanchuniathon*, welcher im vorigen Jahre in Portugal aufgefunden sein und von Herrn *Wagenfeld* herausgegeben werden sollte, ist wieder zu Grabe getragen, indem von mehreren Seiten der Beweis geführt worden ist, dass sein Vorhandensein auf keiner andern Basis, als auf einer, von Herrn Wagenfeld versuchten, Mystification beruht. vgl. NJbb. XVII, 351. Die Nachweisung des Betrugs wurde zuerst in einem Berichte in der Allgemeinen Zeitung ziemlich überzeugend gegeben und die Bestätigung brachte eine im französischen Moniteur mitgetheilte officielle Nachricht aus Lissabon, dass es in und bei Porto gar kein Kloster Sta Maria de Merinhaõ gebe. Die vollständige Beweisführung enthält die kleine Schrift: *die Sanchuniathonische Streitfrage, nach ungedruckten Briefen gewürdigt von* Dr. *C. L. Grotefend.* [Hannover, Hahnsche Hofbuchhandlung. 1836. 28 S. gr. 8.] In ihr hat der junge Verfasser [Sohn des Directors Grotefend in Hannover] mit seltenem Scharfsinn und fast mit kritischer Meisterschaft alle Spuren und Anzeichen des Betrugs zusammengebracht und so genügend aufgedeckt, dass selbst der Ungläubigste nicht länger daran zweifeln kann, Hr. Wagenfeld habe seinen Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit dazu gemissbraucht, die Chronik eines Sanchuniathon zu erfinden. — In Reutlingen wurde vor zwei Jahren, bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes von *Freund's lateinischem Wörterbuche*, von den Buchhändlern Fischer und Schradin ein von einem gewissen Herrn *Dörner* verfasstes *Vollständiges Wörterbuch der lateinischen Sprache* angekündigt, das in einem Umfange von 100 — 120 Bogen binnen Jahresfrist im Druck vollendet sein sollte. Indess unterblieb das wirkliche Erscheinen desselben, und da die der Ankündigung beigegebene Probe eine schamlose Compilation des Freund'schen Werks verrieth, so hatte man das Unterbleiben nicht eben zu bedauern. Doch das Buch ist wieder aufgetaucht, und Hr. *Dörner* hat vor kurzem das erste Heft davon in der Halbergerschen Buchhandlung zu Stuttgart [18 Bogen. Lexiconsformat. 21 Gr.] erscheinen lassen, freilich mit dem ganz veränderten Plane, dass es nun viel umfangreicher werden soll und auch die Beendigung auf weitere unbenannte Zeit hinausgeschoben ist. Hr. Dörner gesteht in der Vorrede, dass er sein Buch so ziemlich nach den Grundsätzen und nach der Anlage des Freund'schen Wörterbuchs gemacht hat. Die Wahrheit aber ist, dass er Freund's Buch vollständig abgeschrieben, d. h. alles Material, alle Ansichten und die ganze Anordnung Freund's wiedergegeben und blos die Ausdrucksweise verändert und bisweilen etwas abgekürzt hat. Die Abkürzung ist übrigens so unbedeutend, dass das erste Heft nur um 2 Seiten geringer ist, als das Original. Ein *Nachdruck* im streng juristischen Sinne ist das Buch nicht, wohl aber *ein schamloses Plagiat*, das, beiläufig gesagt, viel theurer werden muss als das Originalwerk. Nach dem ersten Hefte nämlich berechnet, wird das Ganze etwa aus 250 — 300 Bogen bestehen und 12 — 14 Rthlr. kosten. [Jahn.]

I n h a l t

von des achtzehnten Bandes zweitem Hefte.



NEUE JAHRBÜCHER FÜR PHILOLOGIE UND PÆDAGOGIK,

oder

Kritische Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen.

In Verbindung mit einem Vereine von Gelehrten

herausgegeben

von

Dr. *Gottfried Seebode*,

M. *Johann Christian Jahn*

und

Prof. *Reinhold Klotz*.

Sechster Jahrgang.

Achtzehnter Band. Drittes Heft.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1836.

NEUE

JAHRBÜCHER

FÜR

PHILOLOGIE UND PAEDAGOGIK,

oder

Kritische Bibliothek

für das

Schul- und Unterrichtswesen.

In Verbindung mit einem Vereine von Gelehrten

herausgegeben

von

Dr. Gottfried Seebode,

M. Johann Christian Jahn

und

Prof. Reinhold Klotz.



Sechster Jahrgang.

Achtzehnter Band. Drittes Heft.

Leipzig.

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1836

Kritische Beurtheilungen.

L. Cornelii Sisennae, historici Romani, vitam conscripsit *Chr. Lud. Roth*, Ph. Dr. Basileae e libr. Schweighauseriana. MDCCCXXXIV. 23 S. 4.

Die vorliegende kleine Schrift ist der erste Theil einer Arbeit über den Redner und Geschichtschreiber Sisenna, welcher einer genaueren Untersuchung wohl würdig war. Es ist unstreitig eine Promotions- oder Habilitationsschrift, und einer solchen verzeiht man die Breite der Darstellung und das Häufen von Citaten einigermassen. Wenn sie aber hinaustritt auf den litterarischen Markt, um ein Gemeingut der Gelehrten zu werden und als Baustück in dem Gebäude der Darstellung der Litteratur und Kunst bei den Alten zu dienen, so mussten jene unnützen Zuthaten, welche nichts beweisen und eine sehr alltägliche Belesenheit im Cicero, Quintilian, Plutarch und einigen andern Schriftstellern beweisen, weggeschnitten werden. Allerdings würde der wesentliche *Inhalt* der Schrift dadurch auf wenige Seiten zusammengedrängt worden sein. Dass der Verfasser übrigens fleissig gearbeitet hat, wollen wir ihm gern zugestehen; wenn er dessen ungeachtet nichts wesentlich Neues oder Unbekanntes gesagt hat und nur das ausführlicher belegt, was Ursinus, Corradus, Pighius und der Rec. (den er übrigens nicht einmal nennt, obgleich er sein Buch gekannt haben muss) bereits bemerkt oder bewiesen hatten: so liegt das freilich in der Dürftigkeit der Quellen, aus welchen schwerlich mehr herauszubringen sein dürfte. Aber desto mehr muss man die Wahl eines Gegenstandes tadeln, der so wenig Gelegenheit zu eigenen Untersuchungen bot, während die römische Litteraturgeschichte eine grosse Menge dunkler und dabei doch höchst dankbarer Partien darbietet.

Im § 1 handelt der Verf. von dem *Namen* des Sisenna. Da der Vor- und Zuname entschieden feststeht, so blieb noch der Gentilname zu erörtern. Aber auch dieser ist durch Turnebus, Ursinus und Vossius gegen Corradus Zweifel, ob die Sisennae nicht zu den Gabiniern oder Statiliern gehört hätten, vollkom-

men gesichert worden. Auch hat der Verf. wenig mehr gethan, als auf jene Männer zu verweisen. Während er sich dagegen über die Schreibung des Namens *Sisenna* in der ersten Anmerkung ausführlicher erklärt, hat er doch zwei Punkte unberücksichtigt gelassen, über welche man eine Untersuchung gewünscht hätte. Erstens verwirft er ohne Umstände die Schreibart Sisena mit dem trivialen Grunde, die älteren Lateiner hätten sich der Verdoppelung der Consonanten enthalten, weshalb die Schreibart der Handschriften vor der der Münzen unstreitig den Vorzug verdiene, auf denen auch *Cina*, *Luculus* u. dergl. gefunden werde. Nun ist aber die etruskische Form des Namens *Sisenna* offenbar, und deshalb kann es keinesweges *einfältig* genannt werden, wie der Verf. will, wenn Pontedera *Porsena* verglich, wenn auch die Folgerungen nicht gebilligt werden können, welche der letztere für die Etymologie daraus zieht. Dass die etruskischen Namen vor der Endung *na* eine Länge hatten, ist unzweifelhaft; eine Positionslänge aber keinesweges erforderlich, da Porsena nach dem Lateinischen und Griechischen (*Πορσήνας*, *Πορσῖνος* nur nach scheinbarer Analogie mit *Ἀρχῖνος*, *Καλλῖνος*) nicht weniger bewährt ist, als Porsenna, Spurina und Caecina aber besser als Spurinna und Caecinna, des Maecenas zu geschweigen, der sicher ursprünglich Maecena hiess, trotz der Schreibart Maecne, da das Etruskische, den morgenländischen Sprachen gleich, die Vokale oft nicht schrieb, aber sprach. Freilich schreiben die Griechen *Σισεννᾶς* (neben *Σισέννας*), aber das beweist nicht schlagender als der unrömische Accent. — Zweitens wäre es der Untersuchung werth gewesen, wie der etruskische Beiname in die Cornelische Familie kam, und welche römische Geschlechter ähnliche Beinamen führen: wobei die Inschriften wohl manches Nützliche darbieten würden.

Hierauf handelt der Verf. (§. 2) mit überflüssiger Weitläufigkeit von Sisennas Geburtsjahr, indem er zuerst Sisennas Freunde, Atticus, Licinius Macer, Lucullus und Hortensius anführt, zu denen Verres hinzugerechnet werden konnte; alsdann aber behandelt er Ciceros Zeugnisse Brut. 64, 228 und 74, 260. Die Hauptsache ist hier die Widerlegung Weicherts, welcher das Geburtsjahr des Sisenna auf 603 gesetzt hat. Indessen dass der Hauptgrund jenes Gelehrten, dass nämlich Sisenna ein Zeitgenosse des P. Rutilius Rufus und L. Cälius Antipater genannt zu werden scheine (Vell. II. 9), in sich zusammenfällt, weil aequales auch alle diejenigen heissen, welche zusammen, wenn auch in verschiedenem Lebensalter, gelebt haben, und der Ausdruck des ungenauen Geschichtschreibers per idem aevi spatium nur auf die ungefähre Gleichzeitigkeit des Erscheinens ihrer Werke gehe — dies war schon von Andern gesagt worden. Auf diese genügte es zu verweisen, so wie eine kurze Bemerkung darüber hinlänglich war, dass Vellejus mit dem sehr genau redenden Cicero in

Widerspruch stehe, indem dieser den Sisenna zwischen P. Sulpicius Rufus und Q. Hortensius setzt. — Im § 3 werden die Würden des Sisenna betrachtet und die Quaestur 664 (665), die Praetur 675 (676) gesetzt; beides war längst bemerkt und Pighius Angabe unwahrscheinlich gemacht worden, welcher Sisenna als Quaestor zu Lilybäum 678 aufführte. Die Vermuthung Ernesti's und Zumpts, Sisenna könne vielleicht erst 683 Aedil gewesen sein, wird als unwahrscheinlich abgewiesen und mit Recht. Die Beweisführung für das Jahr der Praetur ist aber wieder so weitschweifig als möglich. Zuerst wird aus der Rede Ciceros für Cornelius gezeigt, dass Sisenna nicht vor 672 und nicht nach 686 Praetor gewesen sein könne. Alsdann wird die Stelle des Dio Cassius (XXXVI. 2.) behandelt, aus welcher Einige den Schluss gezogen haben, Sisenna sei als Praetor (höchstens Propraetor) von Achaja im Seeräuberkriege 686 (687) gestorben; welches allerdings sein Todesjahr ist. Endlich kommt der positive Beweis aus der längst bekannten griechischen Inschrift bei Gruter S. DIII, zuerst mitgetheilt von Fulvius Ursinus zu Sall. Jug. 95, welche den Sisenna στρατηγὸς κατὰ πόλιν καὶ ἐπὶ τῶν ξένων nennt unter den Konsuln Q. Lutatius Catulus und M. Aemilius Lepidus = 675 (676 unserer Rechnung). Hiermit werden vier Seiten angefüllt! Beifallswürdig ist die Vermuthung, dass Sisenna nach seiner Praetur Propraetor Siciliens gewesen. Dass jener griechische Ausdruck aber eine gemeinschaftliche Verwaltung der praetura urbana und peregrina anzeige, wie Sigonius annahm, machen die Zeitumstände höchst unwahrscheinlich. Viel richtiger scheint schon Ursinus gesehen zu haben, dass jener griechische Ausdruck nur eine Uebersetzung des lateinischen inter cives et peregrinos sei. Im § 4 ist von Sisennas Tode auf Kreta 686 (687) und § 5 von den rednerischen Vorzügen des Sisenna und den von ihm geführten Rechtssachen die Rede. Hier bemerken wir nur, dass es eine sehr tumultuarische Kritik ist, wenn der Verf. nach dem Vorgange Anderer, nur um Bekanntes dem Unbekannten vorzuziehen, annimmt, der von Sisenna nach Cic. Brut. 74, 260 Vertheidigte habe C. Rutilius, der Ankläger Erucius geheissen und Letzterer sei mit dem Ankläger des Roscius von Ameria eine Person. Freilich ist *Chritilius*, wie Victorius zuerst geschrieben haben soll, ein ganz unwahrscheinlicher Name, aber *C. Rutilius* findet sich in keiner Handschrift, eine hat *Cretilius*, eine *Chyrtilius*, alle anderen *Chirtilius*. Dies ist gar nicht unwahrscheinlich, und es lässt sich aus dem Nichterscheinen dieses Namens in den Inschriften gar kein Schluss auf das Gegentheil ziehen. Denn wie sollten alle obskuren plebejischen Namen erhalten sein? *Das* aber ist allerdings wahrscheinlicher, dass *C. Hirtilius* korrigirt werden kann; vielleicht auch blos *Hirtilius*, welcher Name sich zu *Hirtius* verhält, wie *Sextilius* und *Quintilius* zu *Sextius* und *Quintius*. — *Erucius* hat keine

Handschrift, *Ruscius*, *Russius*, *Rufius* einige, *Rusius* die meisten.

Die lateinische Schreibart des Verfs. ist leicht und verständlich, aber keinesweges rein. S. 4 Anm. 3 begegnen wir dem berüchtigten Adverbium nullibi, S. 8 Anm. 15 dem Ausdrucke quam parum accurate, S. 11 steht (quaesturam) in annum fere 664 fiximus, S. 16 Anm. 32 das ganz barbarische invariatus u. dergl. m.

Eisleben. **Ellendt.**

Friedrich August Wolf über Erziehung, Schule, Universität („consilia scholastica“). Aus Wolfs literarischem Nachlasse zusammengestellt von *Wilhelm Körte.* Quedlinburg und Leipzig, in der Beckerschen Buchhandlung 1835. VIII u. 333 S. gr. 8.

Wolf selbst, wie der Herausgeber irgendwo bemerkt hat, setzte einen derben Trumpf darauf, wenn Jemand sich einfallen liesse, Nachschriften seiner akademischen Vorlesungen wider seinen Willen drucken zu lassen. Er selbst hatte unstreitig zu viel Einsicht, um jene höchst unvollkommenen Abbilder seines Wesens und Wirkens veröffentlicht sehen zu wollen. Nach seinem Tode aber ist die Bekanntmachung von Heften nach Vorlesungen von ihm eine Zeit lang eine beliebte Buchhändlerspekulation gewesen, wie denn von mehreren Vorlesungen sogar mehr als ein Abdruck erschienen ist, z. B. von der philologischen Encyclopädie der von Gürtler und der von Stockmann besorgte. Da man indess bald inne wurde, dass diese Hefte wenig heut zu Tage Brauchbares und dazu in einer ganz ungeniessbaren Form enthielten, so wurden sie wenig gekauft und das scheint denn die Hoffnungen der Buchhändler einigermassen niedergeschlagen zu haben. Auch von den sogenannten Consiliis scholasticis existirte schon ein Abdruck, welcher von dem verdienten *Föhlisch* herrührt. Jetzt erscheinen diese Vorträge nach zwei Nachschriften von 1799 und 1801 nochmals. Doch bilden sie nur den kleinsten Theil des Buches (S. 1—72). Denn es sind ausserdem noch darin enthalten Wolfs zerstreute Gedanken und Entwürfe über die Einrichtung von Gelehrtenschulen, theils in seinem Nachlasse gefunden, theils aus Briefen an Freunde genommen (S. 73—252); ferner zerstreute Aufsätze, Entwürfe und Gutachten über bessere Einrichtung der Universitäten und Beförderung des Eifers der Studirenden (S. 253—329); endlich ein Aufsatz über die Regeneration der Berliner Akademie der Wissenschaften, wohl aus dem Jahre 1808. Ein Theil dieser Aufsätze besteht aus amtlichen Gutachten, welche Wolf als Mitglied der sogenannten wissenschaftlichen Deputation zwischen 1808 und 1810 abzufassen hatte.

Es finden sich auch einzelne dahin einschlagende Stücke aus seinen akademischen Schriften abgedruckt (S. 255 bis 265).

Der Herausgeber rückt in die Vorrede eine Stelle aus einem Briefe eines Freundes ein, Vorsteher eines preussischen Gymnasiums, in welchem die Erscheinung der eben zu beurtheilenden Sammlung nicht nur bevorwortet, sondern dieselbe sogar sehr hoch gestellt wird. „Das hier Gegebene in seiner abgerissenen Gestalt ist eines Mannes Werk, dem das Ganze der Erziehung und des Unterrichts in der Seele klar ausgeprägt vorlag: es bedarf nur eines mässigen Scharfsinns, um aus dem Einzelnen auf das Ganze schliessend ein vollständiges Gebäude zu errichten. Die Grundlage ist fertig; der Marmor, alles zum Bau Nöthige ist gegeben; die Vollendung des Werks ist nicht schwer. So hat Wolf stets gewirkt. — Wolfs Gymnasium kann nach dem Gegebenen sogleich eingerichtet werden: noch immer wird es den Bedürfnissen der Zeit entsprechen; es sind diese Ideen weder veraltet noch unausführbar. Hat der preussische Staat eine Abiturientenprüfung angeordnet, welche der Wolfschen ähnlich ist, so hat er in der That eigentlich auch ein Wolfsches Gymnasium schon gegründet u. s. w."

Wolfsches Gymnasium! Ein stolzes Wort, das freilich Herr W. Körte glaubig hinschreibt, der von seiner blinden Vergötterung alles dessen, was Wolf einmal gedacht oder gewollt haben *soll*; verbunden mit einer merkwürdigen Unwissenheit im Fache der Alterthumskunde und Litteratur unter andern in *Wolfs Leben und Studien* hinlängliche Proben gegeben hat. Dass Wolf in den achtziger und neunziger Jahren dem pädagogischen Wissen und Können seiner Zeitgenossen weit voraus war, ist keinem Zweifel unterworfen. War es ja doch in der Alterthumswissenschaft nicht anders! Verstand ja doch 1780 ausser Reiz Niemand in Deutschland Griechisch und war selbst die Kenntniss der lateinischen Sprache auf dem bedenklichen Scheidewege zwischen dem hergebrachten Schlendrian und der kläglichen Göttinger Aesthetik! Und doch sind Wolfs Schüler oder jüngeren Nebenbuhler und Zeitgenossen ihm im Anbau der Alterthumswissenschaft weit zuvorgekommen: man betrachte doch Hermann, Böckh und Lobeck! Die Gegner werden einwenden: alle Jene haben durch Wolf den Anstoss und den Schlüssel des Verständnisses erhalten und es ist leicht, weiter zu sehen, wenn man auf Jemandes Schultern steht. Falsch! Ausser Wolf haben alle in der Wissenschaft Epoche machenden Männer bis zu ihrem Ende das Principat unter ihren Zeitgenossen behauptet; um anderer Fächer nicht zu gedenken erinnere man sich in der Alterthumswissenschaft an Joseph Scaliger, Casaubonus, Bentley und Hemsterhuys. Auch Wolf hätte es gekonnt — wer kann zweifeln? — denn begabtere Geister giebt es selten — aber er hat es nicht gewollt, denn er war in seinen letzten fünf und zwanzig Jahren

nicht mehr Er selbst! Genug, wenn Wolf in einer gewissen Zeit ein philologisch-pädagogischer Heros war, so war er doch diess nicht mehr in der Zeit, da die Wiedergeburt des gesammten preussischen Unterrichtswesens vor sich ging, und es ist unbezweifelt, dass der eigentliche Schöpfer dieses neuen Lebens, der verewigte *W. v. Humboldt*, an Klarheit der Einsicht und des Wollens hoch über Wolf stand. Gleiches mag man von *Süvern* mit Recht behaupten, der noch Lebenden zu geschweigen. So möchte die Errichtung eines Wolfschen Gymnasiums wohl eine Ilias post Homerum sein, und das scheint jener Briefschreiber auch gefühlt zu haben, der das neue preussische Prüfungsgesetz einen nothwendigen Vorläufer eines Wolfschen Gymnasiums nennt. Was aber die Zusammensetzung der vorliegenden *Baustücke* zu dem *Baue* selber anlangt, so kommt jene Aeusserung — wenn sie nicht ein blosses Kompliment für Herrn W. Körte, als Herausgeber der Baustücke, sein soll — dem Rec. so vor, als wenn Einer behaupten wollte, der Bau sei im Wesentlichen vollbracht, wenn ein Theil des Materials auf dem Bauplatze angefahren worden, ohne dass ein Baumeister übrigens einen Riss gemacht oder auch nur daran gedacht hätte, einen Stein auf den andern zu legen. Diess wird sich bei näherer Betrachtung noch besser zeigen.

Die Consilia scholastica — wir meinen die lateinischen Paragraphen — waren eines Abdruckes wohl würdig, da sie einige schätzbare Ideen in einem höchst ansprechenden lateinischen Gewande darbieten. Indessen sie waren schon gedruckt, und die Zuthaten des neuern Herausgebers beschränken sich auf die Verbesserung einiger Hörfehler. Der deutsche Kommentar dazu wäre besser für immer unterdrückt worden. Nicht als ob sich nicht auch in ihm manches richtig Gesehene und gut Gedachte vorfände — aber genügte denn das? Das Vorgetragene ist aber von aller Methodik himmelweit entfernt, es enthält gar keine folgerechte Ausführung leitender Grundsätze weder über Pädagogik überhaupt, noch über Didaktik, weder über psychische noch über physische Erziehung, obgleich von beiden geredet wird, weder über die Wahl noch über die Behandlung der Lehrgegenstände; es entbehrt der Klarheit der Begriffe und des inneren Zusammenhanges gänzlich. Und wahrscheinlich hat Wolf in dieser Art kommentirt, wahrscheinlich sich so ganz ruhig auf dem Katheder gehen lassen, Passendes und Unpassendes, je nachdem es ihm einfiel, im Reden an einander geknüpft und dem Herausgeber, selbst wenn er Willen und Vermögen dazu besässe, die Verbindung so lockerer Bruchstücke zu einem systematisch geordneten Ganzen unmöglich gemacht. Wir werden zu diesem Schlusse durch Alles das berechtigt, was von Wolfs Vorlesungen bisher bekannt geworden ist. In Allem findet sich dieselbe Unordnung, dasselbe Durcheinander, die nämlichen Sprünge und Wiederho-

lungen. Wohl mag Wolf auch so in seinem mündlichen Vortrage viel Anregendes gehabt haben, indessen muss man den unglaublich niedrigen Stand der philologischen Studien in seiner Zeit (Leipzig vielleicht ausgenommen) berücksichtigen: heut zu Tage würde dadurch Niemand mehr wirken können und auch bei Wolf war die Uebung und Anregung im Seminar und die Selbstbildung der Schüler nach seinen Schriften gewiss das Grössere. — Im § 1 der consilia scholastica wird von *Gewöhnung* und *Fertigkeit durch Lernen* erworben als demjenigen gehandelt, was den Menschen erst zu dem macht, was er nach seinen Anlagen ist. Schon hier kommen Undeutlichkeiten, Wiederholungen und Widersprüche vor. Es heisst S. 2 „eigentliches *Wissen*, was nicht zu einer Fertigkeit gebracht werden darf oder kann, wird erlangt docendo und hat mit *Erziehung* nichts gemein (doch! der Unterricht, recht gegeben, erzieht auch). Was der doctor giebt, füllt zwar den Kopf an, aber Fertigkeit in Ausübung des Gelehrten entspringt daraus nicht. Ich kann also docere nur brauchen, wo es auf *Kenntnisse* ankommt. — — Sind es Kenntnisse, die in Fertigkeiten übergehen, so sagt man audire oder instituere. Das Mittheilen dieser Kenntnisse ist erudire u. s. w.“ Warum denn nicht auch docere? Und was sind Kenntnisse, die in Fertigkeiten übergehen? § 2 handelt von der Pädagogik als Kunst, und voran steht die schiefe und unwahre Bemerkung: „Wenn eine und dieselbe Sache, welche der Mühe werth ist, gut oder schlecht geschehen kann, so findet der Begriff einer *Kunst* statt, und eben so Künstler d. h. praktische Menschen.“ Nun, danach muss es auch eine *Kunst des Gassenkehrens* geben, denn die Sache kann gut und schlecht gemacht werden, ist der Mühe werth und praktisch. Dennoch leugnet W., mit sich im Widerspruch, gerade diese Kunst. (S. 9.) — Der § 3 führt Begriff, Eintheilung und Einwürfe gegen die Pädagogik noch weiter aus, aber ohne inneren Zusammenhang, in fragmentarischen Einfällen. § 4 handelt vom *Zweck der Erziehung*, welcher darin gesetzt wird, durch absichtliche Veranstaltungen die Anlagen und Kräfte des werdenden Menschen zu der Bestimmung seines künftigen Lebens zu entwickeln und zu vervollkommnen. Danach müsste es eine besondere Pädagogik für Handwerker, Officiere, Gelehrte geben, und doch ist sie nur *eine*, in ihren Mitteln durch die Umstände modificirt! Ferner mag richtig sein, wenn S. 17 gesagt wird *die Erziehungswissenschaft entwickele die höchsten Grundsätze der Erziehung* und enthalte daher eine systematische Prüfung aller für jeden Zweig des Erziehungswesens nothwendigen Erfahrungen, Grundsätze und Erkenntnisse. Aber was soll man dazu sagen, wenn fortgefahren wird „der Nutzen ist hier blos wissenschaftlich, denn der Weg von hier bis zur Praxis ist weit.“ Das letztere mag wahr sein, denn die grössten Theoretiker in der Medicin wären oft die schlechtesten Praktiker, fügt W. selbst hinzu

(S. 18). Aber wenn der Pädagog die wissenschaftlichen Grundsätze seiner Kunst, gegründet auf praktische Philosophie und Seelenkunde nicht durchdrungen und stets gegenwärtig hat, werden da seine vielleicht hin und wieder glücklichen Leistungen ein blosser glücklicher Zufall, alle seine Erfolge ein Tappen im Finstern sein? An jene Bemerkung schliessen sich die Forderungen, welche an einen Erzieher zu machen seien; unter diesen fehlt aber gerade die wichtigste, welche wir eben angeführt haben. Im § 5 ist von dem Unterschiede der Erziehung und des Unterrichtes die Rede, sehr widersprechend und abgerissen. So heisst es nach der Aufstellung jener Begriffe, der Unterricht sei verschieden, entweder institutio oder doctrina, und jene gehöre mit zur Erziehung!! dann folgt gleich darauf, wo die Erziehung aufhöre, fange der Unterricht an. Damit vergleiche man, was am Schlusse des § S. 23 gesagt wird, in der doctrina gebe es eine eigene Kunst, die Didaktik; ein Theil davon gehöre auch zur educatio, die auf das instituere gehe (!!!); es fehle hier sehr an Regeln, z. B. wie man auf der Akademie vortragen solle u. s. w. Welcher Zusammenhang! § 7 ist eine Art Uebersicht der Geschichte der Pädagogik gegeben und an die Betrachtung der damals wichtigsten pädagogischen Werke geknüpft. Darin heisst es u. a. S. 31, Rousseau könne mit Gorgias und Pythagoras verglichen werden (welche Aehnlichkeit ist wohl zwischen Beiden unter sich und gegen Rousseau gehalten?). Das Meiste in diesem Abschnitte ist jetzt völlig veraltet, denn es betrifft Bücher, welche man kaum noch kennt, geschweige denn liest. Es folgen zwei Abschnitte über körperliche (S. 34—42) und psychische Erziehung (S. 43—66): Der letztere enthält eigentlich von diesem Thema nicht ein Wort, da er sich lediglich mit der Methodik des Unterrichts beschäftigt, über manche annehmbare Winke vorgetragen werden. In einem Anhange folgen ein paar lateinisch geschriebene Aufsätze, welche mit den ersten §§. der consilia scholastica viel Aehnlichkeit haben und wohl frühere Entwürfe oder spätere Umarbeitungen sind.

Viel interessanter und auch wichtiger ist der zweite Haupttheil des Buches; aber des Widerspruches, des einmal Behaupteten und ein andermal Zurückgenommenen ist hier unendlich viel, und ganz natürlich, da der Herausgeber alles abdrucken liess, was ihm in die Hände fiel, gleichviel ob früher oder später geschrieben. Hier ist in einer Reihe zerstreuter Aufsätze zuerst von den Pflichten der Eltern, alsdann von der Prüfung der Anlagen, von der Verschiedenheit der Schulen (so gut wie Nichts), von der Beschaffenheit der Lehrer, wenn sie nützen sollen, und bei dieser Gelegenheit von den Probelektionen Anzustellender gehandelt. Hierauf folgt ein 1803 geschriebener und 1811 in Berlin, wie der Herausgeber sagt, benutzter (wozu? erfahren wir nicht) Aufsatz über die Grenzbestimmung zwischen dem

Schul- und Universitätsunterrichte und der Bildung in den *nachherigen* (sic) praktischen Bildungsanstalten. Darin findet sich manches Nützliche über die Lehrgegenstände auf Gymnasien, leider nicht auf allgemeine Grundsätze pädagogischer oder staatlicher Art basirt, sondern als nothwendige Postulate einzeln hingestellt. Manches ist dagegen ganz unhaltbar, wie die allgemeine Encyclopädie für die von der Schule Abgehenden, um sie der Universität näher zu rücken, ohne dieselbe deshalb zu anticipiren. Von jenen praktischen Bildungsanstalten für die von der Universität Abgegangenen, unter welchen Wolf wahrscheinlich Seminare für gelehrte Schulen verstand, erfahren wir Nichts, sei es, dass Wolf sich darüber nicht ausgesprochen, oder dass seine Ansichten uns nicht gegeben worden. Hiernächst folgt S. 109 eine Reihe von Aufsätzen über die Erlernung der Sprachen, insbesondere der alten. In dem einen (S. 110) ist mit einem Worte von den Vortheilen die Rede, welche die Erlernung des Griechischen vor dem Lateinischen bringen würde; in einem gleich darauf folgenden (S. 111) bekennt Wolf von diesem Gedanken wieder zurückgekommen zu sein, und führt auch ganz gute Gründe dieser Meinungsänderung an, welche auf dem wesentlichen, aber *unerwähnt geblieben*en Umstande beruhen, dass die Schulen, insbesondere die Gelehrtenschulen, nicht rein pädagogische, sondern auch staatliche Zwecke haben. Bei dieser Gelegenheit äussert Wolf über das Griechisch-Schreiben die richtige Ansicht, dass es zur Exemplificirung der Grammatik wesentlich sei, aber knüpft den paradoxen Gedanken daran, dass es auf Tertia und Sekunda beschränkt werden möge. Sind denn die Primaner schon über die Grammatik hinaus? Nach jenem Grundsatze könnte man auch das Lateinschreiben verwerflich für Primaner finden, da ja Wenige in den Fall kommen, sich des Lateins als Gelehrtensprache zu bedienen. In einer Anmerkung wird eine Ansicht Wolfs aus einer anderen Zeit angeführt, nach welcher er das Griechisch-Schreiben sogar ganz verwirft. Vernünftige Leitung des Schreibens wird für die Kenntniss der Feinheiten der Sprachen und der Synonymik mehr thun, als die S. 115 dringend empfohlene wöchentliche Stunde über *Lexikologie!!* Was nützen denn die Theorien und Auseinandersetzungen ohne *Anwendung?* Sie verwirren gerade am meisten, je feiner, sorgfältiger und gelehrter sie sind. — Unter den folgenden, meist fragmentarisch gefassten Aufsätzen finden sich nützliche Winke über die zu lesenden Schriftsteller; z. B. über die Behandlung des Vellejus mit Vorgerücktern zur Uebung in der Wortkritik; über die Lesung des Mela statt des Cornelius Nepos; dass man im Livius mit der dritten Dekade anfangen solle, Phädrus nicht vor Sekunda (S. 117. 118). S. 119 wird das Vorerklären durch den Lehrer und Nacherklärenlassen durch die Schüler empfohlen; bei besonders verwickelten Stellen möge man erst alles auseinandersetzen und die

Hauptmomente zu Hause von den Schülern niederschreiben lassen. S. 121 wird die Aufgabe mehrerer Themata, damit die Schüler das ihnen am meisten Zusagende wählen mögen, mit Recht löblich gefunden. Was S. 122—25 von den metrischen Uebungen gesagt wird, ist wohl gut und wünschenswerth, aber *eine Stunde wenigstens* in der Woche dürfte man heut zu Tage dazu nicht verwenden können, am wenigsten zu dem empfohlenen metrischen Neckspiel. — Auch fehlt es nicht an Widersprüchen. Die Erlernung des Englischen wird wenigstens auf grösseren Gymnasien gefordert und empfohlen, wenn auch privatim (S. 128); dann wird *weniger Griechisch-Schreiben* und mehr *französisch* angerathen und gleich nachher in einem andern Aufsatze bemerkt, man habe einsehen gelernt, es sei zeither *zu viel Französisch* getrieben worden, woran sich eine abermalige Empfehlung des Englischen und sogar des Italiänischen schliesst (S. 130. 131). Aehnliche Widersprüche finden sich in den hierauf folgenden Aufsätzen über die Behandlung der *Wissenschaften.* S. 136 ist gesagt, eigentliche Wissenschaft gehöre nicht für die Schule, nicht einmal Geschichte; doch freilich Mathematik. Ist diese denn nicht die strengste aller Wissenschaften? Unmittelbar darauf werden drei Geschichtscurse angenommen, einer aus rein pädagogischem Zwecke in Tertia (gut, aber warum nicht auch in Quarta?), einer aus gemeinbürgerlichem Gesichtspunkte in Sekunda, ein ganz magerer, allgemeiner fundamentaler Abriss!! Endlich in Prima Geschichte zu philologisch-humanistischen Zwecken, drei Jahre lang, und zwar meistens alte Geschichte (wie einseitig!), dazu *historische Ausarbeitungen der Schüler nach Quellen* u. s. w. Nun, das geht denn doch ganz in die Methodik historischer Seminare auf Universitäten hinein! Schliesslich wird *brauchbar* genannt Hüllmanns Aufsatz über den Unterricht in der Geschichte, im Königsberger Archiv, 1811, 1. Stück; ein in der That sehr vorzüglicher Aufsatz, der aber mit jenen Ansichten Wolfs schlechterdings unverträglich ist. S. 137 u. 38 ist wieder von einem dreifachen Geschichtskursus die Rede, ganz anders betrachtet als in jenem frühern Aufsatze, und zwar steht für den dritten Kursus ausdrücklich angesetzt ein *ordentlich gelehrter Vortrag der ganzen Geschichte!!* Wir übergehen die Bemerkungen über technische Fertigkeiten, Lehrmittel, insbesondere Büchersammlungen, Statuten für die Nutzung der Schulbibliothek, welche wohl in der Regel an der Aermlichkeit der Geldmittel scheitern wird, und die mehrfachen Entwürfe zu Lehrplanen, wie die fragmentarische Kritik des Heyneschen Planes für die göttingische Schule, und wenden uns zu S. 175 fgg., wo von den Bedingungen zur Entlassung von der Schule gehandelt wird. Hier steht voran das von Wolf 1810 über einen neuen Entwurf zu Abiturientenprüfungen abgegebene Gutachten. Bei manchem Beherzigungswerthen, was darin enthalten ist, insbesondere auch

über die Prädikate *bedingter* und *unbedingter* Tüchtigkeit, welche trotz Wolfs abweichender Ansicht doch in das Gesetz von 1812 aufgenommen worden sind, ist das Meiste doch nicht weniger falsch gesehen, als die gleich darauf folgende Beurtheilung eines andern Entwurfs vom Jahre 1811. Es dreht sich meistens um den Satz, doch ja nicht allzuschwierige Aufgaben zu stellen. Unter den also bezeichneten steht oben an das *griechische Exercitium*, von welchem Wolf das angenehme Prognostikon stellt, dass es vor dem Jahre 1913 unter hundert deutschen Schulmännern nicht von zehn werde geschrieben werden können. Wirklich mögen im Jahre 1810 nicht viele Solches zu leisten im Stande gewesen sein; aber eben darin lag die höchste Weisheit der Regierung, dass sie strengere Forderungen an die *Lehrer* stellte, damit auch die Schüler höhern Ansprüchen zu genügen angeleitet würden. Neuerdings ist das Exercitium wieder verbannt worden, aber wie sehr die Beibehaltung desselben von den einsichtsvollsten Männern im Ministerium selbst gewünscht worden ist, weiss man wohl; schade, dass sie fremden Einflüssen nachgeben mussten! Uebrigens ist jetzt kein Streit mehr darüber, dass in wohlgeleiteten Gymnasien auch der schwächste Primaner eine solche Arbeit liefern konnte, wie das frühere Prüfungsgesetz verlangte. Dass dagegen die Uebersetzung eines *tragischen Chors* mit einer andern vertauscht worden ist, mögen Viele gewünscht haben und die darin erfolgte Aenderung mag man zweckmässig nennen, auch Wolf war dafür. Im Allgemeinen aber missbilligt er hier und in der Beurtheilung des Entwurfs von 1811 Censuren, Abiturientenprotokolle, Abiturientenarbeiten und Zeugnisse fast ohne Einschränkung und wünscht die Einrichtung der sächsischen Fürstenschulen bei der Entlassung zur Universität und das alte non multa sed multum zurück. Aber er hat übersehen, dass allein auf Schulen, die zugleich Pensions- und Studiranstalten sind, jene Einrichtung sich bewähren kann, und dass er selbst, wovon wir Proben gegeben, Dinge in die Schulen verpflanzt zu sehen wünschte, die unmöglich *zusammenhaltend*, sondern nur *zerstreuend* wirken können. Ausserdem verlangte er, dass man selbst die Studirenden auf Universitäten examinire (s. S. 275), und wünscht die Examina von den Schulen hinweg! Allerdings mag ein grosser Theil seiner Einwendungen und Ausstellungen dem Verdrusse über Aktenarbeit seine Entstehung verdanken, denn in seinem eigenen Entwurfe S. 210 fgg. kommt er dem Prüfungsgesetze von 1812 und noch mehr dem von 1834 sehr nahe. Uebrigens ist gewiss, dass jene Prüfungsgesetze aus dem löblichen Bestreben der Höchsten Behörden entsprangen, der Unkenntniss, der Willkür, dem Unterschleif auf Schulen und Universitäten ein Ende zu machen. Und wenn sie mannigfach gedeutet und oft sehr schlaff in Anwendung gebracht worden sind, ja, wenn sie auch bei den Schülern mancher Schulen theilweise ein einseitiges

Auswendiglernen zum Examen veranlasst haben, so darf man doch nur betrachten, und erfahren haben, mit welcher Vorbereitung die jungen Leute 1812 zur Universität gelangten und wie es mit ihrer Wissenschaftlichkeit auf der Universität damals stand, um sich des jetzigen Zustandes nach Verdienst freuen zu können. Es ist gewiss, und Rec. kann es aus seiner Erfahrung bezeugen, dass vor dem Gesetze von 1812 durch ganze Provinzen in wissenschaftlicher Vorbereitung der Schüler *gar Nichts* geleistet wurde; die Unwissenheit der Studenten, selbst gegen heutige Sekundaner gehalten, beispiellos war, und dass von der Wahrheit des Lieblingsthemas der heutigen Latitudinarier in Schulsachen „man müsse sich vor vielseitigen Forderungen hüten, denn durch solche werde die frühzeitige Vertiefung in ein Lieblingsfeld der Wissenschaft verhindert und somit die wahre Lust am Studiren vernichtet" — keine Spur entdeckt werden konnte.

Rec. übergeht den dritten Abschnitt des Buches, der manches Geistreiche und Originelle neben andern trivialen und für die Bekanntmachung sogar ganz ungeeigneten Dingen enthält, und schliesst mit dem Wunsche, dass es dem Herausgeber gefallen haben möchte, eine Auswahl aus Wolfs zerstreuten Papieren in einem der Journale für Alterthumswissenschaft und Pädagogik erscheinen zu lassen, den grössern Theil aber zu unterdrücken. Wolfs Ruf würde unstreitig dadurch nicht verloren haben.

Eisleben. *Ellendt.*

Ueber den Unterricht in der deutschen Sprache auf den Gymnasien Deutschlands. Von Dr. *Carl Christian Gottlieb Zerrenner.* Magdeburg b. Heinrichshofen. 66 S. 8. (Aus dem Jahrb. des Paed. zu U. l. Fr. für 1835 besonders abgedruckt.)

Der sogenannte deutsche Unterricht hat zu keiner Zeit eine grössere Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als zu der jetzigen. Die Scheu gegen denselben, die noch im vorigen Jahrzehend so herrschend war, verschwindet mehr und mehr; die Zahl der Stockphilologen wird mit der Zeit immer dünner und die ächten, freisinnigen Verehrer des Alterthums theilen den Anbau ihres classischen Studiums gerne mit aufrichtiger Schätzung der vaterländischen Litteratur und ihrer Vorstudien. Es wird nicht lange dauern, so giebt es, in Preussen wenigstens, auch für das Deutsche allgemein so tüchtige Lehrer wie für die alten Sprachen, denn die altclassische Philologie muss ihre Schranken öffnen, sie mag wollen oder nicht, und sich mit der vergleichenden Sprachkunde einerseits, andrerseits mit den Schöpfungen auf dem nächsten heimischen Gebiete in engeren Cartelverband setzen. An

ihr ist es, ein Grundgesetz zu entwerfen das zwei Parteien zugleich befriedigt.

Die Bewegung, die hier gemeint ist, offenbart sich zunächst auf dem Gebiet der Gymnasien und verflicht sich neuestens in die noch schwebenden Lebensfragen über die gesammte Gymnasialbildung, oder vielmehr, sie hat bereits einen Boden errungen, der dem deutschen Unterricht bleiben wird. Denn die kühnsten Reformatoren unserer Tage wagen es nicht ihn aus der Liste der Unterrichtsgegenstände wegzustreichen, und wenn es noch Stimmen giebt, die ihn für unfruchtbar erklären, so sind diese entweder mit ihren Ansichten noch nicht im Reinen, oder durch mangelhafte Ausführung über seine Resultate getäuscht, oder durch Beschränkung auf rein formellen Sprachstoff zu einseitigem Urtheil gelangt.

Allein damit ist es noch nicht gethan, sondern die Methodik des Unterrichts fordert erst eine feste und vollständige Durchbildung. Was bisher dafür geschehen ist, reicht noch nicht aus, so viel Verdienstliches auch die Schriften von *Schmitthenner*, *Reinbeck*, *Becker*, *Rosenheyn* u. A. enthalten, und so viel Mühe sich auch die Directorenconferenzen von Ostpreussen und Westfalen um die Sache gegeben haben, deren Resultate zudem nicht weit genug verbreitet sind. Man wird daher jeden wohlgemeinten, aus Sachkenntniss und Erfahrung hervorgegangenen Beitrag dazu für nichts Ueberflüssiges anzusehen haben, da ja unbefangene Beobachtung hinlänglich zeigt, von wie verschiedenen Principien die Behandlung selbst auf den deutschen Gymnasien ausgeht, und wie verschiedene Wege sie verfolgt, so dass man darin auf wenigen Schulen auch nur eine ziemliche Uebereinstimmung findet.

Zu derselben Zeit, als Ref. seine ganz kürzlich erschienene Schrift „die Bildung zur deutschen Sprache und Rede und zum Ausdruck des selbständigen Denkens auf Gelehrtenschulen und ähnlichen höheren Anstalten etc. Bielefeld u. Herford 1836," für deren günstige Aufnahme er bis jetzt schon Ursache hat dankbar zu sein, durch die angedeuteten Gründe bewogen vollständig zum Druck hergegeben hatte, kam ihm die obige Schrift eines achtungswürdigen Stimmführers in der pädagogischen Litteratur zu, die denselben Gegenstand behandelt, nur nicht in gleicher Ausdehnung auf den philosophischen Unterricht und in kürzerer Fassung und Durchführung. Da auf dieselbe von mir nicht mehr Rücksicht genommen werden konnte, so erlaube ich mir hier über sie genaueren Bericht.

Nach kurzer Uebersicht dessen, was seither für die deutsche Sprache geleistet ist, bei der einzelne Auslassungen und bibliographische Mängel keinen Aufenthalt geben, bemerkt der Hr. Verf. mit Recht, dass es mit der Bildung unserer Jugend in der Muttersprache noch nicht zum Besten stehe, und wir

glauben es dem Erfahrenen gern, dass die Volks- und niederen Bürgerschulen im Allgemeinen glücklichere Fortschritte gemacht haben, während die Früchte auf den Gymnasien nur kärglich reifen. *Thiersch* u. A., die darum das ganze Fach mit Stumpf und Stiel ausrotten wollten, haben ihre gewichtigen Gegner längst gefunden und davon ist fast keine Rede mehr. Vollkommen triftig schützt es aber Hr. Z. durch den Grund, dass die Ausbildung in der Muttersprache das Hauptmittel zur Bildung *des Denkvermögens* ist, und alles darüber Gesagte scheint unwiderleglich. Worte und Gedanken können weder in der Erscheinung, noch selbst im Entstehungsprocess getrennt werden — das ist eine Wahrheit, die errungen zu haben die Psychologie stolz sein darf. Wie das Wort, so die Rede. Sie ist ein lautes Denken. Nun ist aber, wie *Tittmann* (Blicke auf die Bild. uns. Zeit S. 79 fg.) so treffend bemerkt, die Rede des Einzelnen nur zum Theil seine Rede, der andere Theil, namentlich die Sprache, ist die Sprache seiner Nation und seiner Zeit. Was die Zeit nicht in der Sprache hat, hat sie gar nicht, hat sie nicht in der Bildung. Daraus geht hervor, dass Ausbildung der Sprache und Rede, die zugleich Bildung des Denkvermögens ist, Bildung zur wahren Bildung selbst heisst. Hr. Z. macht auch darauf aufmerksam, dass der Mensch, wie viele Sprachen er auch zu sprechen verstehe, doch nur in seiner Muttersprache denkt; je reiner also diese bei ihm ausgebildet wird, desto vollkommener wird sein Denken.

Ueber die Frage, ob die ersten Anfänge des grammatischen Unterrichts in Sexta *blos an der deutschen Sprache* zu machen seien, entscheidet sich Hr. Z. so, dass er neben derselben schon die lateinische fordert. Denn diese erleichtere und fördere den Unterricht im Deutschen bedeutend, wie auch das Umgekehrte der Fall sei. Der Punct ist wichtig und streitig genug und von dem Verf. nicht hinlänglich beleuchtet. Fasst man ihn von der pädagogischen Seite, so scheint es allerdings hart, Kinder von 9—11 Jahren mit der grammatischen Behandlung zweier Sprachen zu quälen und man sollte glauben, das Interesse gehe darüber für eine von beiden, wo nicht gar für beide, verloren und in beiden werde nichts Erhebliches geleistet, weil die Kräfte überspannt würden. Allein theils ist der Gang des Unterrichts ein verschiedener, theils das Verhältniss des Materials zum jugendlichen Geist ein verschiedenes, so dass von Ermüdung durch eintretendes Einerlei nicht die Rede sein kann. Es ist natürlich, dass bei einer Sprache, die durch die Natur der Dinge, durch Aneignung und Gewöhnung von Haus und Umgang aus schon grossentheils gegeben ist, anders verfahren werden muss, als bei einer fremden, bei der dem Kinde Alles neu ist, bei der es sich mit Begriffen lange aufhalten muss, die ihm in der Muttersprache bewusst oder unbewusst schon klar sind. Hier tritt der

Sprachstoff in das Verhältniss eines von Grund aus zu Erlernenden, Realen; bei der Muttersprache wird entweder die Uebung an reiner Formanschauung oder an dem Gedankensubstrat vorgenommen. Und wenn sich auch das grammatische Verfahren in beiden Sprachen möglichst einander annähern soll, so kann es doch unmöglich so sehr übereinstimmen, dass es sich bis zur Erschlaffung wiederholt; im Deutschen holt man heraus, entfaltet, ordnet und klärt auf, man fängt also mit dem bereitliegendsten, am reichlichsten vorhandenen Material an; im Lateinischen pflanzt man ein, baut auf, baut weiter, man beginnt also mit dem einfachsten, mit sehr wenigem Stoff, dem man immer mehr anfügt. Betrachtet man ferner die Sache von der didactischen, methodischen Seite, so findet sich erstens, dass im Deutschen weit mehr *gelesen* werden kann und muss, um Reichthum der Gedanken und Formen im Ganzen und Allgemeinen zu befördern, zum Lesen aber der eigentlich grammatische Unterricht sich nur wie 1 zu 2 verhalten kann, dass ferner das *Schreiben* eine weit grössere Bedeutung erfordert und die *Rede* in der gegebenen Sprache schon gleich mit Berücksichtigung verlangt, dass diess Alles im Lateinischen aber ganz anders sich gestaltet, indem der erste Unterricht, ohne ungründlich zu werden, sich nicht viel von den grammatischen Elementen entfernen kann. Es findet sich zweitens, dass, weil für das Lateinische zwei Drittel der Zeit vollkommen ausreichen, die man für das Deutsche in Anspruch nehmen muss, eine Ueberfüllung mit Sprachlehre gar nicht Noth thut, indem das für Sexta nothwendige Pensum im Lateinischen gar wohl mit 4 Stunden erreicht werden kann, während für das Deutsche in allen angedeuteten Beziehungen 6 Stunden bei einjährigem Cursus nicht zu viel sind, worüber noch später. — Nun erwäge man aber noch den Nachtheil, der daraus entsteht, wenn das Lateinische in Sexta noch suspendirt wird. Bekanntlich sind bei der ersten Einführung in dasselbe viele rein mechanische Schwierigkeiten zu überwinden, die auf geduldiges Gedächtnisswerk hinauslaufen (da wir doch einmal für eine Hamiltonsche Ungründlichkeit nicht geschaffen sind). Je später diese überwunden werden sollen, desto schwerer und unleidlicher werden sie dem Knaben, und es ist einseitig zu glauben, dass die grössere Reife späterer Jahre *Alles* wieder einbringen werde, weil sie die Receptivität, oder so zu sagen Passivität der früheren nicht in gleichem Grade mehr besitzt. Dazu kommt, dass, je bescheidener und dürftiger der Verstand sich darstellt, desto williger und treuer das Gedächtniss fasst, daher die Schüler meist das am längsten behalten, was sie in der untersten Classe gelernt haben, und nicht blos das, was am häufigsten wiederholt worden ist. Dabei wäre nur noch zu beherzigen, dass mit der Vermehrung des späteren Antriebes auch das Zeitbedürfniss ungebührlich wachsen müsste, da man doch

klagt, dass man nur sehr selten das Ziel der Gymnasialbildung im Lateinischen erreiche, welches erreicht werden sollte, besonders in der auf einer schon breitgewordenen Grundlage hinzutretenden Stil- und Redefertigkeit. Ich habe mich indess schon zu lange damit aufgehalten.

Die Quellen der Klagen über die Mangelhaftigkeit des bisherigen deutschen Unterrichts findet man theils in dem Mangel an tüchtigen Lehrern, theils in dem Mangel an Zeit dafür. Das Letztere will der Hr. Verf. nicht gern zugeben, weil die Zeit andern Lehrgegenständen entzogen werden müsse. Allein es kommt hier lediglich auf die Wichtigkeit und das Bedürfniss des Gegenstandes an, und es ist keine directe Entschuldigung zu sagen, dass aller Unterricht in fremden Sprachen, ja ein grosser Theil des wissenschaftlichen Unterrichts zugleich deutscher Sprachunterricht mit sei. Wäre der deutsche Unterricht blos auf die Ausbildung der Sprache und die Erkenntniss ihrer Formen und Fügungen gerichtet, so liesse sich das hören, und es wäre sogar unrecht, die Schüler übermässig mit Sprachlehre zu quälen. Allein Hr. Z. hat nicht genug beachtet, wie viele Zwecke bei jenem Unterricht berücksichtigt werden müssen, wenn es zugleich Denkübung, Redeübung und Schreibübung sein soll. Nun kann man allerdings sagen, jeder Unterricht müsse Denkübung sein und die Redeübung werde bei einem geordneten Verfahren nirgends ausbleiben. Darauf lässt sich indess erwiedern, dass es einen grossen Unterschied ausmache, an welchen Stoffen man das Denken *systematisch* entwickele, welches Material und zu welchem Zweck man es dem jugendlichen Geiste zuführe. In einigen Lectionen, z. B. den lateinischen, ist das Denken vorherrschend formell, in andern, wie bei der Geschichte und Geographie, vorherrschend materiell, bei dem Deutschen soll es formell und materiell zugleich sein. Diess kann es nur an einem Stoffe, der am leichtesten stufenweise zu überwältigen ist, der sich der Anschauungs- und Fassungskraft des Knaben reichlich und ungezwungen darbietet, der eine Grundlage für die manchfaltigsten Seiten des Lebens selbst bildet. Und weil in den untern Klassen die Schule von der Selbstthätigkeit der Knaben wenig oder gar nichts voraussetzen darf, so giebt sie ihm in den Lesestunden den Stoff so reich und manchfaltig, als es für seinen Standpunct hinreicht; sie verlangt von eigner häuslicher Lectüre noch nichts, weil sie ihn erst lesen d. h. mit Sinn und Verstand lesen lehren will. Daraus geht hervor, dass vielmehr der *deutsche* Unterricht den übrigen erleichtern und fördern will, als umgekehrt. Ferner macht es einen Unterschied, ob der Schüler bewusst oder unbewusst sich der Uebung im Denken hingiebt. Im erstern Falle erzeugt sich in ihm eine gewisse Lust von der Anschauung zur Vorstellung und weiter zu gelangen, vorausgesetzt, dass ein tüchtiger Lehrer den Stoff geschickt zu behandeln wisse, während

sie im letztern oft ihre Richtung auf andere Zwecke nehmen. Die Gewandtheit im Denken wird aber durch nichts so sehr befördert, als dadurch, dass der Schüler den Denkstoff als ein ihm theures Eigenthum ansieht. Aehnlich wie mit dem Denken ist es auch mit der Rede. Sie ergiesst sich am leichtesten und freiesten über die gangbarsten Gegenstände und wird übrigens anfangs durch strenges Nachbilden streng geregelt. Wie kann das z. B. bei der Geschichtsrepetition nach den zum Theil wieder vergessenen Ausdrücken des Lehrers von der vorigen Stunde her in gleichem Maasse der Fall sein, als wie wenn sich der Schüler nach dem gedruckt vorliegenden Buche genau vorbereitet?

Eine dritte Klage bezieht sich auf den Mangel an zweckmässigen Schulbüchern, Sprachlehren, Sprachbüchern. Sehr richtig bemerkt Hr. Z., dass hier sich der Mangel an tüchtigen Lehrern eher geltend macht. Der tüchtige Lehrer bedürfe der Krücken nicht, der untüchtige mache auch bei gedruckten Hülfsmitteln seine Sache schlecht. Gerecht ist der Tadel derjenigen, die in den untern und mittlern Klassen den Unterricht streng an eine Sprachlehre knüpfen und sie Paragraph für Paragraph durchnehmen, wiewohl diess später für Tertia in examinirender Weise zugegeben wird.

Hierauf ist von der *Methode* des *grammatischen Unterrichts* die Rede. Der Verf. entscheidet sich für den *analytisch-synthetischen* Weg, indem man an einem Satzgefüge klar machen soll, was ein Satz sei, und dann, in für den Unterrichtszweck geordneten Sätzen, die einzelnen Wörter mit ihren Formen in ihrer Bedeutung und Verbindung zur Erkenntniss bringt. Diess sei der natürlichste Weg. Das ist nicht zu bestreiten; nur passt für den Unterricht auf verschiedenen Bildungsstufen bald der eine Weg besser bald der andere. In den untern Klassen lässt sich das synthetische Verfahren mit dem analytischen gar wohl verbinden. Aber mit Satzgefügen würde ich da nicht anfangen, sondern mit kleinen Sätzen, weil für diese erst ein bewusstes Gefühl erregt werden soll. Was nützt es denn, Satzgefüge als eine todte Masse hinzustellen? Eine grammat. Analyse kann man daran in Sexta doch noch nicht üben, weil diese die einfachsten Satzbegriffe in Anspruch nimmt. Anders ist es in der mittlern Bildungsstufe. Ein Quartaner weiss schon mit einem Satzgefüge etwas anzufangen. Hier wird das synthetische Verfahren vorherrschend; der bisherige Gang wird gleichsam rückwärts fortgesetzt, wenn man so sagen dürfte; Sätze reihen sich an Sätze, gestalten sich um, treten in verschiedene Verhältnisse. Vollends in Tertia behandelt sich die Sache schon ganz wissenschaftlich, die Sprachlehre wird zum System. — Den *historischen* Weg weist Hr. Z. für die Schule ab; jeder vernünftige Pädagog wird damit zufrieden sein, dass nur die reiferen Schüler zu den Werken und der Sprache

der Vorzeit hinzuführen und in die Sprachkenntnisse historisch einzuweihen sein dürften.

Die Aufgabe des Gymnasiums für die Muttersprache spricht sich dem Hrn. Verf. nach in §§. 16. 23. 28 des Preuss. Prüfungs-Reglements klar und richtig aus. Das kann und soll keineswegs in Abrede gestellt werden; nur über das formelle und materielle Verhältniss des Unterrichts lässt sich mit Hrn. Z. noch näher verhandeln. Offenbar sind nämlich beide Zwecke nicht ganz gleichgestellt; die formelle Seite muss die materielle überwiegen. Jene umfasst das *Verstehen* und das *Erlernen* zugleich; das *Ausüben* ist von beidem die höhere Folge. Eine Summe materieller Kenntnisse wird daneben mit erworben und zum Theil schon vorausgesetzt; Sprache, Rede und Denken bildet sich dazu auf formellem Wege an. Es gilt in unserer Zeit nichts höher als die *Gewandtheit* für alle diese Aufgaben zu erzielen, denn die übertriebene Leserei unserer Tage befördert nichts weniger als eine gründliche selbständige Herrschaft über die Sprache und den Gedanken, und verfolgt man die äusseren Ergebnisse der Bildung, so findet man ein auffallendes Missverhältniss des wirklich Errungenen mit dem Erstrebten, der Aeusserung mit der Anforderung. Fast scheint es, als ob die wahre Beredtsamkeit und das schnell gegenwärtige Erfassen des Gedankens in seiner Tiefe eher seltner als häufiger würden, während eine encyclopädische Breite und Oberflächlichkeit immer mehr Raum gewinnt, und das Materielle sich von selbst überall hervordrängt, um auf die möglichst leichte Art bewältigt zu werden. Wir wollen nun auch gar nicht Gediegenheit, Reife und Vollendung von unsern zur Universität abgehenden Jünglingen fordern; nur müssen wir doch dahin kommen, dass die *Gewöhnung* sie die Gewohnheit so tief hat Wurzeln fassen lassen, dass sie von ihr nicht mehr abweichen können, ohne ihr eigenstes Selbst zu zerstören, und dass sie nach dieser geistigen Individualität alle Stoffe, die ihnen fernerhin entgegenkommen, selbständig erfassen und verarbeiten.

Die guten und sachgemässen Bemerkungen über das, was theils *ausser*, theils *in* den Lehrstunden, welche für fremde Sprachen bestimmt sind, für die Muttersprache geschehen kann, empfehlen sich dem eignen Nachlesen. Nicht sehr gewöhnlich aber beherzigungswerth ist darunter die Ermahnung, den Schüler das, was er schon von einem Gegenstand weiss oder über ihn denkt, mittheilen zu lassen, ehe man selbst über ihn vorgetragen hat, besonders in höheren Classen, wenn die Sache in den niedern schon vorgekommen ist. Den Uebelstand aber, dass viele Lehrer in ihrem Sprechen und Vortragen den Schülern nicht empfehlungswerthe Muster und Vorbilder sind, wird auch die ernsteste Rüge schwerlich zu heilen vermögen. Wahr ist ferner, dass bei dem Unterricht in der fremden Sprache, wo man könne, von der Muttersprache auszugehen sei, so dass das Unbekannte

an das Bekannte geknüpft werde; so wahr und natürlich wie es aber ist, so sehr wird es versäumt. Nur in einem Puncte muss ich von dem geehrten Verf. zum Theil abweichen, in der unbeschränkten Empfehlung der Wiedereinführung schriftlicher Uebersetzungen der Alten. Für die untern und mittlern Classen stimme ich bei; für die obern würde das leicht zu dem alten Schlendrian führen, dass solche Uebersetzungen eben so mechanisch hingeworfen und fabrikmässig verarbeitet würden, wie manche Praeparationen, selbst wenn man sie in der Stunde vorlesen liesse und beurtheilte; welche maasslose Zeit würde aber alsdann die Verbesserung kosten! Denn der Schüler würde sich kaum die Zeit nehmen *können*, sie zu einem Kunstwerk auszuarbeiten. Dagegen sollte man es auch nicht ganz unterlassen und schöne oder schwierige Stellen dazu öfter auswählen, dann aber freilich darauf halten, dass etwas Tüchtiges geleistet würde.

Doch ich benutze noch einigen Raum für den folgenden Lehrplan selbst. Der Verf. meint, dass für Sexta 4, für alle übrigen Classen 3 wöchentliche Lehrstunden vollkommen genügen. Nach dem Obengesagten bemerke ich hier nur noch, dass Hr. Z. die Leseübungen scheinbar ganz absondert oder voraussetzt, indem er in Sexta 2 Stunden der Orthographie, 2 dem eigentlichen Sprachunterricht einräumt. In der That aber will er sie von Sexta nicht ausgeschlossen, sondern ordnet sie blos unter, da sein Buch vom „Unterricht in der deutschen Sprache" handeln soll. Allein auch in diesem Fall halte ich die angegebene Zeit nicht richtig verwandt und ungenügend. Denn es versteht sich von selbst, dass in den Lesestunden mehr geschehen muss als blos Lesen, besonders dass die grammatische Analyse schon eine wichtige Vorschule für die Sprachlehre bildet. Dass aber die Schüler von Sexta mit der Orthographie in besondern Stunden beschäftigt werden sollen, damit kann ich mich nicht befreunden. Freilich muss sie gründlich gelehrt und tüchtig geübt werden; allein was soll denn der Sextaner mit dem ganzen Regelngebäude auf einmal? Die schriftliche Methode, die Hr. Z. empfiehlt, ist gut und bewährt; allein dasselbe lässt sich bei allen andern schriftlichen Arbeiten dieser Classe erreichen, nämlich *beiläufig*, in Verbindung mit dem grammatischen Gesammtstoffe der Sexta. Ueberhaupt würde ich den orthographischen Unterricht hier vom Sprachunterricht gar nicht trennen; denn beide knüpfen sich von selbst an eine gemeinsame *Uebung* und das Regelwesen gesellt sich gar bescheiden dem Beispiel hinten nach. Wie langweilig muss es den Kindern auf die Dauer werden, wenn man das Lesestück dazu benutzt, nachher Wort für Wort herbuchstabiren zu lassen! Darum bedarf es für die Orthographie nur der Aufmerksamkeit in *allen* deutschen Stunden und des *fleissigen* Schreiben- besonders Abschreibenlassens, so lernt sich das Meiste schon ohne Regeln. In keinem Falle aber dür-

fen die Leseübungen *blos* als Mittel für die Sprachbildung und Orthographie betrachtet, sondern müssen als zur Denkbildung nothwendig mit einer grössern Stundenzahl bedacht werden. — Für *Quinta* wäre Aehnliches auszustellen, da hier nur 3 Stunden genügen sollen; hätte der Verf. nur noch 2 hinzugefügt! Er fürchtet übrigens, dass der von ihm angewiesene Lehrstoff für diese Classe zu bedeutend sei. Wir glauben eher, dass er noch erweitert werden dürfe, so dass Nebensätze und Zwischensätze und einige leichte subordinirende Conjunctionen dem Quintaner nicht mehr fremd blieben. Es wird sonst in das Gebiet der Quarta zu viel zusammengedrängt und bei gehöriger Stundenzahl fehlt auch dem Schüler die geistige Reife dazu nicht. — Die Lehre von der *Wortbildung* will Hr. Z. erst in *Quarta* eintreten lassen, da sie früher nicht gedeihe und nur kärgliche Früchte bringe, Kinder kein Interesse, auch nicht die gehörige Reife hätten, die Begriffsmodificationen und Verbindungen zu fassen, die bei der Wortbildung vorgenommen werden. Er hätte Recht, wenn die Wortbildungslehre nicht Elemente in sich fasste, die aller Zusammensetzung und Verbindung vorausgehn müssen und in der Lautlehre wurzeln. Die Gründe aber, warum diese schon für Sexta gehöre, sind in meinem Buche S. 30 fg. und früher angegeben; sie stützen sich auf den Gang der Natur bei der Bildung der Sprache. Vorauszusetzen ist mit Sicherheit nur wenig. Laut, Wort und Sprache müssen dem Kind sogleich als etwas eng Verbundenes erscheinen; vor dem Missbrauch und der zu weiten Ausdehnung der Theorie warnt die Erfahrung sehr ernst; übrigens giebt der Verf. selbst zu, dass die Lehre von der Zusammensetzung und Ableitung schon für die Orthographie früher berührt werden muss. Die sprachliche Aufgabe für Quarta hat derselbe zu unbestimmt und unvollständig gelassen, statt dreier Stunden nehmen wir 4 unbedenklich in Anspruch, 2 für die Sprachlehre, Synonymik, Verstandesübungen, mündliche und schriftliche Sprachübungen, 2 für Lesen, Memoriren, Erklären. — Bei *Tertia* ist nur zu erinnern, dass der fortlaufenden regelmässigen Lectüre nicht ihr volles Recht eingeräumt und auf den freieren Vortrag gar keine Rücksicht genommen wird. — Für *Secunda* ist ein anderthalbjähriger Cursus angenommen; diess steht im Widerspruch mit einer neueren für die preussischen Gymnasien ergangenen sehr naturgemässen Bestimmung, nach der auf jede der obern Classen zwei Jahre zu rechnen sind. In der That verträgt das grosse Feld, das Secunda im Deutschen zu durchlaufen hat, gar wohl diese Ausdehnung und wir werden sehen, dass Hr. Z. nicht ganz genau die Aufgabe der Secunda berücksichtigt hat. Mit Recht wird auf die Sprachvergleichung grosses Gewicht gelegt, weil ohne diese eine höhere Ansicht der Sprache nicht erreichbar ist. Für die Rhetorik, Stilistik und Poetik möchten dem Lehrer wohl bessere Führer zu wünschen

sein als *Heinsius* Teut. Schon die Lehrbücher von *Reinbeck* und *Richter* und die neue *Pindersche* Umarbeitung von *Eschenburgs* Theorie d. sch. R., nebst *Falkmann* und *W. E. Weber* wären eher zu empfehlen; der alte *Adelung* verdiente nur eine zeitgemässe durchgreifende Umgestaltung; Lehrer von Prima werden wohl thun, sich mit *Lommatzsch*, *Bobrik* etc. vertraut zu machen, vorzüglich die *Hegelsche* Aesthetik nicht ungelesen zu lassen, wenn sie auch gegen den Hegelianismus eine Antipathie empfänden. In der zweiten von den 3 geforderten Stunden will der Verf. mündliche Uebungen im Vortrag, Uebersicht der Dichtungsarten und Lectüre der Classiker zusammendrängen. Dabei kann wenig Gutes herauskommen, denn die mündlichen Uebungen sollen doppelter Art sein, theils freie, theils Declamation. Hätte er die mündlichen und schriftlichen Uebungen zusammengelegt und der Lectüre und was dazu gehört eine volle Stunde für sich eingeräumt, so würde weniger dabei zu erinnern sein. Denn in Secunda bildet gerade die letztere einen sehr wichtigen Theil des Unterrichts, indem sie hier auf einen andern Standpunkt erhoben wird als in Tertia und für das Leben die grösste Bedeutung gewinnt. In Prima kann sie schon eher zurücktreten, während die Uebungen sich vorausstellen. Ausser *Götzinger* hätte wohl *Hülstett* eine Erwähnung verdient und statt *Kerndörffers* mangelhafter Declamatorik haben wir jetzt eine viel bessere von *Falkmann*. Ueber die schriftlichen Aufgaben wird sehr kurz und ungenügend gesprochen. — Dass in *Prima* der deutsche Unterricht nicht in unmittelbarer Verbindung mit dem philosophischen oder eigentlich propädeutisch-philosophischen gedacht wird, soll keineswegs zum Vorwurf dienen. Es ist bis auf die neuste Zeit die gangbare Ansicht, dass Beides fremd neben einander hergehe, und diese Ansicht ist vielleicht wieder der Grund, warum man gegen Philosophie auf Gymnasien so eifrig zu Felde zieht. Ich betrachte die letztere, wie sie ohne System und Tiefe der Speculation erscheinen soll, rein als *Denkübung* und damit zugleich als ein tüchtiges Sprachmaterial, will sie rein dialogisch behandelt und mit Ernst und strenger Vorbereitung getrieben, nicht mit einer müssig verschwatzten Stunde abgefunden; dann wird man bald sehen, was an der Sache ist. Für das Weitere bitte ich mein Buch nachzulesen. — Der Meinung, die mündlichen Uebungen so kurz abzufertigen, dass von 2 für die Geschichte der deutschen Litteratur angesetzten Stunden immer die dritte für jene übrig bleiben soll, stimme ich, wie schon angedeutet, gar nicht bei. Der Primaner geht ins *Leben* schon unmittelbar über, seine Vorbildung für die Sprache und Rede soll so weit vollendet sein, dass er frei und selbständig sich in den Gebieten des Wissens zurechtfinden und herum bewegen kann; dazu hat er in Prima noch viel zu thun. Man erwäge ferner, dass *Beredtsamkeit* nur durch eifrige Uebung erlangt

werden kann, und was kommt denn bei vollen Classen nach Z.s Plan auf den Einzelnen? Diese Beredtsamkeit und extemporale Redefertigkeit eben erscheint mir die wichtigste und schwierigste Aufgabe für Prima; dafür kann nur in besondern Stunden etwas geleistet werden, jede andere Sprachentwickelung findet sich noch eher anderwärts auch. Je manchfaltiger nun die Wege, desto fördernder. Daher lasse man Reden halten, declamiren, disputiren, extemporirt vortragen und halte die Zeit dafür nicht für verloren, es fruchtet gewiss. Eine volle Stunde jede Woche ist nicht zu viel; man mag dafür die Lectüre mit den Aufsätzen wechseln lassen und sich bei der Litteraturgeschichte streng auf die Forderungen des Prüfungs-Reglements beschränken. Die Rhetorik, Stillehre und Poetik möchten so wenig in Secunda abzuthun sein, dass von ihnen gerade die wichtigern Abschnitte für Prima übrig bleiben; was aus der allgemeinen Grammatik dahin gehört, hätte Hr. Z. besser den philosophischen Lectionen überwiesen, so brauchte er nicht um die Zeit verlegen zu werden.

Hiermit schliesse ich diese Anzeige; es würde dem Unterzeichneten bei mancher Differenz seiner Ansichten ein besonderes Vergnügen machen, wenn Hr. Z. das Versprechen erfüllen wollte, den behandelten Gegenstand bald wieder aufzunehmen und manches bloss Angedeutete ausführlicher zu behandeln und zu begründen.

Hermann Harless.

Handbibliothek der reinen, höhern und niedern Mathematik. Zum Gebrauch auf Gymnasien und Universitäten und für den Selbstunterricht bearbeitet von *F. A. Hegenberg*, kön. preuss. Kondukteur und Privatdozenten der Mathematik. Neue wohlfeile Ausgabe. *Arithmetik.* Erstes Bändchen 116 S. Zweites Bändchen 112 S. in kl. 8. Baltimore, Md. Verlag von C. Scheld u. Co. 1834.

Besonderer Titel: *Lehrbuch der Zahlenarithmetik, Buchstabenrechenkunst und Algebra.* Zum Gebrauch beim eigenen und fremden Unterricht von *A. F. Hegenberg* etc.

Wenn man von dem Inhalte und der Art der Behandlung desselben in den vorliegenden zwei, 228 Seiten füllenden, Bändchen einen Schluss auf die nachfolgenden machen darf: so hat man noch eine bedeutende Menge Bändchen zu erwarten, ehe das ganze bis jetzt fertige Lehrgebäude der niedern und höhern reinen Grössenlehre in der begonnenen Weise abgehandelt zu Ende gebracht wird und in die Hände des sich dafür interessirenden Publikums gelangen kann. Denn das *erste* Bändchen ent-

hält ausser der Einleitung in die Mathematik, worin der Begriff der Grösse entwickelt, deren Eintheilung angegeben, die mathematischen Kunstwörter erklärt und eine bedeutende Menge Grundsätze aufgeführt wird, von der gemeinen oder, wie sie der Verf. nennt, Zahlenarithmetik nur: 1) allgemeine Begriffe von der Arithmetik und den Zahlen S. 11; 2) das Zahlensystem und die Numeration S. 14; 3) die 4 einfachen Hauptrechnungsarten mit ganzen Zahlen S. 20 und 4) eine Abhandlung von den geraden und ungeraden Zahlen, von den zusammengesetzten und den Primzahlen, von dem Gemeindivisor und dem Gemein-Dividendus S. 58. Das *zweite* Bändchen dagegen handelt, bei fortlaufender Seitenzahl, im 5. Capitel S. 115 nur von den gebrochenen Zahlen oder den Brüchen überhaupt; im 6. Cap. S. 143 von den vier Hauptrechnungsarten mit gemeinen Brüchen und mit gemischten Zahlen; im 7. Cap. S. 176 von den Decimalbrüchen überhaupt; im 8. Cap. S. 181 von den vier einfachen Hauptrechnungsarten mit Decimalbrüchen, und im 9. Cap. S. 211 von der abgekürzten Multiplication und Division der Decimalbrüche. Wenn nun die Numeration und die Rechnung mit ganzen und gebrochenen Zahlen bei engem und ziemlich kleinen, jedoch deutlichen Drucke schon 228 S. in kl. 8. füllen, diese abgehandelten Gegenstände aber, wenn gleich die Grundlage zu den späteren Abschnitten der Grössenlehre, im Vergleiche mit diesen doch nur einen sehr kleinen Theil ausmachen: so begreift man leicht, dass, nach dem Titel zu schliessen, der die gesammte reine, niedere und höhere Mathematik angiebt, die Arbeit sehr voluminös werden müsse.

So gross nun auch dieser Fehler in den Augen derer erscheint, die ihre ganze Gelehrsamkeit nur aus dem Conversationslexikon schöpfen, eben so sehr haben sich diejenigen über die Erscheinung dieses Buches zu freuen, welche Fasslichkeit, zugleich Gründlichkeit und eine zweckmässige Ausführlichkeit als die vorzüglichsten Eigenschaften eines Buches setzen und denen das Studium der Mathematik Vortheil bringen soll. Ich mag eine Stelle in beiden Heften aufschlagen, welche ich immer will, überall begegnet mir dieselbe Behandlungsweise: 1) *Ausführlichkeit* ohne Weitschweifigkeit und stets dem Gegenstande angemessen, das Schwierigere fordert längeres, das Leichtere kürzeres Verweilen. Beides ist vorhanden und erfreut sich 2) einer *Fasslichkeit*, wie sich jede mathematische Arbeit einer solchen zu erfreuen haben sollte, da ja bekanntlich die Grössenlehre zu den schwierigsten Fächern des menschlichen Wissens gehört und desshalb nicht noch durch eine ungeniessbare Darstellung vollends unzugänglich gemacht zu werden braucht. Zugleich geht 3) der gehörige Grad von *Gründlichkeit* durch das ganze Werkchen, wie es der Gegenstand fordert. Die Beweise werden an einem *Beispiele* geführt, wie das auch nicht anders geht, wenn der Leser etwas lernen soll; nur hätte ich, da der Selbst-

unterricht mit berücksichtigt worden ist, eine grössere Zahl Beispiele bei den praktischen Sätzen gewünscht; ein einziges Beispiel reicht da bei weitem nicht hin. Auch ist dem Verf. widerfahren, was nicht selten vorkommt, dass er, ungeachtet der Gebrauch und die Bedeutung der Buchstaben in der Zahlenlehre nirgends angegeben und bestimmt worden ist, sich dennoch derselben öfters, und noch dazu in einem ohnediess nicht ganz leichten Theile, in der Lehre vom Maasse der Zahlen, bedient hat, wodurch das Verstehen nur unnöthigerweise erschwert wird.

Vorzüglich ist es 4) die *Vollständigkeit*, durch welche sich diese Arbeit vor vielen ihres Gleichen vortheilhaft auszeichnet. Der Verf. hat eine nicht unbedeutende Menge Sätze mehr aufgenommen, als die meisten mathematischen Schriften enthalten, welche denselben Gegenstand zu behandeln sich vorgenommen haben. So führt er S. 7, 8 und 9 von allgemeinen Grundsätzen 21 auf. Lässt sich auch nicht läugnen, dass mehrere derselben, weil sie sich von selbst verstehen, gar nicht als besondere Grundsätze aufgeführt zu werden brauchten, wie z. B.

„3) Das Ganze ist allen seinen Theilen, zusammengenommen, gleich.

4) Wenn die Hälfte einer Grösse der Hälfte einer andern Grösse gleich ist, so sind beide Grössen selbst einander gleich, oder: wenn $\frac{1}{2}a = \frac{1}{2}b$ ist, so ist auch $a = b$. Sind 2 Grössen einander gleich, so sind es auch ihre Hälften.

11) Sind 2 Grössen einander gleich, so kann man die eine für die andere nehmen, oder die eine an die Stelle der andern setzen.

12) Gleiches zu Gleichem gethan, gibt Gleiches.

20) Wenn mehrere Grössen einzeln genommen entweder grösser oder kleiner, oder eben so gross sind als eben so viel andere Grössen: so ist auch die Summe der ersten Grössen grösser oder kleiner oder eben so gross, als die Summe der andern Grössen.

21) Eine Grösse kann entweder nur grösser oder kleiner, als eine andere Grösse, oder ihr gleich sein etc."

so muss man doch andererseits um der Konsequenz willen zugeben, dass deren Aufstellung um so nöthiger erscheint, je zusammenhängender das mathematische Lehrgebäude aufgestellt werden soll und je häufiger die Fälle wiederkehren, in denen die von mir herausgehobenen Grundsätze Anwendung finden. Die Strenge der mathematischen Methode fordert einmal, dass kein Satz, keine Wahrheit, sei sie auch noch so unbedeutend, übergangen werde, sondern ihre Stelle in der Wissenschaft finde, sobald später neue Sätze darauf gebaut werden sollen, und in dieser Hinsicht muss ich mich mit dem Verf. ganz einverstanden erklären.

Eine gleiche Reichhaltigkeit hat das vierte Capitel, welches

das Maass der Zahlen zum Gegenstande hat, aufzuweisen. In 78 Paragraphen hat er davon gehandelt, ohne jedoch die Sache erschöpft zu haben, die in andern Lehrbüchern theilweise noch tiefer verfolgt worden ist. Als Beleg stehe der Anfang mehrerer auf einander folgender Paragraphe hier, die zugleich auf die Methode bestimmt schliessen lassen:

„§ 68 Erklärung.

Eine Zahl ist durch eine andere von ihr verschiedene Zahl theilbar, wenn sie durch diese so dividirt werden kann, dass bei der Division kein Rest bleibt.

§ 69 Erklärung.

Eine Zahl, die durch die Zahl 2 theilbar ist, heisst eine gerade Zahl; eine Zahl aber, die nicht durch 2 theilbar ist und wo bei der Division ein Rest = 1 bleibt, heisst eine ungerade Zahl. Wenn also eine ungerade Zahl durch eine Einheit vergrössert oder vermindert wird, so ist im ersten Falle die Summe und im andern Falle der Rest eine gerade Zahl.

§ 70 Erklärung.

Eine Zahl, die durch eine andere von ihr verschiedene Zahl (die Zahl 1 ausgenommen) theilbar ist, heisst eine zusammengesetzte Zahl. Die Zahl, durch welche eine zusammengesetzte Zahl theilbar ist, heisst das Maass dieser zusammengesetzten Zahl, und man sagt: die zusammengesetzte Zahl kann von der Zahl (die ihr Maass ist) gemessen werden etc.

§ 71 Zusatz.

Jede gerade Zahl (die Zahl 2 ausgenommen) ist eine zusammengesetzte Zahl, denn sie ist durch 2 theilbar (§ 69).

§ 72 Erklärung.

Eine Zahl, die das Maass einer zusammengesetzten Zahl ist, heisst das grösste Maass, wenn es keine grössere Zahl gibt, durch welche die zusammengesetzte Zahl theilbar ist, oder gemessen werden kann.“

Auf ähnliche Art sind alle übrigen Erklärungen gegeben. Vorzüglich ist die Menge *Lehrsätze*, die sonst in den gewöhnlichen Lehrbüchern als solche nicht gelten oder gar nicht einmal als Sätze erwähnt werden, auffallend und hier nicht unerwähnt zu lassen. Z. B. „Gerade Zahlen zu geraden Zahlen addirt geben eine gerade Zahl zur Summe. — Wird eine ungerade Zahl zu einer geraden addirt, so ist die Summe eine ungerade Zahl. — Wenn sowohl Minuendus als auch Subtrahendus entweder eine gerade oder eine ungerade Zahl ist, so ist der Rest eine gerade Zahl. — Wenn Divisor und Quotient ganze Zahlen sind, und es ist einer von beiden eine gerade Zahl, so ist der Dividendus auch eine gerade Zahl; sind aber Divisor und Quotient ungerade Zahlen, so ist der Dividendus auch eine ungerade Zahl etc.“

Unter den *seltener* vorkommenden Sätzen stehen S. 91 die

Theilung einer Zahl durch 11, S. 95 durch 25, S. 96 durch 101, S. 98 durch 111, und S. 99 durch 1001, deren Auflösung und Beweise man mit Vergnügen folgt.

Mehr noch als das erste hat mich das zweite Bändchen angesprochen, worin die *Brüche* abgehandelt werden. Gestattete es der Raum dieser Blätter und die Menge der mathematischen Schriften, so würde ich die Klarheit des Vfs. im Vortrage an mehreren Sätzen zeigen und auch diejenigen namhaft machen, um welche seine Schrift weit reicher ist als viele andere. Unter solchen Umständen bemerke ich daher nur, dass selbst diejenigen, welche des Wahns sind, die Elemente des Rechnens, namentlich des Bruchrechnens, vollständig theoretisch und praktisch inne zu haben, noch manchen Fremdling hier entdecken würden.

Wo sich der Verf. hätte *kürzer* fassen können, wäre bei der Division der Decimalbrüche gewesen. Hier nimmt dieser Unterricht mit den hinzugefügten Beispielen volle 8 Blätter ein; 4 würden den Gegenstand vollständig erschöpft haben. Die gewählte Ordnung hätte ich ebenfalls nicht gewählt. Unter den 3 Fällen bei der Division der Decimalbrüche halte ich den: „eine ganze Zahl in einen Decimalbruch (mag dieser ächt oder gemischt sein) zu dividiren“ unbedenklich für den leichtesten und setze ihn daher auch als den *ersten* an. Ein wenig schwieriger, sowohl in der Ausführung als im Beweise, ist der umgekehrte: „einen Decimalbruch (wieder gleich viel, ob er rein oder gemischt ist) in eine ganze Zahl zu dividiren,“ und dieserhalb setze ich ihn als den *zweiten* an. Der noch übrige Fall hat zu berücksichtigen, ob die beiden Decimalbrüche *gleichviel*, oder *nicht gleichviel* Decimalstellen haben. Indem da wieder 3 Unterfälle möglich werden, so ist auf diese Art hier das meiste zu merken, und desshalb dieser Fall als der *dritte* anzusetzen. Der Verf. hat dagegen den letzten zum zweiten, und den zweiten zum letzten gemacht.

Von den *Doppelbrüchen* oder zusammengesetzten Brüchen hat der Verf. noch nichts gesagt. Zur Hervorhebung der zu erklärenden *Kunstwörter* hätte auch der Verf. gut gethan, wenn solche mit gesperrtem Drucke bezeichnet worden wären. Die hier gemachten Ausstellungen sind jedoch dem innern und bleibenden Werthe dieser Arbeit auch nur den geringsten Eintrag zu thun nicht vermögend und sollen nur den Zweck haben, den Verf. auf die seiner Schrift noch anhaftenden Mängel aufmerksam zu machen, auf dass besonders der Selbstunterricht, den derselbe vorzüglich berücksichtigt zu haben scheint, auf keine der Klippen stosse, die ihm nur zu oft begegnen und ein desto grösseres Hinderniss werden, je mehr der Selbstlernende auf das Buch gewiesen oder beschränkt ist. So würde das Capitel über das Zahlensystem noch verständlicher geworden sein, wenn er, da er einmal die Dyadik und Pentadik abgehandelt hat, ausser dem

Decimalsysteme auch noch andere, namentlich die Dodekadik und das Sexagesimalsystem mitaufgenommen hätte.

Das Werk soll auch zum Gebrauche auf Gymnasien und Universitäten dienen und dürfte wohl den Forderungen, welche von diesen Anstalten an ein mathematisches Werk gemacht werden, als entsprechend befunden werden. Ueber *zu wenig* wird Niemand Klage führen und es ist unter allen Umständen leichter, von dem *zu viel* zu streichen, als das *zu wenig* zu ergänzen.

Papier und Druck sind gut. Druckfehler sind nicht angezeigt, auch sind mir keine vorgekommen.

Breslau. *Prudlo.*

Beispiele und Aufgaben zur Algebra. Für Gymnasien, Realschulen und zum Selbstunterricht. Von Dr. Georg *Lauteschläger.* Darmstadt, bei Joh. Phil. Diehl. 1834. 106 S. in gr. 8.

Bekanntlich ist *Algebra* derjenige Theil der Mathematik, insbesondere der Zahlenlehre, welcher die *Gleichungen* zum Gegenstande hat. Sie untersucht zuerst die verschiedenen Eigenschaften, welche den verschiedenen Gleichungen zukommen, und leitet hieraus Regeln ab, wie sie *aufgelöst*, d. h. die unbekannten Grössen einer oder mehrerer Gleichungen bestimmt werden können. Nicht immer indess sind die Gleichungen selbst gegeben; es werden häufig nur die Bedingungen, unter welchen eine Gleichung möglich wäre, angegeben und verlangt, hieraus eine Gleichung zu *bilden* oder zu *formiren.* Solche Bedingungen oder Data werden in die Form einer Aufgabe, einer Anekdote, Erzählung etc. gekleidet, um das Interesse des Rechners, besonders der Jugend, für diesen Theil der Zahlenlehre zu erregen und zu unterhalten. So entstehen *Gleichungen* und *Aufgaben*, die man, zum Unterschiede von den analytischen, *algebraische Gleichungen* und *algebraische Aufgaben* nennt.

So viele deren bis jetzt auch von den mathematischen Docenten und Dilettanten berechnet, gesammelt und durch den Druck publicirt worden sind, immer ist jede neue Sammlung willkommen, in sofern sie wie die vorliegende in irgend einer Beziehung Neues giebt, Vorhandenes ausfüllt oder erweitert, vorzüglich aber Anwendungen auf Fälle enthält, die sich einer Verbindung mit der Algebra, wenigstens in den erschienenen Schriften, bis jetzt nicht zu erfreuen gehabt haben.

Der Verf. theilt uns auf den ersten 29 Seiten 320 *Gleichungen* zur Auflösung mit. Darunter sind 100 Gleichungen des ersten Grades mit Einer, 52 Beispiele mit 2, 30 Beispiele mit 3, 7 Beispiele mit 4 und 1 Beispiel mit 6 unbekannten Grössen. Die Gleichungen des ersten Grades mit Einer Grösse sind sehr

mannigfaltiger Form, worunter die mit *Wurzelgrössen* zahlreich sind und eine bedeutende Erweiterung der *M. Hirsch*'schen Sammlung abgeben. Ich will einige hersetzen:

78) $\frac{x - ax}{\sqrt{x}} = \frac{\sqrt{x}}{x}$ Antw. $x = \frac{1}{1-a}$.

79) $\frac{\sqrt{x+28}}{\sqrt{x+4}} = \frac{\sqrt{x+38}}{\sqrt{x+6}}$. Antw. $x = 4$.

80) $\frac{3x}{5}\sqrt{(4x^2+9)} + \frac{6x^2}{5} = \frac{3x}{2}$. Antw. $x = -\frac{11}{40}$

82) $2.\sqrt[4]{\frac{(a+n)}{(c^2x+b)}} = \sqrt[3]{\frac{(a-n)}{(c^2x+b)}}$.

Antw. $x = \frac{(a-n) - 4096\,b}{4096\,c^2}$.

87) $\frac{\sqrt{6x-2}}{\sqrt{6x+2}} = \frac{4\sqrt{6x-9}}{4\sqrt{6x+6}}$. Antw. $x = 6$.

91) $\frac{5x-9}{\sqrt{5x+3}} - 1 = \frac{\sqrt{5x-3}}{2}$. Antw. $x = 5$.

Dagegen sind nur 6 logarithmische und 3 Gleichungen mit Decimalbrüchen, was in keinem Verhältnisse steht zu der gesammten Menge von Gleichungen und keine Rechtfertigung findet.

Unter den Gleichungen des *zweiten* Grades gibt es *reine quadratische* a) mit einer unbekannten Grösse 15, b) mit mehreren unbekannten Grössen 35, und zwar mit zwei unbekannten 31, mit 3 unbek. nur 4. Davon setze ich her:

196) $x + \sqrt{(7+x^2)} = \frac{28}{\sqrt{(7+x^2)}}$.

Antw. $x = \pm 3$.

197) $\sqrt{\left(\frac{48}{x^2}+22\right)} - \sqrt{\left(\frac{48}{x^2} - 3\right)} = 5$.

Antw. $x = \pm 4$.

201) $\sqrt{\left(\frac{x+a}{x}\right)} + 2\sqrt{\left(\frac{a}{x+a}\right)} = b^2\sqrt{\left(\frac{x}{a+x}\right)}$.

Antw. $x = \frac{a}{(\mp b - 1)^2} = \frac{a}{(b \pm 1)^2}$.

205) $\sqrt{\left(\frac{a+x}{x}\right)} - \sqrt{\left(\frac{a-x}{x}\right)} = \sqrt{\frac{x}{m}}$.

Antw. $x = \pm 2\sqrt{[m(a-m)]}$.

226) $(\sqrt{x} + \sqrt{y}) : (\sqrt{x} - \sqrt{y}) = 5:1$.
$x - y = 5$.

Antw. $x = 9$; $y = 4$.

Unreine quadratische Gleichungen a) mit einer unbekannten Grösse hat es 48, b) mit 2 unbek. 29, mit 3 unbek. 3. Davon folgen hier:

272) $\frac{\sqrt{4x+2}}{4+\sqrt{x}} = \frac{4-\sqrt{x}}{\sqrt{x}}$.

Antw. $x=4$; $x=\frac{64}{9}$.

279) $\frac{123+41\sqrt{x}}{5\sqrt{x}-x} = \frac{20\sqrt{x}+4x}{3-\sqrt{x}} - \frac{2x^2}{(5\sqrt{x}-x).(3-\sqrt{x})}$.

Antw. $x=\frac{41}{2}$; $x=3$.

317) $\sqrt{\left(\frac{3x-2y}{2x}\right)} + \sqrt{\left(\frac{2x}{3x-2y}\right)} = 2$.

$x^2-18=x(4y-9)$.

Antw. $x=6$; $x=3$.

$y=3$; $y=\frac{3}{2}$.

Ausser den Gleichungen des ersten und zweiten Grades hat der Verf. keine weiter gegeben. Ihnen folgen S. 30. die *algebraischen Aufgaben* selbst, 480 an der Zahl. Davon kommen auf die des ersten Grades mit einer unbekannten Grösse 214, mit 2 oder mehreren unbek. 101, auf die des zweiten Grades, sowohl reine als gemischte quadratische, mit einer und mehreren unbek. 87, mithin erhalten wir hier mehr Aufgaben als Gleichungen. An diese schliessen sich noch 28 unbestimmte algebr. Aufgaben an, denen als Schluss 50 vermischte folgen, die vorzüglich aus der Lehre der Progressionen, der Logarithmen, der Zinszins- und Re enrechnung genommen sind. Der *Inhalt* der Aufgaben ist theil aus dem täglichen Leben, theils aus den Künsten und Wissenschaften entlehnt; geschichtliche sind mehrere darunter; die vom Nachtwächter ist mir auch hier begegnet; einen besonderen Werth erhält diese Sammlung durch 15 Aufgaben in *griechischer Sprache*, welche der Verf. aus den Schriften der alten griechischen Dichter aufgenommen hat. Bei der ersten steht das Citat: Analecta vet. poet. gr. ed. Brunck. T. II. p. 479.

Aus dieser vollständigen Inhaltsanzeige und den mitgetheilten Proben wird, hoffe ich, jeder Freund solcher Beschäftigung ersehen, dass man sich über diesen Zuwachs an algebr. Uebungsmitteln nur zu freuen hat und kann ich sie daher den gelehrten Schulen um so mehr empfehlen, je weniger wir solche Beispiele besitzen, wie ich einige herausgehoben habe. Die Auflösungen sind in einem besonderen, 31 Seiten füllenden Hefte abgedruckt. Druckfehler habe ich keine angezeigt gefunden; gleichwohl will mir das Beispiel Nr. 141 nicht das dort angegebene Facit geben.

Breslau. *Prudlo.*

The school for Scandal, a comedy in five acts by *Richard Brinsley Sheridan.* Accentuirt und mit grammatischen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von *Karl Franz Christian Wagner,* Prof. zu Marburg. Helmstädt, Verlag der Fleckeisenschen Buchhandlung. 1834. VI Vorrede, VII — XVI Leben Sheridans und Prolog von Garrick. 188 S. 8.

The life and voyages of Christopher Columbus by *Washington Irving* abridged by the same for the use of schools. Mit grammatikalischen Erläuterungen und einem Wörterbuche. Zum Schul- und Privatgebrauche. Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung. 1832. 8. X u. 304 S.

Wenn eine fremde Sprache eine reiche Litteratur hat, sich durch Kraft und Würde, Bestimmtheit und Männlichkeit auszeichnet, wie dieses bei der englischen Sprache im hohen Grade der Fall ist, so darf die Vermehrung der Hülfsmittel zur Erlernung dieser Sprache als eine sehr erfreuliche Erscheinung angesehen werden und sollten sie selbst bis ins Unendliche wachsen. Auf diese Weise gewinnt der Lernende ein reicheres Material, sein Interesse kann vielseitiger angeregt und glückliche Erfolge seinem Studium gesichert werden. Wir haben deshalb uns Glück zu wünschen, dass in der neuern Zeit, in welcher das Interesse an der englischen Litteratur immer wächst und die Nothwendigkeit diese Sprache zu verstehen immer dringender wird, Männer von anerkanntem Berufe zur Herausgabe englischer Schriften, wie Herr Wagner in Marburg noch immer auf diesem Wege unermüdlich thätig ist, sich diesem Geschäfte unterziehen.

Indess scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, dass Werke, welche der Jugend besonders beim ersten Unterrichte in die Hände gegeben werden sollen, mit der grössten Vorsicht gewählt und für ihren Zweck eingerichtet werden müssen. Es kommt hier nicht bloss die Erlernung einer fremden Sprache, sondern fast noch mehr die pädagogische Rücksicht, die man zu nehmen hat, in Betracht. Nirgend ist die Gefahr grösser, die aus einem unpassend gewählten Werke für das junge Gemüth entspringen, als grade im Anfange bei dem ersten Werke, das der Lernende durchzugehen hat. Wenn die Hülfe und Unterstützung nicht sparsam und umsichtig gegeben wird, so ist Unsicherheit bei ähnlichen Fällen, wo die helfende Hand fehlt, und fast allemal Trägheit davon die Folge. Man sollte bei Uebersetzungsbüchern aus der englischen Sprache in die deutsche blos den Zweck haben nur Anleitung zum Uebersetzen zu geben, nie aber selbst zu übersetzen; blos den richtigen Weg zeigen und nur dann vorangehen, wenn er anders nicht gefunden werden kann. Selbst der Irrthum führt zum Richtigen und hat man dieses einmal gefunden, so wird die Orientirung für ähnliche Fälle viel leichter. Es darf daher ein solches Buch nicht dazu bestimmt sein, dass dieser oder

jener Schriftsteller richtig und leicht in die Muttersprache übertragen wird, sondern es muss als Musterbuch auftreten, an welchem der Geist des Lernenden sich übt und stärkt, und wodurch er angeregt und in den Stand gesetzt wird in ähnlichen Fällen des Führers nicht mehr zu bedürfen. Die Aufgaben eines Buches, welches zum Uebersetzen für die Jugend bestimmt, sollte ein Eindringen in den Geist der fremden Sprache und des fremden Volkes sein; es sollte die Verschiedenheit in dessen Ansichten und Denkungsweisen von den unsrigen andeuten, kurz gewisser Massen eine neue Welt aufschliessen. Alsdann würde man bald von der leider nur zu weit verbreiteten Ansicht zurückkommen, dass die neuern Sprachen nur so weit erlernt zu werden brauchten, um eine gewisse Parlirfertigkeit zu erlangen, sondern man würde sie ebenso gut wie die alten als ein wahres Bildungsmittel betrachten können, das neben der Uebung des Geistes noch eine Menge nützliche Kenntnisse darböte.

Es giebt sehr wenig englische Bücher, welche zum Uebersetzen aus dieser Sprache in die deutsche eingerichtet sind, die diesen in der Sache selbst begründeten Anforderungen entsprächen oder ihnen doch zum Theil nahe kämen. Man machte bisher zu geringe Forderungen an sie und wiederum waren die meisten Lehrer der neuern Sprachen nicht im Stande Bücher zu gebrauchen, welche mehr auf formelle und geistige Auffassung der fremden Sprachen gedrungen hätten. Giebt doch selbst Herrn Wagners vortreffliche englische Grammatik hier den Beweis, die viel weniger von den Lehrern der englischen Sprache als denen, welche englische Grammatiken schreiben, benutzt wird.

Wie man sehr wenig den Lehrern der neuen Sprachen zutrauen konnte, so haben sich denn einige Herausgeber damit begnügt blos die Worte des Textes, welche etwas ungewöhnlich erschienen, in untergesetzten Noten durch Angabe der blossen Bedeutung zu erklären, damit der Schüler leicht und richtig, was englisch geschrieben war, deutsch wiedergeben, sich aber die Mühe das Wort im Lexicon aufzuschlagen und unter den verschiedenen Bedeutungen die richtige zu wählen ersparen konnte. Dieses ist eine unselige Methode, gegen welche Pädagogen sich nicht entschieden genug erklären können und man muss sich sehr wundern, dass Lobredner derselben in manchen Recensionen haben auftreten können. Dass wir noch immer solche Bücher erhalten, ist sehr natürlich, weil es die leichteste Art ist Bücher zu machen. Was man glaubt zu wissen, schreibt man hin und das Schwierige lässt man unerklärt. Aber abgesehen von den vielen Nachtheilen für den Geist liegt darin noch der grosse Uebelstand, dass diese Methode die Erlernung einer fremden Sprache ganz unmöglich macht. Liest nämlich später der Schüler ein anderes Buch, so werden seine Augen bei jedem unbekannten Worte nach dem Hülfsmittel unter dem Texte abschwei-

fen und, sucht er daselbst vergebens, sich lieber mit einer ungefähren Erklärung des Worts, die er aus dem Zusammenhange nimmt, begnügen, als dass er es über sich gewönne das unbekannte Wort im Lexicon aufzuschlagen. Viel besser, als solche Hülfsmittel, ist der gänzliche Mangel derselben, wie wir es meistens in den Werken finden, welche früher erschienen. Andere treiben die Sache zwar nicht ganz so mechanisch, indem sie ihre Erklärungen und Uebersetzungen auf die schwierigern Stellen, wo Construktion und Ausdrucksweise von der deutschen abweichen, beschränken. Doch da auch hier der Schüler weiter nichts lernt als die in Frage stehende Redensart übersetzen und sich höchstens allmälig eine gewisse Routine aneignen, so sind auch solche Bücher eben so wenig bildend als die andern und nur in sofern vorzuziehen, als sie weniger schaden. Sehr klein ist die Anzahl derer, welche die Sprache wissenschaftlich handhaben, den Schüler denken lassen, die Schwierigkeiten grammatisch und historisch auflösen, und auf das Schöne und Bemerkenswerthe aufmerksam machen. Erst in unsern Tagen haben wir solche Werke erhalten.

Die oben angezeigten Werke liefern die Beweise zu dem, was hier gesagt ist und haben allein zu den gemachten Bemerkungen die Veranlassung gegeben. Herr Wagner umfasst beinahe alle drei Methoden in seinen zahlreichen Anmerkungen zu Sheridans School of scandal, während der ungenannte Herausgeber sich auf die erste Art Erläuterungen beschränkt. Uebrigens stehen beider Arbeiten in ganz entgegengesetzten Verhältnissen, wenn man nicht das noch ausnehmen will, dass die Werke selbst mit Recht berühmte Männer zu Verfassern haben. Die Grundsätze, nach denen sie für die Jugend bearbeitet sind, weichen durchaus von einander ab. Der Verfasser des einen wusste, worauf es hier ankam; der andere hatte einen nur sehr unbestimmten Plan; der eine bemühte sich etwas Vollständiges zu liefern, dem andern scheint es gleichgültig gewesen zu sein, ob seine Arbeit bei denen, für die sie bestimmt war, ausreichte oder nicht; der eine kannte die englische Sprache historisch und grammatisch sehr genau, der andere missversteht oft ganz gewöhnliche Redensarten; der eine gründet seine Erläuterungen auf grammatische Regeln, der andere giebt solche, die den Schüler nur noch unsicherer machen und ihn in Verlegenheit setzen; bei dem einen Buche lässt sich rücksichtlich des Inhalts mit Recht zweifeln, ob es für die Jugend geeignet ist, das andere aber ist von der Art, dass es unbedingt empfohlen werden kann.

Wir könnten eine solche Parallele noch weiter fortsetzen; doch scheint es mehr unsere Pflicht das Gesagte auch in seinen Hauptsachen wenigstens zu beweisen. Wir wenden uns zuerst zu dem letzterwähnten Puncte und müssen gestehen, dass wir wirklich nicht einzusehen vermögen, für welche Schüler Herr Wagner

the school of scandal passend hielt. Gestehen wir diesem Werke gern alle Vorzüge zu, welche in der gewandten geistreichen selbst tief begründeten Darstellung liegen, nehmen wir an, dass dieses Lustspiel künstlerisch vollendet sei, so können wir doch nicht läugnen, dass das Scandalöse, welches zuerst in Worten abgehandelt wird und gegen das Ende des Stücks in Thaten übergeht, eine höchst unzweckmässige und gefährliche Lectüre der Jugend darbeut. Wir wollen hier nicht jenen Puristen das Wort reden, welche der Jugend immer sorgfältig verschweigen, was sie doch weiss und wo ein solches Bestreben leicht noch schlimmer als eine unvermeidliche Kenntniss ist; aber das Buch und die Lectüre ist etwas anders als das gewöhnliche Leben. Welcher Lehrer möchte Sheridan's Lustspiel erklären mögen ohne sich nicht mitunter in Verlegenheit zu fühlen? Die menschliche Natur in ihrer Niedrigkeit und Herabwürdigung mag für den Mann warnend und belehrend erscheinen; aber des Jünglings Phantasie verlangt (und wir müssen dieses ihm nothwendig gewähren) einen Aufschwung zum Idealen. Man nehme noch hinzu, welchen tiefen Eindruck Schriften, welche zuerst oder unter den ersten von Jünglingen gelesen werden, zurücklassen. Von ihnen hängt nicht selten die Neigung, welche sie für eine Sprache und ihre Litteratur fassen, ab; sie bestimmen häufig die Richtung, welche ihr Geist später nimmt; sie prägen sich dem Gedächtniss am tiefsten ein, werden meistens die Richtschnur für jede künftige Lectüre und mit besonderer Vorliebe in späterer Zeit wieder gelesen. Man kann annehmen, dass die Tragoedie des Sophokles oder Aeschylus, welche der Jüngling zuerst liest, ihm das meiste Interesse einflössen, und dass er auf sie in der Folge am liebsten zurückkommen wird. Wenn dieses eine Erfahrung ist, die fast jeder an sich selbst gemacht hat, wie kann alsdann der Lehrer anders als ein Verdammungsurtheil über Sheridan's School of scandal aussprechen? Was für ein Vorurtheil wird sich sogleich über englische Litteratur bei dem Schüler bilden? Und wir zweifeln, dass der Eindruck, den dieses Lustspiel zurücklässt, wohlthätig für dasjenige Gemüth fortwirken wird. Doch müssen wir dieses alles um so eher dem Urtheile Hrn. W.'s überlassen, als er uns nicht genauer bezeichnet hat, für welche Schüler er sein Buch bestimmte; auch enthalten wir uns weiter mit ihm über Zweckmässigkeit desselben zu rechten, da mehr die Verlagshandlung als er selbst die Herausgabe zu rechtfertigen hat. — Ganz anders stellt sich das zweite Buch heraus, das Leben und die Reisen des Columbus und wir halten es zur Lectüre für junge Leute ungemein geeignet. Sie finden hier eine wahre Geschichte von universalhistorischer Wichtigkeit, reich an Belehrung, an rührenden Zügen, vortrefflichen Beispielen, grossem Interesse und von einer Meisterhand treu und anziehend geschrieben. Columbus erscheint als ein Held voll von der edelsten Begeisterung,

welcher seine Leidenschaften besiegte, weil sein Geist nach einem Ziele strebte, wo ihm Leidenschaften, die ihn andern Menschen gleichgestellt hätten, nicht ziemten. Sein ganzes Leben ist ein Kampf gegen Niedrigkeit und Kurzsichtigkeit der Menschen, die, weil sie ihn nicht verstanden, ihn beneideten und seinen wohlerworbenen Ruhm verkleinerten. Beleidigungen, Herabsetzungen, Verrätherei, Ungehorsam, Entziehung seines Verdienstes kränken wohl den edeln Mann, aber gewinnen nicht über ihn, von dem Pfade, von welchem er glaubt, dass die Vorsehung denselben ihm angewiesen habe, nur im geringsten abzuweichen. Vor seinen Augen sind die Schuppen des Vorurtheils hinweggefallen und deshalb kümmert er sich nicht mehr um die Vorurtheile anderer. Hier ist keine Resignation, kein niedriges Murren, alles entspringt aus dem Bewusstsein der eignen Seelengrösse. Die tiefe Verehrung, welche Columbus für das Heilige und Ehrwürdige hegte, giebt dem Jüngling ein herrliches Muster und erweckt in ihm Verehrung für den grossen Mann. Diese religiöse Begeisterung wirft selbst ein ehrwürdiges erhabenes Licht auf denselben zurück und man kann überzeugt sein, dass jeder Jüngling, der dieses Buch gelesen hätte, sich lieber ein Leben wie das des Columbus mit allen diesen Gefahren und Mühseligkeiten ohne jede Belohnung, doch zugleich auch mit jener erhebenden Begeisterung und Religiösität als ein Leben in Ueberfluss und ohne grossartige Thätigkeit wünschen würde. Solche Bücher aber fesseln das junge Gemüth und entflammen es für das Gute, Schöne und Grosse. Solche Eindrücke mögen im Herzen der Knaben und Jünglinge wurzeln.

Herr Wagner beabsichtigte zuerst eine kritische Ausgabe zu liefern, etwa wie er schon den Vicar of Wakefield und Tom Jones herausgegeben hat; doch fand er dieses unmöglich bei der zu grossen Verschiedenheit der ältern Ausgaben von den neuern und deshalb begnügte er sich nach dem Texte, welcher im Brittish Theatre Leipzig 1828 enthalten ist, seinen Text abdrucken zu lassen. Der ungenannte Herausgeber sagt uns über diesen Gegenstand gar nichts. Im übrigen weichen beide Herausgeber von einander ab. Hr. W. bezweckte Kenntniss der Umgangssprache, der Ungenannte hatte keinen bestimmtern Zweck. Was die Absicht des Hrn. W. anbetrifft, so scheint uns auch in dieser Rücksicht das Stück übel gewählt. Es wurde vor wenigstens sechzig Jahren geschrieben und seit dieser Zeit hat sich die Umgangssprache so sehr geändert, dass jemand, welcher heutiges Tags wie die Lästerschule eigentlich Scandalschule redete, jedem, der es hörte, viel zu lachen geben würde. Es wäre für diesen Zweck weit besser unsers Erachtens gesorgt, wenn man aus Bulwer oder andern neuern Schriftstellern eine Sammlung veranstaltete oder passende grössere Stücke abdrucken liesse. Ein Lustspiel ausserdem, in dem Tone der Lästerschule geschrie-

ben, muss eine Menge Kraftausdrücke enthalten, welche nur in dieser Verbindung an ihrer Stelle sind und nur hier gebraucht werden können. Wer sich für die Umgangssprache nach solchen Mustern richten wollte, würde deshalb sehr übel berathen sein, da sich solche Ausdrücke in einen andern Ton der Rede nicht übertragen lassen. Warum hat Hr. W. nicht auf diesen Punct sein Augenmerk gerichtet, nicht dergleichen angezeigt und gewarnt? Doch wir möchten behaupten, dass dieser Umstand Hrn. W. ganz entgangen ist, welcher wohl den Shakespeare mit geringerer Mühe als grade das vorliegende Lustspiel behandeln möchte. Darum hat er sich auch zuweilen in Schwierigkeiten verwickelt, welche sich von selbst aufgelöst hätten, wenn ihm weniger die tragische Sprache vorgeschwebt hätte. Da wir später noch von den Ausdrücken des gewöhnlichen Lebens reden werden, so begnügen wir uns dieses nur an einem Beispiele zu zeigen. S. 34 heisst es: *We tifted a little going to church and fairly quarrelled before the bells had done ringing.* Das tifted macht ihm viele Schwierigkeiten, weil er es in keinem Lexicon fand. Wir geben auch Hrn. W. unser Wort, dass kein Engländer, dem er das Wort blos sagt ohne den Zusammenhang, es verstehen wird. Jeder denkt an *tiff.* Wollen wir ungenau sein, so bedeutet es auch weiter nichts; aber grade dieses t giebt der Sache noch eine nicht auszusprechende Nuanze, die jeder, der die Stelle liest und versteht, leicht fühlt, aber nicht zu erklären vermag. Es liegt dieses in der Aussprache des t, welche den Buchstaben wie einen kleinen Windstoss heraus bringt. So schmollten Sir Pater und Lady Teazle ein wenig, etwa gleich einzeln fallenden Regentropfen, bis sie dann bald ganz hineinkommen. Den Sinn der Worte fairly quarrelled hat Hr. W. der Bedeutung nach ganz richtig angegeben, aber doch kaum die Sache verstanden. Es ist zu bedenken, dass jedes Wort neben der eigentlichen Bedeutung, die ihm überall zukommt, an jeder Stelle noch seine besondere hat. Diese möchte man den Geist nennen, der die todte Bedeutung beleben muss und das Verhältniss ist ungefähr das, wie zwischen einem Originalgemälde und seiner Copie. Fairly quarrelled heisst allerdings: Sie zankten sich vollständig oder förmlich, wie Hr. W. erklärt; aber hätte er gesagt es hiesse: sie zankten sich recht schön oder sie waren schon recht schön an einander, so würde dieses an und für sich nichts anders bedeuten, aber doch auf das Gemüth einen andern Eindruck machen *). Man vergleiche noch S. 151 *rare hu-*

*) Recensent kann hier nicht unbemerkt lassen, dass ein Engländer gegen ihn einst behauptete, man könne nicht sagen to tift, sondern blos tiff; eben so wenig tiffed, sondern nur tifted. Ein anderer widersprach indess und Recensent gesteht, dass er für tifted von to tiff keine Analogie hat.

mour. Vielleicht gehört hierhin auch das Wort *meander* S. 25 und *merits* S. 41, welche Worte nur aus der Verbindung erklärt werden können. Solche Rücksichten sind aber für das Verständniss eines Lustspiels sehr wichtig und hätte Hr. W. dieses auch einem Lehrer überlassen wollen, warum hat er nicht die Verschiedenheit von Ausdrücken *madam* und *ma'am*, *we 'll* und *we will*, *shan't* und *shall not* angedeutet? Die Engländer sind hier sehr genau und dulden wenigstens auf der Bühne eine Verwechslung nicht. Schon Shakespeare deutet dieses an, wo z. B. Shylok sich wohl nur durch sein monies statt money als Juden verräth.

Wenn wir nun zu den Anmerkungen selbst übergehen, so scheint, als wenn Hr. W. solche Schüler sich dachte, die kaum die Grammatik durchgemacht hätten, obgleich er zuweilen seine Erklärung aus Webster und Johnson englisch giebt, die freilich nun wieder der Erläuterung bedurft hätten. S. 85 z. B. giebt er folgende Anmerkung *When Jam not by.* — *By ist hier so viel als present. By*, sagt Webster, *as adverb*, *denotes also nearness, or presence; as there was no person by at the time. But some noun is understood.* Wer nöthig hat, dass ihm gesagt wird, friend bedeute *Freundinn* S. 19 oder welcher die Auslassung des Relativ und Wörter wie that, as noch nicht kennt, versteht diese Note nicht. Wäre es auch nicht leichter gewesen zu sagen, *by* sei Adverbium und bedeute *dabei?* Aehnlich auch in den Worten *stand by*, *pass by*, *go by*. S. 89 wäre gewiss gypsy leichter durch *Zigeunerinn* oder *Zigeunerweib* erklärt, als durch Websters nicht einmal ganz richtige Anmerkung: *The gypsies are a race of vagabonds which in fest Europe, Africa and Asia strolling about and subsisting mostly by theft robbery and fortune telling. The name is supposed to be corrupted from Egyptian as they were thought to have come from Egypt. But their language indicates, that they originated in Hindostan.* — *Ausserdem*, setzt Hr. W. hinzu, *ist es a name of slight reproach to a woman, some times implying artifice or cunning, und dieses ist hier der Fall.*

Unter den Anmerkungen sind unstreitig die rein historischen, grammatischen und localen die besten. Die stete Verweisung auf die Grammatik des Herausgebers ist etwas sehr verdienstliches und wir möchten dieses, wenn es nicht zu oft geschehen wäre, den Höhepunct der Arbeit nennen. Nur dass bei der geringsten Gelegenheit die Grammatik citirt wird, schadet wiederum. Unter den sprachlichen Bemerkungen finden sich ebenfalls eine grosse Zahl ganz ausgezeichnete, die jedem, der sie liest, sehr willkommen sein werden. Wir bezeichnen nur einige im fünften Act S. 152, 30. 155, 40. 156, 42. 164, 65 und noch mehrere. Zuweilen ist indess auch hier Hr. W. seiner schon aus seiner Grammatik bekannten Manier gefolgt und hat es unternommen zu entscheiden, was richtig ist oder falsch. S. 9 meint er

since stehe für ago und dieses sei eine fehlerhafte Verwechslung, in welchem Urtheile wir ihm beistimmen würden, wenn die Annahme der Verwechslung richtig wäre. Aber since steht nicht für ago und folglich liegt im Satze nichts Fehlerhaftes. Beide Wörter haben eine entgegengesetzte Bedeutung; a long time since heisst eine lange Zeit von dem Zeitpuncte gerechnet, von dem die Rede ist; a long time ago eine lange Zeit vor dem Zeitpuncte, in welchem geredet wird. Das Erste wollte Sheridan sagen. So hält auch Hr. W. für fehlerhaft zu sagen from eshence, was sich freilich bei englischen Schriftstellern aller Zeiten findet; ebenso S. 53 *such beautiful ponies* für *so beautiful.* Hierhin gehört auch noch der Gebrauch von *marvellous* für *marvellously*, obgleich hier Hr. W. einen Grund für diesen Gebrauch aufgefunden hat. Doch die Ursache liegt darin, dass dieses Wort gewöhnlich, wenn auch nicht bei Dichtern, wegen vieler Consonanten, wie es scheint, als Adverbium unverändert gelassen und so stets in der Umgangssprache gebraucht wird. Aehnliche Beispiele finden sich noch mehrere, wohin wir z. B. *I dared say* S. 88 und ebendaselbst *sort of a husband* rechnen, was beides ganz richtig ist. Es wäre etwas anders, wenn Sheridan gesagt hätte: *I dared to say* oder *sort of husband.* Doch können wir eine weitere Exposition hier nicht geben. Wenn wir meinen, dass Hr. W. zu sehr sich an die Grammatik gehalten hat, so zeigt sich dieses besonders darin, dass er das rhetorische Element der Sprache unbeachtet gelassen hat. Sonst würde er nicht gesagt haben, dass in Redensarten wie S. 2 *and then, you know, the business is as good as done* ein *as* oder gar ein *that* hinzugedacht werden müsse, oder S. 5: *I confess I have since known no pleas are* ebenfalls ein that. Auch würden dann Anmerkungen wie 2 und 4 auf S. 1 nicht zum Vorschein gekommen sein, welche die Rede, wenn das Geforderte ergänzt würde, ganz ungewöhnlich machten.

Noch giebt es eine grosse Anzahl Anmerkungen, welche in ihrer jetzigen Gestalt unpassend sind. Warum z. B. blosse Uebersetzungen wie S. 1 *dressing table die Toilette, Putztisch.* S. 2 *circulate verbreiten, unter die Leute bringen. — Intrigue geheimer Liebeshandel* und ähnliche fast auf jeder Seite. Alles dieses konnte im Lexicon gefunden werden. Zuweilen hätte man mit Recht eine genaue Auseinandersetzung der Redensart und nicht blosse Uebersetzung erwartet wie S. 2 *train Zug, to be in a train im Gange sein.* S. 5 *to be at a loss in Verlegenheit sein I shall go mad* S. 169, wo steht: *in dieser Verbindung heisst to go werden.* Doch hier will man wissen, wie das möglich ist. So kurze Bemerkungen reichen nicht aus.

Grosse Unbestimmtheit findet sich nicht selten in der Erklärung der Worte, wo der Herausgeber häufig sagt: eigentlich bedeutet das Wort diess; hier aber diess. Der Beispiele sind so viele, dass keine anzuführen nöthig ist. Wurde hier nicht der

Grund der verschiedenen Bedeutung oder der Anglicismus erklärt, so war mit der Anmerkung dem Lernenden in Wahrheit nichts geholfen. Auffallend indess erschien es uns, dass sich Herr Wagner mit solchen Redensarten, welche im gewöhnlichen Leben alle Augenblicke vorkommen, sehr viel zu schaffen macht. S. 17 nimmt er sogar zu einem Beispiele von Dryden seine Zuflucht, um für die Worte *It is no matter* eine ähnliche Redensart zu haben. Eben so nimmt er S. 13 *What is the matter* erst noch Webster zur Erklärung zu Hülfe. Warum sagt er aber nicht, dass diese Redensarten eben so wie S. 5 *to be at a loss* dem gewöhnlichen Leben angehören, da er doch mit der Umgangssprache bekannt machen will? Bei andern Erklärungen fürchten wir, dass sie ganz falsch sind. Auch hier einige Beispiele. S. 2. *She has been the cause of six matches being broken and three sons disinherited; of four forced elopments and as many close confinements* etc. *Confinement* soll hier nicht blos *emprisonment* bedeuten, sondern nach Webster *restraint from going abroad by sickness, particularly by child-birth* und dann wäre *close* so viel als *heimlich*. Wie aber Mrs Clackitt als Ursache angegeben werden könne, dass vier Frauen heimlich niederkamen, lässt sich schwer einsehen. Das Wort *close* steht dem *forced* entgegen. Vier Frauen sind gezwungen fortzulaufen; vier werden enge eingeschlossen, dass sie nicht fortlaufen und an allem ist Mrs Clackitt Schuld. S. 7 *city-knight* ist der Stadtedelmann im Gegensatz zu dem Landjunker, wie auch S. 44 zeigt, wo Sir Peter sagt: Yes, yes, madam, you were then in somewhat humbler style: the daughter of a plain country squire. S. 21 *forbearence* ist das Unterlassen übele Gerüchte zu verbreiten, aber nicht Schonung, wie wohl diese aus jenem folgt. Wir brechen hier ab, da bereits einiges schon früher erwähnt ist und wenden uns noch zu dem wenigen, was über das andere Werk gesagt werden kann. Denn wo wenig ist, findet man auch nur zu wenigem Stoff.

Bei dem Werke brauchen wir nur die ersten Noten herzusetzen, um zu zeigen, wie wenig diese Bearbeitung für den Schulgebrauch geeignet ist. 1) *born*, *part. v. to bear*, *geboren.* — 2) *city (of) Genoa die Stadt Genua* [was soll hier der Schüler von (of) denken? Wird er es nicht für falsch halten?]. — 3) *made*, *part. v to make*, *gemacht.* — 4) *laid*, *part. v. to lay; laid claim*, *Ansprüche gemacht.* — 5) *has become*, *ist geworden*, und so geht es nun das ganze Buch durch, bis gegen das Ende der Herausgeber etwas müde geworden zu sein scheint und darum weniger anmerkt. Doch S. 269 hält er es noch für nöthig anzumerken, dass *wrung* von *wring* herkommt. Auch wird gesagt S. 1, dass *than nach den Comparativen immer als* bedeute, *less* Comparat. von *little* S. 2 und S. 8 *easier* der Comparat. von *easy*

sei. Viel besser als solche Anmerkungen wäre der Abdruck des blossen Textes gewesen. Es ist sehr natürlich, dass der Unrichtigkeiten in einem solchen Buche wenige sind, weil wo der Herausgeber seiner Sache nicht gewiss war, er ganz schweigen konnte. Doch laufen solche mitunter wie gleich im Anfange S. 4, wo *his having been appointed* das Wort *appointed erhoben* heissen soll, da es doch auch an der angegebenen Stelle nur *bestimmt* bedeutet. S. 3 *commanding a squadron of his own* wo *of his own* im Wörterbuche erklärt wird: aus eignen Mitteln, ein Beweis, dass der Herausgeber nicht mit einer der gewöhnlichsten Redensarten bekannt ist. Noten wie S. 3 *as being oder from having to contem with, weil sie streiten müssen gegen* machen den Schüler, der ihrer bedarf, nur noch ungewisser und er wird mit ihnen eigentlich nichts anzufangen wissen. Eben so auch S. 16 *being different, da sie (die Züge) waren.* Andere Beispiele giebt beinahe jede Seite. Dass der Herausgeber Schwieriges überging, zeigt er S. 4 unten in den Worten *sent on a daring enterprise to cut out a galley from the port of Tunis*, wo *cut out* für den Anfänger der Erklärung bedurft hätte, die sich aber weder unter dem Texte noch im Wörterbuche findet, wo dieses Wort ganz übergangen ist. Dieses letzte ist sehr unvollständig und für den Anfänger nur zu gebrauchen, wenn er noch ein anderes dabei hat, um die fehlenden Wörter darin aufzuschlagen. So findet sich z. B. *but*, *after*, *against*, aber nicht *quarrel*, *hawk's bell*, *heathen*, *ammunition*, *size* und viele andere Wörter, die nicht gerade auf den ersten Seiten des Buches stehen. Auch sind die gegebenen Worte nicht einmal immer gut geordnet; z. B. 289 folgen aid — ahead — aid (Subst.) auf einander. Auch hier möchten wir wünschen, dass das Wörterbuch lieber fehlte, da es das Buch nur vertheuert in Wahrheit aber keinen Nutzen schafft. Der Druck ist correcter als bei Hrn. W., auch das Papier besser, wiewohl das andere Buch auch in dieser Hinsicht nicht zu tadeln ist. Die meisten Druckfehler sind in einem langen Verzeichniss noch von Hrn. W. am Ende angegeben.

Noch bemerkt Rec., dass die beiden Worte S. 154 avadavats und Indian crackers, welche Herr Wagner nicht zu deuten wusste, auch Engländer ihm nicht erklären konnten. Doch scheint es, dass man zu Sheridan's Zeit Indian crackers eine Art zusammengerolltes, schön geformtes Papier nannte, welches man durchbrach und dann allerlei schmackhafte Leckerbissen besonders für den Nachtisch darin fand. Der Unterschied von den jetzt üblichen Crackers bestand darin, dass die jetzigen beim Zerbrechen ein Geräusch verursachen.

Ahrens.

Die Geometrie des Euclid und das Wesen derselben, erläutert durch eine damit verbundene, systematisch geordnete Sammlung von mehr als tausend geometrischen Aufgaben und die beigefügte Anleitung zu einer einfachen Auflösung derselben. Ein Handbuch der Geometrie für Alle, die eine gründliche Kenntniss dieser Wissenschaft in kurzer Zeit erwerben wollen. Von Dr. *E. S. Unger*. Erfurt in der Keyserschen Buchhandlung 1833. XII u. 676 S. *)

Der etwas prahlerische Titel, eine bis jetzt ungewöhnliche Erscheinung in der mathematischen Literatur, erweckt unwillkürlich einen Verdacht, und treibt an zu einer strengen Prüfung, wie er durch das, was er verheisst, andrer Seits auch zum sorgfältigen Studium anlockt. Denn wer möchte nicht gern das Wesen des Euclid erkennen. Ist er doch Vater der neuern Mathematik im Gebiete der räumlichen Grössenlehre. Hierzu kömmt nun noch, was der Verf. p. 3 der Einleitung sagt: „dass die Geometrie des Euclid allen Anforderungen entspreche und vollkommen genannt werden könne, insofern es dem Menschen überhaupt möglich ist, etwas vollkommnes zu leisten." Demgemäss wird p. 4 der Einleitung als Zweck des Werkes aufgestellt: „die Geometrie gründlich und vollständig durch Euclid zu lehren, zu welchem Ende das Buch enthalte 1) die Bücher der Elemente des Euclid; 2) die Nachweisung, dass diese Elemente vollständig sind; 3) eine Anleitung zum Gebrauch der Sätze, welche die Elemente enthalten, um mittelst derselben alle vorkommenden rein geometrischen Arbeiten auf eine dem Geiste der Geometrie entsprechende Weise ausführen zu können; 4) Abhandlungen über die vorzüglichsten Sätze der Elemente, um ihre Wichtigkeit, Allgemeinheit und ausgedehnte Brauchbarkeit anschaulich zu machen." Wer diess liest, muss gespannt werden auf den Inhalt des Buches. Doch kann man einen kleinen Unwillen nicht unterdrücken, wenn man p. 4 lesen muss, dass alle neuern Werke der Klarheit und Gründlichkeit um so mehr ermangeln, je weiter sie sich von Euclid entfernen, und man kann den Gedanken, dass man in diesem Buche getäuscht werden könnte, kaum unterdrücken, wenn p 71 allen neuern Werken, welche die Sätze auch nach dem Inhalte zusammenhalten, ziemlich hart und ohne alle weitere Begründung der Vorwurf einer missverstandenen Logik gemacht, und allen der mathematische Geist abgesprochen wird. Es erwecken solche lieblose Aeusserungen zum wenigsten den Verdacht der Parteilichkeit, oder auch einer Nichtbeachtung

*) Referent setzt voraus, dass der Leser eine Uebersetzung des Euclid oder das Original zur Hand habe, um nicht durch zu lange Citate so weitläufig zu werden.

alles dessen, was in neuerer Zeit für die systematische Bearbeitung der Mathematik gethan ist. So viel geht aus jenen Aeusserungen gewiss hervor, dass der Verf. alle seine Merkmale für ein System der Mathematik ohne alle weitere Untersuchungen aus dem E. entnehmen werde. So ist es denn auch wirklich geschehen. Die sich hier findenden Untersuchungen über die mathematischen Grundbegriffe sind daher auch nichts weiter als Wiederholung der Euclidischen, und ermangeln jeder Allgemeinheit, und können aus jeder Uebersetzung des E. auch gewonnen werden. Für die Mathematik als solche ist daher in diesem Werke nicht viel gethan; doch wir müssen noch hinzusetzen, dass die vom Verf. aus dem E. gezogenen Resultate nicht einmal von einer recht scharfen und gründlichen Erwägung des E. zeugen. Folgende Stellen schienen uns diess Urtheil abzudringen. P. 2 wird gesagt: „die Gründlichkeit der Geometrie ist eine unmittelbare Folge der ihr zu Gebote stehenden Construction (??), und es giebt ihr eben dieses Hülfsmittnl (die Construction?) noch den besondern Vorzug, dass die Beschäftigung mit derselben als die zweckmässigste Verstandesübung angesehen wird." P. 3 wird der Begriff eines Systems nicht weiter erörtert als in den Worten: „Ein Lehrgebäude muss alle die Sätze enthalten, welche nothwendig zu dem Systeme gehören, und die für alle Fälle (?) ausreichen, um jeden (?) vorkommenden Lehrsatz streng beweisen und jede (?) Aufgabe mittelst derselben auf eine einfache (?) Weise lösen zu können. Sind diese Sätze so geordnet, dass jeder an der Stelle steht, wo die Richtigkeit desselben mit Hülfe des vorhergehenden vollständig bewiesen werden kann, und lässt sich nachweisen, dass keiner der wesentlichen Sätze fehlt, und kein Satz überflüssig (diess kann doch nur auf einem rein combinatorischen Wege geschehen, und würde dazu ein ganz andrer Weg als der der Anmerkungen einzuschlagen sein. Ref.) aufgenommnn ist, so entspricht das Lehrgebäude allen Anforderungen, die an ein streng wissenschaftliches System gemacht werden können;" und p. 71 wird hinzugesetzt: „die natürliche Stelle eines Satzes ist da, wo er als unmittelbare Folge des vorhergehenden sich ergiebt (dann würden nicht selten zwei oder mehr Sätze zuweilen auf eine Stelle Anspruch machen. Ref.), und alle Sätze gehören zusammen, die ihrem innern (?) Wesen nach verwandt sind." Wer sonst nicht irgend woher das Wesen eines Systems kennt, der wird es nicht wohl hieraus lernen. In Betreff der in der Geometrie vorkommenden Erklärungen wird p. 6 gesagt: „In der Geometrie wird ein durch Worterklärungen gebildeter Begriff erst durch die Auflösung einer Aufgabe eingeführt, indem gezeigt wird, wie ein dem gebildeten Begriffe entsprechendes Ding wirklich erzeugt werden kann," und p. 9 heisst es: „Grössen sind gleich, wenn die eine für die andre der Grösse nach gesetzt werden kann."

Man pflegt gemeinhin richtiger so zu sagen: wenn Grössen gleich sind, so kann die eine für die andere gesetzt werden, und setzt dann die Kenntniss des Begriffs *gleich* voraus. Ferner wird p. 23 apodictisch gesagt: „Der erste Gegenstand der Geometrie ist, auszumitteln, unter welchen Bedingungen zwei Dreiecke sich decken.“ Man möchte aber doch wohl erst fragen, was denn die Geometrie als solche mit dem Decken zu schaffen habe? Eben so wird p. 66 ohne weitere Auseinandersetzung zwischen zusammengesetzten und Grundeigenschaften der Dreiecke unterschieden; und um das Wesen des 2ten Buchs der Euclid. Elemente darzulegen, wird der Unterschied einer analytischen und algebraischen Gleichung und zwar so festgestellt, dass in jenen die beiden Theile gleich sein *müssen*, in dieser gleich sein *sollen*. Gewiss hat aber E. niemals an die Lösung der Gleichungen im Sinne der neuern Analysis gedacht. Eine andere dem E. gewiss ganz fremdartige Idee wird ihm p. 197, wenn auch nicht untergeschoben, so doch folgerecht aus ihm entwickelt. Es wird nämlich die Bemerkung gemacht, dass ein Rechteck 2 oder 3 mal so gross wird, wenn die Grundseite 2 oder 3 mal so gross wird, und daraus wird gefolgert: „werden daher zwei begrenzte gerade Linien als Stellvertreter zweier Factoren angesehen, so ist das unter diesen Linien construirte Rechteck das geometrisch construirte Product dieser beiden Factoren.“ Diese Schlussfolge sieht man nicht recht ein. Allerdings ist ein solches Rechteck ein Product, aber aus ganz andern als den hier beigebrachten Gründen und zwar aus Gründen, die dem E. nie in den Sinn kommen konnten. Auf gleiche Weise wird p. 489 so demonstrirt: „Das 2te, wodurch sich Figuren unterscheiden, wenn auch die Zahl der Seiten in beiden gleich gross ist, sind die Winkel ihrer Grösse nach, und es ist daher (daher?) erforderlich, dass die Winkel der einen einzeln der Ordnung nach den Winkeln der andern gleich sind; das dritte endlich, wodurch sich zwei Figuren von einander unterscheiden, ist das Verhältniss zwischen gleichliegenden Seiten. Daher (?) ist erforderlich, wenn zwei Figuren ähnlich sein sollen, dass die beiden, einen Winkel der einen Figur einschliessenden Seiten, mit den Seiten, welche denselben Winkel in der andern Figur einschliessen, in gleichem Verhältniss sind, und es müssen daher je zwei Paar, in beiden Figuren gleichliegende Seiten proportionirt sein.“ Dazu wird p. 549 hinzugesetzt: „Ist die Figur, für welche eine ähnliche construirt werden soll, nicht unmittelbar auf dem Papier gegeben, sondern sind statt dessen die erforderlichen Bestimmungsstücke, in Zahlen ausgedrückt, bekannt, kennt man also die Länge der zu den Bestimmungsstücken gehörigen Seiten und die zu denselben gehörigen Winkel der Grösse nach, so wird die Construction mit Hülfe des verjüngten Maassstabes und des Transporteurs ausgeführt. Die Seiten werden nach dem Maassstabe aufgetragen, und

die Winkel mit Hülfe des Transporteurs an den gehörigen Stellen angesetzt. Hierbei gilt allgemein als Regel, dass von einer n-seitigen Figur 2n-3 Bestimmungsstücke gegeben sein müssen, wenn dieselbe soll construirt werden können." Aus diesen angegebenen Beispielen wird man erkennen, dass die in der Mathematik vorkommenden Begriffe, welche hier bestimmt werden sollten, aller Allgemeinheit ermangeln und auch der Schärfe. Zugleich mögen aber auch diese mitgetheilten Stellen als Belege gelten dafür, dass der Verf. zwar nach Deutlichkeit strebt, aber da er diese in Umschreibungen und nicht in der genauen Abgrenzung des Begriffs gesucht hat, dass dadurch eine Breite der Darstellung entstanden ist, die eher verwirrt als aufklärt. Aehnliche Stellen finden sich p. 608 sq., 323 sq., 247, 92 etc. Selbst in den Auflösungen und Analysen vieler Aufgaben und auch in den Anmerkungen hat das Streben nach Deutlichkeit eine ermüdende und schädliche Breite erzeugt. Doch ist das eine Nebensache. Wenden wir uns nun vielmehr zu der Frage, was denn mit diesem Werke für die Erkennung des Wesens der Euclid. Geometrie gewonnen sei. Auch hier müssen wir leider gestehen, dass wir uns getäuscht fanden. Zwar werden alle Sätze des Euclid aus den 6 ersten Büchern beigebracht und zu vielen Lehrsätzen Anmerkungen gemacht, auch folgen hinter jedem Buche Abhandlungen über das Wesen des Buchs und dann Aufgaben und Lehrsätze zur Anwendung der in dem Buche vorgetragnen Sätze. Aber dessen ohnerachtet lernt man hier den Eucl. nicht besser kennen, als man ihn aus jeder Uebersetzung, aber noch viel besser aus dem Studium des Originals kennen lernen kann. Verdacht erregend ist nun schon die Schreibart *Hypothenuse* und *Katete*, ferner auch, dass die Ausgabe des Euclid von August gar nicht zu Rathe gezogen zu sein scheint. Denn es werden Erklärungen gegeben und Anordnungen getroffen, wie es in allen Uebersetzungen sich vorfindet, obwohl manche Abänderung nöthig war. So sind z. B. die 3 Grundsätze 10, 11, 12 unter die *αἰτήματα* und nicht unter die *κοιναὶ ἔννοιαι* zu stellen, wofür sich bei genauerm Studium des Euclid noch mehr innere als äussere Gründe finden. Auch ist es nicht förderlich, das Wesen des E. aufzufassen, dass der Verfasser nach dem Vorgange der neuern Uebersetzer jeden Lehrsatz mit den Buchstaben einer Figur, auf welche hingewiesen wird, durchwirkt, was doch E. nicht und gewiss aus sehr weiser und leicht aufzufindender Absicht nicht gethan hat. Auch das scheint uns mehr vom E. ab als zu ihm hinzuführen, dass da, wo von den Uebersetzungen abgewichen wird, die Abweichung sich nicht etwa nach dem Originale hin, sondern von ihm abgelenkt hat. Zum Belege dieser Bemerkungen nur einige Beispiele. In der Erklärung I, 3 heisst es: „wo eine Linie aufhört sind Puncte," und eben so I, 6; I, 13, wo Euclid ganz sinnig das Substantiv *τὰ πέρατα* gebraucht. In der Forderung 2,

„jede begrenzte gerade Linie kann stetig in gerader Richtung verlängert werden“ sagt Euc. ganz richtig blos, ἐπ' εὐθείας. So lässt der Verf. den von Euc. so vorsichtig hinzugefügten Satz, dass man 2 Linien, die man zum Decken bringen will, mit einem der Endpuncte erst in einander legen solle, immer aus und bürdet dadurch seinem Meister eine grosse Ungenauigkeit auf. Dahin gehört auch der Beweis in I, 13 und Lehrsatz I, 26. Ferner haben die Beweise der Sätze des 2ten Buchs das Ansehen von Rechenexempeln oder von kurzen algebraischen Beweisen erhalten und das gewiss gegen die Idee des E., der demonstriren und durch Constructionen, nicht aber durch ausgerechnete Resultate im Sinne der Analysis seine Beweise führen will, der Satz III, 14 ist gar nicht im Sinne Euclid's bewiesen, und stützt sich der gegebene Beweis auf eine in den Anhängen vorgetragene Aufgabe (Merkwürdig genug schliesst sich der zu diesem Lehrsatze in der Anmerkung vorgetragene Beweis enger an das Original an, als der dem E. untergeschobene Hauptbeweis.) Im 5ten Buche sind die von E. gebrauchten Linien ganz vermieden, wodurch das ganze Buch einen von Euclideischer Beweisart ganz abweichenden Character erhält. Vielleicht erscheint diess in den Augen Andrer eine Nebensache, wofür wir es aber nicht halten können, wenn es sich um das *Wesen* des E. handelt. Wir würden jedoch weniger unwillig darüber sein, wenn nur die bei den Lehrsätzen gegebenen Anmerkungen, deren eine grosse Anzahl sind, die Sache uns weiter aufschlössen. Zwar sind unter denselben sehr viele gute und brauchbare Bemerkungen, jedoch viele thun nichts weiter, als dass sie die, durch die Hinweisung auf bestimmte Figuren verdorbenen und entstellten Lehrsätze nun hinterher in einem allgemeinen Wortausdrucke ohne Hinweisung auf die Figur, wie sie E. originaliter hat, angeben z. B. Anmerkung zu I, 3; 8; 12; 26; 40; 48. III, 31; VI, 4; 5; 6; 7; 31. Doch diese Anmerkungen machen doch noch den Fehler wieder gut, aber viele derselben im 5ten oder 6ten Buche führen von der Idee des E. ab, da sie sonst meist analytische Beweise beibringen, die sich auf des Verf.'s Anmerkungen stützen und in der Lehre von den Proportionen bei dem Begriffe des Gleichvielfachen stehen bleiben, über welchen sich E. eben erhoben hat. Sie bringen demnach ein ganz fremdartiges Element in den Euclid. Dazu kommt nun noch, dass gerade das Schwierigste nicht berührt oder doch bei Seite geschoben ist, während das Leichtere nicht selten mit vielen Worten noch wiederholt wird. Doch der Begriff des Schwierigen ist relativ, und muss Ref. daher hier schon angeben, was ihm in E. noch immer Schwierigkeiten verursacht, und worüber er in diesem Buche vergebens Auskunft gesucht habe. Es hat nämlich E. bei genauerer Betrachtung seiner Erklärung von der geraden Linie das Moment der Richtung mit aufgenommen, und wunderbar genug braucht er diesen Begriff zu nichts

weiter als daraus die Gleichheit der Länge vermittelst des Deckens zu gewinnen, und macht dann in der Parallelentheorie den umgekehrten Weg (den er freilich durch seinen zu diesem Zwecke aufgestellten Grundsatz umgeht), nämlich aus der Länge die Gleichheit der Richtung zu gewinnen. Die Vorstellung eines Winkels als Neigung zweier Linien gewährt eine durchaus unklare Vorstellung von einem Winkel zwischen Sehne und Bogen, den doch E. zulässt. Unerklärlich ist ferner, dass E. den von ihm so oft bei den indirecten Beweisen gebrauchten Grundsatz nicht aufgeführt hat. Schwierigkeiten gewähren auch die Erklärungen zum 5ten Buche und namentlich no. 10, 11, 18, indem dieselben nicht füglich eher verstanden werden können als da, wo man in den Lehrsätzen auf sie geführt wird. (Man erkennt dann freilich hinterher, dass E. tiefer gedacht, als man ahnt, indem er einsah, dass man nur mit dem Worte und nicht mit einer in blos willkürlichen Zeichen ausgedrückten Sprache, wie sie unsere heutige Trigonometrie und Algebra aufweist, einen Begriff verbände und so die Begriffe und die Resultate dem Gedächtnisse fassbar und dem Verstande zu weitern Schlüssen brauchbar mache. Auffallend ist auch die Erklärung in III, 1, welche eigentlich ein Grundsatz ist, und schwierig ist der Gang in den Beweisen V, 4 und V, 8. Doch mag diess ausreichen, um zu zeigen, was Ref. schwierig findet und wobei er sich nach Hülfe umsah, um sein individuelles Urtheil zu begründen. Es versteht sich von selbst, dass damit dem Buche kein Tadel angeheftet ist, wenn dergleichen Untersuchungen Andern nicht Schwierigkeiten bei dem Studium des E. gemacht haben. Auch kann und soll man wohl nicht füglich mit einem Verf. darüber rechten, was er nicht gegeben hat. Wenden wir uns daher wieder zum Buche selbst, und zwar zu den Abhandlungen, die hinter jedem Buche folgen. Recht brauchbar sind der Anhang VII zum pythagoräischen Lehrsatze, dann auch IX und X zum 2ten Buche und der Schluss in Anhang XXX, welcher die geometrische Lösung der Gleichungen des 2ten Grades durch die Elemente E. zeigt. Viele dieser Anhänge erscheinen überflüssig, indem sie blos einen Ueberblick über die Sätze geben, ohne den Faden nachzuweisen, der sich durch alle hindurch zieht; andere führen aus den Elementen des E. hinaus, indem sie Begriffe aus den Daten des E. herübernehmen, den Begriff des Gleichvielfachen bei den Proportionen, wie schon oben gesagt, und den von Bestimmungsstücken, und von Zahlen und algebraischen Operationen einführen. Manche sind dazu in so ermüdender Breite gehalten, dass man Mühe hat, die guten Körnchen herauszufinden. Nun sind noch die Lehrsätze und mehr denn 1000 Aufgaben übrig, um uns in das Wesen des E. einzuführen. Indessen wie viele hübsche Lehrsätze sich auch hier finden, und wie viel nützliche und brauchbare Aufgaben auch beigebracht sind, so scheinen sie uns im Ganzen doch nicht

geeignet, den vorgesetzten Zweck zu erreichen, und kann man sich des Gedankens nicht erwehren, dass man einen solchen Apparat auch schon anderweitig hinlänglich besitze. Was die Lehrsätze nun zunächst anlangt, so sind deren etwa 300, die Zusätze, welche in den Anmerkungen zu den Euclideischen Beweisen eingestreut sind, ungerechnet. Viele derselben sind aber blos einzelne zufällige Beziehungen, welche sich unmittelbar aus einem Beweise ergeben, welche Beziehungen dann hier als gesonderte Sätze aufgestellt sind; andere derselben grenzen so eng an einander, dass in einer ganzen Reihenfolge nur Einer derselben Werth und Bedeutung hat; noch andere knüpfen sich so eng an eine Figur, und haben einen so speziellen auf die Figur bezüglichen Character, und entbehren so sehr der allgemeinen Fassung durch den Begriff, dass sie als ganz unnütze angesehen werden müssen. Dieselben Vorwürfe treffen auch die Aufgaben. Schwierige und leichte sind bunt an einander gereiht und bis zur Ermüdung gleichförmig; manche sind so elementar und zwar sehr viele, andere dagegen sind so schwierig, obwohl sie dicht neben und unter jenen elementaren stehen, dass zu deren Lösung erst besondere Lehrsätze Erklärungen, Hülfsaufgaben etc. nöthig werden, und doch hätte man füglicher Weise erwarten sollen nur solche, welche blos durch die Euclideischen Elemente sich unmittelbsr lösen lassen. Andere grenzen so dicht an einander, dass man die Zeit bereut, dieselben durchgelesen und sich klar gemacht zu haben, und bei deren Auflösung dann nicht selten abgedruckt ist, dass sie sich von einer frühern Aufgabe nicht unterscheiden; andere sind die Lehrsätze des Euclid blos in Aufgaben umgewandelt. Doch am meisten zu bedauern ist, dass sich der Verf durch die vielen speziellen Aufgaben nur sehr selten zu einer allgemeinen, die dann alle die besondern unter sich gefasst hätte, aufgeschwungen hat, welches Resultat doch das einzige Gewinn bringende sein kann. Es scheint allerdings billig zu sein, alle diese tadelnden Bemerkungen aus dem Buche zu belegen, indessen würde dazu ein viel zu grosser Raum erfordert werden, und kann Ref. versichern, dass in jedem von den 6 Büchern sich Belege zu dem Gesagten finden. Wir müssen zu alle diesem sogar noch hinzufügen, dass andere Leser noch viel mehr Tadelndes auffinden werden, denn billigen wird es wohl Niemand, dass manche dieser Aufgaben so rein arithmetisch werden, dass der Verf. seine arithmetischen Uebungen zur Fortsetzung empfehlen konnte; und eben so wenig auch, dass die Analysis in zum Theil schwierigen Fällen gar nicht, dagegen die Auflösung und Construction auch in sehr leichten Aufgaben mit gegeben werden. An und für sich betrachtet sind die Aufgaben über die Theilung der Figuren so wie viele arithmetische und algebraische recht brauchbar, nur erwartete man sie nicht im Euclid.

Haben wir nun ganz unverholen unsere Meinung gesagt, in so weit sie tadelnde Bemerkungen enthält, und ergiebt sich daraus

von selbst, dass das Buch nicht für Mathematiker vom Fache, und auch nicht für Anfänger ist, weil erstere von dem, was sie suchen, zu wenig, letztere zu viel eingesichteten Stoff finden, den sie selbst noch nicht sichten können, so halten wir dennoch das Buch unter Umständen für brauchbar und zwar ist es empfehlenswerth für solche Lehrer der Mathematik, welche zwar im Allgemeinen die ihren Schülern vorzutragenden Lehrsätze verstehen und auch plan beweisen können, aber nicht Uebung genug gehabt haben, und auch nicht Zeit hinterher dazu gewinnen können, noch etwas tiefer in das Wesen der Mathematik einzudringen, und denen dann die Kraft abgeht, auf der Stelle eine elementare Aufgabe zu ersinnen, um daran zu prüfen, ob die Schüler den eben bewiesenen Satz verstanden haben. Diese finden dann hier eine reiche Aushülfe, wenn sie die Mühe des Heraussuchens nur nicht scheuen, und zwar bleibt ihnen Wahl für mehrere Cursen, ohne dass sie sich zu wiederholen genöthigt werden. Auch den Lehrern wird diess Buch nicht ohne Nutzen sein, die nicht recht wissen, wie man einen Schüler in die Wissenschaft einzuführen habe. Sie werden hier dann wenigstens auf Mancherlei aufmerksam gemacht, und darüber nachzudenken angeleitet. Sollte es nun auch dergleichen mathematische Lehrer nicht mehr geben, so bleibt dennoch dem Buche ein literarisches Verdienst, welches Ref. sehr hoch zu stellen geneigt ist; es ist nämlich der hier gemachte Versuch, obgleich er nicht ganz gelungen ist, die Mathematik mit ihren einzelnen Sätzen unter allgemeine Gesichtspuncte zu stellen. Jedes mathematische Werk zum Selbstunterrichte geschrieben müsste ausser den einzelnen Lehrsätzen neben her einen fortlaufenden Commentar haben, wie er hier in den Anhängen zu den einzelnen Büchern gegeben ist, in welchem der innere wissenschaftliche Zusammenhang und die Bedeutung der einzelnen Sätze erörtert würde, der gewissermassen das Geländer an der Treppe der Lehrsätze wäre, vermöge dessen man die Stufen viel leichter ersteigt. Das wird freilich nur ganz gelingen können, wenn jemand das System, zu dem er einen solchen Commentar liefern will, entweder selbst geschaffen, oder doch dasselbe sich ganz und gar nach dem darin herrschenden Ideengange bis ins Einzelne klar gemacht hätte.

C. G. Scheibert.

Deutsche Sprachlehre für Schulen von *Johann Heinrich Ruth*, Mitglied des frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache, Erziehungsrath und Vorsteher einer Erziehungsanstalt (in Hanau). Frankfurt am Main in der Jäger'schen Buchhandlung. 1834. IV u. 107 S. 8. (7 Gr.)

Der Verf. dieser Sprachlehre, geb. zu Hanau am 28. Oct. 1779, ist seinem segensreichen irdischen Wirken am 7. Mai 1835

entrissen worden. Vergl. „Worte des Andenkens gesprochen am Grabe J. H. Ruth's von einem Verehrer des Vollendeten" (Hanau in der Edler'schen Buchhandlung. 2 Gr.). Darin finden wir einen Grund mehr, unsre Leser nur kurz von dem Dasein und den Eigenthümlichkeiten der vorliegenden Schrift in Kenntniss zu setzen. Die Bestimmung derselben giebt der Verf. selbst mit folgenden Worten an. „Dieses Büchlein ist für Schüler jedes Alters bestimmt, welche die deutsche Sprache gründlich erlernen wollen. Es soll die mannichfaltigen Formen der Umendung und Abwandlung ganz vollständig und anschaulich darstellen und genaue Regeln für den Gebrauch einer jeden angeben. Es soll die Sprachregeln in einer deutlichen, aber bündigen Form enthalten, damit sie der Schüler, nachdem sie ihm von dem Lehrer erklärt worden sind, seinem Gedächtniss einprägen, und wenn er eine oder die andere vergessen hat, wieder erlernen könne. Es soll endlich mit den bedeutenden neuern Forschungen im Gebiete der deutschen Sprachkunde auf eine fassliche Weise vertraut machen." Die Anlage der kleinen Schrift darf im Allgemeinen ihrem Zweck entsprechend genannt werden. Ueber alle Theile der Sprachlehre giebt der Verf., von den einfachsten Elementen anfangend, kurze Regeln, welche der bessern Uebersicht wegen in fortlaufende (318) Paragraphen vertheilt sind; und erläutert dieselben, wo es ihm nöthig scheint, durch einige Beispiele. Lobenswerth ist im Ganzen die Klarheit und Bestimmtheit der Regeln. Ziemlich gelungen ist das Bestreben, die gewöhnliche fremde Terminologie durch eine völlig deutsche zu ersetzen. Und dass der Verf. mit den neuern Forschungen auf dem Gebiete der Sprache nicht unbekannt geblieben ist, lässt sich schon erwarten, da er sich auf dem Titel Mitglied des frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache nennt. Man findet wirklich die Fortschritte der Sprachforschung nicht unbeachtet, und namentlich die Ansichten von *Becker* und *Herling* zwar nicht sklavisch aufgenommen, aber doch sorgfältig benutzt.

So gehört die vorliegende Sprachlehre keineswegs zu den schlechten, vor deren Gebrauch man warnen muss. Dennoch können wir wegen der vielen Mängel, an denen sie leidet, ihr gerade keinen Vorzug vor manchen andern ähnlichen Schriften beilegen. An vielen Stellen liegt den Bemerkungen des Verf.'s schwerlich eine richtige Ansicht zum Grunde. Wenn der Verf. beginnt: „in der deutschen Sprachlehre lernen wir, wie das Deutsche richtig gesprochen und geschrieben wird," und demnach als Theile der Sprachlehre „die Rechtsprechung und die Rechtschreibung" angiebt, so ist damit weder die eigentliche Bedeutung der Sprachlehre, noch eine passende Eintheilung derselben angegeben. Um richtig sprechen zu lernen, möchte die Sprachlehre als Unterrichtsgegenstand in unsern Schulen ein eben so überflüssiges als ungenügendes Mittel sein. Die Sprachlehre

beschäftigt sich nicht sowohl mit dem Sprechen, als mit der Sprache, und hat keinen andern Zweck, als dass man durch dieselben die Sprache verstehen, folglich auch die Sprache mit Bewusstsein gebrauchen lerne. Einen Theil der Sprachlehre Rechtsprechung und einen andern Rechtschreibung zu nennen, würde, abgesehen von der für die untergelegten Begriffe nicht passenden Bildung der Wörter, schon darum keinen Beifall verdienen, weil das Object des Rechtsprechens und des Rechtschreibens, welches in dem einen und in dem andern Theile den Gegenstand der Untersuchung ausmachen würde, kein unterscheidbares ist; ausserdem haben beide Theile einen gar zu ungleichen Umfang, indem beim Verf. die Rechtsprechung 101 S., die Rechtschreibung nur 5 S. einnimmt. Wenn man die Orthographie nicht mit *Becker* in einen Anhang oder einen ergänzenden Abschnitt der Sprachlehre verweisen will, was uns das Richtigste scheint, so möchte man sie nur mit *Heyse* (in der fünften Auflage des ausführlichen Lehrbuchs der deutschen Sprache) in die Lehre von den Lauten aufnehmen dürfen. Die wunderliche Auflösung des Satzes „die Sonne scheint“ in „die Sonne ist scheinend,“ findet man auch hier noch (§ 17). Als eigentliche Meldewörter (eine nicht ganz passende Benennung der Verben) lässt der Verf. nur die Wörter gelten, welche die Verknüpfung zwischen Grund- und Beiwörtern anzeigen; dahin gehört folglich blos das Verb *sein*, und allen andern Verben wird weiter Nichts zugestanden, als dass sie „*auch* Meldewörter heissen.“ An einer andern Stelle (§ 101) werden freilich Meldewörter solche genannt, „welche von einem Gegenstande Etwas aussagen,“ wie *lesen*, *springen;* und § 111 wird *sein* gar nur als Hülfswort aufgeführt. So schwankende Bestimmungen sind für einen klaren und bestimmten Unterricht unbrauchbar. Durchaus ungenügend ist es, wenn von der Bedeutung der Geschlechtswörter nichts gesagt wird, als sie seien Wörter, „welche die Grundwörter am gewöhnlichsten bestimmen“ (§ 21. 58). Ueberhaupt enthält der Abschnitt vom Geschlechtswort viel Verfehltes, wie die Regel, man lasse den Artikel weg, wenn man in heftiger Gemüthsbewegung spreche, z. B. „Onkel, Tante, Vetter und Base sind angekommen.“ Ohne Zweifel könnte man durch die Ankunft des Vetters allein in eine eben so heftige Gemüthsbewegung gerathen; würde man dann sagen: „Vetter ist angekommen“ und nicht vielmehr: „der Vetter ist angekommen“? Sehr unbestimmte Bemerkungen giebt § 106 über die Aussageformen (Modus), deren der Verf. vier annimmt, die bestimmte, unbestimmte, bedingte und befehlende. Den Vokativ führt der Verf. (§ 48) als fünften Kasus auf. Die Paradigmen der Konjugationen nehmen S. 32—53 einen unverhältnissmässigen Raum ein. Die Erklärung der Vorwörter als solcher, „welche die Beziehungen der Gegenstände zu einander anzeigen“ (§ 136), ist nicht genau. Die Bemerkungen über die

Rechtschreibung sind durchaus unzureichend; selbst die bekannten Regeln, die sich mit erschöpfender Bestimmtheit hinstellen lassen, z. B. über die Dehnungszeichen, sucht man hier vergebens. Auch gegen die Bestimmungen über die Scheidezeichen liesse sich Manches einwenden. Wir können bei diesen Mängeln im Einzelnen die vorliegende Sprachlehre um so weniger vor andern empfehlen, weil von elementarischer Entwickelung der Regeln darin keine Spur ist. Ungeachtet der vielen jährlich erscheinenden Lehrbücher der deutschen Sprache scheint uns namentlich für den frühern Unterricht die Aufgabe einer zweckmässigen Sprachlehre, in welcher Gründlichkeit und richtige Methode sich vereinigen, noch immer nicht gelöset zu sein.

Göttingen. *Lorberg.*

Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Ein Leitfaden für Schüler von Gymnasien, Militair- und höheren Bürgerschulen. Für einen stufenweisen Unterrichtsgang berechnet und entworfen von *Albrecht von Roon.* Drei Abtheilungen. Zweite Auflage. Berlin, bei G. Reimer 1835. (Die erste Auflage 1834.) VIII u. 98. 96. 80 S. gr. 8.

Geographischer Leitfaden durch sämmtliche Klassen der Gymnasien. Von Dr. *Friedr. Wilh. Karl Sucro*, Oberlehrer am Königl. Dom-Gymnasium zu Magdeburg. Zweite berichtigte Auflage. Magdeburg, bei W. Heinrichshofen 1834 (die erste Auflage erschien als Programm in demselben Jahre). IV u. 132 S. gr. 8.

Es schien lange Zeit, als wenn die Forschungen und Darstellungen *Ritters* für die Methodik des geographischen Unterrichts auf Gymnasien und Bürgerschulen keine Frucht tragen wollten; denn die unmethodischen Gemische, welche unter dem Namen geographischer Lehr- und Handbücher von *Gaspari*, dessen einst sehr verdienstliche Leistungen in den neueren Auflagen unter den Händen anderer Bearbeiter ganz unbrauchbar geworden sind), *Stein* und *Cannabich* erschienen sind, erlebten eine Auflage nach der andern und es kam kein Buch zum Vorschein, welches die Ritterschen Forschungen und Ansichten auf den Schulunterricht angewandt hätte. So schwer ist es, in irgend einem Gegenstande dem alten Schlendrian abzusagen! Denn es kann nicht bezweifelt werden, dass sich *Bearbeiter* methodischer Lehrbücher für den geographischen Unterricht in Menge gefunden haben würden, wenn die *Lehrer* das Bedürfniss davon gefühlt und verlautbart hätten. Die Bücher von K. v. Raumer und H. Berghaus behandelten nur einen Theil des den Schulen unentbehrlichen geographischen Materials, und zwar mit einer Umständlichkeit, welche

in Gymnasien gar keine Stelle finden konnte. Endlich erschien vor einigen Jahren das Lehrbuch von A. v. Roon, dessen statistischer Theil in Tabellenform vorgetragen ist, und man erkannte nicht ohne einige Beschämung, dass ein Militair das Bedürfniss so vieler Unterrichtsanstalten besser begriffen und ihm abgeholfen habe. Das hohe Ministerium verlangte Begutachtung dieser bedeutenden Erscheinung im Gebiete der Methodik des Unterrichts. Diese mag wohl ziemlich allgemein dahin ausgefallen sein, dass das Buch durchaus vorzüglich, doch zu ausführlich und stoffreich sei, um in andern als Militärschulen, wo die Terrainlehre unmittelbar auf die Geographie basirt werden kann, in die Hände der Schüler kommen zu können: denn um es zu kommentiren und durchzumachen würden auf den obern Classen wenigstens *drei* Stunden in einem zweijährigen Kursus erfordert werden; dagegen erscheine es als ein vortreffliches Unterrichtsbuch für die Lehrer. Alle Wünsche würden aber erfüllt werden, wenn der Verf. einen etwa 150—200 Seiten fassenden Auszug als Leitfaden für die Schüler liefern und den statistischen Theil darin nicht tabellarisch behandeln wollte. Die Erfüllung dieses Wunsches verzögerte sich, und vielleicht mag mancher Lehrer auf dem Punkte gestanden haben, wie der Rec., einen Leitfaden nach jenem Roonschen Werke auszuarbeiten. Da half die Erscheinung des vorliegenden Buches dem Bedürfnisse ab und befriedigte alle Wünsche für lange Zeit. Dass es anerkannt worden, beweist die zweite, schon nach Jahresfrist nöthig gewordene Auflage.

Der Leitfaden von Sucro erschien zuerst in dem 10. Bande von *Matthias* pädagogischen und litterarischen Mittheilungen, d. h. als Programm des Domgymnasiums in Magdeburg. Da ihm die Gunst widerfuhr, sogleich in mancher Anstalt eingeführt zu werden, so musste es gleich wieder gedruckt werden und ist etwa gleichzeitig mit dem Roonschen Leitfaden, der, wenn er nur sechs Monate früher erschien, den Sucroschen unnütz gemacht hätte. Denn es ist unverkennbar, dass er ohne das grössere Werk des letzteren Verfs. nicht entstanden sein würde und als ein Auszug aus demselben zu betrachten ist. Allerdings zeigt er von Einsicht und Urtheil und wird in den Händen eines verständigen Lehrers gewiss Nutzen stiften. Auch hat er zweierlei vor dem Roonschen Leitfaden voraus. Erstens ist er vermöge des engern Druckes und vieler Abkürzungen der Wörter bei weitem schwächer an Bogenzahl und also wohlfeiler. Zweitens ist er von der unnützen Genauigkeit frei, mit welcher im Roonschen Leitfaden bei jedem Flusse, selbst den unwichtigen, Länge und Breite der Quelle und Mündung entweder in Graden, oder nach den Parallelen und Meridianen anderer Flüsse oder merkwürdiger Punkte angegeben ist; welches zugleich um so mehr Raum kostet, weil die Nebenflüsse der beiden jedesmaligen Stromufer

einander parallel gegenüber stehend angegeben sind, wodurch eine Menge leerer Räume entstanden ist, sobald die Zahl der Nebenflüsse des einen Ufers der des andern nicht gleich kam. Diese Genauigkeit im Lernen (und dafür sind die Angaben doch gemacht?) beobachten zu lassen würde das Gedächtniss mit dem allerunnützesten Ballast von Zahlen anfüllen, an welche sich durchaus nichts anknüpfen lässt und dabei nicht einmal in Sekunda erreichbar sein, geschweige denn in dem topographischen Kursus der beiden untersten Klassen, für welche sie doch bestimmt ist. Indessen wird jene Raumersparung zum Theil dadurch aufgewogen, dass die Abkürzungen in dem Sueroschen Buche dem Schüler der untern Klassen beim Lernen sehr hinderlich sein müssen. Sie mussten deshalb unterbleiben. Ausserdem reicht das Sueroschen Buch für die mittlere und obere Bildungsstufe offenbar nicht aus, während das Roonsche, wenn nur einige Städte von den Sekundanern aufgemerkt werden, von Sexta bis Sekunda genügt. Und rechnet man jene in einem Punkt übergrosse und unzweckmässige Genauigkeit ab, so scheint Rec. das Roonsche Buch vor dem Sueroschen entschiedene Vorzüge zu haben, nicht sowohl im *Inhalte*, oder der Methodik des *Vortrages*, sondern in der Gliederung der Kurse und der für sie angeordneten Pensa. Zuerst hält Rec. es für einen Hauptfehler, dass von Suero auch in *Prima* ein geographischer Kursus angeordnet ist. Er enthält nichts Wesentliches mehr als die Kurse der frühern Klassen und erfordert zwei Stunden in einem zweijährigen Zeitraum; denn er soll die ganze mathematische, physische und politische Geographie umfassen und bis zu abwechselnden eigenen geographischen Vorträgen der Schüler gehen!!! Rec. hat in seinem frühern Dienstverhältniss funfzehn Jahre lang Geschichte und Geographie in den drei obern Klassen gelehrt und glaubt von dem Zusammenhange des Unterrichts in Gymnasien einige Kenntniss erlangt zu haben, gesteht aber, dass ihm ein grösserer Missgriff niemals vorgekommen ist. Es pflegt aber denen, welche ihre Plane nur für ihren speziellen Lehrgegenstand berechnen, leicht zu geschehen, dass sie seine Wichtigkeit so hoch stellen, dass er über die Grenzen des Erreichbaren hinausgeht und zugleich mit dem in andern Fächern harmonisch zu Leistenden in Widerspruch tritt. Rec. legt hier wenig Werth darauf, dass das nach dem Prüfungsgesetze von dem Abiturienten Verlangte leicht erreicht wird, wenn nur der neuern Geschichte episodische Wiederholungen der Staatenkunde eingeschaltet werden und das Lehrbuch privatim wieder durchgegangen wird. Denn wenn man überall nur *Das* lehren wollte, was als das Minimum des nothwendigen Wissens bezeichnet ist, würde man auch hinter diesem bedeutend zurückbleiben. Wichtiger sind aber folgende Betrachtungen. Die Erdkunde wird auf *Gymnasien* ewig nur eine Hülfswissenschaft der Geschichte bleiben; anders freilich mag es in Handlungs- und Mi-

litärschulen (kaum in Bürgerschulen) sein. Wollte man sie in der Ausdehnung treiben, wie Herr S. verlangt, so würde auch die Geschichte unter vier wöchentlichen Stunden nirgend abzuthun sein und Anleitung zum Quellenstudium müsste in den Kreis des Gymnasialunterrichts gezogen werden. Denn um z. B. die verlangten *geographischen Vorträge* halten zu können, werden die Primaner sich doch nicht etwa an den Leitfaden halten sollen? Dann würden die Vorträge dürftig genug ausfallen. So würden sie also dazu studiren müssen; etwa *Ritters Erdkunde?* Kann dann das historische Studium nicht dasselbe fordern, und ist es nicht ungleich wichtiger und folgenreicher? Und die klassischen Sprachen? Und die Mathematik? Jene Forderung gehört offenbar in die Reihe der Irrthümer Derer, welche die obern Klassen mit Realien ausstopfen und das Wesen des Unterrichts in das Erlernen und Kennen des Materiellen setzen, statt in die Gymnastik des Geistes, welche vorzugsweise die alten Sprachen und die Mathematik gewähren. Selbst die *Geschichte*, besonders die *Kulturgeschichte des Alterthums*, welche in Prima unentbehrlich ist, dient als Ergänzung dessen, was die Schüler beim Lesen der Klassiker bruchstückweise erfuhren oder ahnen lernten. Die mittlere und neuere ist freilich wesentlich dazu da, das Werden der heutigen Welt zu erklären, deren vorurtheilsfreie Schätzung und Vergleichung mit dem Alterthum das beste Gegengift gegen politische Verirrungen sein wird. Da nun die Geschichte sich meistens mit *zwei* Stunden begnügt, so muss für die Geographie von Quarta aufwärts *eine* Stunde genug sein.

Alsdann ist es ein Vorzug in der Methodik des Roonschen Buches, dass es *drei* Kurse, einen *topographischen* (nicht *politischen*) für die untere, einen *physikalischen* für die mittlere, einen *politischen* für die obere Bildungsstufe enthält, welcher letztere in zwei Jahren in Sekunda bequem abzuthun ist. Diess ist ohne Zweifel die zweckmässigste Vertheilung des Stoffes für *reine* Gymnasien; da aber wenigstens in kleineren Städten das Bedürfniss Derer, welche nicht studiren und also die oberste Stufe des Gymnasialunterrichts nicht erreichen, einigermassen mit berücksichtigt werden muss, so wird es leicht sein auf der Oberklasse der untern und mittlern Bildungsstufe (Quinta und Tertia) aus dem dritten Kursus das Erforderliche zu entlehnen und an die topographische und physikalische Betrachtung der Erdoberfläche anzuknüpfen. Nun ist das Roonsche Buch darauf berechnet, dass die Oberklasse der untern und mittlern Bildungsstufe das Pensum der Unterklasse wiederhole, daher ist in dem ersten und zweiten Kursus mehr gegeben als für Sexta und Quarta nöthig ist, und der Lehrer kann nach seiner Auswahl auf diesen Klassen das Wichtigste anmerken lassen, das Uebrige aber für die Wiederholung in der nächsten ersparen. In dem Sucroschen Leitfaden ist dagegen für jede einzelne Klasse das Ihrige angegeben und

bei den Oberklassen jeder Stufe auf das Pensum der Unterklassen erst verwiesen und dann dasselbe durch Zusätze erweitert. Dass dadurch die Uebersichtlichkeit im Lernen nicht befördert wird, leuchtet ein.

Ferner ist das Material überhaupt nicht ganz zweckmässig vertheilt. Denn erstens ist das für die untere Bildungsstufe bestimmte Pensum offenbar viel zu umfassend. *Sexta* erhält nicht blos einen topographischen Kursus zur Orientirung nach Globus und Karte, sondern eine grosse Menge physikalischer und ethnographischer Einzelnheiten, und eine so detaillirte politische Geographie, dass die Einprägung und die Möglichkeit des Festhaltens verschwindet. Der Sextaner soll alle 39 Bundesstaaten nach Flächeninhalt und Seelenzahl auswendig lernen, bis auf die 2 Quadratmeilen und 7000 Einwohner des Fürstenthums Lichtenstein mit dem Marktflecken Vaduz herab (S. 21)!! Der Sextaner soll die Zahl der 8 Provinzen, 25 Regierungsbezirke, ja der Kreise (326) im preussischen Staate auswendig lernen und Städte behalten wie Modena, Lucca, Klausenburg, Kronstadt (S. 22). Ja er soll das Fürstenthum Birkenfeld, die Bäder Schwalbach, Ems, Schlangenbad, Fachingen und Selters auswendig lernen (S. 19). *Quinta* erhält die allergenaueste Darstellung der orographischen, hydrographischen, klimatischen, ethnographischen Verhältnisse, welche der Schüler noch nicht anziehend findet, weil er sie nicht fasst. *Quarta* und *Tertia* dagegen erweitern eigentlich nur die obigen Kurse, nur dass die Länder Europas, welche Deutschland nicht benachbart sind, und die aussereuropäischen hinzutreten, eine Trennung, die viel Bedenkliches hat. Die aussereuropäischen Erdtheile bilden ausserdem noch einmal das Hauptpensum für Sekunda.

Durch diese Gründe glaubt Rec. sein oben abgegebenes allgemeines Urtheil genugsam begründet zu haben. Er fügt noch hinzu, dass ein unangenehmer Mangel an der ersten Auflage des Roonschen Buches, die Inkorrektheit des Druckes in den Eigennamen, in der zweiten ziemlich vermieden ist.

Eisleben. *Ellendt.*

Die Aleaden des Sophokles. **Ein Beitrag zur Literaturgeschichte dieses Dichters. Von *Friedrich Vater.* Berlin bei August Mylius. 1835.**

Eine angenehm und geistvoll abgefasste Abhandlung, welche den Verfasser recht vortheilhaft bekannt macht. Nur, scheint es, hätte sie lateinisch geschrieben sein sollen; vielleicht wurde jedoch die Wahl dieser Sprache durch die Befürchtung verhindert, die Arbeit werde alsdann wenig oder gar nicht gelesen werden. Diese Befürchtung wird allerdings durch das Schicksal

mancher sonst recht schätzbarer Bücher gerechtfertigt, aber wenn man die Sache recht untersucht, trug das unlesbare Latein den grösseren Theil der Schuld.

Der Verf. beginnt mit der Bemerkung, Hermann habe für Aeschylos Fragmente Treffliches geleistet (welch' eine Ketzerei in Berlin!) und schätzenswerth sei Valckenaers diatribe für Euripides. Wenn er aber fortfährt: „auffallend ist es dagegen, dass seit Brunck für den grössten der Tragiker, für Sophokles fast gar nichts geschehen ist" — so klingt diess als wenn Brunck lange vor Valckenaer gelebt und geschrieben habe. Die kleine Schrift von *Bergk* hat übrigens sehr dankenswerthe Beiträge zur Kritik und Erklärung der sophokleischen Fragmente geliefert, wenn sie sich gleich des misslichen Unternehmens enthält, aus wenigen, zum Theil sogar bestrittenen Versen über Handlung und Oekonomie verlorner Dramen zu urtheilen, eingedenk der in diesem Fache von Welcker u. A. zu Tage geförderten Mirakel. Von dieser Konstruirsucht hat sich der Verf. gegenwärtiger Abhandlung durchaus frei erhalten und eine ruhige, umsichtige und bedächtige Kritik geübt. Wenn er nichts desto weniger nur angenommene Wahrscheinlichkeiten wieder verdächtigt, ohne selbst zu einer hinlänglichen Sicherheit zu gelangen, so ist die Ursache davon nicht in seinem Verfahren, sondern nur in der Dürftigkeit der Data zu suchen, auf welchen er fussen musste.

Der Verf. verwirft die seit Hemsterhuys angenommene Schreibung des Dramas, *'Αλωάδαι*, theils weil an der Mehrzahl der Stellen *'Αλεάδαι* gelesen wird oder als Variante vorkommt, theils weil die Fragmente, welche wir von dem Stücke übrig haben, dem zu widersprechen scheinen, was wir von den Aloaden Otos und Ephialtes überliefert erhalten haben. Der erste Grund ist einer, wenn er zu andern schlagender beweisenden hinzutritt; sonst nicht; denn es giebt genug Büchertitel, welche durchweg verfälscht überliefert und doch mit vollkommener Evidenz verbessert sind. Ausserdem muss bemerkt werden, dass bei der Abwägung der pondera minima auch das in Betracht kommt, dass die nicht unzahlreichen Stellen, in welchen *'Αλευάδαι* gelesen wird, offenbar für *'Αλωάδαι* mehr als für *'Αλεάδαι* sprechen. Was den zweiten Grund anlangt, so ist derselbe nicht ganz wahrheitgemäss. Der Verf. übersetzt

> *νομὰς δέ τις κεροῦσσ' ἀπ' ὀρθίων πάγων*
> *καθεῖρπεν ἔλαφος*
>
> doch weidend kam bedächt'gen Schritts vom Felsensturz
> die gehörnte Hirschkuh

und braucht nachher die Worte *bedächt'gen Schritts* und *εἷρφ' ἔκηλος*, welches in einem zweiten Fragment vorkommt, als Beweis gegen die Annahme, dass die Tragödie den Untergang der Aloaden durch die List der Artemis darstellte, welche nach Apollodor I. 7, 4. (ähnlich Schol. Pind. IV. 156) in der Gestalt einer Hirsch-

kuh erschien und veranlasste, dass die Aloaden in der Meinung auf sie zu zielen sich selber erlegten. Denn Apollodor brauche ἐπήδησεν und der Scholiast des Pindar ἐν μέσῳ ὤφθη; jenes passe nicht zum ruhigen Einherschreiten und dieses nicht zu dem Herabsteigen von dem Felsensturze. Aber sie erschien doch nicht wie ein deus ex machina oder durch eine Fallthür, sondern musste ankommen, um von den Aloaden wahrgenommen und umstellt zu werden, und wer wollte denn den Dichter nach den Worten der spätern Mythographen erklären wollen? Genug, wenn er *Aehnliches* sagte. Und konnte denn der *Sprung* nicht da vorkommen, wo erzählt wurde, man habe die Hirschkuh entdeckt und aufgejagt? Gelegentlich bemerken wir hier, dass ἰάψαι statt des sinnlosen ἐᾶσαι und der Buttmannschen Verbesserung πέμψαι bei dem Scholiasten des Pindar eine unpassende Vermuthung ist. Das Fragment bei Stob. LXXVI, 9 braucht nicht auf die Erzeugung der Aloaden durch Poseidon bezogen zu werden, denen in sofern eine befleckte Geburt vorgeworfen zu werden scheine, da doch dem Theseus und Herakles ihre Abstammung von Poseidon oder Zeus stets zur Ehre gerechnet werde. Denn der Sprecher kann ja Zufriedenheit mit seiner Abstammung von Aloeus, welcher dem Namen nach als sein Vater galt, ausgedrückt haben. Und ausserdem passt die Stelle nach der Deutung des Verfs. eben so wenig auf den Telephos, auf den er sie bezieht, dem ja alsdann in dem Fragment Stob. LXXVII, 9 seine Erzeugung durch Herakles zum Vorwurf gemacht werden würde. Ueber das längere Bruchstück Stob. XCI. 27 enthalten wir uns aller Muthmassungen; es ist nicht klarer, welche Stelle es in Telephos Geschichte einnehmen konnte.

Der Verf. stellt nun seine eigene Ansicht auf, wonach Sophokles die Jugendgeschichte des Telephos, Sohns des Herakles und der Auge, Tochter des Aleos, in den Aleaden behandelt habe. Er weiss auch die verschiedenen Bruchstücke ziemlich geschickt auf den Mythos von Telephos zu beziehen, geräth aber dabei in mancherlei Widersprüche mit sich selbst. Auch ist keinesweges wahrscheinlich, dass Pollux V. 76, welcher angiebt, Sophokles habe die Ernährerin des Telephos κεροῦσσα genannt, die oben angeführten Bruchstücke vor Augen gehabt habe, welche wir aus dem Aelian kennen. Denn in den Versen, welche dieser anführt, ist von Telephos gar nicht die Rede, Pollux sagt aber καὶ Ἀνακρέων μὲν σφάλλεται κερόεσσαν ἔλαφον προσειπὼν καὶ Σοφοκλῆς κεροῦσσαν τὴν Τηλέφου τροφόν. Diese letzten Worte scheinen nämlich deutlich anzuzeigen, dass κεροῦσσα ἔλαφος an einer Stelle vorkam, in welcher auch Telephos namentlich genannt war. Der *erste* Widerspruch des Verfs. gegen sich selbst liegt aber in der Annahme, dass die Jugendgeschichte des Telephos in den Aleaden behandelt sei, da doch der Name des Stückes Ἀλεάδαι von den Oheimen des Telephos hergeleitet wird und werden muss, welche

dem Telephos das Reich streitig gemacht, ihn in ihre Gewalt bekommen, dann aber von Herakles getödtet worden seien (S. 25). Das gehört aber schlechterdings nicht in die *Jugendgeschichte* des Telephos. *Zweitens* ist keiner der Aleaden von Herakles getödtet worden, wie der Verf. wohl weiss, da er S. 11 von ihren Schicksalen handelt. Wenn wir *drittens* annehmen, was der Verf. S. 25 als möglich aufstellt, Herakles sei vielleicht auch als Gott erschienen, und habe seinen Sohn nur befreit, getröstet, und zu seiner Mutter nach Mysien gehen geheissen, so widerspricht diese Annahme dem Titel *'Αλεάδαι* geradezu. Denn niemals ist eine Tragödie nach denen benannt worden, noch durfte sie nach denen benannt werden, welche Unrecht oder Grausamkeit übten ohne dafür Strafe zu empfangen. In diesem Falle konnte die Tragödie nur des *Telephos*, als des Leidenden, Namen tragen. Auch können die Ausdrücke des Chors bei Stob. XLIII. 6 *ὅταν οἵ τ' ἀγαθοὶ πρὸς τῶν ἀγενῶν κατανικῶνται, ποία πόλις ἂν τάδ' ἐνέγκοι* nicht ungezwungen auf die Aleaden bezogen werden, weil *ἀγενής* weder in der Bedeutung *unedel geboren* noch in der *unedel geartet* auf des Aleos Söhne passt. *Viertens* sind sämmtliche Muthmassungen über den Inhalt des *Ναύπλιος καταπλέων*, welche der Verf. im Anhange S. 26 fgg. vorträgt, grundlos. Einmal ist nicht bewiesen, dass Nauplios im Palamedes des Sophokles vorkam. Zwar hat Eustathius gesagt, das gewöhnlich dem Nauplios beigelegte Fragment II. p. 228 (nr. 380 Dind.) sei aus dem Palamedes und der Verf. folgert daraus, Nauplios vertheidige den Palamedes in dem gleichnamigen Stücke; auch führt Eustathius selbst Od. p. 1397, 8 den letzten Vers nochmals als aus dem Palamedes genommen an; aber in der ersten Stelle steht keine Sylbe von jener Folgerung und die zweite beweist nicht, was sie soll, da Eustathius, welcher kein griechisches Drama las, was wir nicht noch hätten, in seinen Citaten aus anderen Schriftstellern vielfache Gedächtnissfehler macht. Alsdann ist nicht einzusehen, warum des Tzetzes Angabe verworfen wird, der die Ankunft des Nauplios nach dem Tode des Palamedes setzt (S. zu Lykophron 384). Schon aus diesen Gründen ist nun klar, dass die Ansicht des Verfs. „nach Tzetzes hätte Nauplios vielmehr *περιπλέων*, nicht *καταπλέων* heissen müssen, auf irrigen Voraussetzungen beruht, abgesehen davon, dass der *περίπλους* nur in den *πυρκαεύς* passte, weil damit die Anzündung der trügerischen Leuchtfeuer in Verbindung steht, überhaupt aber *Nauplios an verschiedenen Orten erscheinend* mit der Oekonomie des alten Drama unvereinbar ist. Sodann ist die Vermuthung, *καταπλέων* werde Nauplios wegen seiner Verbindung mit Aleos genannt, unstatthaft, weil der Ausdruck *Ζεῦ πανσίλυπε* in dem Fragment bei Schol. Pind. V. 10 nur auf den im Lager der Griechen nach langer mühseliger Meerfahrt *anlangenden*, aber nicht auf den *abfahrenden* Nauplios passt, wie doch der Verf. S. 30

annimmt, und weil die Bedeutung von *καταπλεῖν* dem geradezu entgegen ist. — *Endlich* steht die Vermuthung, welche der Verf. über den Inhalt der vermeinten Trilogie *Nauplios*, *Aleaden*, *Myser* aufstellt, an welche gar der *Telephos* als Satyrspiel sich anschliessen soll (S. 31), im geradesten Widerspruch mit den früher beurtheilten Vermuthungen über Inhalt und Oekonomie der Aleaden. Es heisst wörtlich S. 30: „Was nachher weiter geschah, die Geburt des Knaben am Parthenios, sein Verbergen im Gebüsch, die Nährung durch die Hirschkuh wurde in den Aleaden behandelt. Endlich die Schicksale der Auge, die freundliche Aufnahme des Teuthras, Telephos Ankunft bei der Mutter mögen in den Mysern enthalten gewesen sein.“ Dazu, welch' ein Stoff für ein Drama, die Geburt des Knaben, und seine Nährung durch die Hirschkuh! Und wie kann die Aufnahme der Auge durch Teuthras mit der zwanzig Jahre nachher (so etwas muss der Verf. nach seiner früher vorgetragenen Ansicht über die Aleaden annehmen) erfolgten Ankunft ihres Sohnes in *einem* Drama behandelt worden sein??

Noch erwähnt Rec., dass bei den vom Verf. behandelten Fragmenten S. 21 unbemerkt geblieben ist, dass der Vers *ἅπαν τὸ χρηστόν κτλ.* die Antwort auf den vorigen enthält, dass in dem Fragment bei Stob. XCI. 27 *εἶτα τῆς ὑπερτάτης τυραννίδος θάκοισιν ἡδίστην ἕδραν* geschrieben werden zu müssen scheint, weil *θάκοισιν* mehr den Schriftzügen der codd. entspricht, *τυραννίδος θάκησις* nur sessio regni sein kann und *αἰσχίστην ἕδραν* statt der Lesart des Cod. B. *ἡδίστην* weder im Geiste des Sophokles ist, welcher die Königswürde im homerischen Sinne schildert, noch für Telephos passt, der ja nach der Königswürde strebt, also sich selbst beschimpfen würde; dass eben da v. 8 *εὐτυχῶν* auch erklärt werden kann, und v. 11 *κοὐ νοσεῖν* wahrscheinlicher ist, als das *ἓν διὰ δυοῖν* in der Erklärung des traditionellen *καὶ νοσεῖν*. Das Meiste hiervon hatte Rec. schon anderweit gesagt, s. Lex. Soph. v. *γνήσιος*, *ἡδύς*, *θᾶκος*, *νοσέω*.

Rec. glaubt gezeigt zu haben, dass der Verf. auch nur *Vermuthungen* vorträgt, die, wenn auch der Titel des Dramas *Ἀλεάδαι* gewesen sein sollte, uns doch durch Nichts zur Annahme seiner Meinungen über den Inhalt und das gegenseitige Verhältniss des Nauplios, der Aleaden, der Myser und des Telephos berechtigen.

Eisleben. ***Ellendt.***

De Bello Marsico scripsit Dr. C. *A. F. Weiland.* Berolini in libraria Bechtold et Kratje 1834. (Das Buch ist Palmié und Zumpt zugeeignet.) 68 S.

Durch die Dunkelheiten, welche über dem marsischen Kriege wegen Mangelhaftigkeit der Urkunden ruhen, fand sich Herr

Weiland veranlasst denselben zum Gegenstande einer eignen Schrift zu machen und zu versuchen, ob sich durch Zusammenstellung und Erklärung der Verhältnisse im römischen Staate, aus denen er sich entwickelte, und der noch vorhandenen Nachrichten manche Schwierigkeit heben und ein klarer Ueberblick über das Ganze gewinnen liesse. Eine gleiche Ursache hatte schon früher Heyne zu demselbe Unternehmen veranlasst, der sich ungefähr eben dasselbe Ziel steckte, wie Hr. W.; doch hatte der letzte einen grossen Vorzug vor jenem darin voraus, dass seit jener Zeit die Hülfsmittel zur Geschichte dieses Krieges nicht unbedeutend vermehrt und manche Idee, welche solche Untersuchungen fördern kann, Gemeingut geworden ist, an welche damals niemand dachte. Hr. W. hat das Wichtige sorgfältig gesammelt und am gehörigen Orte erwähnt, aber was nicht wichtig ist, ausgeschieden und übergangen, ein Verfahren, welches, wenn es noch mit gehöriger Erforschung des Gegenstandes verbunden ist, unbedingt Anerkennung verdient.

Schon die Römer scheinen der Meinung gewesen zu sein, dass der marsische oder der Bundesgenossen-Krieg an Wichtigkeit alle übertroffen habe, die ihm entweder zunächst vorangingen oder folgten. Keinem frühern, etwa den zweiten punischen ausgenommen, widmeten sie eine gleiche Aufmerksamkeit und darin mag der Grund liegen, dass Männer, denen man unmöglich Beruf zur Historie absprechen kann, ihn in eigenen Werken beschrieben. Da Cicero selbst seine Thaten von Luccejus beschrieben zu sehn wünschte, so giebt dieser Umstand uns allerdings eine hohe Meinung von dessen historischer Kunst und es möchte der Mühe werth sein zu wissen, wie es zuging, dass seine und auch des Lucullus Werke über diese Zeiten verloren gegangen sind, ob hierüber ein blosser Zufall oder wirkliche Absicht gewaltet habe. Da sich nur selten und zwar, was den ersten anbetrifft, wohl nirgends eine Andeutung oder ein Citat aus seinen Schriften findet, möchte man fast annehmen, dass man schon zur Zeit der erstern Kaiser wenigstens seine Geschichte vernichtet habe, da das Werk des Lucullus noch zu Plutarchs Zeit existirte. Es war auch ganz natürlich, dass in einem solchen Werke, zumal wenn es in dem Geiste der republicanischen Zeit geschrieben war, vieles vorkam, was den spätern Mächtigen nicht gefiel und sie deshalb geborene Feinde desselben waren. Für uns ist der Verlust desselben um so grösser, weil wir nun von Ereignissen, durch welche die innersten Staatsverhältnisse Roms, seine ganze Stellung zu den überwundenen Völkern und selbst seine ersten Einrichtungen gewandelt wurden, wodurch sich auch der öffentliche Charakter der Römer ungemein änderte, so gut als gar keine Kenntniss haben. Diese ganze Umwandlung, dieses jetzt gewaltigere Drängen und Treiben, die nunmehr künstlichern Verhältnisse konnten von einem Manne

wie Luccejus unmöglich übergangen werden, aber dergleichen wünschte man zur Kaiserzeit nicht mehr zur Sprache zu bringen.

Es möchte indess unbestreitbar sein, dass die Geschichte des marsischen Kriegs erst dann recht aufklärend für uns ist, wenn sie uns alle die Folgen, welche er in den Gemüthern der Römer sowohl als ihrer Unterthanen und im Staate selbst hervorbrachte, vollständig darstellt. Welche Stadt zerstört, welches Heer geschlagen, welcher Feldherr umgekommen und wie viele mit ihm, sind Gegenstände von rein secundärem Interesse, sobald sie uns auf das geistige Element, welches alle durchdrang, nicht schliessen, kurz sobald sie nicht neben der physischen Thätigkeit der Menschen auch die geistige wahrnehmen lassen. Jene gehört dem Augenblicke an; diese aber wirkt lange nach und lebt noch fort, sollte selbst die letzte Spur dessen, der sie veranlasste, schon entschwunden sein. Die letzte giebt allein die Geschichte der Menschheit, in der ersten möchte man nicht viel mehr erblicken als die Geschichte der Umstände. Nur in jener erkennen wir die Ursachen und deren Folgen mit einiger Gewissheit, den Fortschritt und Rückschritt der Menschheit, wahre Grösse und ihr Gegentheil.

Hr. W. hat nicht für gut gefunden auf etwas mehr als die blossen Thatsachen Rücksicht zu nehmen; daher er denn diese bloss zusammenstellt ohne sich durch ein geistiges Princip leiten zu lassen. Doch hätte es für ihn sehr vortheilhaft sein können, wenn er seine Quellen nicht bloss materiell aufgefasst hätte, z. B. bei der Erklärung von Municipium, Colonie, Präfectur, wo jetzt alles ziemlich verworren durcheinander geht. Ihm scheint im Ganzen Joh. v. Müllers Schrift De bello Cimbrico, doch wollen wir dieses nicht bestimmt behaupten, vorgeschwebt zu haben, welcher die seine in äusserer Form sehr ähnlich ist und an welche sie sich auch in Rücksicht des Inhalts anschliesst. Müller stellte auch fast nur die Thatsachen, mit Ausnahme, wo von dem Verhältnisse des Marius zum Catulus, Sulla und andern die Rede ist, zusammen, aber dieses veranlasste die Beschaffenheit seines Gegenstands, da der cimbrische Krieg ein Werk physischer Kraft war. Davon ist aber der marsische Krieg himmelweit verschieden, der durchaus fast nur um Ideen geführt wurde. Hätte indess Hr. W. Müllers Schrift sich als ein Muster genauer Quellenforschung vorgehalten und wäre er ihr gefolgt, so würde er manches richtiger gesehn haben, der Mittelpunkt jenes Kriegs ihm nicht verborgen geblieben sein und er würde bemerkt haben, dass mit seinen Behauptungen über Municipium, Colonien, Präfecturen wegen Mangels an genauer Erforschung der Quellen und Einsicht in die römischen Staatsverhältnisse gar nichts gewonnen sei.

Herrn Wielands Schrift zerfällt ausser einer kleinen Vorrede in 10 Capitel, von denen acht der Einleitung gewidmet und

die übrigen für den Krieg bestimmt sind; die ersten umfassen 53 Seiten, die letztern gehen v. S. 53—69. Wir können ein solches Missverhältniss nicht tadeln, da die Einleitung bei diesem Werke die Hauptsache, gleichsam die Untersuchung und Erforschung des Gegenstandes ist und der Krieg selbst nur das sich am Ende ergebende Resultat. Doch ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, dass auch vieles gesagt ist, was unbeschadet der Deutlichkeit und Ausführlichkeit recht gut wegbleiben konnte, da es nur in entfernter Beziehung zur Sache steht. Wir glauben überhaupt dem Verf. nicht Unrecht zu thun, wenn wir behaupten, dass er seines Stoffes nicht ganz Herr geworden sei und denselben in seinen Grenzen sich nicht gehörig vorher bestimmt habe. Was den Inhalt anbetrifft, so handelt er nach einer kurzen Einleitung (in der es indess gleich falsch ist, dass der Redner L. Crassus 662 starb; S. 31 scheint Hr. W. ihn 663 noch leben zu lassen, was allerdings richtig ist, da er erst nach der Mitte des Septembers dieses Jahres starb) im ersten Capitel von den Bundesgenossen innerhalb und ausserhalb Italiens im Allgemeinen, doch so, dass er die letzten weiter nicht betrachten zu müssen glaubt. Er nimmt dann Provinzen in einem eben nicht verschiedenen Sinne von Socii und spricht von der Art, wie sie verwaltet wurden und was sie von den Magistraten und ihrem Gefolge zu leiden hatten. Im zweiten Capitel sind die Bundesgenossen in Italien besonders sein Gegenstand I. de oppidis Italiae i. e. 1) a) de municipiis, b) de oppidis foederatis. 2) de coloniis, quae fuerunt vel a) coloniae civium Romanorum b) coloniae Latinae. II. De populis sociis intra Italiam, a) de sociis latinis b) de sociis Italicis. Dass sich eine solche Eintheilung nicht halten lässt, hat Hr. W. selbst bewiesen, indem er statt von oppidis foederatis von civitatibus foederatis spricht, wodurch diese Unterabtheilung des ersten Theils in den zweiten zu verweisen ist. Aber wenn wir auch diese Eintheilung hingehen lassen wollen, so dürfen wir doch das nicht unerwähnt lassen, was er von den Municipien sagt. Hier betrachtet er die einzelnen Einwohner eines Municipiums immer unter demselben Gesichtspuncte wie die Gemeine selbst, ohne zu bedenken, dass darunter ein grosser Unterschied Statt fand. Hätte er sich mehr von den Worten seiner Quellen frei gemacht und erforscht, was sie in Wahrheit sagten, so würde er gefunden haben, dass das Verhältniss Roms zu den Städten in Italien ungefähr so war, wie heutigen Tags in manchen Schweizercantonen zur regierenden Hauptstadt. Es wäre damals recht gut möglich gewesen, dass alle Einwohner eines Municipiums sine suffragio vollständige römische Bürger gewesen wären; auch wurde später in dieser Rücksicht durch den marsischen Krieg nichts geändert und Municipium, Colonie, Präfectur alles blieb, was es gewesen war, obgleich die Einwohner römische Bürger wurden. Dieses ist ein hinlänglicher Beweis,

dass der einzelne Einwohner nothwendig von der Gemeine gesondert werden muss und dass er privatim ein ganz anderes Verhältniss hatte als öffentlich. Dann behauptet Hr. W. noch gegen Sigonius und andere, dass Municipium und Präfectur eins und dasselbe gewesen sei, indem er sich auf Festus beruft, welcher dieselben Städte Präfecturen und Municipien nenne. Indess hätte Festus hier wohl auf verschiedene Zeiten Rücksicht nehmen können, wie z. B. Capua zu verschiedenen Zeiten in andern Verhältnissen stand; aber es ist doch auch beachtenswerth, dass die Definition beider bei ihm gar nicht übereinstimmt. Dass aber auch Colonien, Präfecturen genannt werden, zeigt Forcellini im Lexicon unter praefectura, welche doch Hr. W. nicht für einerlei zu nehmen scheint. Statt jedes Gegenbeweises fragen wir nur Hrn. W., wie er folgende Worte bei Cicero pro Sest. 14, 32 erklärt: Erat igitur in luctu senatus, squalebat civitas publico consilio mutata veste: *nullum erat Italiae municipium*, *nulla colonia*, *nulla praefectura*, nulla Romae societas vectigalium, nullum collegium aut concilium aut omnino aliquod commune consilium, quod tum non honorificentissime decrevisset de mea salute.

Auch bei den Colonien bedenkt der Verf. gar nicht, dass dieses bloss ein öffentliches Rechtsverhältniss war, was den Einzelnen privatim gar nicht anging. Waren die Colonien im marsischen Kriege oft für die Römer, so geschah dieses blos, weil sie schon römische Bürger waren und nur öffentlich in einem abhängigen Verhältnisse standen, welches auch selbst durch den Krieg nicht geändert werden konnte, sollte der römische Staat sich nicht in kleine unbedeutende Bestandtheile auflösen. Es ist nun aber ebenfalls sehr natürlich, dass er von dem Jus Latii ganz falsche Begriffe hat, indem er dieses immer auf die Latini bezieht, obgleich er selbst eine Warnung aus Gaj. inst. 1, 79 anführt, da dieser sagt: sed ad alios Latinos pertinet, qui proprios populos propriasque civitates habebant et erant peregrinorum numero. Es gab noch Latini, als alle eigentlichen Latini längst römische Bürger waren und Romani genannt wurden. — Im dritten Capitel giebt der Verf. eine ganz allgemeine Uebersicht der Gefahren des römischen Staats und glaubt, dass die Eroberungen ausser Italien nachtheilig geworden seien. Es sei als Grundsatz angenommen, dass das Reich ohne neue Eroberungen nicht bestehen und blühen könne, Asiens Eroberung aber habe zum Verderben das meiste beigetragen, wie in der neuern Zeit für Spanien der Besitz von Amerika. Es sei der Sitten Einfalt und Reinheit damals geschwunden. Die beiden Hauptursachen der Umwandlung der Verhältnisse im römischen Staate und der Grösse einzelner Bürger aber findet er in der ungeheuern Menge Freigelassener und den Factionskämpfen. Das ganze Capitel ist sehr allgemein gehalten und erschöpft seinen Gegenstand bei weitem nicht; es beweist nur, dass der Verf. als Hauptursachen auffasste,

was nur abgeleitete sind und als Grund, was nur eine natürliche Folge war. Noch ehe Rom Asien besass, hatte es schon viel von seiner moralischen Grösse verloren, welches z. B. sein Krieg in Spanien vor und nach Afrika's Zerstörung beweist und die Lex Calpurnia de repetundis wurde angenommen, noch ehe es einen Fussbreit Landes in Asien besass. Der Besitz von Afrika trägt vielleicht an Roms sittlichem Verderben grössere Schuld noch, wenn man bedenkt, was durch Jugurtha geschah, da die römischen Besitzungen in Asien noch ganz unbedeutend waren. Aber weder das eine noch das andere Land würde einen bedeutenden Einfluss geäussert haben, wenn nicht durch andere Umstände die Römer vorbereitet wären, dass solche Einflüsse ihnen wirklich schaden konnten. — Was die Schaaren der Freigelassenen betrifft, so kommen diese erst spät in der Wichtigkeit, die ihnen Hr. W. beilegt, in Betracht z. B. zur Zeit eines Clodius und Milo. Sie waren aber die Folge der Factionen und folglich wäre zu untersuchen gewesen, wie sich in Rom der Factionsgeist bildete, was seit dem ältern Gracchus nicht eben sehr schwer war nachzuweisen. Es würde sich dann zeigen, dass die Freigelassenen nicht übersehn werden durften; aber dass wichtigere Umstände auch weit mehr zu betrachten gewesen wären.

Im vierten Capitel ist von den Sclaven die Rede. Diese Barbaren hätten den Ackerbau vernachlässigt (!), der in Italien durch die grossen Güter schon sehr zurückgekommen sei. Wegen ihrer grossen Zahl hätten sie Kriege angefangen, da die Prätoren hos motus statim comprimere non audebant propter auctoritatem et potentiam dominorum!! Hr. W. glaubt, dass es die Bundesgenossen sehr erbittert habe, dass Sclaven, wenn sie nach wenig Jahren freigelassen worden seien, selbst oder ihre Kinder gleich das volle römische Bürgerrecht erhielten, obgleich sie den Staat gar nicht geliebt hatten. Sie hätten die Comitien verwirrt und obgleich in nur vier Tribus vertheilt, wären sie in den Comitien nicht ohne Wichtigkeit gewesen, weil die Plebs in der Stadt auch die übrige Menge mit zu ihrer Ansicht hingerissen habe, und weil sie dafür gekämpft und es erlangt hätten, dass sie in alle Tribus vertheilt wurden im J. 441. [Also damals war ihre Anzahl auch schon so sehr gross. Dieses war indess lange vor der Zeit, da die Römer Asien eroberten. Die Einrichtung wurde indess heilsam, da jene jetzt ordentliche gute Bürger wurden, wie die von Hrn. W. angeführte Stelle andeuten kann.]

Im folgenden Capitel wird das Verhältniss der Optimaten zu den Popularen erläutert, wo Hr. W. sich, so sehr er sich bemüht, von den Begriffen eines Geburtsadels, der wie die frühern Patrizier die Plebs drückt, sich doch nicht losmachen konnte. Es möchte schwer sein zu sagen, wie in der spätern Zeit der Republik die römische Plebs terrarum domina und des Geldes reicher Amts-Bewerber hätte gedrückt werden können. Der

Verf. hat hier auf die unterscheidenden Merkmale gar nicht Rücksicht genommen, die dass nämlich der neuere Adel eine blosse Faction bildete, ungefähr wie man jetzt etwa in England in den Whiggs und Tories etwas ähnliches findet, die sich entweder gegenseitig drücken, oder keiner den andern. Auch der Senat war keineswegs immer unbedingt optimatisch. Er geht nun über zu dem traurigen Loose der Plebs, quae partim nullam rem familiarem ab initio habens (libertinos dico), partim delectibus attrita agro ad vitam tolerandam aut oppignerato (!) aut iis solutum dato (hätte hier doch Hr. W. Quellen angegeben, woher er dieses wisse!) nullum laborum et periculorum suorum fructum ad se redundare videbat, dagegen mit Betrübniss sah, dass wenige alles hatten und nun habe sie ihre Suffragia verkauft. Wie viel Widerspruch sich hiergegen erheben lasse und wie man im Gegentheil behaupten könne, dass die römische Plebs, worunter Hr. W. hier wohl das niedere Volk versteht, alles, was sie wünschte, gehabt habe, braucht nicht weiter erwiesen zu werden. Habuit tamen, fährt Hr. W. fort, ut antea defensores suos plebs, Populares per invidiam nominatos et praecipue tribunos. Hier ist der alte Irrthum, dass die Tribunen in späterer Zeit auch noch populare Volksvertheidiger gewesen seien, welches so wenig der Fall war, dass man eine fast grössere Zahl optimatischer Volkstribunen zählt. Es kommen dabei natürlich blos die bedeutenden in Betracht. Dann spricht noch Hr. W. von den Lasten der Bundesgenossen.

Das sechste Capitel beginnt: His praemissis sufficiat legum hic recensum subjicere, per quas plebi romanae sociisque auxilium parare tentatum und nun folgt die grössere Zahl jener Gesetze, freilich auch solche, welche gegen die Bundesgenossen gerichtet waren; wie z. B. das Ackergesetz des Tib. Gracchus, dessen feindliche Richtung gegen die Bundesgenossen S. 27 unter dem Jahr 625 (hier hätte dieses nicht als ein Gesetz erwähnt sein sollen) aus Hrn. W.s eigenen Worten klar wird; die Lex Junia des Pennus 628, auch selbst eine andere von ähnlichem Inhalte, nämlich die Lex Licinia Mucia von 659. Andere sind nur aus Missverstand hierher gezogen. Ein Hauptgrund vieler Irrthümer ist aber hier, wie auch an andern Stellen, dass der Verf. das Interesse des Volks in Rom und der Bundesgenossen vermischt und für ein und dasselbe hält, wiewohl es doch sehr verschieden war. Im siebenten Capitel behandelt er Drusus und dessen Unternehmungen nach den fast drei Jahrhunderte üblichen Ansichten, ohne etwas neues Haltbares zu sagen, ausser was er aus Mai's Excerpten beibringt. — Der Verf. vergleicht dann im achten Capitel die Verhältnisse, unter welchen beide Kriegführende den Krieg begannen, erwähnt, wie die Römer sich selbst nicht trauten, welche Kriege sie zu führen hatten, dann die Völker, welche abfielen, die Anordnungen der Bundesgenossen zur Füh-

rung des Kriegs und dergleichen mehr. Dann spricht er auch, doch hier ziemlich kurz, von den Hülfsmitteln der Römer, wobei er aber vergisst, dass die Römer selbst Truppen aus verschiedenen Provinzen ausser Italien kommen liessen. Dieser Gegenstand war von Wichtigkeit. Dass in diesem Capitel sich wieder Unrichtigkeiten (und zwar nicht wenige) finden, mag beweisen, was der Verf. S. 47 sagt Sperabant fortasse socii etiam Romanorum quotquot nec praedia, nec agros possiderent, invidia flagrantes, in latrocinia et rapinas conversos, ut in Sicilia factum fuerat, suae causae fauturos. Aus diesem Satze sollte man fast schliessen, dem Verf. seien alle Staats-Verhältnisse der damaligen Zeit unbekannt geblieben, da man wirklich nicht sagen kann, wie viele Unrichtigkeiten dieser eine Satz enthält. [Der Schatz S. 52 war damals wohl leer Flor. 3, 17, zumal wenn noch Plinius erzählt, dass Drusus Geld von geringerm Werthe geprägt habe, was nur geschehen konnte, wenn man einem fühlbaren Mangel abhelfen wollte.] In den beiden folgenden Capiteln giebt der Verf. die Geschichte des eigentlichen Krieges nach den vorzüglichsten Quellen, ohne dass er durch seine Darstellung eine bessere Uebersicht über denselben darböte. Für einen neuen Bearbeiter wäre es wohl sehr wichtig gewesen, neben der historischen auch die geographische Seite aufzufassen, um nicht bloss die Verbreitung des Kriegs über Italien zu zeigen, sondern auch manches in strategischer Hinsicht deutlicher zu machen. Für Uebersichtlichkeit hätte hierdurch gewiss der Verf. viel gewonnen und es möchte sich auch manche Ursache ergeben, warum im Ganzen der Krieg für die Italiener unglücklich geführt wurde. Unter dasjenige, was wir noch ferner vermissen, rechnen wir noch, dass der Verf. die wichtigsten Männer dieses Krieges viel zu wenig persönlich auffasst, wiewohl sich hierzu Stoff genug, für mehrere wenigstens, in den Quellen vorfand. Das durfte aber bei einem so grossen und in seinen Folgen so wichtigen Kriege nicht vergessen werden. Marius soll auch in demselben den Ruhm verloren haben, den er früher gewonnen. Dieses behauptet Hr. W. nach dem Vorgange alter Schriftsteller. Hätte er aber bedacht, dass Marius im ersten Jahre des Kriegs keine Schlacht verlor, oft glorreich siegte, dass er im zweiten gar nicht im Felde stand, was er that, um gegen Mithridates den Oberbefehl zu erhalten und mit welchem Eifer, so würde er sein Urtheil S. 61 quasi languescens corporis imbecillitate deposuisse imperium videtur sehr beschränkt haben. Aehnliche Unrichtigkeiten könnten noch sonst gerügt werden. Wir unterlassen es aber weitere Einzelnheiten aus der Geschichte des Kriegs auszuheben, um zu einem andern wichtigen Gegenstande zu kommen, welchen Hr. W. ganz vergessen hat, der aber hier nicht hätte übergangen werden sollen. Zur Geschichte des Kriegs gehört auch der Friede und von diesem erwähnt Hr. W., ausser dass die neuen Bürger in neue

Tribus aufgenommen seien, gar nichts und auch dieses nur beiläufig. Derselbe hat aber so erstaunlich viel Auffallendes, dass man sich unmöglich mit dem begnügen kann, was die alten Schriftsteller erzählen. Wenn man ihre Nachrichten betrachtet, so geht aus denselben unzweifelhaft hervor, dass die Römer am Ende des Kriegs überall Sieger sind und mit Ueberlegenheit denen gegenüber stehen, welche die Waffen noch nicht niedergelegt haben; die Italiener immer geschlagen werden, ihre wichtigsten Städte verlieren, sich zum Theil unter einander theilen, um Frieden bitten oder sich in die wenigen ihnen noch übrigen Städte einschliessen. Nach allen Anzeichen sollte man auf eine fast gänzliche Vernichtung der Italiener schliessen. Aber davon ist gar nicht die Rede, sondern besiegt erlangen sie das, wonach sie streben, das Bürgerrecht als Belohnung, wenn sie Frieden mit den Römern machen. Also deswegen widersetzte sich Rom, deswegen errang es so viele blutige Kriege, um zuletzt alle Vortheile aufzugeben und sogar eine Belohnung dem anzubieten, der sich versöhnen lassen will! Nicht einmal als Sieger dictirt Rom den Frieden, nicht als eine Gnade gewährt es denselben den Abgefallenen, sondern im Gegentheile mehrt die durch das julische Gesetz gebotenen Vortheile durch ein anderes, welches die Tribunen Plautius und Carbo vorschlugen. Von manchen wissen wir auch gar nicht, wann sie aufgenommen wurden, da sie im J. 666 noch die Waffen nicht niedergelegt hatten und noch nicht niederlegen wollten. Warum aber legten sie nach diesen Versprechungen von Seite der Römer nicht gleich alle die Waffen nieder? Wollten sie noch mehr? Hier giebt es eine Menge Dunkelheiten; entweder verlangten die Bundesgenossen mehr als wir wissen, oder der Krieg gestaltete sich doch anders, als es den Anschein hat.

Die Sprache Hrn. W.d's ist klar, wiewohl er sich selbst sagen wird, noch weit von der des Livius entfernt. Wendungen, Constructionen und eine Menge Ausdrucksweisen sind die des neuern Notenlateins und folglich unlateinisch. Flüchtigkeiten haben zu manchen Sprachfehlern geführt, die Hr. W. wahrscheinlich schon kennen wird. Unter den Citaten sind viele falsche, so z. B. S. 41 Not. 1 und 2. S. 40 Not. 1 und 2 möchte das Citat aus Ernesti's Clavis S. 41 vierte Auflage, ohne eingesehn zu sein, abgeschrieben sein, denn in Not. 1 steht Cic. de orat. 2. 2, wo bei Ernesti II. 11 und in Note 2 will Hr. W. etwas beweisen, was an den angeführten Stellen nicht steht, sondern Ernesti's Worte nur vermuthen lassen. Wie in dem Vorhergehenden vieles nur angedeutet wurde, so müssen wir uns auch hier mit der Anzeige begnügen. Eine Recension kann nicht erschöpfen, was über ein Buch sich sagen liesse.

Coburg. *Ahrens.*

Sophokles Oidipus auf Kolonos im Versmaass der Urschrift übersetzt mit Anmerkungen von *Friedrich Stäger*. Merseburg in der Buch- und Kunsthandlung von Friedr. Weidemann. 1833. X u. 177 S. 8.

Der durch seinen Fleiss und Geschicklichkeit im Uebersetzen griechischer Tragödien rühmlich bekannte Verf. ist nicht unbekannt mit den Anforderungen, welche jetzt in Deutschland mit Recht an die Uebersetzung eines griechischen Kunstwerkes gemacht werden und erklärt sich für überzeugt von den Mängeln seines Werkes und für entfernt von Verblendung. — Der Uebersetzung selbst liegt der Elmsley'sche Text zum Grunde, wie denselben die Leipziger Ausgabe v. J. 1827 gegeben hat, ohne dass sich der Verf. überall genau an die Interpunction halten wollte. — In dem Baue der Trimeter hat sich der Verf. unter gestattenden Verhältnissen auch diejenigen Freiheiten erlaubt, welche man bisweilen bei den Tragikern findet. — Obgleich man von jedem Uebersetzer fast stets erwarten sollte, dass er seine Vorgänger in jeder Hinsicht zu übertreffen suche, so würde es doch unbillig sein, dieses durchaus streng zu fordern. Erfreulich ist es schon, wenn man den neuesten Uebersetzer hier und da seinen eigenen Weg gehen und das besser ausdrücken sieht, was seine Vorgänger übersahen. So bezeichnet z. B. zu V. 2. der Verf. in der Anmerkung den Ausdruck *zu was für Männer* als Ausdruck der Sorge, nicht aber einer auf Antwort dringenden Frage, und hat offenbar dadurch mehr für sich als Thudichum, welcher abweichend und unpassend übersetzt: *welche Stadt der Menschen wir?* V. 9 wird τινα mit Schaefer auf θᾶκον bezogen, was wohl weit einfacher ist, als mit Brunck, Schneider, Solger und Thudichum ἄνθρωπον zu ergänzen. V. 15 ὡς ἀπ' ὀμμάτων *dem Auge nach* — enspricht dem Sprachgebrauche und Zusammenhange. — V. 20 ist übersetzt: *der Zeit nach, — wohl nicht lernen darf ich dieses noch.* — Den 25sten V. ertheilt der Verf. nicht dem Oidipus. — Mit mehr Wahrscheinlichkeit und Auctorität dürften aber diese Worte dem Oidipus als der Antigone beigeschrieben werden. V. 41—43 ist übersetzt:

> Wess heil'gen Namen hörend soll ich betend fleh'n?
> Die Alles seh'nden Eumeniden will sie wohl
> Das Volk hier nennen; anderswo auch anders noch. —

Bei der Uebersetzung des V. 133—135 ist der Verf. ebenfalls einer andern Interpunction gefolgt und hat den letztern Vers einer dritten Person zugetheilt. — Wörtlicher als von Solger und Thudichum ist hier ferner auch V. 227 übersetzt: *Dein Versprechen, — wie wirst du es lösen?* indem der Verf. die Erklärung des Musgrave nicht ohne Grund vorzog. Dasselbe möchte auch Ref. von der Uebersetzung folgender Verse V. 281. 282 sagen:

Du also, nicht verdunkle du die herrliche
Athene durch des Schergen-Dienstes schnöde That —

V. 292. 293.
Zu scheuen die Ermahnungen, o Greis, so du
Gesprochen, — mächtig ist der Drang: sie sind gesagt
Nicht mit der Flachheit Worten.

V. 377. Doch dieser, wie die volle Sage bei uns geht,
Kommt flüchtig in das Argos-Thal, verbindet sich
Die neue Sippschaft und der Kampf-Genossen Schaar, —
Als werde Argos alsobald des Cadmos Land
Sich unterwerfen, oder schreiten himmelan.

V. 389. 390.
Dich suchen mussten jene einst einmal, es sei
Den Todten oder Lebenden, zu ihrem Heil.

V. 393. Dann also, wenn ich nicht mehr bin, bin ich der Mann?

V. 402. Für sie verderblich wäre dein versäumtes Grab —

V. 403. 404.
Deswegen wollen sie dich jetzt nah' an das Land
Versetzen, dass du nicht bestimmest über dich.

V. 411. Ob deines Zorns, wenn sie bekriegen einst dein Grab.

V. 436. Da zeigte sich kein Heiland dieser Sehnsucht mir —

V. 503. Ich, ich will gehn und opfern; doch wo ich den Ort
Zu suchen habe, zu vernehmen wünsch' ich noch.

V. 609. Das Andre alles rüttelt die allmächt'ge Zeit:
Hinstirbt der Erde Kraft, hinstirbt des Leibes Kraft,
Es welkt die Treu', es grünet wachsend der Betrug;
Und nie beharrt derselbe Geist, in Freunden nicht
Für Freunde, nicht im Lande stetig für ein Land.
Denn diesen jetzo, jenen wird in spät'rer Zeit
Das Anmuthvolle widrig, und auch wieder lieb.

V. 681—687.
Es erblüht durch den Thau des Himmels
Schöntraubig von Tag zu Tag immer
Narkissos, der erhabenen
Göttinnen Schmuck aus der Vorzeit, auch
Krokos, goldengestrahlt. — Nicht schwinden
Die munteren Quellen,
Irren hin in die Fluth Kephisos.

V. 761. O der du, frech in Allem, auch von Allem schlau
Ein Blendwerk von gerechter Rede geben kannst, —
Warum also versuchen? willst mich wieder fah'n,
Wo ich mich abhärmen müsste in Gefangenschaft —

V. 815. Und wer mich fassen, trotz der Kampfgenossen da?

V. 852. — — Doch in Zeiten, weiss ich, wirst du sehn,
Wie du es mit dir selber weder jetzt so gut
Gemacht, noch sonst gemacht hast wider Freundes-Rath,
Dem Zorn ergeben, der dich stets verwüsten wird. —

V. 863. — — Hätt' es jetzt schon ausgeführt,
Dafern es mir nicht wehrte dieses Landes Fürst.

Diese wenigen Verse, dem wir noch mehrere beifügen könnten, mögen beweisen, dass der Verf. mit seinen beiden Vorgängern glücklich gewetteifert hat. — In manchen andern Stellen ist jedoch das griechische Original weniger getreu ausgedrückt worden, obgleich es dem Verf. weder an Gewandtheit im Ausdrucke, noch an Kenntniss des griechischen Idioms fehlt — z. B.

V. 32. — — Hast du etwas nun,
Woran dir liegt, zu fragen,

εὔκαιρον ist vielmehr das, was uns *zu gelegener Zeit kommt*, nicht aber, *woran uns gelegen ist*.

V. 48. — — will erst meldend fragen —

mit Uebergehung der Partikeln: πρίν γ' ἄν.

V. 70. Wer ginge wohl — — wer —
st. ginge wohl einer —

V. 75. Du weist hier nicht zu fehlen, Fremdling, denn du bist
Ein edler Mann —

Die Solgersche Uebersetzung: *Um nicht zu fehlen wisse diess* — kommt hier dem Originale etwas näher; in derselben ist aber auch die Frage verwischt. — *Reisig* hat zwar hier den Fragesatz auch nicht angenommen; allein die von ihm vorgeschlagene Stellung:

οἶσθ' ω ξέν' ὡς νῦν, μὴ σφαλῇς (ἐπείπερ εἶ
γενναῖος ὡς ἰδόντι, πλὴν τοῦ δαίμονος
αὐτοῦ μέν', —

bewirkt eine zu auffallende Zerstückelurg der Sätze.

V. 90. — — — wo ich
Herberge fänd' *am* Sitz der strengen Göttinnen,

V. 96. — — eure sichre Mahnung war's,
Ja, eure Mahnung,

Die griechischen Worte: οὐκ ἔσθ' ὅπως οὐ πιςὸν ἐξ ὑμῶν πτερὸν — kann man nicht leicht in dieser Uebersetzung erkennen.

V. 115. Aus Reden ihres Mundes —

V. 159. — — wo der Krug
Wasser mischet und Honigseim.

V. 169. O Tochter! Wohin in dem Zweifel, wohin?

V. 222. O mit nichten erschrecke mein Wort euch!

V. 282. — — — nie gelingt
Die Flucht nur Eines Sünders in der Menschenwelt —

Hier ist zugleich auch der Uebergang aus der indirecten Redeform in die directe zu bemerken. τοῦ φωτὸς konnte aber nicht durch: *nur Eines* übersetzt werden.

V. 353. ἃ τοῦδ' ἐχρήσθη σώματος — welcher über mich erscholl.
(Mit Solger und Thudichum. —)

V. 364. πονοῦσά τ' ἀλγεῖν καὶ λέγουσ' αὖθις πάλιν.
Dass *nach der* Drangsal ich sie zählte wiederum —

V. 367. trieb sie anfangs.
V. 369. *Klug* dachten sie, wie des Geschlechtes *alter Fluch*
Auf deinem Leid-belad'nem Hause lastete.
V. 410. Durch welche Fügung der Ereignisse —
V. 425. — — — — den jetzt
Beginnend, sie sich rüsten mit des Krieges Macht!
V. 443. — — — — sie liessen, statt mit kleinem Wort
Zu helfen, mich auswandern flüchtig, bettelarm —
V. 466. Jetzt denk' an Sühnung dieser Göttlichen —
V. 471. Doch wenn ich ohn' Entweihung schöpfen will den Born?
V. 508. — — O, wer für die Aeltern trägt
Die Mühsal,
st. auch nicht einmal, wenn Einer — darf er —
V. 661. ob auch jene laut und kecken Muths geprahlt.
V. 749. Nicht dacht' ich, dass sie in so tiefe Schmach dereinst
Versinken sollte, *da* sie nun versunken ist:

Unerkennbar sollte es hier statt *da* — *als* (ἐς τοσοῦτον — ὅσον) heissen. —

Eben so verfehlt ist V. 778 die Partikel *weil* gesetzt:
Doch, weil dein Herz des Wunsches satt ward, —

Thudichum hat hier richtig die Partikel *wenn* fast mit denselben, obgleich nicht ganz angemessenen Worten verbunden.

In einigen Versen hat der Verf. das griechische Original noch überboten — z. B. in

V. 16. erschallt darin ein dichter Chor —
V. 38. in welcher Gottheit Heiligthum —
V. 84. des Grauens Mächte —
V. 105. — — — — der Sclav'
Der allerbängsten Drangsal unter Sterblichen —
V. 252. Nimmer erspähet dein Auge —
V. 347. auf der Pilgerfahrt —
V. 711. Prachtrosse, Prachtfüllen, prächt'ge Meerfahrt —

In einigen, jedoch wenigen, Stellen ist hingegen der Ausdruck zu schwach — z. B.

V. 242. zu sorgen πονεῖν τάδε —
V. 245. kümmert euch — ὑπερπονεῖτον —
V. 893. Und was denn? τὰ ποῖα ταῦτα —

Der Ausdruck ist übrigens auch hier und da etwas breiter als der griechische Ausdruck — z. B.

V. 20. Denn weit ist für den Greis der Weg, den du gethan —
V. 200. Deinen altergebeugten —
V. 205. Plagenverfolgter —
V. 230. Wie der arge so arg entgegengeübt —
V. 240. — — — dieweil ihr hört,
Was euch mahnt an gezwung'ne Thaten —
V. 325. Die Wonne meiner Seele —
V. 632. Mit ihm im Bündnisse zu Schutz und Trutz —

V. 821. — — Auch diese, lange säumt es nicht. —

Einige Zusätze sind bisweilen ebenfalls zu bemerken — z. B. in

V. 13. fremde Wandrer — V. 18. überall.
V. 62. Das — ist die Gegend —
V. 88. für meine lange Wanderung — V. 107. und Namensruhm —
V. 151. Dazu hochbetagt — V. 170. wohin — wohin?
V. 222. O mit nichten erschrecke mein Wort euch —
V. 274. sie suchten meinen Tod — V. 285. weil du vielleicht ansiehst — V. 300. unbeschwert — V. 308. Gewiss! —
V. 327. o des Jammers Bild!
V. 434. Der Sturm der Seele tobte —
V. 474. oder wie will es der Brauch?
V. 513. — — die hülflos jammergenährte Drangsal, So da ist, womit du ringest —
V. 559. Missgeschicks Begleiterin —
V. 589. Zurück mich holen wollen sie, und mit Gewalt —
V. 623. und Phöbos wahr und göttlich ist —
V. 647. so gross — V. 699. heil'ge Scheu —

Die angefügten Anmerkungen betreffen einzelne Stellen und enthalten manches Brauchbare — z. B. werden die verschiedenen Erklärungen von V. 62 und 63 angeführt. Der Verf. erklärt sie: *So ist es mit dieser Gegend: nicht durch Sagen allein ist sie geehrt, sondern mehr noch durch solche Mitbewohner* und weist auf den analogen Begriff von den Eumeniden in Aeschyl. Eumen. 401 und 701 treffend hin, wo ὁμιλία χθονὸς von den Eumeniden gebraucht wird.

Eben so führt Hr. St. auch bei V. 71 mehrere Erklärungen an und bemerkt, dass der Dichter durch die Versetzung der Begriffe die Verwunderung darüber ausdrücke, dass der König hergerufen werden solle. Die Formen λέξων, ἢ καταρτύσῶν versteht der Verf. richtig als Appositionen zu πόμπός — mit der Folge: ὡς πρὸς τί μολεῖν — *dass er wesshalb herkomme?* V. 75 wird σφαλῇς auf den subjectiven Irrthum bezogen. In der Anmerkung zu V. 331 erklärt sich der Verf. gegen Marklands Emendation ὦ. τ κ und lässt den Oidipus hier nicht fragen, sondern bestätigen. — Bei V. 830 wird gegen Solger und Thudichum bemerkt: τοῦδ' ἀνδρὸς hat man als Object von ἅψομαι verstanden, da es doch offenbar der Genitiv des Besitzes ist. V. 858 wird μεῖζον ῥύσιον gegen die gewöhnliche Erklärung von *Lösegeld, Pfand*, auf den Oidipus selbst bezogen, welchen die Koloner an Thebe überlassen sollen, und erklärt: *das in Anspruch Genommene, das Bestrittene, Entrissene, Vorenthaltene.*

Chr. St.

Jahresbericht von der königl. Studienanstalt zu Erlangen im Rezatkreis, bekannt gemacht bei der öffentlichen Preisvertheilung den 29. August 1835. Vorausgeschickt ist: *Ueber den römischen Hercules*, als Probe einer Darstellung der römischen Religion nach den Quellen, von *Johann Adam Hartung*, K. Professor. Erlangen, gedruckt mit Jungeschen Schriften. 4. (Die Abhandlung 16 S.)

Kein Theil der römischen Alterthumskunde ist bis jetzt nachlässiger behandelt worden als die Religion der Römer; keiner liegt daher mehr noch im Dunkel als dieser. Und verdient derselbe etwa nicht eben so, wie jeder anderer, die Aufmerksamkeit gelehrter Forscher? Ist nicht da so manches Dunkle noch ins Licht zu setzen? Ist nicht auch diese Religion ein Abzweig der allgemeinen Religion? ein Ausfluss der religiösen Idee, die jedem Menschen innewohnt? Thut sich ferner nicht auch in ihr der Geist des grossen, welthistorisch so merkwürdigen Volkes kund? Und wie oft wird nicht die politische Geschichte desselben Aufklärung durch jene gewinnen oder Bestätigung! Erfreulich ist daher der Entschluss des dem gelehrten Publikum schon durch mehrere treffliche Werke bekannten Hrn. Prof. Hartung, diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit, seine Kenntnisse, seinen Fleiss vorzugsweise widmen zu wollen. In gegenwärtigem Programme giebt er eine Probe seiner künftigen Darstellung; er hat dazu den *Herculesdienst* gewählt, einen Stoff, der den Rec. um so mehr anzog, als selbiger von ihm selbst schon ein Mal behandelt worden war, aber mehr um die Methode der Behandlung der Mythen überhaupt zu zeigen als den Gegenstand durch und durch aufzuklären (s. Jahn's Jahrbb. Jahrg. 1831. 8ter B. S. 442 f.). Hr. H. hat auf diesen Aufsatz Rücksicht genommen und anerkannt, dass Rec. den Ritus „mit dem Mythus verbindend, bereits einen glücklichen Weg der Deutung eingeschlagen gehabt.“ Indessen hat er sich dabei nicht beruhigen zu dürfen geglaubt, sondern ist in der Deutung weiter gegangen, aber — nach des Rec. Ermessen — etwas zu weit. Rec. will die Sache hier einer ausführlicheren Kritik unterwerfen; er glaubt seine Hochachtung dem würdigen Verfasser nicht besser an den Tag legen zu können, als wenn er ihm unverholen seine Bedenken zu erkennen giebt und ihn dadurch veranlasst, den Gegenstand gelegentlich einer abermaligen Prüfung zu unterwerfen. Zuvor geben wir unsern Lesern, damit sie unserer Beurtheilung folgen können, den Hauptinhalt des Programms in möglichster Kürze.

Hr. H. schickt seiner Abhandlung einige interessante allgemeine Bemerkungen voraus über die Behandlung der Religionen und Mythologien der Alten überhaupt, aus welchen erhellt, dass er ganz den Standpunct eingenommen hat, der zur Erforschung seines Gegenstandes erforderlich ist. Wir heben, um dieses un-

ser Urtheil zu begründen, folgende Einzelheiten heraus, ohne uns sklavisch an die Anordnung des Stoffes in der Schrift zu binden.

Zuerst ist auch Hr. H. der Meinung, der Rec. schon öfter das Wort geredet hat, obwohl es noch immer nicht bei allen Alterthumsforschern den gehörigen Anklang gefunden hat — wie z. B. das neueste Handwörterbuch der griechischen und römischen Mythologie von Jakobi bezeugt — dass zu trennen sind die beiden Wissenschaften *Religion* und *Mythologie*. Die Mythen betreffen zwar, haben zum Gegenstand zumeist die Religionen der Alten, d. h. die Götter, ihre Namen, ihre Symbole, ihre Culte, die Plätze ihrer Verehrung etc., aber sie machten nicht die Religion selbst aus. Dass Pallas Athene z. B. in Lindus auf der Burg einen Tempel hatte, dass sie dort mit feuerlosen Opfern verehrt wurde, das gehörte der *Religion* der Rhodier an. Aber wenn die Phantasie nun erklären wollte, woher diess so gekommen, und eine Geschichte desshalb ersann von den Heliaden und deren Vergesslichkeit, so gehört das der *Mythologie* an. Wie sehr würde man hier irren, wenn man das Letztere auch zur Religion rechnete! Mit Recht sagt daher unser Verf. S. 6. „Bei der Religionsgeschichte ist nicht einmal der Grund gelegt [zu einer allgemeinen Vergleichung der Religionen], was schon daraus hervorgeht, dass die darüber verfassten Schriften als Mythologien überschrieben sind, als ob die Sagen allein den Inhalt der Religion ausmachten.“ Wir fügen hinzu: Und nun beurtheile man hiernach einmal die philosophischen Werke über die Religionen der Alten, deren Verfasser sich, um die letztern darzustellen, meist blos an die Mythen gehalten haben. Wie einseitig, wie schief müssen die diessfallsigen allgemeinen Urtheile und Ansichten ausfallen.

Hr. H. gehört ferner nicht zu den Forschern, die die abendländischen heidnischen Religionen als Bruchstücke einer aus dem Oriente, dem Ursitze der Menschheit, stammenden Weisheit halten und ihre Entstehung von einer Offenbarung herleiten, die wegen Mangelhaftigkeit der Sprache und Begriffe nicht anders als durch Bilder, d. h. Symbole und Mythen, habe ausgedrückt werden können, eben so wenig zu denen, die, wegen einseitiger Ueberschätzung des Verstandes weniger geeignet, die Erscheinungen des religiösen Lebens zu begreifen, zur vernichtenden Kritik gegen sie sich verleiten liessen; sondern er huldigt den vermittelnden Forschungen Otfried Müllers. Local, temporell, inviduell ist ihm der Ursprung aller Gegenstände des Glaubens; trotz dem liege aber doch eine Totalität derselben in jeder Religion. Er ist weit entfernt, der Ansicht derjenigen sich anzuschliessen, die mit der Behauptung des localen Ursprungs den Begriff der Aggregation verbinden, sondern vielmehr fest überzeugt, dass die Religion so gut wie irgend etwas Anderes,

das unbewusst im Geiste des Menschen empfangen und gepflegt wird, *organisch* entstanden und gediehen sei. [Das soll wohl heissen: nach und nach sich entwickelt habe. Denn das Wort organisch dünkt den Rec. hier wie bei der Sprache unbequem und dunkel.]

Alles kommt, wie es Hrn. H. scheint, auf Bestimmung des Wortes *Symbol* an; es heisst nie und nirgends Bild, sondern immer und überall Pfand oder Zeichen. Der Unterschied aber zwischen beiden Begriffen ist gross. Das Bild wird durch einseitige Wahl geschaffen oder erkohren, und durch einseitige Deutung errathen, das Zeichen beruht auf Einverständniss oder Uebereinkunft. Die Religion ist ein Bund zwischen der Gottheit und dem Menschen (religio von religare), zwischen beiden entsteht ein specieller Verkehr, Mittel dieses Verkehres aber ist von beiden Seiten das Symbol, d. i. Zeichen oder Unterpfand. Symbol ist daher schlechtweg Alles, was als Mittel des religiösen Thuns und Lebens angesehen und gebraucht wird, es sei Gesetz, Ceremonie, oder Reliquie, kurz Alles, was geheiligt ist. Mit dem Symbol ist aber der Mythus unzertrennlich verbunden; denn er ist die Erklärung desselben, oder Erzählung der Veranlassung und Angabe der Umstände, unter denen es gestiftet wurde. Daher nun symbolische Mythen. [Hier, fürchtet Rec., ist der Verf. etwas zu weit über die Grenze des Begriffes Symbol gegangen. Auch ist nicht ganz richtig die Behauptung, dass der Mythus *unzertrennlich* mit ihm verbunden wäre. Es giebt so manche Gebräuche, die sich der Mythus nicht gemacht hat; und auf der andern Seite giebt es wieder andere Gegenstände, die derselbe zu erklären sucht, und das sind nicht gerade Ceremonien, Symbole u. s. w. Endlich erinnern wir, dass die Herleitung des Wortes religio von religare, so alt sie auch sein und so oft sie auch behauptet sein mag, doch falsch ist; sie entbehrt nämlich der Analogie. Von Verbis der ersten Conjugation bilden sich unmittelbar aus der Wurzel keine Substantive auf io, wohl aber von denen der dritten, und hier ist legio von legere das schlagendste Beispiel und die sicherste Gewähr für die Richtigkeit der Ableitung des Wortes religio von relegere oder religere. Auch ist keinesweges die Bedeutung beider Wörter dieser Herleitung ein Hinderniss. Denn Wiederlesen, sei es nun von Körnern oder Büchern etc. gebraucht, zeugt von Genauigkeit, Skrupulosität, Gewissenhaftigkeit: ein Begriff, der dem Worte religio ganz besonders eigen ist, und aus dem die übrigen Bedeutungen sich ganz leicht ableiten lassen. Möge diese Auseinandersetzung dazu dienen, den langgeführten Streit der Philologen und Theologen über die Herkunft jenes Wortes endlich zu schlichten. Zuletzt hätten wir gewünscht, der Hr. Verf. hätte, ehe er zum Mythus übergegangen wäre, im Allgemeinen gesprochen von der Religion der Römer, ihren Bestand-

theilen (griechischen, etruscischen, sabinischen etc.), ihrem Character, ihren Veränderungen (Bereicherungen) im Laufe der Zeit und bei der immer grösser werdenden Ausdehnung des römischen Reiches u. s. f. Doch darüber soll sich vielleicht das grössere Werk desto ausführlicher verbreiten.]

Ausser den symbolischen [nach unserer Ansicht besser: kirchlichen oder gottesdienstlichen] Mythen giebt es auch philosophische. In der römischen Religion ist jedoch [ursprünglich] von solcherlei Sagen keine Spur zu finden.

Die Mythen sind analogen Veränderungen wie die Religion ausgesetzt. Die Volksbildung wirft sich je nach Umständen mehr auf diese oder jene Seite, bald mehr auf das Phantasiereiche, auf den Glauben, bald mehr auf das Forschen mit dem Verstande. Der Dichter, der Philosoph, der Historiker tritt hinzu und modelt. Bei den Römern hat wohl nicht nur die historische, wie Hr. H. meint, sondern auch die dichterische und philosophische und antiquarische Behandlungsweise den Mythen bedeutende Veränderungen gebracht. Wichtig aber ist der Einfluss eines fünften Momentes gewesen, nämlich der Vermischung. Griechische Sagen nahm man auf, führte sie fort, wie man die Götter der Griechen aufnahm oder die römischen in den fremden wiedererkannte. Diese Vermischung ist dermassen eng geworden, dass selbst noch heut zu Tage die Gelehrten sich nicht von dem Wahne losmachen können, als wäre die Mythologie der Griechen und Römer eins. Noch immer gehen sie gemächlich die bequeme, ihnen freilich schon von den Alten vorgezeichnete Strasse, und wie sie — und das besonders in den gewöhnlichen Handbüchern über Mythologie, was um so verderblicher ist, weil dadurch die Jugend gleich von Anfang an mit falschen Begriffen angefüllt wird — die Religionen der beiden Völker vermischen, so mengen sie auch die Mythen derselben bunt unter einander.

Mit Recht bemerkt daher Hr. H., „dass das Geschäft des Forschers vor der Hand auf Scheidung mehr als auf Verbindung gerichtet sein müsse." Doch meint Rec., dass Hr. H. in der Art nicht genug auf seiner Hut gewesen sein dürfte bei der gegenwärtigen Abhandlung, indem er weiterhin etwas zu viel combinirt hat. Diess wird aus dem Folgenden klar werden. Der Gang nämlich, den Hr. H. genommen, ist der:

Der Herculesdienst war in Rom sehr gemein: es gab jüngere und ältere ihn betreffende Stiftungen. Die erstern werden hier übergangen, und nur die beiden ältern, die Ara Maxima (mit dem dabei stehenden Tempel) des Hercules Victor oder Triumphator auf dem Ochsenmarkte und der Tempel ebendesselben bei dem dreifachen Thore sollen in Betracht gezogen werden. Dieser beiderseitige Cultus hat aber ursprünglich nicht dem Hercules angehört, sondern (vergl. Aurel. Vict. 6. eo [Evandro] regnante forte Recaranus quidam Graecae originis, ingentis corporis et

magnarum virium pastor, qui erat forma et virtute caeteris antecellens, Hercules appellatus, eodem venit etc. Servius zu Virgil. Aen. VIII, 203 [aus Verrius Flaccus] Sane de Caco interemto ab Hercule tam Graeci quam Romani consentiunt, solus Verrius Flaccus dicit Garanum fuisse pastoren magnarum virium qui Cacum afflixit, omnes autem magnarum virium apud veteres Hercules dictos.) dem einheimischen Heros Caranus oder Recaranus, dem Gotte des Sieges, der Beute, des Gewinnens und Wiederbringens und Wiedergewinnens. Diess erhellt theils aus dem Cultus selbst, theils aus der Etymologie, sei es dass gerere (Garanus) oder creare dessen Stamm war. Nun muss es auffallen, dass das Opfer bald dem Hercules und bald dem Jupiter als Finder zugetheilt wird. Genauere Betrachtung des letztern zeigt aber, dass beide Eins sind, und Recaranus sowohl als Inventor nur verschiedene Beinamen desselben Jupiter Victor, Triumphator, Feretrius, Opitulator, Stator u. s w. waren. Aus diesen Resultate lässt sich erklären, warum Dius Fidius, welchen Namen die Griechen, gewiss mit Recht, durch *Ζεὺς Πίστιος* übersetzen, von den Römern fast einstimmig dem Hercules zuerkannt wird. Für das Ganze spricht auch der Name Hercules. Nämlich Hercules und *Ἡρακλῆς* verhalten sich wie Dius und *Ζεύς*, Faunus und *Πάν*, d. h. wie zwei eigenthümliche Gebilde zweier Schwesterreligionen und Schwestersprachen, sondern vielmehr wie Catamitus und *Γανυμήδης*, wie Stimula und *Σεμέλη*, oder wie eine verunstaltete Form, die mit fremdem Organe dem Gehör nachgesprochen wurde, zur echten.

So unser Verf. Niemand wird hierin Scharfsinn, eine feine Combinationsgabe verkennen. Bei genauerer Betrachtung aber kann Rec. diese Schlussfolge und das Resultat durchaus nicht als richtig anerkennen. Denn was zuerst den Namen Hercules anbetrifft, dessen Form andeuten soll, dass er nicht gleich nach Rom gekommen, dass er mit der Ansiedlung der Römer nicht gleich dort einheimisch geworden, dass er nicht unmittelbar mit dem Volke dort erwachsen sei, sondern dass die Römer ihn erst von Aussen überkommen haben müssten durch Hörensagen, dass mithin der Cultus dieses Halbgottes nicht ein einheimisches Gewächs, sondern ein fremdes, ein Spätling gewesen, erst lange nach Erbauung der Stadt den Römern zugekommen sei — denn so versteht Rec. die etwas dunklen Worte des Verf. — so lässt sich schon mit Recht an der Wahrheit *dieser* Behauptung zweifeln. Otfr. Müller bemerkt (Etrusker. II. B. S. 279. Not. 47.): „Der Name des Heros, Hercules, erinnert eben so an das sicilische *Ἡρύκαλος* bei Hesych, wie an das Tuskische Herkele, Herkle, auch Hercole.“ Was folgt hieraus? Die Form des ursprünglichen Namens des griechischen Halbgottes hatte bereits in den griechischen Colonien in Grossgriechenland eine Veränderung erlitten, ähnlich der römischen Form. Konnte daher nun nicht

selbst durch die griechischen Elemente des römischen Volkes — die wird doch Niemand leugnen wollen? — dieser Name in der Form, folglich auch der Cultus des Heros (im Anfange erst wenigstens als Idee) nach Rom gekommen sein?

Zweitens: der Name Garanus, Caranus, Recaranus (wahrscheinlich verfälscht, auf welche Weise? lässt sich freilich schwer sagen) erinnert besonders in jener Zusammenstellung mit Hercules nur zu sehr an den Herakliden *Κάρανος* in der argivisch-dorischen Sage von der Stiftung des macedonischen Reiches. Vgl. Schroeter zu Aurel. Vict. de orig. gent. Rom. p. 42, wo noch beizufügen: Pausan. IX, 40, 4. Otfr. Müllers Gesch. d. Dor. I. S. 156. Man möchte daraus schliessen, dass die vom römischen Caranus berichtenden wenigen lateinischen Schriftsteller ohne allen Grund das berichtet und eine seltsame Vermischung begangen hätten. Jedenfalls ist ihnen weniger zu trauen, als einem Livius, Dionysius von Halicarnass, Virgil, Ovid. u. s. w., die von einem römischen Halbgotte Caranus auch nicht das Geringste melden. Höchst wahrscheinlich ist daher die Sache eine blosse Erfindung eines alten Scholiasten oder Alterthumsgrüblers späterer Zeit, als man oberflächliche Kunde vernahm von jener argivischen Sage von einem *Κάρανος*. Servius (in der oben angef. Stelle) sagt ausdrücklich, dass der einzige Verrius Flaccus so erzählt, der Garanus genannt habe.

Drittens scheint Hr. H. dem Rec. nicht ganz kritisch verfahren zu sein bei Scheidung der verschiedenen Culte des Hercules in Rom und der darüber vorhandenen Berichte. Hinsichtlich der letztern muss man besonders auf seiner Hut sein, weil mehrfache Verwechslungen der beiden Hauptculte bei den alten Schriftstellern vorkommen. Um die Sache ein für alle Mal festzustellen, und weil der Verf. einiges nicht Unwichtige übergangen hat, bemerken wir Folgendes: In Rom gab es fünf verschiedene Culte des Hercules.

a) Der Heros hatte einen colossalen Altar (Aram Maximam vorzugsweise genannt) auf dem Ochsenmarkte (Foro Boario), und einen kleinen runden Tempel dabei. Den letztern erbaute M. Octavius Herennius in Folge einer Traumerscheinung (Macrob. Saturn. III, 6. p. 18. Bip. nach Masurius Sabinus). Wenn das geschehen, lässt sich schwerlich ermitteln; doch stand der Tempel schon gegen 500 a. U. c.; denn da ward er gemalt von Pacuvius. Plin. hist. natur. XXXV, 7. In demselben war eine Bildsäule, die auch jener Herennius dem Gotte geweiht haben sollte. Ob die Ara Maxima älter als der Tempel gewesen, ist nicht zweifelhaft; sonst möchte sich schwerlich die Sage nur an diesen Altar gehalten haben bei der Dichtung von der Entstehung dieses Herculesdienstes. Die Potitier und Pinarier waren anfänglich bei dem Opfer an diesem Altare dienende Brüder. Wenn nun die erstern schon zu Appius Claudius Zeiten (um 442 a. U. c. oder 310 v. Chr.)

ihren Dienst an der Ara Maxima aufgaben (Liv. IX, 29. 34.), und diese Einrichtung gewiss schon Jahrhunderte hindurch gedauert hatte: so darf man auf ein sehr hohes Alter des Cultus schliessen. Der Halbgott ward aber auf dieser Stelle verehrt als Victor oder Triumphalis, und ihm insofern bei der Ara Maxima der Zehnte der Beute eines Krieges vom triumphirenden Feldherrn geweihet und dieser Zehnte angewendet zur Speisung der ganzen Bürgerschaft. Das sind Eigenthümlichkeiten, in welchen Niemand das Hellenische verkennen kann. Auch bei den Griechen ward Herakles z. B. als *Καλλίνικος* verehrt und ihm an vielen Orten der Zehnte dargebracht. Vgl. Schroeter a. a. O. p. 47 mit den Addendis im 2ten Bande seiner Ausg. des Aurel. Victor. Uebrigens ward das Opfer, wie es ausdrücklich heisst bei den Alten, graeco ritu verrichtet, mit unverhülltem Haupte. Alles die deutlichsten Merkmale des griechischen Ursprungs dieses Gottesdienstes, ohne dass eine Spur vorhanden wäre von Umwandlung desselben (aus einem römischen in einen griechischen).

b) Hercules hatte ausserdem einen Tempel an dem dreifachen Thore (Trigemina Porta). Auch hier hiess er Victor. Diese Gleichheit des Cultus mit dem vorigen hat eben zu vielseitigen Verwechslungen Veranlassung gegeben (vgl. Schroeter a. a. O. p. 45); auch hat die Sage beide in Verbindung gebracht. Aber darum dürfen wir nicht beide für gleich alt, für ganz gleichartig halten, dürfen nicht glauben, dass auch hier ursprünglich ein Halbgott Garanus oder Caranus verehrt worden sei. Wann dieser Tempel gestiftet worden ist, und von wem, darüber ist keine Nachricht vorhanden. In den uns zugänglichen Quellen wird er zuerst genannt bei der Erzählung von Hannibal an den Thoren Roms. Liv. XXVI, 10 (denn dass hier jener Tempel gemeint sein müsse, lehrt die Topographie der Stadt). Indessen ist er auf jeden Fall älter, weil ja die Sage ihn vom Hercules selbst herleitete: ein Beweis, dass man später höchst wahrscheinlich eben wegen seines hohen Alters nicht mehr wusste, wer ihn gebauet. In seiner Nähe stand ein Altar des Jupiter Inventor. Die Sage bringt darum auch den mit in die Geschichte von Hercules und den Rinderräuber Cacus. Aber darum darf man nicht glauben, dass beide Culte zusammengehört, in Connex gestanden hätten!

c) Hercules wurde in Gemeinschaft mit der Ceres verehrt durch Darbringung von ländlichen Opfern den 21. Decbr. Macrob. Saturn. III, 11 fin. Als Incubo, Dexter, Amicus (vgl. Jakobi's mythol. Wörterb. I. S. 429) oder als Spender von Beute und Glücksgütern überhaupt, konnte er nämlich auch ein Spender der Güter des Feldes werden. Ueber das Alter dieses Cultus verlautet nichts; doch ist er wahrscheinlich nicht jung, seiner Natur nach zu urtheilen, die nicht auf eine spätere Einführung hindeutet.

d) Hercules Musagetes oder Musarum hatte als solcher einen Tempel. Fulvius Nobilior gründete diesen Cultus dadurch, dass

er die Musenstatuen und die Ambracia nach Rom brachte in ein dem Hercules gewidmetes Heiligthum. Plin. histor. natur. XXXV, 36. 4. Vgl. Heyne opusc. Vol. II. p. 247. Otfr. Müllers Handb. d. Archäol. § 180. Not. 2..

c) Als Custos (Kampfhüter) hatte Hercules ein Heiligthum auf dem Circus Flaminius (Ovid. Factor. VI, 209 sqq.). Sulla führte diesen Gottesdienst in Rom ein. Ovid. a. a. O.

Ausser diesen Culten sind als Denkmäler des Vorhandenseins des Herculesdienstes noch folgende zwei Statuen zu bemerken:

1) Hercules fictilis (Plin. histor. natur. XXXV, 45. Martial. XIV, ep. 178). Er sollte das Werk des Turianus aus Fregellä sein, der unter Tarquinius Priscus gelebt haben soll. Wenn nun auch auf dieses angebliche Alter nicht viel zu geben ist (vgl. Otfr. Müller a. a. O. § 181. Anm. 1.): so zeugte doch der Stoff der Bildsäule und wahrscheinlich auch die Kunst daran gewiss von einem sehr hohen Alter und mithin auch für ein hohes Alter des Herculesdienstes in Rom.

2) eine colossale Statue auf dem Capitolium. Sie ward dem Hercules geweihet im Jahre 449 a. U. c. (304 v. Chr.) Liv. IX, 44. Fabius Verrucosus hatte sie aus Tarent nach Rom gebracht (Plin. histor. natur. XXXIV, 18 und das. Interprr.).

Aus dem Allen geht hervor, dass zwar manches auf den Herculesdienst in Rom Beziehliche erweislich neu ist und unmittelbar aus Griechenland eingeführt war, manches aber doch ein höheres Alter verräth. Diess Letztere ist nun zwar gewiss ursprünglich auch hellenisch: der Herculesdienst in Rom auch in seiner ältern Gestalt ist griechischer Natur; aber es stammt nicht unmittelbar aus Hellas her, wie der Name lehrt; er kann ja sehr leicht aus den nähern griechischen Colonien nach Rom gewandert sein. Denn — diess sind hierbei höchst bemerkenswerthe Worte des Dionysius von Halicarnass I, 40. fin. — *πολλαχῇ καὶ ἄλλῃ τῆς Ἰταλίας ἀνεῖται τεμένη τῷ θεῷ [Ἡρακλεῖ], καὶ βωμοὶ κατὰ πόλεις τε ἵδρυνται καὶ παρ' ὁδοῖς, καὶ σπανίως ἂν εὕροι τὶς Ἰταλίας χῶρον, ἔνθα μὴ τυγχάνει τιμώμενος ὁ θεός.* Auch war der Geist und das Gechick des römischen Volkes von der Art, dass der Dienst des Hercules ganz für dasselbe passte. Zwar hat es, so viel wir wissen, keine Athleten gehabt und Gymnasien in ältester Zeit, denen man den Athletenheros als Vorstand hätte geben können — der Campus Martius, der zu kriegerischen Uebungen diente, (Cic. de orat. II, 20 u. das. Interprr.), war dem Mars geweihet — aber es war kriegerisch und in Kriegen glücklich und siegreich, und darum passte der Herculescult für dasselbe. Aus dem Grunde kann man sich auch erklären, warum die *Salier* die Priester des Kriegsgottes auch die Priester des Heros waren.

Schliesslich bitten wir den Hrn. Verf., dass er der Sage von einem Herrschaftswechsel des Saturn und Jupiter nicht in der

Art traue, dass dadurch angedeutet werde ein Aufhören des Saturndienstes in Folge der Verbreitung des Cultus des Jupiter; denn diese Deutung ist durchaus unhistorisch: der Saturndienst bestand selbst noch in der spätern Zeit. Auch möchten wir nicht den Namen Cacus — der bei Diodor *Κάκιος* heisst — von *κάω*, *καίω* ableiten. Freilich kann Rec. vor der Hand noch nichts Besseres an die Stelle setzen.

Heffter.

Todesfälle.

Den 2. Mai starb zu Woburn Abbey der Bibliothekar des Herzogs von Bedford, *Jerem. Holme Wiffen*, Esq., ein beliebter englischer Dichter und Uebersetzer des Catull und Properz, 44 Jahr alt.

Den 20. Juli zu Stoke Newington der gewesene Beamte der ostindischen Compagnie *Thomas Fisher*, ein geachteter Alterthumsforscher, 65 Jahr alt.

Den 22. Juli zu Spainshart in Bayern der Dechant und Pfarrer *Wilh. Wittmann*, ein strenger Eiferer für die katholische Kirche, der als Schriftsteller im Kirchenrecht und durch einige polemische pädagogische Schriften bekannt ist, geb. in der Oberpfalz am 9. Sept. 1767.

Den 23. Juli zu Landshut in Schlesien der Hülfslehrer am evangelischen Gymnasium in Glogau, Dr. *Ernst Eduard Bauch*, geb. zu Landshut am 28. Aug. 1807.

Den 11. August zu Portsea der ehemalige Professor der Mathematik an der königlichen Akademie für das Seewesen zu Portsmouth Dockyard, *James Bradby*, Esq., 72 Jahr alt.

Den 8. September zu Huddersfield der als Herausgeber einer hebräischen Bibel bekannte Pfarrer *Benj. Boothroyd*, 68 Jahr alt.

Den 20. Sept. zu Amiens der ehemalige Professor der Rhetorik *F. N. Cornette*, durch eine vorzügliche Uebersetzung der Ars Poetica des Horaz (Paris 1802. 8.) und andere Schriften bekannt.

Den 18. October zu Detmold der Consistorialrath und Generalsuperintendent Dr. theol. *Ferd. Weerth*, als pädagogischer Schriftsteller bekannt, geb. zu Gemarcke im Herz. Berg am 1. Jun. 1774.

Den 21. Oct. in Göttingen der Professor der Botanik, Hofrath *Heinr. Adolph Schrader*, geb. zu Alfeld bei Hildesheim am 1. Jan. 1761.

Den 23. Oct. in Stralsund der ausserordentliche Lehrer am Gymnasium *Georg Mor. Jul. Th. Tiede* im 32. Lebensjahre.

Den 31. Oct. in München der königlich bayerische Ministerialrath und Professor des Staatsrechts an der Universität *Leonh. von Dresch*, geb. zu Forchheim am 20. März 1786.

Den 12. November in Thorn der Oberlehrer am Gymnasium, Professor *W. Keferstein*, im 49. Jahre.

Den 1. December in München der geistliche Rath und Professor der Philosophie an der Universität *Cajetan Meilinger.*

In Saarbrücken ist der Oberlehrer *Bernhardt* am Gymnasium an der Schwindsucht gestorben.

Schul - und Universitätsnachrichten, Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Altenburg. Zu Ostern dieses Jahres hat der Director Dr. *Heinr. Ed. Foss* unter dem Titel: *Neunundzwanzigste Nachricht von dem Friedrichsgymnasium* etc. [16 S. 4] den ersten Jahresbericht über das Gymnasium während seines Rectorats herausgegeben, worin er ausser dem Bericht über die Lehrverfassung und dem Nominalcatalog der 160 Schüler (in 5 Classen) Nachricht von dem nach Matthiä's Tode eingetretenem Provisorium und von seinem Amtsantritte giebt, und einen neuen Lehrplan ankündigt, durch welchen der Unterricht der einzelnen Lehrer in verschiedenen Classen mehr in inneren Zusammenhang gebracht und jedem Unterrichtszweige der gebührende äussere Umfang gewährt werden soll.

Annaberg. Am dasigen Gymnasium hat im Januar dieses J. zu einem Gedächtnissactus der Rector Prof. *C. H. Frotscher* als Einladungsschrift *Observationes criticae in quosdam locos Bruti Ciceroniani* herausgegeben.

Bonn. Der ausserordentliche Professor Dr. *Deiters* ist zum ordentlichen Professor in der Juristen-Facultät ernannt worden.

Braunsberg. Der am dasigen Lyceum Hosianum erschienene *Index lectionum per hiemem a.* 1836 — 37 *instituendarum* enthält auf 8 S. 4. eine *Dissertatio de peccati originalis reatu* von dem Professor der Theologie Dr. *Karl Ditters von Dittersdorf.*

Breslau. Zu dem am 24. Oct. stattfindenden Rectoratswechsel an der Universität, wobei das Rectorat auf den Prof. Dr. *G. H. Bernstein* überging, lud der bisherige Rector Prof. *Jos. Ign. Ritter* durch *Animadversiones in primam S. Justini M. Apologiam* [20 S. 4.] ein. Die Universität besteht jetzt 25 Jahr in Breslau, und der abgehende Rector bemerkte in dem Jahresbericht, dass seit dieser Zeit (von 1811—1836) überhaupt 139 Docenten an der Universität gelehrt haben, von denen 69 gestorben oder versetzt worden und 70 (unter ihnen 49 Professoren) noch vorhanden sind. Inscribirt wurden während dieser Zeit 6578, und abgegangen sind 5914, so dass 614 als anwesende Studirende übrig bleiben. — Der Professor Dr. *H. Hoffmann* hat für die Herausgabe seiner *Horae Belgicae* von Sr. Maj. dem Könige der Niederlande eine grosse goldene Verdienstmedaille erhalten.

Brieg. Am dasigen Gymnasium ist die durch den Abgang des Professors *Ulfert* erledigte Lehrstelle dem Schulamtscandidaten Dr. *Lachmann* provisorisch übertragen worden.

Christiania. Die dasige Universität feierte am 2. September ihren 25jährigen Stiftungstag durch ein kirchliches Fest und durch eine von dem Senior Prof. Dr. *Schilderup* gehaltene lateinische Rede. Die im vor. Jahre am Reformationsfeste von dem Lector der griech. Sprache *F. L. Vibe* gehaltene Rede ist unter dem Titel: *De classicae antiquitatis disciplina injuste hodie in patria obtrectata Oratio*, quam etc., in Druck erschienen. [Christiania, Dahl. (Leipzig, Brockhaus.) 1836. 29 S. gr. 8. 4 gr.] Diese gutgeschriebene und lebendige Rede verdient auch bei uns Beachtung, nicht nur weil sie einen herrschenden Fehler der Zeit behandelt und mit zwar nicht neuen aber wohlbenutzten Gründen den heilsamen und überwiegenden Einfluss der classischen Studien auf die wahre Humanitätsbildung darthut, sondern besonders noch darum, weil sie unter den Veranlassungen der einreissenden Verachtung jener Studien einen Punkt hervorhebt, welcher, soviel Ref. weiss, noch nirgends aufgefasst worden ist. Der Verf. findet nämlich einen wesentlichen Grund zur Zurückdrängung der alten Sprachstudien in dem constitutionellen Leben des Volks, welches an sich die Richtung fürs Materielle und Praktische befördere, und dadurch, dass Männer in staatsbürgerlicher Wirksamkeit auftreten, denen die Einsicht in den Werth wahrer geistigen Bildung fehlt, sowohl schiefe Urtheile über die höheren geistigen Studien als auch das Streben errege, auf kürzerem Wege und mit Uebergehung der umständlichen und schwierigen classischen Bildung zum Staatsdienste zu gelangen. Die weitere Entwickelung dieses Punktes und die beigefügten nachdrücklichen Warnungen vor solcher Richtung müssen in der Rede selbst nachgelesen werden.

Danzig. Am dasigen Gymnasium ist die durch den Tod des Prof. *Förstemann* erledigte Lehrstelle der Mathematik und Physik dem Professor *Anger* von der dortigen Gewerbs- und Navigationsschule übertragen, in die durch des Prof. Dr. *Lehmann* Abgang erledigte Oberlehrerstelle der Oberlehrer Dr. *Hirsch* befördert und der Schulamtscandidat *Joh. Karl Marquardt* als Lehrer neu angestellt worden.

Dessau. Die dasige Herzogl. Töchterschule feierte am 3. Oct. d. J. das Fest ihres 50jährigen Bestehens, und die dazu erschienene Einladungsschrift des Directors *Wilhelm Grosse* [Dessau, Fritsche und S. 27 S. 4.] giebt einen kurzen geschichtlichen Ueberblick von der ersten Einrichtung, den allmäligen Veränderungen und dem jetzigen Zustande der Anstalt.

Düsseldorf. Der Gymnasiallehrer *Menn* hat von der Académie des inscriptions et belles-lettres in Paris für seine Abhandlung über die Verfassung der griechischen Städte an der Nordküste des schwarzen Meeres vom zweiten Jahrhundert v. Chr. bis zur Gründung des griech. Kaiserthums den ersten Preis erhalten.

Erfurt. Am dasigen Gymnasium ist der Professor *Scheibner* gestorben und dem Professor *Bessler* eine Gehaltszulage von 100 Thlrn., dem Professor *Mensing* von 25 Thlrn., den Professoren *Herrmann, Kritz* und *Richter* von je 75 Thlrn., dem Professor *Dennhardt* von 50 Thlrn. bewilligt worden.

Eutin. Die hiesige *vereinigte Gelehrten- und Bürgerschule* besteht nach einer Reform, welche mit dem Oct. 1836 ins Leben getreten ist, aus 10 Classen, deren Ziel und Stellung zu einander folgendes Schema veranschaulicht:

Gelehrten Schule			Beiden Schulen angehörig	Bürgerschule.			Elementar-Schule.		
				Obercl. f. Knab.		Obercl. f. Mädch.			
I.	II.	III.	IV.	1. Abth. A, 1.	2. Abth A, 2.	B.	1. Cl. f. Mädch. a, 1.	1. Cl f. Knab. a, 2.	2. Cl. gemeinsch. b.

Die Elementarschule bereitet die Knaben zu beiden Schulen, die Mädchen zu B vor. Die Kinder treten mit dem vollendeten 7. Jahre, als dem der Schulpflichtigkeit, in b ein. Die Schülerinnen gehen aus dieser Cl. nach a, 1 über, worauf sie nach vollendeter Elementarbildung den weitern Unterricht bis zu ihrer Confirmation (dem 15. Jahre) in B erhalten. An b schliesst sich für Knaben a, 2 an. Ist ihre Vorbereitung in dieser höhern Elementar-Cl. beendet, welches in der Regel mit dem vollendeten 10. Jahre der Fall ist: so werden sie, wenn ihre Eltern sie zu einem der Gewerbe bestimmen, zu denen vorzugsweise mechanische Fertigkeiten befähigen, nach A, 2 versetzt, um dort ihre völlige Ausbildung bis zu der Confirmation im 16. Jahre zu empfangen; werden sie zu bürgerlichen Beschäftigungen bestimmt, zu deren glücklicher Betreibung ein höheres Maass von Vorkenntnissen, namentlich aus der Mathematik und den Naturwissenschaften und Uebung im Zeichnen erfordert werden: so gehen sie in die Quarta der Gel.-Sch. über, welche als Vorbereitungs-Classe zu A, 1 zugleich der Bürgerschule angehört. Die letzt genannte Classe (A, 1) giebt ihnen die weitere Bildung für das bürgerliche Leben, in welches sie mit vollendetem 16. Jahre entlassen werden. — Der Unterricht der Bürger-Sch. ist streng nach den Bedürfnissen einer kleinen Stadt ohne bedeutende Handels- und Gewerbsthätigkeit abgemessen. Sie will lieber ein näheres Ziel sicher erreichen, als unter höherm Namen, ohne klar gedachte Zwecke, sich in ein fremdes Gebiet hineindrängen. Ohnehin würden ihr weder die zu Gebote stehenden Lehrmittel, noch das Alter, in welchem sie ihre Zöglinge entlässt, verstatten, mehr zu sein, als was das Bedürfniss des Ortes fordert. Der mathematische und naturwissenschaftliche Unterricht ihrer 1. Abth. unterscheidet sich daher wesentlich von dem der Gel.-Sch. durch vorherrschende Richtung auf das Praktische. Derselbe ist durch die Beiordnung einer 2. Abtheil. ungleich fruchtbringender geworden, als diess früher der Fall sein konnte, wo jene Classe mit Knaben überfüllt war, von denen ein grosser Theil weder Raum und Zeit zu häuslichen Arbeiten, noch die Mittel hatte, sich die nöthigen Schulbücher anzuschaffen. Die *Gelehrten-Schule* hat 3 selbständige Cl. Die Quarta theilt sie mit der B.-Sch. auf die oben angegebene Weise. Diese Vereinigung, welche die Rücksicht auf die Lehrmittel gebot, schien unbedenklich, da der wissenschaftliche Unterricht in der Quarta einer Gel.-Sch. kaum ein andrer sein kann, als

der der 2. Cl. einer guten B.-Sch. Diejenigen Schüler, welche in die Gel.-Sch. übergehen wollen, werden besonders im Lateinischen für die Tertia vorgebildet. Den Unterricht im Französischen haben die Bürgerschüler mit den übrigen gemeinschaftlich, nicht mit vorherrschender Berücksichtigung eines künftigen Bedürfnisses, sondern als Bildungsmittel, damit jene sich mit den durch das Lateinische geförderten Mitschülern leichter in gleicher Bildungsfähigkeit erhalten können. Die Lehrcursus von IV—II sind nach genauer Absteckung der Classenziele auf 2 Jahr, der von I auf 3 Jahr festgesetzt, so dass die Schüler im 19. Jahre nach bestandener Maturitäts-Prüfung zur Universität entlassen werden können. Für ein richtiges Verhältniss der häuslichen Arbeiten zu den Kräften der Schüler ist durch eine Uebereinkunft der Lehrer gesorgt. — Die gesammte Anstalt hat ihre Lehrzimmer und Säle in einem eben so zweckmässigen als geschmackvollen, 1833 vollendeten Gebäude, auf dessen geräumigem Hofe unter steter Leitung und Aufsicht der Lehrer Turnübungen gehalten werden, an denen die Schüler beider Anstalten Theil nehmen. Auch ist ein kleiner botanischer Garten, der von den Schülern selbst bearbeitet wird, angelegt worden. Der landesväterlichen Huld Sr. K. H. des Grossherzogs verdankt die Schule die Benutzung dreier grossherzogl. Bibliotheken v. etwa 16,000 Bänden, welche in einem auf herrschaftl. Kosten eingerichteten Saale des Schulhauses mit einer schon früher vorhandenen kleinen Schulbibliothek vereinigt werden; ferner ein Geschenk von 100 Thlrn. zu Bestreitung der Kosten des Büchertransportes, 100 Thlr. zu Anschaffung eines physikalischen Apparats, so wie das nöthige Material zu Anlegung eines Turnplatzes. Se. Herzogl. Durchl. der Prinz Peter von Oldenburg hatte die Gnade, der Schule 2 werthvolle mathematische und 300 Thlr. Gold zum Ankauf physikalischer Instrumente zu schenken. Aus dem Testamente des verst. Hrn. Volkmar erhielt die Anstalt 200 Thlr. für die Bibliothek und den physikalischen Apparat. Letzterer, in Berlin und Kiel verfertigt und den Bedürfnissen der Schule reichlich entsprechend, ist neuerdings aufgestellt.

Lehrerpersonal: Dr. *König*, Hofrath und Director; Dr. *Meyer*, Rector und Mitvorstand, Hauptlehrer v. I; Dr. *Schmidt*, Collaborator und H. L. v. II; Dr. *Burmeister*, Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften; Dr. *Leverkus*, Collaborator u. H. L. v. III (Letzterer vertauscht Ostern seine jetzige Stellung mit dem akademischen Lehrfache. Zu seinem Nachfolger ist der Schulamts-Candidat *E. Hausdörfer* aus Blankenburg ernannt); im Hebräischen unterrichtet Pastor *Encke*, welcher nebst Pastor *Wallroth* auch den Religions-Unterricht in der G.-Sch. ertheilt; die Oberlehrer *Schmidt*, H. L. der B. Sch., 1. Abth. und *Petersen*, H. L. der 1. Obercl. d. Töcht.; die Lehrer *Fürstenau*, H. L. der Quarta und 1. Element.-Cl. f. Mädch., *Kruse*, H. L. der beiden Element.-Cl. f. Knaben und *Kirchmann*, H. L. der B. Sch. 2. Abth.; Zeichenlehrer *Hörup*, Lehrerin in weiblichen Arbeiten Demoiselle *Lüderitz*. — Ausser der vereinigten G. u. B. Sch. besteht hier noch in einem besondern Gebäude unter der Leitung der Special-Armendi-

rection eine *Freischule* und eine damit verbundene *Industrie-Anstalt*, welche letztere den Zweck verfolgt, die Kinder der ärmern Volksclasse frühzeitig an Ordnung und Sinn für rechtlichen Erwerb zu gewöhnen. [E.]

Giessen. Der Geh. Kirchenrath und Professor Dr. *Palmer* ist in Bezug auf seine Functionen bei der Universität in den Ruhestand versetzt worden, aber noch in seinem geistlichen Amte thätig.

Glogau. Am dasigen evangelischen Gymnasium ist der Candidat *Heinr. Franke* als Lehrer angestellt worden.

Glückstadt. Als Hülfslehrer an der hiesigen Gelehrtenschule ist der Schulamtscandidat Dr. *Michelsen* mit Michaelis d. J. angestellt worden. Die Frage, ob die Anstalt in ihrer bisherigen Bestimmung aufgehoben und in eine Realschule oder in ein Progymnasium verwandelt werden soll, ist noch immer unentschieden. Am 29. und 30. Septbr. d. J. ist an der Anstalt die gewöhnliche jährliche Prüfung aller Classen gehalten worden, wozu der Rector *J. P. A. Jungclaussen* mit einer „*Nachricht von den auf der gelehrten Schule zu Glückstadt im abgelaufenen Lehrjahre beendigten Lectionen*“ [1 Bogen, 4. Glückst. b. Augustin 1836.] eingeladen hat, da nach einer Bemerkung des Verf.'s zum Ausgeben von Programmen es der Schule an Fonds fehlt. — 3 Schüler gingen in diesem Jahre zur Universität ab. [E.]

Greifswald. In dem zu Michaelis 1836 erschienenen Jahresprogramm des Gymnasiums hat der Prorector Dr. *H. Paldamus* eine Abhandlung *de repetitione vocum in sermone Graeco ac Latino* [gedr. b. Kunike. 18 (9) S. 4.] herausgegeben, und darin eine Erscheinung in den alten Sprachen, die Wiederholung desselben Wortes in kurzem Zwischenraum, besprochen, deren Bedeutsamkeit in der Kritik gegenwärtig eigentlich als vorübergegangen angesehen werden darf, da nur die früheren Kritiker auf solche Wiederholungen einen Grund der Textesänderung bauten und in der neuern Zeit der einzige Bothe diesen Grundsatz für Textesänderungen wieder in höherem Maasse geltend gemacht hat, während Andere vielmehr die Unzulässigkeit dieses kritischen Arguments darzuthun suchten. Indess da die Erscheinung einmal in der Sprache vorhanden ist, so hat Hr. Pald. mit Recht Veranlassung genommen, dieselbe auf bestimmte Gesetze und Regeln zurückführen zu wollen, und dazu um so mehr sich bewogen gefühlt, weil der von Hand zu Stat. I. p. 269 f. gemachte Versuch ihm nicht genügte, und die von Andern gegebenen Bestimmungen unbeachtet geblieben sind. Er hat nun zur Beschränkung der Aufgabe die Wiederholung seltner Wörter nach längerem Zwischenraum (Hermann z. Eurip. Herc. fur. 1279.) und die gewöhnlichen rhetorischen und grammatischen Wiederholungen von Partikeln, in Antworten und dergl., weggelassen und nur die absichtlichen (*necessariae*) Wiederholungen besprochen. Diese führt er auf drei Classen zurück, und meint, dass sie entweder *gravitatis et ornatus causa*, oder *perspicuitatis*, oder *simplicitatis causa* gemacht worden seien, scheidet auch hierbei die feh-

lerhaften Wiederholungen von den richtigen und sachgemässen. Und in der That bringt er über das Wesen derselben viel Schönes und Treffendes vor. Allein richtig und durchgreifend ist seine Eintheilung nicht, wie schon der Umstand zeigt, dass die erste Classe, welche doch der Natur der Sache nach die reichste sein müsste, als die ärmste erscheint. Da es ihm übrigens darauf ankam, nicht blos das allseitige Vorhandensein dieser Wiederholungen nachzuweisen (wie es der von ihm unnöthiger Weise verspottete Jahn zu Ovid Metam. 15, 103. bezweckte), sondern dieselben zu classificiren; so hat er noch den Fehler begangen, dass er für den engen Raum seiner Erörterung die Untersuchung in zu weitem Umfange auffasste, und sowohl zwei verschiedene Sprachen, als auch in diesen wieder die verschiedenen Schriftsteller und Zeitalter unter einander mengte. Da er selbst andeutet, dass die Wiederholungen der Griechen im Allgemeinen von denen der Lateiner sich oft wesentlich unterscheiden, und darum auch dieselben mehr beiläufig behandelt; so hätte er doch auch bedenken sollen, dass in derselben Beziehung zwischen der lateinischen Prosa und der lateinischen Poesie, so wie zwischen Plautus oder Terenz und Cicero, Cäsar, Horaz oder Virgil, und zwischen diesen und Ovid oder Livius wieder grosse Verschiedenheiten eintreten*). Eine ausreichende Classification der Wiederholungen ist also durch diese Erörterung nicht

---

*) Ueberhaupt hätte bei der Classification dieser Wiederholungen wohl vielmehr folgender Weg eingeschlagen werden sollen. Dieselben zerfallen überhaupt in zwei Hauptclassen, und sind entweder *absichtslos* und also eigentlich Erscheinungen der Nachlässigkeit, oder *beabsichtigt und nothwendig*. Beispiele der ersten Art fehlen bei keinem Schriftsteller; doch sind sie natürlich bei dem sorgfältigen seltener als bei dem nachlässigen. Bei ihnen kommt übrigens zumeist die kritische Frage in Betracht, ob sie nicht durch Schuld der Abschreiber in den Text gekommen sind: nur darf diese Frage nicht nach dem blossen Grunde der Wiederholung entschieden werden, sondern muss sich auf andere Argumente stützen. Die *beabsichtigten* Wiederholungen aber sind wieder doppelter Art, und entweder *grammatischer* oder *rhetorischer* Natur. *Grammatische* nämlich möchten wir diejenigen nennen, wo irgend eine logische Nothwendigkeit die Wiederholung desselben Wortes gebietet, weil in der Gedankenreihe derselbe Begriff wiederkehrt und für ihn ein anderes entsprechendes Wort nicht da ist. Ihr Gebrauch kann im Allgemeinen bei der geistigen Gewandtheit der Schriftsteller des Alterthums nicht gross sein, und beschränkt sich meist auf den Gebrauch kleiner Wörtchen wie z. B. gewisser Partikeln, Pronomina, Hülfszeitwörter u. dergl. Ausserdem tritt er bei philosophischen Schriftstellern da hervor, wo Definitionen oder andere strenge Begriffserörterungen vorkommen. Indess hat der Gebrauch noch Manches in diese Classe hineingezogen, was an sich nicht gerade nothwendig dahin gerechnet werden musste. Von solcher Art sind die Wiederholungen gewisser Wörter zur Wiederaufnahme des Gedankens; die besonders bei Dichtern nicht seltene Wiederholung desselben Wortes, um das Pronomen *is*, *ea*, *id* zu vermeiden; viele Wiederholungen, welche der Deutlichkeit der Rede wegen gemacht sind (wofür besonders Livius auffallende Beispiele bietet), und einige andere Fälle. *Rhetorisch* endlich werden diese Wiederholungen überall da, wo nach irgend einer, richtigen oder falschen, Absichtlichkeit

gewonnen, doch aber ein guter Schritt vorwärts gethan, und die Abhandlung verdient die Beachtung der Philologen, besonders derer, die sich mit Cicero und den Dichtern der augusteischen Zeit beschäftigen. — Die angehängten Schulnachrichten betreffen die beiden letzten Schuljahre, weil zu Michaelis 1835 gar kein Programm erschienen ist. Die Schülerzahl betrug in den 6 Classen 139 zu Michaelis 1834, 159 zu Michaelis 1835 und 183 zu Michaelis 1836 Zur Universität gingen in beiden Jahren 21. Die wöchentliche Lehrstundenzahl beträgt in Prima, Secunda, Tertia und Quarta je 32, in Quinta 31, in Sexta 34. Lehrer sind: der Rector *Glasewald* mit 13 wöchentlichen Lehrstunden, der Prorector Dr. *Paldamus* mit 20 Lehrst., der Conrector Dr. *Cantzler* mit 20 Lehrst., die Oberlehrer *Parow* und Dr. *Thoms* mit je 20 Lehrst., der Baccalaureus Dr. *Höfer* mit 21 Lehrst., der Quintalehrer Dr. *Zander* mit 22 Lehrst., der Collaborator *Vogel* mit 24—26 Lehrst., und 3 Hülfslehrer. — Die Universität war im verwichenen Sommer von 190 Studenten besucht, von denen 161 Inländer und 29 Ausländer waren. vgl. NJbb. XVII, 459. Der Professor Dr. *Mandt* in der medicinischen Facultät ist auf sein Ansuchen seines Dienstes entlassen und geht mit dem beigelegtem Charakter eines Geh. Medicinalrathes nach Petersburg; der Privatdocent Dr. *Hasert* ist zum ausserordentlichen Professor in der philosophischen Facultät (für das Fach der Pädagogik) ernannt worden. Der Professor Dr. *Barthold* hat eine Remuneration von 150 Thlrn. und zur Herausgabe einer Geschichte von Pommern eine ausserordentliche Unterstützung von 600 Thlrn. erhalten.

Herford. Von dem hiesigen Friedrichsgymnasium ist der bisherige vierte Lehrer, Conrector *Wilms*, ausgeschieden und als dritter Oberlehrer nach Dortmund gegangen. In seine Stelle rückt der Gymnasiallehrer *Francke* ein und die fünfte Lehrstelle wird durch den Schulamtscandidaten *Dahlhoff* aus dem Bergischen wieder besetzt werden, welcher sein Probejahr zu Wesel absolvirt hat. Ausserdem wird der Candidat *Wruck* aus Teklenburg hierselbst sein Probejahr abhalten und zugleich eine neue Vorbereitungsschule für das Gymnasium übernehmen. Die Einkünfte des Gymnasiums sind noch immer sehr dürftig und stehen denen der übrigen der Provinz nicht gleich, daher die Lehrer mit grosser Mangelhaftigkeit der Subsistenzmittel zu kämpfen

---

eine Verstärkung und Hervorhebung des einzelnen Begriffs bezweckt ist. Ihre Zahl ist besonders bei den lateinischen Schriftstellern sehr gross und noch in vielen Stellen nicht zureichend erkannt. Auch sind sie um so häufiger, je mehr der einzelne Schriftsteller nach rhetorischem Gepräge strebt, und mehren sich deshalb bei den spätern römischen Schriftstellern bedeutend. In der guten Zeit ist ihr Gebrauch bei den Prosaikern von dem der Dichter sehr verschieden, während sich von Livius an abwärts diese Verschiedenheit immer mehr abschleift. Die Classification derselben kann schwerlich anders vorgenommen werden, als dass man sie zunächst auf die verschiedenen rhetorischen und grammatisch-rhetorischen Figuren zurückführt und darnach ihre Bedeutsamkeit misst. Ihre vollständige Erkenntniss wird übrigens kaum anders erworben werden können, als dass man den Gebrauch der verschiedenen Schriftsteller einzeln auffasst und erörtert.

haben. Möchte doch um so mehr etwas ernstlich für sie geschehen, als die geringe Anzahl von 6 Lehrstellen bei 6 Classen ihnen eine ungewöhnliche Stunden- und Arbeitslast auferlegt, die durch die Nothwendigkeit Privatstunden zu geben für die Meisten noch vermehrt wird. Da der Anfang des Schuljahres 1836 auf Ostern verlegt, das letzte Programm (eine Abhandlung des Prorector *Werther: de auguribus Romanis commentationis pars prior* — compendiarische Zusammenstellung der Resultate fleissiger Untersuchungen über Entstehung, Bedeutung, Arten des Augurats nebst genauer Quellenangabe und Schulnachr. enth. [17] 28 S. 4.) aber erst Mich. 1835 ausgegeben worden war, so wurde dieses Jahr gar kein Programm geschrieben, das Examen aber vor Ostern gehalten. *Drei* Schüler machten in diesem Jahre die Abgangsprüfung, *einer* wurde für unreif erklärt. Ueber den Gesundheitszustand der Schüler zu klagen ist in langer Zeit durchaus keine Ursache gewesen, über ihren sittlichen Zustand kann man sich nur freuen.

Kempten. Die dasige Studienanstalt war am Schluss des Schuljahrs 1835 nach dem damals herausgegebenen *Katalog* in den vier Gymnasialclassen von 89, in den vier Classen der lateinischen Schule von 90 Schülern besucht, welche von denselben Lehrern unterrichtet wurden, die schon in den NJbb. V, 460 verzeichnet sind. Vgl. NJbb. XIII, 473. In dem Programm des Gymnasiums theilt der Professor *Remig Geist Einige Erwägungen über die Principien des Unterrichts in den vaterländischen Gymnasien* [Kempten 1835. 10 S. 4.] mit. Es sind abgerissene Bemerkungen über den Kampf des Humanismus und Realismus, wie er in den verschiedenen baierischen Schulplänen seit 1804 hervortrat, mit mehrern Aeusserungen über die classischen Sprachstudien, in denen aber eine entschiedene Meinung des Verfs. nicht recht hervortritt.

Lissa. Am dasigen Gymnasium ist der Oberlehrer *Olawski* zum Professor ernannt worden, und dem Professor *Cassius* sind 60 Thlr., den Professoren *Matern*, *Putyaticki*, *Olawski* und *Poplinski* je 40 Thlr., den Unterlehrern *Marmé*, *Tschepke* und *Fleischer* je 25 Thlr., dem Lehrer *Sterk* 15 Thlr. als Gehaltszulage bewilligt worden.

Lyck. Am dasigen Gymnasium ist der erste Unterlehrer *Kostka* in die durch des Oberlehrers *Fabian* Versetzung [s. Rastenburg.] erledigte dritte Oberlehrerstelle, der Lehrer *Dewischeit* in die erste, der Lehrer Dr. *Jacobi* in die zweite Unterlehrerstelle aufgerückt und der Schulamtscandidat *Gortzitza* zum dritten Unterlehrer ernannt worden. Vgl. NJbb. XVIII, 247.

Marburg. Auf der dasigen Universität hatten für das verflossene Sommerhalbjahr in der theolog. Facultät 4 ordentl. Professoren [der Consistorialrath und Superintendent Dr. *K. W. Justi* und die Drr. *H. Hupfeld*, *Chr. Fr. Kling* und *Julius Müller*] und 2 ausserord. Proff. [der Licent. *Wilh. Scheffer* und der kathol. Pfarrer Dr. *J. Chr. Multer*], in der juristischen 6 ord. Proff. [die Drr. *Ed. Platner*, *Ed. Sigm. Löbell*, *Sylv. Jordan*, Hofrath *G. Fr. Puchta*, *Herm. E. Endemann*, *K. Fr. Voll-*

graff], 2 ausserord. Proff. [die Drr. *K. Ad. von Vangerow* und *J. A. Michael Albrecht*] und 3 Privatdocenten [die Drr. *Fz. v. Meyerfeld*, *Konr. Büchel* und *Ludw. Duncker*], in der medicinischen 7 ord. Proff. [der Geh. Hofr. Dr. *Ferd. Wurzer* und die Drr. *G. W. Fz. Wenderoth*, *Chstph. Ullmann*, *Chr. Heinr. Bünger*, *J. Mor. Dav. Herold*, *K. Fr. Heusinger*, *K. Chstph. Hüter*], in der philosophischen 8 ord. Proff. [Consist. Rath Dr. *Chr. Andr. Leonh. Creuzer*, und die Drr. *K. Fz. Chr. Wagner*, *Chr. Ludw. Gerling*, Bibliothekar *Fr. Rehm*, *J. Fr. Chr. Hessel*, *K. Fr. Hermann*, *Chr. Koch*, *Jac. Sengler*], 1 Ehrenprofessor [Dr. *Jos. Rubino*], 1 ausserord. Prof. [Dr. *K. Reinh. Müller*] und 6 Privatdocenten [die Drr. *E. Ph. Amelung*, *G. Landgrebe*, *Jos. Hoffa*, *A. W. Krahmer*, *K. Th. Bayrhoffer*, *K. Windelblech*] Vorlesungen angekündigt. Seitdem ist der Professor Dr. *V. A. Huber* von der Universität in Rostock als ordentlicher Professor der abendländischen Sprachen berufen, dem ausserord. Professor *von Vangerow* eine Gehaltszulage ertheilt, der Dr. *Wilh. K. Möller* als Bibliotheksecretair angestellt worden. Die Proff. *Justi* und *Creuzer* wurden zu Ober-Consistorialräthen, der Prof. *Platner* zum Geh. Hofrath ernannt. Dem *Index lectionum* auf das genannte Sommerhalbjahr hat der Professor Dr. *Hermann* eine lateinische Abhandlung *über die Quellen des Plutarch in der Lebensbeschreibung des Perikles* [X S. 4.], dem *Index Lectt.* für den Winter 1835—36 eine Abhandlung *über Platons Phädon*, vorausgeschickt, vor dem *Index lectt. per hiem. a.* 1836—37 aber *de aetate Oedipi Colonei* [IX S. 4.] gehandelt und darin die Abfassung dieses Dramas auf die letzten Lebenstage des Sophokles verlegt, so dass sein gleichnamiger Enkel nach einigen Abänderungen in Bezug auf Theben dasselbe erst nach dessen Tode in Scene setzte. Zum Geburtsfeste des Kurfürsten gab derselbe Gelehrte eine *Disputatio de vestigiis institutorum veterum, inprimis Atticorum, per Platonis de legibus libros indagandis* [Marburg, Elwert. 1836. 74 (71) S. 4.], zum Geburtstage des Kurprinzen-Mitregenten *Juris domestici et familiaris apud Platonem in legibus cum veteris Graeciae inque primis Athenarum institutis comparatio* [Ebend. 1836. 33 S. 4.] heraus. Zum Prorectoratswechsel erschienen von dem Professor *Platner: Quaestiones historicae de criminum jure antiquo Romano.* [Marb. Elwert. 1836. 69 S. 4.] Von philosophischen Doctorschriften sind uns bekannt worden: *Panathenaikos. Liber archaeologicus* etc. Scr. *Car. Hoffmann.* [Cassel, Krieger. 1835. 76 S. 8.]; *Demosthenes a suspicione acceptae ab Harpalo pecuniae liberatus.* Scrips. *Georg. Frid. Eysell.* [Marburg, Elwert. 1836. 69 S. 8.]; *Theoduli ecloga, e codd. Parisinis et Marburg. uno recensuit et prolegomenis instruxit Aug. Aem. Alfr. Beck.* [1836 50 S. gr. 8.]; *Dissert. de antiquorum metrorum et melorum discrimine.* Scr. *Henr. Feussner.* [Hanoviae. 1836. 30 S. gr. 4.]

Meldorf. Der Subrector an der Gelehrtenschule, *P. F. Hansen*, der bereits vor ein Paar Jahren sein Amtsjubiläum gefeiert hat, ist auf sein Ansuchen von seinem Amte auf eine ehrenvolle Weise und mit einer angemessenen Pension entlassen worden. An seiner Stelle ist

der vierte Lehrer der Anstalt und Collaborator, *C. A. H. Decker*, wieder zum Subrector derselben und dritten Lehrer ernannt worden.

[E.]

Münnerstadt. Der dasige Gymnasialprofessor Dr. *Joseph Gutenäcker* hat das *erste Heft* einer *Geschichte des Gymnasiums in Münnerstadt, nach den Quellen bearbeitet*, [Würzburg, gedr. b. Bonitas sel. Wittwe. 1835. VI u. 138 S. gr. 8.] herausgegeben, und dadurch einen recht schätzbaren Beitrag zur Schulgeschichte des bayerischen Oberlandes geliefert, welcher nur gegenwärtig in sofern noch fragmentarisch bleibt, als das erste Heft nur die äussere Geschichte des Gymnasiums darstellt und über Lehrverfassung und intellectuellen Zustand desselben Nichts berichtet. Doch erklärt der Verf. in der Vorrede, dass ihm dazu noch manches nöthige Material fehlte, und darum ist auch diese vorläufige fleissige Materialiensammlung über die äussern Verhältnisse der Anstalt dankbar aufzunehmen. Der Verf. giebt zuerst in einer Einleitung einige Notizen über die ältesten Schulen in Münnerstadt (aus dem J. 1280 ist das älteste Zeugniss dafür vorhanden), über den Eremiten-Augustiner-Orden, der wahrscheinlich 1279 das Kloster zu Münnerstadt stiftete, und über die für die gegenwärtige Geschichte benutzten Quellen; und erzählt dann umständlicher die Gründung des Gymnasiums, welche schon der Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn beabsichtigte, durch den Fürstbischof *Johann Philipp von Schönborn*, welcher dasselbe im Jahr 1660 zuerst an die Bartholomiten übergab, worauf es 1685 an den Augustinerorden kam, von 1787 unter die Oberaufsicht des Staats gestellt und 1804 geschlossen, aber 1806 wieder eröffnet und zunächst mit dem Gymnasium in Würzburg unter die Kuratel der Universität und unter einen gemeinsamen Vorsteher (Präfect) gestellt, endlich 1819 zur selbstständigen Anstalt unter einem eigenen Rector erhoben wurde. Ueber diese Zeitabschnitte nun hat der Verf. keine weiteren Nachrichten gegeben, als dass er aus den einzelnen Jahren die Lehrer und die Schülerzahl der einzelnen Classen [deren bald 4, bald 6, meist 5 bestanden] aufzählt, die Titel der Dramata anführt, welche bis zum Jahre 1786 alljährlich im Herbst von den Schülern aufgeführt wurden, und von da an die jährliche Preisvertheilung, aus der neuesten Zeit auch die Titel der Programme erwähnt, und hin und wieder einige andere Notizen beifügt. Gegenwärtig besteht die Anstalt, wie andere bayerische Studienanstalten aus einem Gymnasium von 4, und einer lateinischen Schule von 4 Classen, mit je 4 Classen- und 6 Hülfslehrern. Vgl. NJbb. XIV, 252.

Münstereifel. Der Lehrer *Schewen* am Gymnasium ist auf sein Ansuchen von seiner Stelle entlassen worden und übernimmt ein Pfarramt.

Nürnberg. Am dasigen Gymnasium wurde im Novembr. vor. Jahres die Lehrstelle der Mathematik dem Lehrer dieser Wissenschaft von der Kreisgewerbschule, Dr. *Joh. Lorenz Völkel*, provisorisch übertragen. In dem zum Schluss des gegenwärtigen Studienjahrs erschienenen Programm: *Actus sollennes gymnasii regii Nor. prid. Cal. Sept.* ....

indicit Carolus Frid. Naegelsbach, Gymn. prof., [Nürnberg gedr. b. Campe 1836 20 S. gr. 4.] hat der genannte Gelehrte sehr beachtenswerthe *Explicationes et emendationes Platonicae* herausgegeben, und darin eine Reihe platonischer Stellen, namentlich aus den Büchern de republica unter gewissen sprachlichen Rubriken zusammengefasst und nach Sprache und Inhalt sorgfältig erörtert. Der Anfang ist mit Betrachtung solcher Stellen gemacht, in denen eine Verneinungspartikel entweder fehlt oder mit Unrecht steht, und es wird de Rep. VI. p. 492. E. *οὐδὲ οὖν μὴ γένηται οὐκ ἀλλοῖον*, de Rep. II. p. 376. D. *ἵνα μὴ ἐῶμεν μὴ ἱκανὸν λόγον*, Phileb. p. 52, A. *πείνας μὲν ἔχειν τοῦ μανθάνειν*, de Rep. VI. p. 495. C. *οἷς μάλιστα προςήκει* (mit Beziehung der Worte aufs Folgende) gelesen. In gleicher Zusammenordnung folgen eine Anzahl anderer Stellen, deren Resultat hier nicht ausgezogen werden kann.

Parchim. Die Schülerzahl des dasigen Gymnasiums betrug Mich. 1833: 163; Ostern 1834: 166; Mich. 1834: 162; Ostern 1835: 157; Mich. 1835: 161. Zur Universität wurden entlassen: Mich. 1834: 3 Schüler, darunter 1 mit No. I; Ostern 1835: 4, darunter 3 mit No. I; Ostern 1836: 5 mit No. II, zum Theil mit rühmlicher Auszeichnung. Der Cantor *Müller* und der Succentor *Steffenhagen* wurden im Januar 1835 zu Oberlehrern ernannt. Der Subrector *Hoffmann* wurde Mich. 1835 durch eine unheilbare Krankheit dienstunfähig gemacht. Bis Neujahr 1836 wurden seine Lectionen grösstentheils von den übrigen Lehrern gegeben; alsdann übernahm dieselben der als Gehülfslehrer angestellte Candidat *Dühr*, welcher auch, nachdem im Februar 1836 der Subrector *Hoffmann* gestorben war, an der Anstalt verblieb. Darnach bestand das Lehrercollegium Ostern 1836 aus dem Director Dr. *Zehlicke*, dem Conrector *Gesellius*, den Oberlehrern *Müller* und *Steffenhagen*, den Collaboratoren Dr. *Giese*, *Niemann* und *Schröder*, dem Gehülfslehrer *Dühr* und dem Schreib- und Rechnenlehrer *Worbitzky*. Das vierte Heft der Schulschriften, ausgegeben Ostern 1835, enthält eine Abhandlung des Collaborator *Schröder* „*über den Religionsunterricht in den höheren Classen gelehrter Schulen*“ auf 69 S. Nach einer Einleitung über die Frage: wie Religion könne gelehrt werden? sucht der Verf. für den höheren Religionsunterricht einen Gesichtspunkt, von welchem aus sich die Auswahl und die Behandlung des Stoffes bestimmen lasse. Einen solchen findet er in der Idee der religiösen und sittlichen Bildung. Darnach bestimmt er dann selbst die Behandlung der einzelnen Disciplinen, als: Glaubenslehre, Sittenlehre, Religionsgeschichte. Das fünfte Heft, ausgegeben Ostern 1836, enthält auf 92 S. eine „*quaestio grammatica de Adjectivis, quae cum utroque casu et Genitivo et Dativo conjungantur, praemissa commentatione de casuum, inprimis Genitivi et Dativi, natura atque potestate,*“ vom Oberlehrer *Müller*. Nach der allgemeinen Untersuchung über den Casus wird die verschiedene Bedeutung der in Rede stehenden Adjectiven, je nachdem sie mit dem Genitiv oder mit dem Dativ verbunden werden, angegeben und an einer Menge, zunächst nur aus Cicero

gesammelter, Beispiele nachgewiesen. — In jedem Hefte befindet sich ein Bericht über die Lectionen des verflossenen Schuljahres, woraus sich ergiebt, dass nicht das Classensystem, sondern das Parallelsystem auf dem Gymnasium das herrschende ist. — Das vierte Heft giebt unter Anderem Nachricht über eine disciplinarische Einrichtung. Auf die gesetzmässige Lösung einer jeden Aufgabe wird strenge gehalten. Jede Auslassung wurde früher durch sofortigen Arrest bestraft. Seit längerer Zeit jedoch hat das Nachsitzen in den Mittagsstunden gänzlich aufgehört; dagegen müssen an vier Wochentagen in den Nachmittagsstunden von 5 bis 7 Uhr unter der Aufsicht eines Lehrers sämmtliche Sträflinge die ausgelassenen Schulleistungen nachholen oder nach Bewandtniss der Umstände besondere Strafarbeiten anfertigen. Manche Inconvenienzen sind dadurch schon gehoben und auch die Zahl der Sträflinge hat abgenommen. [E.]

St. Petersburg. Am 8. Octob. d. J. fand auf der dasigen Universität ein feierlicher Act statt, an welchem der ausserordentliche Professor *Nikitenko* eine Uebersicht des Zustandes der Universität in dem Jahre 1835 — 1836 vortrug, und darin besonders das immer erfreulichere Aufblühen und Gedeihen derselben sowohl in Folge der neuen Organisation als auch durch die anregende persönliche Aufmerksamkeit des Ministers des öffentlichen Unterrichts zu rühmen sich veranlasst fand. An der Universität wirken jetzt 41 Lehrer nämlich mit 1 Professor der Theologie 23 ordentliche und ausserordentliche Professoren, 6 Adjuncten, 1 stellvertretender Adjunct, 4 Docenten, 6 Lectoren und 1 Zeichenlehrer. Studirende waren 275, also 38 mehr als im vorigen Jahre. Von ihnen gehörten 183 zur philosophisch-juristischen, 17 zur physikalisch-mathematischen, 75 zur historisch-philologischen Facultät. In der ersten vollendeten ihren Lehrcursus und erhielten den Candidatengrad 15, und den Grad wirklicher Studenten 17; in der zweiten wurden 2 Candidaten und 2 wirkliche Studenten, in der dritten 6 Candidaten und 13 wirkliche Studenten. Entlassen wurden 55, darunter 23 Candidaten. Die Prüfung zur Erlangung des Doctorgrades bestanden 12, die des Magistergrades 2; davon wurden 13 vom Minister bestätigt. Die Comité zur Prüfung von Hauslehrern und Hauslehrerinnen ertheilte nach erfolgter Prüfung an 42 Hauslehrer und 34 Hauslehrerinnen Zeugnisse der Tüchtigkeit.

Plauen. Der Prorector *Christian Gottlieb Pfretzschner* am Gymnasium hat im vorigen Jahre eine von ihm zur Vorbereitung auf den Genuss des heiligen Abendmahls gehaltene Rede: *Nur bei sittlicher Gesinnung kann die geistige Bildung wahrhaft gedeihen*, [Plauen, Schmidt. 1835. 16 S. 8.] herausgegeben, worin er in beredter und ansprechender Weise die Wahrheit dieses Satzes beweist und auf die drei Punkte zurückführt, dass ohne sittliche Gesinnung kein reger Sinn für geistige Veredlung, kein dauernder Besitz geistiger Kraft und kein wahrer Werth geistiger Tüchtigkeit vorhanden sei.

Posen. Am Marien-Gymnasium ist der Schulamtscandidat *Aug. Gladisch* als Oberlehrer, der Schulamtscandidat *Jac. Prabucki* als Lehrer

angestellt, dem Lehrer Dr. *Lozynski* das Prädicat Oberlehrer beigelegt, dem Director *Stoc* eine Remuneration von 80 Thlrn., dem Professor *Wanowski* und den Oberlehrern *Lozynski* und *Gladisch* von je 100 Thlrn., dem Prof. *Poplinski* von 70 Thlrn. und dem Lehrer *Prabucki* von 150 Thlrn. bewilligt worden. Am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium wurde der Dr. *Trinkler* [NJbb. XVIII, 254.] zum Oberlehrer ernannt, und der Professor *Monski* ist zum Rector der Bürgerschule in Krotoschin berufen worden.

Potsdam. Das dasige Gymnasium ist von Ostern 1835 an mit einer Realschule verbunden worden, und der Director, Prof. Dr. *W. H. Blume* hat deshalb das zu jener Zeit erschienene Jahresprogramm dazu benutzt, *über die Verbindung einer höhern Realschule mit dem Gymnasium* zu sprechen. [Potsd. 1835. 30 (24) S. gr. 4.] Ohne darin auf die theoretische Erörterung der Principfrage über die Zweckmässigkeit der Verbindung des Gymnasiums mit einem Realinstitut einzugehen, geht er vielmehr von dem Erfahrungssatze aus, dass die Gymnasien mit wenigen Ausnahmen seit ihrem Bestehen die doppelte Bestimmung gehabt haben, theils für die Universitätsstudien unmittelbar vorzubereiten, theils zu mannigfaltigen andern Berufsarten, die einen höhern Grad wissenschaftlicher, wenn auch nicht akademischer, Ausbildung erfordern, gehörig zu befähigen. Auch könne diess gar nicht anders sein, da es sich bei dem in das Gymnasium eintretenden Knaben im Voraus fast nie bestimmen lasse, für welchen Beruf er sich qualificiren werde, und da ein grosser Theil der Gymnasiasten späterhin einen ganz andern Beruf ergreife, als das Studiren. Darum dürften die Gymnasien nicht ausschliesslich auf die Vorbereitung zu den akademischen Studien sich beschränken, sondern müssten vielmehr sich bestreben, ohne Beeinträchtigung des classischen Bildungselements für den künftigen Gelehrten, durch Anlegung paralleler Ordnungen, auch zur Erlangung jener allgemeinen Kenntnisse und Fertigkeiten, die den gebildeten Mann, wess Standes und Geschäfts er übrigens sei, auszeichnen, alle durch die Erfahrung bewährten Bildungsmittel darzubieten. Erst durch die zweckmässige Vereinigung der Realschule mit dem Gymnasium werde für die Wahl des rechten Ziels und die angemessenste Führung zu demselben eine Bürgschaft gegeben, deren beiderlei Anstalten in ihrer Vereinzelung entbehrten. Man brauche über die richtigen Grundsätze dieser Vereinigung nicht zu streiten, sondern habe genug gethan, wenn man den Lehrplan und die vorhandenen Mittel zu dessen Ausführung vollständig zur öffentlichen Kenntniss bringe. Jeder wisse dann, was er von der Schule zu erwarten habe, welches Ziel sie verfolge und welchen Gang sie nehme. Darum begnügt sich denn auch der Verf., den neuen Lehrplan der Schule vollständig darzulegen. Dieser Plan besteht nun im Wesentlichen darin, dass in Sexta und Quinta der Unterricht aller Schüler gemeinsam ist, neben Quarta, Tertia und Secunda aber für die Realisten 3 Parallelcötus laufen, indem dieselben in Quarta von den griechischen, in Tertia von den griechischen und einigen lateinischen, in Secunda

von den griechischen und noch mehr lateinischen Lehrstunden dispensirt sind, überhaupt von Tertia an nur an der lateinischen Lectüre und den extemporalen Exercitien Theil nehmen, aber aus den streng grammatischen Lectionen, den übrigen Stilübungen und in Secunda aus der Cicero-Lection ausscheiden, und dafür andern Unterricht erhalten. Die Parallelsection für Quarta ist einjährig, die für Tertia und Secunda je zweijährig, so dass der Realist mit dem zurückgelegten 16. oder doch im 17. Lebensjahre die Schule verlassen kann. Der specielle Lehrplan ist folgender:

	Prima	Secunda Graeca	Secunda Graeca et realis consociata	Secunda realis	Tertia A. Graeca	Tertia A. Graeca et realis consoc.	Tertia A. et B. realis	Tertia B. Graeca	Tertia B. Graeca et realis consoc.	Quarta Graeca	Quarta Graeca et realis consoc.	Quarta realis	Quinta	Sexta.	
Latein	9,	5,	4,	1,	3,	6,	—,	3,	6,	—,	9,	—,	8,	8	wöch. St.
Griechisch	6,	6,	—,	-,	5,	—,	—,	5,	—,	4,	—,	—,	—,	—	
Hebräisch	2,	2,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—	
Deutsch	2,	—,	3,	1,	—,	3,	1,	—,	3,	—,	3,	—,	5,	6	
Französisch	2,	—,	2,	4,	—,	3,	2,	—,	3,	—,	3,	—,	3,	4	
Englisch	—,	—,	—,	2,	—,	—,	2,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—	
Philosophie	1,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—,	—	
Mathematik	3,	—,	5,	1,	—,	5,	1,	—,	5,	—,	5,	2,	4,	4	
Naturwissenschaften	2,	—,	—,	2,	—,	2,	2,	—,	2,	—,	2,	—,	2,	2	
Geographie u. Geschichte	3,	—,	3,	2,	—,	3,	—,	—,	3,	—,	4,	—,	4,	2	
Religion	2,			—,	—,	2,				—,	2,	—,	2,	2	

Dazu kommen noch für Quinta und Sexta je 2 Stunden Schreibunterricht, für dieselben beiden Classen und für die in zwei Classen zertheilten Realschüler je 2 Stunden Zeichenunterricht, für alle Schüler 4 Stunden Singunterricht und 4 Stunden Leibesübungen, so wie 2 wöchentliche Lehrstunden für die Primaner, welche nicht Hebräisch lernen. Für diese Unterrichtsgegenstände waren im Jahr 1835 15 Lehrer vorhanden, deren Zahl aber im Winter $18\frac{35}{36}$ auf 19 stieg. Das gegenwärtige Lehrerpersonale besteht: aus dem Director Dr. *Riegler* [s. NJbb. XVII, 447. XVIII, 132. giebt wöchentlich 12 Lehrstunden], dem Prof. und Conrector *Schmidt* [mit 18 St.], dem Prof. und Subrector *Helmholtz* [mit 20 St., hat vor kurzem eine Gehaltszulage von 100 Thlrn. erhalten], den Oberlehrern *Meyer* und *Brüss* [mit je 22 St.], den Collaboratoren Dr. *Klingebeil* [mit 23 St.], *Rührmund* [mit 24 St.] und *Müller* [mit 25 St.], dem Oberlehrer *Hamann* [mit 22 St.], dem Elementarlehrer *Kienbaum* [mit 26 St.], den Collaboraturverwesern *Schulz* und *Müller* [mit 21 u. 10 St.], 3 Hülfslehrern und 4 unbesoldeten Lehrern. Die Schülerzahl betrug 300 im Sommer 1834, 323 im folgenden Winter, 341 (darunter 70 Realisten) im Sommer 1835, 336 (darunter 85 Realisten) im folgenden Winter. Zur Universität gin-

gen 10 im ersten, 8 im zweiten Schuljahr. Das Ziel der Realbildung ist, dass der Schüler bei seiner Entlasung aus der obersten Classe im Stande sei, den in der vorläufigen Ministerialinstruction für die an höhern Bürger- und Realschulen anzuordnenden Entlassungsprüfungen (vom 8. März 1832) aufgestellten Forderungen zu genügen; und bereits zu Ostern dieses Jahres hatten sich 3 Schüler zu dieser Prüfung gemeldet. Das diessjährige Programm der Anstalt enthält eine Abhandlung *über römische Colonien* von dem Prof. und Conrector *Schmidt*. [1836. 30 (15) S. gr. 4.], worin dieser im römischen Staatswesen so wichtige Punkt nach den Untersuchungen von Sigonius, Niebuhr u. A. einer neuen Erörterung unterworfen ist. Der Verf. behandelt hier nur die eigentlichen Bürgercolonien [*civiles, plebejae* oder *togatae*, später *paganae* oder *privatae* genannt] und schliesst die seit Sulla aufgekommenen Militärcolonien für eine spätere Untersuchung aus. Seine Definition dieser Colonien ist folgende: „Eine römische Colonie war ein Verein von Bürgern oder Genossen, welche daheim, in der Metropolis, nach öffentlichem Beschluss und nach bestimmten Gesetzen unter Autorität des Staates constituirt, in ein fremdes, d. h. dem Feinde abgenommenes Land geführt wurde, um daselbst in einem bereits vorhandenen Orte ein nach vaterländischer Weise geformtes und der Leitung der Metropolis fortwährend angehöriges und unterworfenes Gemeinwesen zu bilden, zugleich aber auch, und diess war der ursprüngliche Zweck, um gegen die unterdrückte Einwohnerschaft als Besatzung, gegen den äussern Feind als Abwehr zu dienen." Nachdem nun die Wahrheit dieser Definition weiter begründet ist, wird dann das Verhältniss der Colonisten zu den ursprünglichen Bewohnern, die Stellung der Colonie zur Mutterstadt, der Unterschied der römischen und lateinischen Colonien, die verschiedenen Rechte derselben u. a. dergl. auf eine sehr besonnene und den Mittheilungen der Alten entsprechende Weise besprochen, und es sind Resultate gewonnen, die durch ihre Natürlichkeit von selbst sich empfehlen, und die Niebuhrschen Hypothesen ohne weitere Polemik beseitigen. Ein Auszug dieser Resultate würde für unsern Zweck zu lang werden, und wir müssen uns begnügen, auf die verdienstliche Abhandlung aufmerksam zu machen.

Rastenburg. Am dasigen Gymnasium ist der erste Oberlehrer *Heinike* zum Director [s. NJbb. XVIII, 255.] ernannt, der zweite Oberlehrer *Klupsz* mit dem Prädicat „Professor" in die erste Oberlehrerstelle aufgerückt, die zweite dem Oberlehrer Dr. *Fabian* vom Gymnasium in Lyck übertragen, und dem Lehrer *Julius Horn* das Prädicat „Oberlehrer" beigelegt worden.

Rendsburg. Der vierte Lehrer der Gelehrtenschule, Collaborator *A. G. H. Nielsen*, ist zum zweiten Prediger an der Stadtkirche zu Plön gewählt worden. An der Anstalt arbeiten demnach jetzt ein ordentlicher Lehrer (der Rector *N. Kramer*) und zwei Hülfslehrer, indem die Wiederbesetzung der durch *Luchts* Abgang [NJbb. XVII, 464.] erledigten Stelle noch nicht wieder erfolgt, der Conrector *Lucht* aber

einen der Gehülfslehrer als seinen Substituten zu halten durch sein Alter genöthigt ist. [E.]

Rheinpreussen. Die 18 Gymnasien der Rheinprovinzen waren im verflossenen Sommer von 2908 Schülern besucht, welche von 217 Lehrern unterrichtet wurden. vgl. NJbb. XVIII, 255.

Riga. Die Einladungsschrift zu den diessjährigen öffentlichen Prüfungen [vom 2—6. Juli] in den dasigen vier höheren Schulen [s. NJbb. XV, 127.] enthält als Abhandlung den *ersten Abschnitt* einer *kurzen Darstellung der Regierung des Ordensmeisters Wolter von Plettenberg* von *K. A. Kurtzenbaum* [Riga 1836. 14 (12) S. 4.], und liefert einen beachtenswerthen Beitrag zur livländischen Geschichte. Die angehängten Schulnachrichten geben nur die Ordnung der Prüfungen an, und berichten, dass von dem Gymnasium zu Weihnachten vorigen Jahres 9, und im Sommer dieses Jahres ebenfalls 9 Schüler zur Universität entlassen worden sind.

Rössel. Am dasigen Progymnasium ist der Religionslehrer *Ditki* vom Gymnasium in Braunsberg zum Director ernannt und dem Lehrer *Kraynicki* eine Remuneration von 60 Thlrn., dem Lehrer *Kollberg* von 40 Thlrn., dem Lehrer *Otto* von 30 Thlrn., so wie zur Vermehrung der Schulbibliothek die Summe von 50 Thlrn. bewilligt worden.

Rostock. An der dasigen Universität gab der ordentliche Professor der Rechte Dr. *Chr. Fr. Elvers* im vorigen Jahre folgendes beachtenswerthe Programm heraus: *De clarissimis monumentis, quibus juris Romani antiquitas Caesarum tempore testata est.* Spec. I. *De juris sacri monumentis.* [Rostock, Adler. 40 S. 4.] In dem *Index lectionum per semestre hibernum* 1835 *habendarum* lieferte der Professor *Fz. Volkm. Fritzsche* eine Fortsetzung seiner *Annotationes ad nubes Aristophanis* [6 S. 4.] und im *Index lectionum per semestre aest.* 1836 *habendarum* eine *Disputatio de thymele in theatris Atticis.* [6 S. 4.]

Rudolstadt. Als *Einladungsschrift zu der öffentlichen Schulprüfung* (im März d. J.) hat der Director des Gymnasiums, Prof. Dr. *Ludw. Friedr. Hesse*, das *sechste Stück* des *Verzeichnisses Schwarzburgischer Gelehrten und Künstler aus dem Auslande* [Rudolst. 1836. 19 S. 4.] herausgegeben, und darin über 12 Gelehrte biographisch-literarhistorische Nachrichten mitgetheilt, von denen indess keiner für das Schulwesen von Bedeutung ist. Die angehängten Schulnachrichten melden, dass 10 Schüler, darunter 7 zur Universität abgehende, mit öffentlichen Redeversuchen aufträten.

Schleiz. An der dasigen Gelehrtenschule hat der Rector *H. Alberti* zu Ostern vorigen und zu Ostern dieses Jahres in zwei Programmen *Quaestionum scholasticarum partic. I. et II.* herausgegeben. Die Quaestio I handelt *de scriptoribus classicis in scholis apte tractandis.* [15 S. 4.], die Quaestio II beantwortet die Frage: *Classicus scriptor qui dicendus videatur,* [15 S. 4.] dahin: „Scriptor classicus est is, cujus oratio internae ipsius praestantiae, sive virtutis imaginem refert atque summam in forma perficienda diligentiam et curam ostendit", und

schliesst mit der merkwürdigen Aeusserung: „quodammodo patet, in iis tantum linguis, quae ex vita abierunt, quamvis per literas vigeant, non inter nostri temporis aequales classicum scriptorem quaeri posse."

Schweidnitz. Die zu dem an den Fiscus gefallenen Nachlasse des verstorbenen Conrectors *Vogelsang* gehörige Bibliothek ist dem dortigen evangelischen Gymnasium überwiesen worden.

Schweinfurt. Das dem vorjährigen Jahresberichte über das Gymnasium Ludovicianum beigegebene Programm enthält eine griechisch geschriebene *Commentatio de vita Antiphontis Rhamnusii* von dem Professor der zweiten Gymnasialclasse Dr. *Konrad Wittmann.* [1835. 12 S. gr. 4] Im gegenwärtigen Studienjahre ist der Lehramtscandidat *Sebastian Weinand* als Studienvorbereitungslehrer im untern Curse der lateinischen Schule angestellt worden.

Soest. Am dasigen Gymnasium ist der vierte Lehrer Dr. *Seidenstücker* in die erledigte dritte Oberlehrerstelle, der fünfte Lehrer *Vorwerk* in die vierte Stelle aufgerückt und der Schulamtscandidat *Adolph Schenk* als sechster Lehrer angestellt worden.

Stendal. Der vierte Lehrer *Grosse* am Gymnasium ist zum Prediger in Belsdorf und Wesensleben ernannt, der sechste Lehrer *Schrader* in die vierte, der Hülfslehrer *Beclitz* in die sechste Stelle aufgerückt und der Schulamtscandidat Dr. *Ferdinand Risch* als achter Lehrer angestellt worden.

Straubing. Nach dem am Schluss des Studienjahres 1835 erschienenen *Jahresbericht* war das dasige Gymnasium zu dieser Zeit in seinen vier Classen von 90 und die lateinische Schule von 126 Schülern besucht. vgl. NJbb. XIV, 368. Studienrector war der Professor *Franz Joseph Reuter*, der auch dem Jahresberichte einige treffende Bemerkungen über die sittliche Erziehung der Schüler und über das gemeinsame Wirken der Eltern und der Schule zu Einem Zwecke vorausgeschickt hat, welche er selbst als einen Auszug aus seiner im Decemb. 1834 gehaltenen Antrittsrede bezeichnet. Das dem Jahresberichte beigegebene Programm enthält auf 5 Quartseiten: *Series aliquot infinitae pro nonnullis lineis trigonometricis compositorum arcuum et angulorum* von dem Lycealprofessor und Lehrer der Mathematik *Joh. Georg Grieser.* — Beiläufig erwähnen wir hier noch eine von dem früheren Religionslehrer der Anstalt *Friedr. Dobler* herausgegebene Schrift: *Bedürfen Baierns Bildungsanstalten einer Reform oder nicht?* [Straubing, gedr. b. Lerno. 1834. 76 S. 8.] Es ist eine Schmähschrift, deren Verf. sich unter dem Mantel der Religion versteckt, und die nur darum bemerkenswerth ist, weil sie mit manchen andern, von anderswoher tönenden Anklagen harmonirt. Der Verf. meint nämlich, dass durch die baierischen Schulpläne von 1829 und 1830 zwar ein von Aussen schön aussehendes Studiengebäude errichtet worden sei, das aber in seinem Innern „Wust und Unflath" berge. Diesen Unflath findet er darin, dass er den sittlichen Zustand der Studienanstalten höchst ver-

derbt schildert, und die Erziehung in der Furcht des Herrn zum Grundprincip aller Erziehung gemacht wissen will. Das ist nun freilich recht schön, aber die vorgeschlagene Art der Ausführung verräth eine sehr missliche Ansicht von dieser religiösen Bildung. Er verlangt nämlich, dass an den Gymnasialanstalten nur geistliche Professoren und Lehrer angestellt würden, und stellet ein wahres Scandal-Bild von dem schädlichen Einflusse beweibter Lehrer auf die Schüler auf. Diese geistlichen Lehrer sollen nach alter Weise in Convicten beisammen leben. Desgleichen sollen die gemischten Studienanstalten getrennt, Katholiken und Protestanten von einander gesondert, junge Theologen und Geistliche zu Gymnasialprofessoren herangebildet, bei der Anstellung von Lehramtscandidaten die Studienrectoren zu Rathe gezogen, auf den Universitäten wenigstens die Candidaten der Philosophie unter strenge Studien- und Disciplinaraufsicht, wie sie die Lyceen gewähren, gestellt, dem Lehrer neben den Eltern ein bedeutenderer Einfluss auf die Erziehung der Jugend gesichert, den Studienrectoren kein förmliches Classenordinariat, sondern nur ein Nebenlehrfach (etwa 6—8 Stunden Religionsunterricht) zugetheilt werden u. dergl. mehr. Alle Lehrer sollen ferner nach einer und derselben Lehrmethode und nach denselben Lehrbüchern unterrichten; sie sollen die ungeregelte und verkehrte deutsche Lectüre unserer studirenden Jugend (wie etwa Schillers Gedichte, Romane, Komödien) verhindern, in den Classikern alle schlüpferigen Stellen übergehen oder lieber Chrestomathieen derselben veranstalten, auf den lateinischen Unterricht mehr Zeit verwenden, den griechischen mehr beschränken, der deutschen Literatur ein grösseres Studium zuwenden. Damit man übrigens ja nicht im Zweifel sei, was der Verf. eigentlich will, so hat er am Schlusse seiner Schrift die *Amtsvorschrift für sämmtliche Professoren an den churbayerischen Lyceen und Gymnasien vom* J. 1803 abdrucken lassen und empfiehlt sie als die wieder einzuführende Dienstinstruction. Der Verf. wünscht mit einem Worte die alte Mönchszucht in die Gymnasien zurück, und wird sich wohl befriedigt fühlen, seitdem die Benedictiner wieder die Leiter der katholischen Lyceen und Gymnasien in Bayern geworden sind.

Tilsit. Am dasigen Gymnasium ist der Lehrer Dr. *König* zum Pfarrer in Kraupischken ernannt worden, und in dessen Lehrstelle der Unterlehrer *Clemens*, in dessen Stelle der vor kurzem als Hülfslehrer angestellte Dr. *Georg Wichert* aufgerückt, die Hülfslehrerstelle aber dem Hülfslehrer Dr. *Zeyss* vom Gymnasium in Lyck übertragen worden. Dem Unterlehrer *Schneider* ist das Prädicat „Oberlehrer" beigelegt.

Torgau. Die diessjährige *Einladungsschrift des Torgauer Gymnasiums für den Schröderischen Gestiftsactus* etc. [Torgau gedr. b. Wideburg. 1836. 54 (14) S. 4.], welcher zugleich den Schluss des Schuljahres begrenzt, enthält als wissenschaftliche Abhandlung: *Enarrationis de poetarum tragicorum apud Graecos principibus particula prior* von dem Gymnasialcandidaten *Gottfr. Rothmann.* Es ist diess eine Einleitung in das Studium der drei Tragiker Aeschylus, Sophokles und Euripi-

des, etwa für den Bedarf tüchtiger Primaner, welche mit Bemerkungen über das Leben und die Schriften dieser drei Tragiker anhebt, und daneben besonders den Entwickelungsgang der tragischen Poesie, den speciellen Einfluss jedes dieser drei Dichter auf denselben und das Einwirken der Zeitverhältnisse herauszustellen sucht, ferner das Hinaufsteigen der dramatischen Poesie zur höchsten Vollendung durch Aeschylus und Sophokles, so wie den von der 91. Olympiade an beginnnenden Verfall bespricht, und endlich das charakteristische Gepräge jedes der drei Tragiker und die formellen Eigenthümlichkeiten ihrer Stücke darlegt. Die zu erwartende Fortsetzung der Schrift soll de ipsa tragoediarum conformatione et virtutibus handeln. Der Verf. hat in der Abhandlung nicht Resultate neuer Forschungen geliefert, wohl aber aus den vorhandenen Erörterungen das Beste verständig und umsichtig ausgewählt und in bequemer Uebersicht zusammengestellt. Dabei sind alle unerwiesenen Hypothesen weggelassen, und nur das Sicherstehende ist ausgehoben. Ref. kennt keine zweite Schrift, welche eine gleiche gedrängte Uebersicht gewährte, und findet nur darin noch einen Mangel, dass der Verf. bei der Erörterung der einzelnen Punkte öfters zu sehr in allgemeinen Andeutungen sich gehalten, das Eingehen auf die specielleren Eigenheiten und Unterschiede aber in solchem Grade unterlassen hat, dass dem Unkundigen die Sache nicht immer klar werden wird. Doch wird wahrscheinlich die Fortsetzung noch Manches von dieser specielleren Charakteristik nachbringen, und also ergänzen, was in der ersten Abtheilung mangelt. Hinter der genannten Abhandlung hat der Rector Prof. *G. W. Müller* (S. 15–50) eine sehr umfassende *Beschreibung der jetzigen Verfassung und Einrichtung des Gymnasiums* gegeben, welche über die Classeneintheilung, das jetzige Schulgebäude und dessen Einrichtung, die Lehrer des Gymnasiums, die Tagsordnung, die Dauer der Schulzeit, die Aufnahme und den Abgang der Schüler, den Unterrichtsplan, die Lehrmittel, die Forderungen an die Schüler bei Versetzung in andere Classen, die Erziehung und Zucht u. s. w. ausführliche Nachricht giebt, und gewissermaassen die Fortsetzung zu der 1818 von demselben Verf. herausgegebenen *Darstellung der jetzt bestehenden Einrichtung des Lyceums in Torgau* bringt. vgl. NJbb. XV, 446 f. Diese Mittheilungen gehen allerdings meist nur die Specialgeschichte der Schule an, oder betreffen Einrichtungen, die auf andern Gymnasien eben so sind. Indess ist doch auch Manches für die allgemeine Schulkunde von Wichtigkeit, und überdiess verdient besonders die strenge Ordnung und Consequenz, mit welcher das wissenschaftliche und sittliche Leben der Schüler in und ausser der Schule beaufsichtigt und geleitet wird, rühmliche Anerkennung. Obgleich die Schule eine freie und offene Anstalt ist, so hat sie doch in der Leitung des Privatlebens der Schüler einige Einrichtungen der Alumnenschulen mit Glück nachgeahmt, was nicht überall in gleicher Weise bestehen dürfte. Wir heben hier nur Folgendes aus. „An vier Tagen der Woche haben die Schüler im Schulhause je eine Stunde gegenseitigen Unterricht in der Formen-

und Elementarlehre der lateinischen, griechischen und französischen Sprache, unter Aufsicht eines Lehrers. Jeder obere Schüler (Primaner oder Obersecundaner) hat vier untere Schüler zu beschäftigen. Die übrigen Secundaner repetiren, was in den Lehrstunden aus der Grammatik genommen worden, und üben ein, was aufgegeben ist, auch im Hebräischen. Donnerstags geben die obern Schüler ihren untern ein Dictat von ungefähr 10 Quartzeilen für ein lateinisches Scriptum, gehen das früher corrigirte, am Montag vorher abgegebene, durch, und verwenden die übrige Zeit zur Einübung der lateinischen Prosodik und zu Versuchen in lateinischen Distichen, welche auf der Stelle von den untern dazu geeigneten Schülern gearbeitet werden. Was der obere Schüler mit seinen untern aus der Grammatik zu nehmen hat, und in welcher Folge, ist vorgeschrieben, und der obere verzeichnet auch, was er in jeder Stunde gehabt hat, mit ein paar Worten schriftlich in ein Buch, das er hält, und bemerkt, wie es bei der Uebung gegangen ist. Diese Protocolle revidirt nach der fortwährenden Uebersicht des Stufenganges der Rector, die Scripta sehen die Classenlehrer nach, oft auch der Rector. Diese Art der Einübung erleichtert den untern Schülern die trockene Beschäftigung mit den Formen, und bewirkt, dass die obern Schüler ihre Kenntnisse der Elementargrammatik nicht wieder vergessen. Diess letztere wird auch durch Eingehen in schwierigere Formen bei den Lehrstunden der obern Classen verhütet, wo dann, sobald sich Mangel zeigt, die Formen wieder aufgegeben werden. Ausserdem nimmt der Rector von Zeit zu Zeit eine Revision der Elementar- und Formenlehre in den obern Classen vor, und giebt da auch Fingerzeige, wie mit den untern dieser und jener Theil einzuüben ist. Der beaufsichtigende Lehrer sieht darauf in jeder einzelnen Uebungsstunde." Die Schule war im Laufe des vorigen Schuljahrs durchschnittlich in ihren vier, oder vielmehr, da Quarta in zwei Abtheilungen zerfällt, fünf Classen von 134 und nach Ostern dieses Jahres von 145 Schülern besucht. Zur Universität gingen zu Ostern 8 Schüler über. Die Lehrer sind: der Rector Prof. *Müller* mit 17 wöchentlichen Lehrstunden, freier Dienstwohnung und etwa 1000 Thlrn. Gehalt; der Prorector *Müller* mit 20 Lehrst. und etwa 725 Thlrn. Gehalt; der Conrector Dr *Sauppe* mit 22 Lehrst. und etwa 665 Thlrn. Gehalt; der Subrector Dr. *Joh. Alb. Arndt* [seit dem 1. April dieses Jahres statt des nach Schwerin berufenen Subc. *Weber* angestellt, früher Hülfslehrer in Guben] mit 22 Lehrst. und 500 Thlrn. Gehalt; der Subconrector *Gottfr. Rothmann* [seit derselben Zeit statt des am 20. März verstorbenen Dr. *Gompf* angestellt] mit 22 Lehrst. und 400 Thlrn. Gehalt; der Cantor *Breyer* mit 16 Lehrst. und auch überdiess an der Bürgerschule thätig, mit 570 Thlrn. Gehalt; der Collaborator Dr. *Handrick* mit 22 Lehrst., freier Dienstwohnung und 300 Thlrn. Gehalt; der Hülfslehrer Dr. *Knoche*. Nächstdem ertheilt noch der Diaconus *Bürger* wöchentlich zwei Religionsstunden in Unterquarta.

Trier. Der Oberlehrer und Professor Dr. *Vitus Loers* ist zum zweiten Director des Gymnasiums, der Professor der Kirchengeschichte

und des Kirchenrechts am dasigen kathol. theologischen Seminar Dr. *Joh. Georg Müller* zum Domcapitular bei dem Domcapitel ernannt worden.

Trzemeszno. Am dasigen Progymnasium sind die Schulamtscandidaten Dr. *Friedr. Schneider* und *Pampuch* zu Lehrern ernannt worden.

Ulm. Die diessjährige Einladungsschrift des Gymnasiums zu der Feier des Geburtsfestes des Königs und zu den öffentlichen Herbstprüfungen enthält: *Bemerkungen über den Unterricht in der französischen Sprache auf Realschulen und Gymnasien* von Prof. Dr. *K. D. Hassler*. [Ulm 1836. 16 (15) S. 4.], welche sich durch eine hervorstechende praktische Richtung auszeichnen, und daher besonders für Schulmänner beachtenswerth sind. Aller Unterricht (meint der Verf.) ist entweder vorzugsweise materieller Natur, d. h. der Lernstoff ist der Zweck (wie z. B. beim Schreibunterricht), oder vorzugsweise formeller, d. h. der Lernstoff ist das Mittel zur Erweckung, Uebung und Stärkung der geistigen Kraft (z. B. beim Unterricht in der Geometrie auf Gymnasien), oder beide Zwecke werden gleichmässig verfolgt. Bei dem Verfolgen des materiellen Zweckes wird übrigens, sobald nur die Methode nicht verkehrt ist, die formelle Wirksamkeit nicht ausgeschlossen. Die Erlernung der französischen Sprache nun hat in den Realschulen zunächst einen materiellen Zweck, muss aber zugleich auch formelles Bildungsmittel sein, weil sie nur so erst ihre feste Stellung in der Realschule sich sichert: gerade so wie das Lateinische in den Gymnasien nur dann das rechte Bildungsmittel ist, wenn man die folgerichtige und strenge Durchführung des formellen Princips festhält. Auch bedarf die Realschule jenes formellen Bildungsmittels, weil die Mathematik formell zwar trefflich, aber nur einseitig bildet und also durch den Unterricht in einer fremden Sprache ergänzt werden muss. Man darf als solches formelles Bildungsmittel in Realschulen statt des Französischen nicht das Lateinische wählen wollen, weil diese Sprache für den Realschüler in materieller Beziehung von gar keinem oder nur sehr untergeordnetem Nutzen ist. Ueberhaupt ist Lateinisch in der Realschule nicht zu lehren, ausser etwa für den materiellen Zweck, dass der künftige Beruf des einzelnen Realschülers einige Kenntniss dieser Sprache nöthig macht. Dann aber darf es nur als untergeordneter und zwangloser Unterrichtsgegenstand in einigen wöchentlichen Stunden geboten werden, und man muss eben nur die nöthige materielle Kenntniss erstreben wollen. Die französische Sprache empfiehlt sich übrigens als formelles Bildungsmittel: denn sie befolgt in der gewöhnlichen Rede mehr als eine andere Sprache die Regeln der logischen Construction; sie hat nicht die grossen Abweichungen anderer Sprachen in Wortstellung und Periodenbau, und leitet durch ihre concretere Satzbildung den kleinen Schüler leichter zum geordneten Denken und zur Fähigkeit des geordneten Ausdrucks; sie hat aber auch in der höhern Prosa durch die sogenannte Inversion (s. Silv. de Sacy's Principes de Grammaire générale) ein reiches Feld, um den Schüler in schwierige Constructionen einzuführen und im stufenmässigen Aufsteigen vom

Leichtern zum Schwerern überzugehen; ihr Ideenkreis endlich und die in ihm herrschende Weltanschauung eben so, wie ihre technische Gestaltung, stehen dem Genius der deutschen Sprache ungleich näher, als die classischen Sprachen des Alterthums, und sie wirkt daher natürlicher auf die Bildung des deutschen Styls. Soll aber der französische Unterricht in den Realschulen materiell und formell den nöthigen Erfolg gewähren; so müssen ihm eine grössere Anzahl von Lehrstunden zugewiesen werden, und er muss, da der Realschüler mit dem 14. Jahre die Schule verlässt, früher (schon mit dem 6. Jahre [?]) beginnen. Das frühzeitige Beginnen ist nicht etwa des Materials wegen, sondern darum nöthig, weil das Gesetz der Gewöhnung in der Erziehung und dem Unterrichte ein Hauptmoment ist, und weil die Gewohnheit auf die Richtung und Bildsamkeit des jugendlichen Gemüths höchst bedeutend einwirkt. Aus keinem andern Grunde fängt man mit dem Gymnasialschüler das Lateinische möglichst früh an. Uebrigens ist auch der Weg der Erlernung sehr lang, und selbst nach der gewonnenen Kenntniss des Verstehens der Schriftsprache der Uebergang zum Sprechen noch sehr schwierig. Die Methodik des französischen Sprachunterrichts für Realschüler muss anders, als die der classischen Sprachen in Gymnasien, sein, und zwar der formellen Bildung wegen die Grammatik ex professo treiben, aber für den materiellen Gewinn Theorie und Praxis stets verbinden und Regel und Uebung immer so zu einander stellen, dass die letztere weit umfassender wird als gewöhnlich. Gelehrte Kenntniss des Französischen durch Zuziehung des Lateinischen ist nicht wesentlich für allgemeine Bildung. Auf den Gymnasien hat die französische Sprache, wie schon die ihr zugewiesene Stundenzahl zeigt, einen untergeordneten Zweck, und tritt zu denselben in dasselbe Verhältniss, wie das Latein zu den Realschulen. Darum muss auch der Gymnasiallehrer im französischen Unterricht die materielle Tendenz festhalten, und hat die kurz zugemessene Zeit, besonders dafür zu benutzen, einige Kenntniss der französischen Literatur zu erstreben. Diess sind die Hauptgedanken des Programms, deren Prüfung wir dem Leser überlassen. — Im vorjährigen, bei derselben Gelegenheit erschienenen Programm des Gymnasiums stehen *Untersuchungen über die Eigenschaften der wichtigsten mit dem Dreiecke in Verbindung stehenden Kreise* von dem Professor Dr. *Christian Nagel.* [1835. 20 (19) S. 4.] Das Programm des Jahres 1834 enthält *Erörterungen über die harmonische Einheit in dem gelehrten Schulwesen Würtembergs*, geschrieben von dem Professor *Christian Schwarz.* [26 (25) S. 4.] Schon in dem Ulmer Gymnasialprogramm vom Jahre 1830 hat der Verf. *Einige Winke zur Berichtigung der Ansicht über die Leistungen unserer Gymnasialanstalten* [Ulm bei Ebner. 34 S. 4.] herausgegeben, und darin theoretisch seine Ansicht über Umfang und Stellung des Gymnasialunterrichts entwickelt. Die damals in Ulm verhandelte Streitfrage, ob die Realclassen von dem Gymnasium zu trennen seien, veranlasste den Verf. zur Lösung der Frage, welche Aufgabe eine öffentliche Bildungsanstalt zu lösen habe. Dazu stellte

er zunächst den Werth der verschiedenen Realwissenschaften fest, welche den meisten geistig-sinnlichen Bildungsstoff in sich enthalten, und zeigte in welcher Abstufung sie nach den Altersstufen des Zöglings gelehrt werden können. Eben so that er dar, dass der in jedem Unterrichtszweige enthaltene Bildungsstoff zugleich Mittel und Zweck des Unterrichts sei. Die Frage aber, ob die Ausbildung der geistigen Kräfte bei allen Schülern in gleichem Grade nothwendig oder auch nur möglich sei, beantwortete er dahin, dass das Ganze des öffentlichen Unterrichts immer nur dem Ganzen der Bedürfnisse zu entsprechen habe, und dass darnach jeder Unterricht in die einzelnen Arten der Schulen zu vertheilen sei. Für das Gymnasium nun forderte er deshalb nur so viel Realien, als sie der gebildete Mann nöthig habe, und verlangte als Hauptbildungsstoff für dieselben den geistigen, welchen die Sprachen, und zwar zumeist die alten classischen, dann aber die Muttersprache, bieten. Zugleich erwies er die Wichtigkeit der alten Sprachen sehr treffend und mit manchen neuen Ansichten. Die Endentscheidung über die Realfrage aber gab er dahin ab, dass man Knaben, welche einst zwar nicht studiren, aber doch den höhern Bürgerclassen angehören sollen, dem lateinischen Unterrichte nicht zu entziehen brauche, und dass darum Real- und Gymnasialclassen, sobald ihre Anzahl nicht unverhältnissmässig gross ist, allerdings zu einer Gesammtanstalt vereinigt werden und unter der Oberaufsicht Eines Vorgesetzten stehen könnten. vgl. Heidelb. Jahrbb. 1830, 11 S. 1071 ff. Die gegenwärtige Abhandlung nun wendet die dort gegebene Theorie, so weit sie die Gymnasien betrifft, gewissermaassen praktisch auf die Würtembergischen Gelehrtenschulen an, und deckt von denselben einige der Hauptmängel auf, welche das harmonische Zusammenwirken zu einem und demselben Ziele hindern. Obgleich nun die Darstellung jener Mängel nur von localem Interesse ist; so hat doch auch diese Abhandlung durch mehrere allgemeine Erörterungen ihren allgemeinen pädagogischen Werth. Da der Verf. die innere und äussere Organisation des Würtembergischen gelehrten Schulwesens bespricht und bei der erstern die Lehrmethode, die Lehrstoffe und deren gleichmässige Vertheilung erörtert; so giebt ihm diess Gelegenheit, über die doppelte Richtung des gelehrten Schulunterrichts, die *intensiv-formelle*, und die *extensiv-materielle*, sich zu verbreiten, und nicht nur die Verschiedenheit derselben zu bestimmen, sondern auch durch die trifftigsten Gründe darzuthun, dass nur die erstere die herrschende in den Gelehrtenschulen sein müsse, und dass die letztere nicht ganz aufzugeben, aber sehr unterzuordnen sei. Namentlich müsse die erstere in den untern und mittlen Classen gelten, weil der Schüler nur dann, wenn er in diesen Classen intensiv-formell gehörig durchgebildet sei, in den höhern auch extensiv-materiell ungehinderter fortschreiten könne. Andere Vorschläge, welche er für die harmonische Einheit der Gymnasien macht, sind besonders denen zur Beherzigung zu empfehlen, welche ihrer Stellung nach auf die Organisation der Gelehrtenschulen Einfluss üben. — Die Schulnach-

richten aller drei Programme geben nur die Ordnung der jährlichen Prüfungen und Feierlichkeiten an, und bieten das einzige Bemerkenswerthe, dass die Gymnasialbibliothek vor einiger Zeit eine Anzahl von Originalbriefen von Tib. Hemsterhuis, J. G. Grävius, G. Olearius, J. A. Fabricius und Th. Crenius an J. H. Lederlin zum Geschenk erhalten hat.

Upsala. Von den im Jahr 1834 auf dasiger Universität erschienenen Gelegenheitsschriften sind folgende philologischen Inhalts: *Ol. Kolmodin*, eloq. et polit. Prof. P. O., Lucii Annaei Flori Res Romanae suethice redditae. P. I. 10 S. 4. *Wilh. Fred. Palmblad*, hist. et statist. Adj., De diversis verbi θοάζειν significatibus. 20 S. 4. *Idem*, De verbi ἔχω cum participio alius cujusdam verbi constructione P. I. II. 28 S. 4., *Idem*, Sophoclis Oedipus Tyrannus notis philologg. illustratus. III partt. 73 S. 8. *Henr. G. Lindgren*, litter. graec. et orient. Adj., Aristophanis comoedia quae Πλοῦτος inscribitur. 128 S. 8. *Petr. Jac. Emanuelsson*, lit. graec. Docens, De stilo apud Aeschylum et Euripidem diverso. P. I. II. 24 S. 4. *Idem*, Verba Iphigeniae, mortem obire ultro statuentis, ex Eurip. Iphigenia in Aulide Suethice versa. 8 S. 4. *Andr. Hedner*, poes. Rom. Docens, P. Ovidii Nas. Heroidum epistola, quae inscribitur Penelope Ulyssi, Suethice versa et notis illustrata 10 S. 4. Pindari Nemeorum ode sexta suethice reddita. Praes. *Car. Thunberg*. 10 S. 4. De officiis philologi meditamenta. Praes. Mag. *Suen. H. Almquist*. 10 S. 4. De itinere Alexandri Magni per Persiam. P. I. II. Praes. Mag. *J. F. Loenbom*. 22 S. 4. Im Jahr 1835 sind erschienen: *Car. Aug. Hagberg*, Litt. Gr. Doc., Aristophanis Comoedia, quae Ἀχαρνῆς inscribitur. P. I. II. 16 S. gr. 4. *Petr. Er. Lud. Thyselius*, Antiquitt. Septentr. Doc., Historiola quae inscribitur Constantinopolitanae civitatis expugnatio, e cod. chart. biblioth. templi cathedralis Stregnes. descripta. V u. 10 S. gr. 8. *Joh. Spongberg*, Archaeol. Doc., De commentario Dionysii Cassii Longini περὶ ὕψους expositio. P. V—IX. S. 47—106. gr. 4. M *Frid. Gust. Runström*: Conjectanea quaedam critica de Hannibalis itinere super Alpes. 16 S. 4. M. *Jo. Jac. Akerblom*: Comparatio inter progressum Graeciae antiquae recentiorisque Europae politici cultus. P. I. II. 16 S. 4. — Auf der Universität betrug im Herbstsemester 1835 die Zahl der Studirenden 1372, von denen aber nur 865 anwesend waren. Im Winter darauf waren von 1323 Studirenden 888 anwesend. Von ihnen studirten 285 Theologie, 300 Rechtswissenschaft, 130 Medicin, 371 philosophische Wissenschaften. 2 waren unter 15 Jahr, 216 zwischen 15—20 Jahr, 708 zwischen 20—25 Jahr, 4 über 40 Jahr alt. vgl. NJbb. XI, 477.

Westphalen. Im vergangenen Sommer waren die 11 Gymnasien der Provinz von 1808, die 7 Progymnasien von 265 und die zwei höhern Bürgerschulen von 127 Schülern besucht. Die 5 katholischen Gymnasien zählten am Schluss des Schuljahrs 1835 (im Herbst) zusammen 1008 Schüler, wovon 133 auf Arensberg, 115 auf Koesfeld, 366 auf Münster, 284 auf Paderborn und 110 auf Recklinghausen kamen.

Zur Universität wurden 85 [nach den einzelnen Schulen 10, 13, 26, 25 und 11] entlassen, von denen 14 Medicin, 19 Jurisprudenz, 31 Theologie, 1 Theologie und Philologie, 1 Philologie studiren wollten und 11 noch für kein Fachstudium entschieden waren. vgl. NJbb. XV, 447. Am Gymnasium in Arensberg lehrten der Director *Baaden*, der Professor *Fisch*, die Oberlehrer Dr. *Brüggemann* und *Schlüter*, die Lehrer *Kautz*, *Pieler*, *Nöggerath* und *Focke* und 3 Hülfslehrer. Im Programm hat der Director *Baaden Geschichtliche Nachrichten über das Laurentianum zu Wedinghausen* [Arensb. gedr. b. Duser. 1835. 20 S. 4.] mitgetheilt. Ueber Koesfeld s. NJbb. XVIII, 143. In Münster lehrten der Director *Nadermann*, die Oberlehrer Prof. *Busenmeyer*, Prof. *Lückenhof*, Prof. *Wiens*, Prof. *Dieckhoff*, *Siemers*, die Lehrer Dr. *Bone*, Dr. *Köne*, *Lauff*, *Fuisting*, *Hecker*, Dr. *Becks*, Dr. *Kalthöff*, 3 Hülfslehrer, 1 Candidat, 4 Präceptoren und die Divisionsprediger *Daub* und Dr. *Schickedanz* [welche den evangelischen Religionsunterricht besorgten]. Im Programm hat der Director Prof. *Nadermann Commentarii in Horatium* [1835. 16 S. 4.] herausgegeben und darin Od. I, 13, 17. III, 21, 13 und Epist. I, 1, 9. behandelt. Auf der akademischen Lehranstalt befanden sich während des vergangenen Sommerhalbjahrs 210 Studirende, von denen 169 Inländer und 41 Ausländer waren. Für den gegenwärtigen Winter haben in der theologischen Facultät 3 ordentliche Professoren [Dr. *Fz. Neuhaus*, Dr. *Georg Kellermann* und Dr. *Ant. Berlage*, s. NJbb. XVIII, 250.] und 2 ausserordentliche Professoren [Dr. *Lorenz Reinke* und Dr. *Ad. Cappenberg*], in der philosophischen 4 ordentliche Professoren [Dr. *Heinr. Roling*, *Chstph. Schlüter*, Dr. *Wilh. Esser*, Dr. *Heinr. Grauert*], 2 ausserordentliche Professoren [*Fz. Winiewski* und Dr. *Cstph. Gudermann*] und 5 Privatdocenten Vorlesungen angekündigt. Der bisherige Professor der Theologie Dr. *Brockmann* ist zum Domprobst bei der Kathedrale befördert und seiner Professur entbunden worden. Im Prooemium zum Index lectionum [1836. 18 (11) S. 4.] hat der Professor *Neuhaus* einen Nekrolog von dem verstorbenen Professor *Hyacinth Kistemaker* mitgetheilt, und darin eine Art von Ergänzung zu der Schrift: *Leben und Wirken des verstorbenen hochwürdigen Herrn Joh. Hyaz. Kistemaker, Dr. und Prof. der Theol. zu Münster etc.; nach einer lateinischen Rede des Prof Dr. Neuhaus auf den Wunsch vieler Freunde der Religion ins Deutsche übertragen.* [Münster, Deiters. 1834. 22 S. 8] geliefert. Beide Schriften zusammen geben übrigens nur eine dürftige Skizze von dem Leben dieses als Philologen nicht minder, wie als Theologen achtbaren Mannes, der, am 15. Aug. 1754 zu Nordhorn in der Grafschaft Bentheim geboren und in Münster gebildet, sein ganzes Leben an dem dortigen Gymnasium und dann an der Akademie verlebte und am 2. März 1834 starb. — In dem jüngsten Programm des Gymnasiums in Paderborn hat der Professor *Ahlemeyer* eine Abhandlung *de argumento et ratione viaque primae Horatii satirae* [1835. 14 S. 4.] herausgegeben. Das Lehrercollegium bestand aus dem Director *Gundolf*, den Oberlehrern Prof. *Püllenberg*, Prof. *Ahlemeyer*, Prof. *Lessmann*, *Gundolf*, Dr. *Lueke*,

Richter, den Lehrern *Schwubbe*, *Tognino*, *Bade*, *Behrens*, *Tophoff*, 3 Hülfslehrern, 4 Candidaten und dem evangelischen Pfarrer *Baumann*. Vor kurzem sind dem Director *Gundolf* 60 Thlr., den Oberlehrern *Ahlemeyer*, *Lessmann* und *Richter* je 50 Thlr., den Oberlehrern *Gundolf* und *Lucke*, so wie den Lehrern *Schwubbe*, *Tognino*, *Behrens*, *Bade* und *Tophoff* je 40 Thlr. und dem Hülfslehrer *Brand* 25 Thlr. als Remuneration bewilligt worden. Der Lehrer *Behrens* ist seitdem abgegangen und hat den Lehrer *Micus* vom Progymnasium zu Rheine zum Nachfolger erhalten. Die theologisch-philosophische Lehranstalt in Paderborn war im verflossenen Sommersemester von 106 Studirenden besucht. Im Programm des Gymnasiums zu Recklinghausen hat der Director Dr. *Stieve Ueber das Studium der alten Klassiker auf Gymnasien* [1835. 22 S. 4.] geschrieben. Ausser dem Director unterrichteten die Oberlehrer *Caspers*, *Heumann*, *Poggel*, die Lehrer *Berning* und *Wesener* und 3 Candidaten. Der Lehrer *Poggel* war nur kurz vorher in die Oberlehrerstelle des an das neuerrichtete Gymnasium in Culm beförderten Oberlehrers der Mathematik *Funck* aufgerückt und in seine Stelle der Lehrer *Wesener* vom Gymnasium in Paderborn getreten. Der Lehrer *Rensing* war zu seiner weitern Ausbildung nach Berlin gegangen, und sein Lehramt vertrat der Candidat *Uedinck*. — An den 6 evangelischen Gymnasien der Provinz schliesst das Schuljahr zu Ostern, und man hat diesen Jahresschluss darum für den zweckmässigeren erkannt, weil zu dieser Zeit gewöhnlich die Confirmation der Katechumenen stattfindet, und darum sowohl die nicht studirenden Schüler zu diesem Termin die Schule zu verlassen, andere nach erhaltener Confirmation zur Aufnahme sich zu melden pflegen. Auch meint man, dass der Winter weniger Störungen des Privatfleisses als der Sommer darbiete, und daher die zur Versetzung kommenden Schüler im Winter ein angestrengteres und gründlicheres Privatstudium offenbarten. Am Gymnasium zu Bielefeld lehrten zu Ostern dieses Jahres der Director Prof. *Krönig*, die Oberlehrer Prof. *Schmidt* [s. NJbb. XVII, 92.], *Hinzpeter*, *Bertelsmann*, die Lehrer *Jüngst*, *Ohle*, *Schubart*, Dr. *Schütz*, der Hülfslehrer Dr. *Wach* und 1 Candidat. Der Prorector *Schaaf* ist mit 450 Thlrn. in den Ruhestand versetzt und seine Lehrstunden versieht der Candidat Dr. *Heidbreede*. Das Programm enthält: *Racemationum Euripidearum part. altera* vom Prof. Dr. *Schmidt* [1836. 34 S. 4.] Ueber Dortmund s. NJbb. XVII, 453 ff. Der dasige Oberlehrer *Suffrian* ist vor Kurzem als Director der höhern Bürgerschule nach Siegen berufen worden und hat den Conrector *Wilms* vom Gymnasium in Herford zum Nachfolger erhalten. Am Gymnasium in Hamm unterrichten der Director Dr *Kapp*, die Oberlehrer *Rempel*, Dr. *Stern*, Dr. *Tross* und *Hädenkamp*, die Lehrer *Hopf* und *Viebahn*, 1 Candidat und 4 Hülfslehrer. Als wissenschaftliche Abhandlung zu den Schulnachrichten von 1833—34 und 1834—36 ist mit höherer Genehmigung versandt worden: *Der wissenschaftliche Schulunterricht als ein Ganzes, oder die Stufenfolge des naturkundigen Unterrichts als des organischen Mittelgliedes zwischen dem der Erdkunde und Geschichte.* [Hamm, Schulz.

1834. IV u. 182 S. 8.] Ueber diese pädagogisch sehr wichtige Schrift des Directors wird in unsern Jahrbb. nächstens weiter berichtet werden. Ueber HERFORD s. oben S. 345. Das Programm des Gymnasiums in MINDEN enthält die in den Buchhandel gekommene Abhandlung: *De incrementis, quae ratio docendae in scholis Historiae et Geographiae cepit. Scripsit Ern. Kapp.* [Minden, b. Essmann. 1836. 39 S. 4.] Es ist eine gute geschichtliche Uebersicht der allmäligen Ausbildung des historischen und geographischen Unterrichts in den Schulen, welche von dem griechischen Unterrichtswesen anfängt, und schon bei diesem [freilich mit sehr schwachen Gründen] nachzuweisen sucht, dass die sogenannte Grammatica auch Geschichte und Geographie mit umfasst habe, und dass überhaupt diesen beiden Disciplinen schon eine ziemliche Berücksichtigung gewidmet gewesen sei. Dann wird über das römische Unterrichtswesen und über die Vernachlässigung der Geschichte und Geographie im Mittelalter Einiges bemerkt, und endlich die allmälige Ausbildung erst des geschichtlichen und dann auch des geographischen Unterrichts von der Zeit der Reformation an nach den Hauptzügen der Entwickelung in zweckmässiger Uebersicht dargestellt. Doch schliesst diese Uebersicht mit Gatterer und Fabri, und zur Charakteristik der neusten Zeit hat der Verf. für zureichend gehalten, von S. 21 — 38 in grosser Vollständigkeit die Titel der Bücher und Abhandlungen, welche über die Behandlungsweise der Geschichte und Geographie erschienen sind, unter allgemeinen Rubriken, aber ohne weiteres Urtheil, zusammenzustellen. Verdienstlicher würde freilich gewesen sein, wenn er die Hauptrichtungen der geschichtlichen und geographischen Methodik der neusten Zeit zu charakterisiren versucht hätte. Die Schule war zu Ostern dieses Jahres in ihren 6 Classen von 165 Schülern besucht, welche von dem Director Dr. *Sigm. Imanuel*, den Oberlehrern *F. W. Burchard* [dem zu Anfange dieses Jahres der Titel „Professor" beigelegt und eine persönliche Gehaltszulage von 40 Thlrn. bewilligt wurde] und Dr. *E. Kapp*, den Lehrern *Ed. Ledebur*, *P. C. Steinhaus* [seit Ostern 1835 statt des mit einer Pension von 300 Thlrn. in den Ruhestand versetzten Prorect. *Hoyer* als Lehrer der Mathematik angestellt], Conrector *Wilh. Erdsick* und *Alex. Kämper*, und von 2 Candidaten unterrichtet wurden. Die durch den Tod des Prof. *Fromme* erledigte zweite Oberlehrerstelle ist noch unbesetzt, und wird interimistisch vertreten, damit die Familie des Verstorbenen dessen Gehalt wenigstens theilweise noch länger beziehen könne. Aus dem Jahresbericht über die abgehandelten Lehrgegenstände geht hervor, dass die Schüler auf recht zweckmässige Weise zum fleissigen Privatstudium angehalten wurden. Auch ist eine besondere Einrichtung des Prof. *Burchard* zu erwähnen, welcher in Prima die griechischen Dichter nach einem besonders ausgewählten Cyclus liest, indem er dreiviertel Jahr lang Homer und einviertel Jahr lang vorzügliche Stücke aus Hesiod, Theokrit, Mehlhorns Anthologie und Weicherts oder Jacobs Auswahl von Epigrammen erklärt, während die Schüler privatim die Lectüre des Homer fortsetzen. Bei den unter der Leitung der Lehrer

Burchard und *Kümper* bestehenden gymnastischen Uebungen trat auch an dieser Schule die auffallende Erscheinung hervor, dass die Theilnahme, vorzüglich der obern Classen, sehr in Abnahme kam. — Das Programm des Gymnasiums in Soest enthält blos Schulnachrichten. Das Lehrerpersonale besteht aus dem Director Dr. *Patze*, den Oberlehrern Dr. *Kapp*, *Koppe* und Dr. *Seidenstücker*, den Lehrern *Vorwerk*, *Rose* und *Schenck* und 3 Hülfslehrern. — Nach einer vor dem Ministerium des Unterrichts für das ganze Land gegebenen Verordnung ist auch bei den Gymnasien der Provinz Westphalen vorgeschrieben worden, dass der ganze Gymnasialcursus 9 Jahre dauern und auf die 6 Classen so vertheilt werden soll, dass in Sexta, Quinta und Quarta der Cursus einjährig, in Tertia, Secunda und Prima aber zweijährig sei. Tertia soll dann in eine Unter- und Ober-Tertia mit einjährigem Cursus zerfallen, und auch für Secunda und Prima ist diese Zertheilung empfohlen, sobald der Bestand des Lehrercollegiums dieselbe erlaubt.

Zürich. Auf der dasigen Universität befanden sich zu Anfange dieses Jahres 185 Studenten (darunter 43 Ausländer), ungerechnet 41 nicht immatriculirte Zuhörer; im Sommerhalbjahr stieg die Zahl auf 208 immatriculirte Studirende. Für den vergangenen Sommer hatten in der theologischen Facultät 2 ordentliche [Dr. *C. M. Rettig* und Dr. *F. Hitzig*] und 3 ausserordentliche Professoren [Dr. *J. Schulthess*, Dr. *L. Hirzel* und *A. Schweizer*] und 2 Privatdocenten [Prediger *J. C. Usteri* und *M. Ulrich*], in der juristischen 2 ordentliche und 3 ausserordentliche Professoren und 2 Privatdocenten [alle schon in den NJbb. XII, 127. erwähnt, nur dass der dort genannte Privatdocent Dr. *Weiland* fehlt], in der medicinischen 3 ordentliche [Dr. *C. F. von Pommer*, Dr. *J. L. Schönlein*, Dr. *Fr. Arnold*] und 4 ausserordentliche Professoren [Dr. *H. Locher-Zwingli*, Dr. *J. C. Spöndli*, Dr. *J. Locher-Balber*, Dr. *Wilh. Arnold*] und 4 Privatdocenten [die Drr. *M. Hodes*, *J. Finsler*, *von Muralt* und *Giesker*], in der philosophischen 2 ordentliche und 7 ausserordentliche Professoren [zu den NJbb. XII, 127 genannten sind noch die ausserordentlichen Professoren Dr. *Th. Mittler* und *O. Heer* gekommen] und 14 Privatdocenten [*J. L. Raabe*, Dr. *L. Ettmüller*, Dr. *A. G. Winckelmann*, Dr. *C. H. Gräfe*, Dr. *B. Hirzel*, Dr. *K. F. J. Fröbel*, *A. Mousson*, *E. Daverio*, Dr. *H. Meyer*, *S. Vögelin*, *F. von Ehrenberg*, *F. Gildoni*, *A. Escher von der Linth* und *H. Vögelin*] Vorlesungen angekündigt. Im *Prooemium* zum *Index lectionum* hat der Prof. *Joh. Casp. Orelli* unter dem Titel *Lectiones Petronianae* [1836. 19 S. 4.] Lesarten zu Petronii Satyricon aus dem Codex Bernensis saec. X. und aus dem Codex Traguriensis bekannt gemacht, dieselben mit einigen kritischen Bemerkungen durchwebt, und dann in einem zweiten Capitel noch einige Auszüge aus Verburgs Chrestomathia Petronio-Burmanniana mitgetheilt. Vor dem *Index lectionum per hiemem a.* 1835—36 *habendarum* steht von demselben Gelehrten auf 16 Quartseiten *M. T. Ciceronis in P. Vatinium interrogatio*, d. h. eine neue Textesrecension dieser Rede, welche besonders nach dem Cod. Parisinus in Madvigs

Progrr. *de emendandis Cic. oratt. pro P. Sestio et in P. Vatinium*, nach dem Cod. Bernensis, dem Cod. Erfurt. und dem Vaticanus Maji gemacht ist. Beigegeben ist S. 17—21 ein *Specimen codd. mss. Turicensium* d. h. die Titel von 23 Handschriften, von deren jeder dann auf 4 lithographirten Blättern eine Schriftprobe mitgetheilt ist. Vor dem *Index lectionum per aestatem a.* 1835 *habendarum* stehen auf 22 S. 4. *J. Casp. Orellii Symbolae nonnullae ad historiam philologiae, adjectis duabus Poggii epistolis.* Es sind wichtige literarhistorische Bemerkungen über die philologischen Bestrebungen der italienischen Gelehrten im 15. Jahrhundert, besonders in Bezug auf Auffindung unbekannter Handschriften der classischen Schriftsteller. Von den beiden Briefen des Poggius erzählt der erste die Hinrichtung des Hieronymus von Prag, und der zweite giebt eine Beschreibung der Stadt Baden. Vor dem *Index lectionum per aestatem a.* 1834 *habendarum* hat *Orelli* auf 18 S. 4. *Lectiones Polybianae et Theophrasteae* mitgetheilt.

Aufforderung.

Je mehr Anerkennung der Grundsatz gefunden hat, dass von einer gründlichen Erkenntniss der Muttersprache aus das Studium aller fremden Sprachen beginnen und sie überhaupt die Grundlage aller geistigen Bildung sein müsse, desto lebendiger und vielseitiger hat sich auch in Deutschland das Interesse an der Vervollkommnung der deutschen Grammatik ausgesprochen. Wenn wir Deutsche auch auf die Leistungen des letzten Decenniums mit Freude und in Vergleich zu denen anderer Nationen mit gerechtem Selbstgefühl zurückblicken dürfen, so ist doch zugleich mit den Fortschritten das Bedürfniss einer noch gründlicheren Forschung gesteigert. Es ist ferner anerkannt worden, dass diese Forschungen vorherrschend historisch sein müssen und man eine Sprache nur aus ihr selbst, aus ihrem lebendig schaffenden Geiste, nicht von aussen, von dem immer beschränkteren Gebiete wandelbarer philosophischer Systeme aus, begreifen könne. Eben diess erschwert das Studium für den einzelnen Forscher, während das vereinte Zusammenwirken Vieler dasselbe wesentlich fördern würde. Weil nun die syntaktischen Verhältnisse der Sprache in ihrer historischen Entwickelung ungleich leichter und bestimmter als der etymologische Theil der Sprachlehre dargestellt werden können und mit mehr Sicherheit und Erfolg die unterstützende Vergleichung fremder Sprachen zulassen; weil erst mit dem Bedürfniss ihrer Bezeichnung die etymologischen Formen ihren Ursprung und ihre Begränzung erhalten haben können; so scheint eben die Syntax bei Allem, was auch bereits für sie geleistet worden ist, zunächst der vereinten Mitwirkung der Sprachforscher und aller Freunde des deutschen Sprachstudiums empfohlen werden zu müssen.

Um die gemeinschaftliche Wirkung sicherer zu einem genügenden Erfolge zu vereinen, wird folgender Weg vorgeschlagen:

1) Man erkläre sich dem *Frankfurter Gelehrtenvereine für die Sprache* bereit, irgend einen deutschen, wo möglich einen prosaischen Schriftsteller einer früheren Periode mit besonderer Rücksicht auf ein specielles syntaktisches Verhältniss zu lesen. Z. B. Ueber den Gebrauch des älteren Ablativ; über den Gebrauch der Zeitformen des Conjunctivs, über den älteren relativen Gebrauch des „und" u. dergl.

2) Man versichere sich durch eine vorläufige Anfrage bei demselben, ob nicht schon ein Anderer denselben Schriftsteller und dasselbe syntaktische Verhältniss gewählt habe.

3) Man bemerke wörtlich die entscheidendsten Stellen, in welchen der Schriftsteller mit den Regeln einer bekannten deutschen Sprachlehre, welche man dazu am geeignetsten findet, übereinstimmt, vorzüglich aber alle, in welchen er abweicht, oder nur abzuweichen scheint, oder welche eine andere Regel voraussetzen. Diese Excerpte mögen geordnet, mit den besonderen Bemerkungen des Sammlers begleitet, oder zu einer Monographie verarbeitet, dem Vereine auf dem Wege des Buchhandels zugestellt werden, welcher deren Empfang bescheinigt und dieselben in seinem Archive niederlegt.

4) Wenn mehrere Arbeiten dieser Art über denselben syntaktischen Gegenstand oder über mehrere verwandte Gegenstände eingereicht worden sind, so überträgt sie der Verein demjenigen der Einsender, welcher das Meiste oder Bedeutendste eingesandt hat und wenn dieser es ablehnt, einem anderen, oder einem seiner ordentlichen Mitglieder, zur Redaction, um sie möglichst zu einem Ganzen zu verarbeiten. Diese Arbeiten und die ausführlicheren Monographieen werden in dem fünften und den folgenden Bänden der Abhandlungen des Vereines dem Drucke übergeben. In diesen Abhandlungen werden die Einsender und ihre Arbeiten namentlich und möglichst bestimmt erwähnt und es wird dafür gesorgt, dass jeder seinen Antheil und sein Eigenthum erkennen könne. — Die Verf. der gedruckten Arbeiten haben Ansprüche auf das Honorar gemäss der Statuten des Vereines.

Es wäre zu wünschen, dass eine vermehrte Anzahl von Subscribenten es möglich machte, das Honorar zu steigern, oder wenigstens den Verein in den Stand setzte, jedem Einsender ein Freiexemplar zukommen zu lassen.

Von einem Mitgliede des Frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache.

Der Verein erklärt sich hierdurch bereit, seinen Zwecken gemäss das historische Studium der deutschen Sprache auf die im Vorstehenden von ihm gewünschte Weise bereitwillig zu befördern.

Frankfurt a. M. den 20. Juni 1836.

Der Frankfurter Gelehrtenverein für d. Sprache.

Inhalt

von des achtzehnten Bandes drittem Hefte.



NEUE JAHRBÜCHER FÜR PHILOLOGIE UND PÆDAGOGIK,

oder

Kritische Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen.

In Verbindung mit einem Vereine von Gelehrten

herausgegeben

von

Dr. *Gottfried Seebode*,

M. *Johann Christian Jahn*

und

Prof. *Reinhold Klotz*.

Sechster Jahrgang.

Achtzehnter Band. Viertes Heft.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1836.

Kritische Beurtheilungen.

Elementarbuch der engl., italien. u. latein. Sprache für Vorbereitungsschulen, entworfen vom Verfasser des Cours élémentaire des langue allemande et française d'après la méthode naturelle. Darmst. 1835. Verlag von J. Ph. Diehl. XIV u. 183 S. in kl. 8.

Wir haben hier ein Buch vor uns, das, so unbedeutend auch sein Titel lauten mag, gehörig verstanden und angewandt, von dem grössten und wohlthätigsten Einfluss auf den ganzen Gang unsers Jugendunterrichts sein muss. Der Verf. desselben hat sich nämlich keine geringere Aufgabe gestellt, als die, den ersten Sprachunterricht in unsern Schulen auf eine natürlichere Basis zurückzuführen und dabei namentlich neben der deutschen die übrigen neuern Sprachen zu berücksichtigen. Dazu bewog ihn hauptsächlich der Gedanke (*Vorr.* S. III), dass nichts für den künftigen Geschäftsmann jeder Klasse wichtiger sei, als die Erlernung lebender Sprachen, und dass gleichwohl die gegenwärtige Generation in diesem Puncte noch so weit zurück stehe, dass selbst in allen übrigen Zweigen des menschlichen Wissens ausgezeichnete Männer in die grösste Verlegenheit zu gerathen pflegen, wenn sie sich in einer fremden lebenden Sprache ausdrücken sollen. Den Grund dieser für Viele so bittern Erfahrung erblickt er hauptsächlich darin, dass man dem alten Herkommen gemäss die lateinische Sprache noch immer zur Grundlage alles Sprachstudiums mache und auf ihre grammatische Erlernung daher auch die ersten Jahre des Jugendunterrichts fast ausschliesslich verwende, während man die neueren lebenden Sprachen viel zu spät erlerne, als dass man sich in denselben, die ohnediess mehr als Nebensachen angesehen werden, die nöthige Fertigkeit im Sprechen und Schreiben erwerben könnte. Seine Ansicht, wie diesem Missstande, ohnbeschadet des Studiums der lateinischen Sprache und des wissenschaftlichen Sprachunterrichts

überhaupt, abgeholfen werden könnte, ist in der Hauptsache folgende. (S. V) „Zur Erlernung der sogenannten allgemeinen Grammatik oder des philosophischen Theils der Sprachlehre kann keine Sprache besser dienen, als die Muttersprache selbst (und zumal unsere deutsche); nur in ihr können die philosophischen Begriffe der Grammatik lebendig aufgefasst werden; und es ist doch wohl der Mühe werth, vor allen diejenige Sprache, in welcher sich unsere ersten Begriffe entwickelten, ohne das Zwischenmittel einer fremden Sprache, auf das genaueste kennen zu lernen."

Wir müssen hierin dem Verf. vollkommen Recht geben, und finden überhaupt nichts irriger, als die noch immer ziemlich verbreitete Ansicht, dass eine fremde Sprache, wie z. B. die lateinische, die beste Gelegenheit darbiete, die allgemeinen grammatischen Begriffe ohne alle Schwierigkeit deutlich zu machen, und dass man daher den deutschen Sprachunterricht durchaus nur auf das rein Practische beschränken und alle eigentlich wissenschaftliche Betrachtung davon entfernt halten müsse. Diess heisst offenbar die Natur der einen, wie der andern Sprache gänzlich verkennen. Denn, wenn wir auch mit dem Verf. (S. IV) nicht annehmen können, dass sich die lateinische Sprache unter allen europäischen Sprachen gerade am wenigsten dazu eigne, die allgemeine oder philosophische Grammatik daraus zu erlernen, weil sie unter allen die abnormste und ihre Construction namentlich keineswegs ein Muster logischer Consequenz oder eines natürlichen Gedankenflusses sei, so giebt es doch wohl keine Sprache, an der sich der allgemeine Sprachsinn oder das allgemeine Verständniss der einer jeden Sprache mehr oder minder zu Grunde liegenden Gesetze besser erlernen liesse, als unsere deutsche Muttersprache, wie diess ein Blick auf die neueren Leistungen im Fache der deutschen Sprachlehre jeden Unbefangenen sogleich lehren wird. (Vgl. besonders *Becker*, über die Methode des Unterrichts in der deutschen Sprache, Frankf. 1833.) Ja ich bin der Meinung, dass unser ganzer Sprachunterricht der sichern Basis ermangelt und mehr einem babylonischen Thurmbau als einem verständig angelegten Gebäude zu vergleichen sei, so lange man es nicht dem Lehrer der deutschen Sprache ausschliesslich überlässt, die ersten und bleibenden Elemente alles wissenschaftlichen Sprachstudiums zu legen, und so lange sich die Lehrer der übrigen, neueren wie alten, Sprachen nicht über die grammatischen Grundbegriffe und Grundbenennungen mit demselben vereinigen können oder wollen. Die Schüler müssen nach der gewöhnlichen Methode fast bei jeder einzelnen Sprache von neuem die allgemeine Grammatik wiederkäuen (sit venia verbo!) und zwar fast jedes Mal nach einer andern Theorie. Wie viele Zeit geht nicht auf diese Weise verloren, und wie wird nicht dadurch das wahre Verständniss der Sache gehemmt und die

Lust und Liebe dazu unterdrückt! Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. Doch zu unserm Verf. zurück.

(S. V.) „Den Unterricht in den neueren fremden Sprachen beginne man übrigens nicht mit der Grammatik, sondern man suche vielmehr eine andere lebende Sprache auf dieselbe natürliche Weise zu lernen, wie man die Muttersprache gelernt hat, wobei freilich stets ein Lehrer vorausgesetzt werden muss, der die zu erlernende Sprache selbst fertig spricht und gleich Anfangs sich darin verständlich zu machen weiss." Der Verf. meint hier und im Folgenden die *Hamilton-Jacototsche* Methode, deren grosse Vorzüge besonders bei Erlernung der neuern lebenden Sprachen gegenwärtig zu allgemein anerkannt sind, als dass es hier einer weitern Erörterung dieses Punctes bedürfte.

(S. V.) „Hat man es nun auf diesem mehr mechanischen Wege (nämlich durch das wörtliche Auswendiglernen eines in der fremden Sprache geschriebenen Stückes mit Hülfe einer s. v. a. möglich wörtlich genauen Verdeutschung) bis zum Verstehen der fremden Sprache gebracht, dann muss die Grammatik derselben, jedoch Anfangs nur in ihren allgemeinsten Umrissen, beginnen, um Festigkeit und Sicherheit des schriftlichen und mündlichen Ausdrucks zu begründen. Ist man mit dieser ersten fremden Sprache bis zu einem gewissen Grade von Fertigkeit gelangt, dann gehe man zur zweiten und weiterhin eben so zur dritten und vierten fremden Sprache über, wobei jedoch die bereits erlernten stets fortgeübt und immer weiter ausgebildet werden müssen;" was schon insofern geschieht, als man nach der weiter unten zu schildernden Einrichtung des Verf. eine fremde Sprache gleichsam an der andern erlernt.

Die natürlichste Ordnung, in welcher die zu lehrenden Sprachen auf einander folgen sollen, ist nach unserm Verf. die ihrer Verwandtschaft. Darnach möchte die *englische* Sprache, als germanischen Ursprungs und unserer Muttersprache in etymologischer und syntactischer Hinsicht am nächsten verwandt, zuerst an die deutsche anzuschliessen sein, und den natürlichen Uebergang zur *französischen* Sprache bilden, worin die Wörter römischer Abkunft die Mehrzahl ausmachen, aber zum grössten Theil nun schon aus der englischen Sprache bekannt sind. Der durch die französische Sprache erworbene noch grössere Vorrath romanischer Wörter, und die Construction jener Sprache macht nun den Uebergang zur *italienischen* Sprache sehr leicht, indem die meisten italienischen Wörter durch einfache etymologische Formeln aus den französischen gebildet werden können. Die nahe Verwandtschaft der italienischen und der *lateinischen* Sprache erleichtert endlich auch die Erlernung der letztern, indem man sich nun hauptsächlich mit dem von allen andern Sprachen abweichenden Sprach- und Redebau derselben beschäftigen kann,

da der Wortvorrath durch die italienische Sprache grösstentheils gegeben ist *).

Die geeignetste Zeit zum Erlernen der genannten 4 Sprachen in der angegebenen Reihenfolge scheinen dem Verf. die Jahre der Kindheit, vom 8—12ten Jahre, zu sein; im 12. Jahre wird zuerst die künftige Bestimmung des Knaben entschieden; hier endet die allgemeine, für Jedermann nothwendige Vorbildung, und die Wahl des künftigen Berufs bedingt zugleich die Wahl unter der sogenannten *gelehrten* und der *technischen* Schule, deren jede ihrer Bestimmung gemäss ihren eignen Gang einschlägt.

Tritt demnach der Schüler in eine höhere Gewerb-Schule über, so kann der grammatische Unterricht durch Uebersetzungen aus einer Sprache in die andere fortgesetzt werden, und die Reminiscenzen aus dem bereits Gelernten werden noch besser, als trockne Regeln hierbei zum Leitstern dienen. Auf der andern Seite kann sich der in die Gelehrten-Schule übertretende Zögling, nachdem er sich diejenigen Sprachen, wozu geschmeidige Organe gehören, bereits zu eigen gemacht, und die Hauptschwierigkeit, die Erwerbung des Wortvorraths, überwunden hat, nunmehr den für ihn allerdings unerlässlichen humanistischen Studien mit voller Musse hingeben.

Wir glauben, dass der Verf. in Vorstehendem auf eine sehr glückliche Weise den schweren Knoten gelös't hat, woran sich schon so viele Schulmänner vergebens abmühten. Wie natürlich weiss er von einer Sprache zur andern die Schüler fortzuführen, bis sie endlich auf eine ihr volles Interesse erregende Weise bei der lateinischen Sprache anlangen, welche hier gleichsam als der Scheidepunct der gelehrten und rein-practischen Schulbildung erscheint, doch so, dass auch die die letztere Richtung einschlagenden Schüler ein ganzes Jahr hindurch eine hauptsächlich auf den Gebrauch und die Uebung gegründete Kenntniss derselben erhalten. So wäre denn endlich ein Auskunftsmittel gefunden, wie, wir dürfen wohl sagen, für die Mehrzahl unserer Gymnasialschüler, jedoch ohne Beeinträchtigung der Minderzahl, die Zeit ihres Aufenthalts in den untern und mittlern Klassen, welche sie bisher über der grammatischen Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache meist ohne allen Nutzen für ihr künftiges Leben verfliessen sahen, auf das Erspriesslichste angewandt werden könnte.

Wenn ich so eben behauptete, dass diess ohne Beeinträchtigung der (studirenden) Minderzahl geschehen könnte, so möchte

*) „Man sieht aus obiger Darstellung, dass es sehr darauf ankommt, von welcher Muttersprache man ausgeht; denn der Italiener z. B. würde gerade den umgekehrten Weg befolgen müssen, um zur deutschen Sprache zu gelangen.“ Anm. des Verf.

freilich mancher classische Schulmann gar sehr den Kopf darüber schütteln, indem ja kaum jetzo, da doch von den frühesten Jahren an das Lateinische und später das Griechische exercirt wird, die Schüler die nöthige Gewandtheit und Fertigkeit im Verstehen der alten Sprachen erlangen, geschweige denn bei einer so unerhörten Reduction der dafür ausgesetzten Lehrstunden.

Auch mir, ich gestehe es, ginge es sehr nahe, das Studium der alten Sprachen, besonders der lateinischen, so spät hinauszuschieben, wenn ich mich nicht ganz neuerdings bei einem mehrtägigem Besuche des im Uebrigen ganz nach deutschen Principien eingerichteten protestantischen *Gymnasiums* zu *Strassburg*, wo eine ähnliche Vertheilung der Sprachen Statt findet, nicht blos von der Möglichkeit, sondern auch von dem grossen pädagogischen und didactischen Nutzen einer solchen Einrichtung auf das Vollkommenste überzeugt hätte. Schüler, welche hier zunächst an der deutschen und französischen Sprache die Grundgesetze der allgemeinen Grammatik auf die natürlichste und daher für sie anziehendste Weise erlernt haben, machen dann, wenn sie im 13. Jahre die lateinische und etwa ein Jahr später die griechische Sprache beginnen, innerhalb *eines* Jahres grössere Fortschritte, als unsere Schüler nach der gewöhnlichen Methode innerhalb 4 Jahren (vom 8. — 13ten). Und selbst, wenn das Verhältniss gleich wäre, so haben doch immer die nach jener natürlicheren Methode geführten Schüler den grossen Vortheil voraus, dass sie zu gleicher Zeit im Deutschen und Französischen die erfreulichsten Kenntnisse erlangt haben und daher auch mit Vergnügen auf diese Frühlingszeit ihres Schullebens zurückblicken, was bei den Schülern, welche schon frühe mit den für sie lange Zeit hindurch höchst fremdartigen und unverständlichen Formeln der lateinischen Sprachlehre herumgeplagt wurden, leider nicht der Fall zu sein pflegt, zumal wenn sie sich den gelehrten Studien nicht weiter widmen wollen. „Welcher Quintaner, sagt Herder nur allzu wahr, kann ein (grammatisches) Kunststück von Casibus, Declinationen, Conjugationen und Syntaxis philosophisch übersehen? Er sieht Nichts, als das todte Gebäude, das ihm Qual macht, ohne materiellen Nutzen, ohne eine Sprache zu erlernen. Man sage nicht, die todten Gedächtnisseindrücke werden sich zeitig genug bei ihm entwickeln. Nicht wahr! Ich habe auch Anlage zur Philosophie der Sprache, aber was hat sich in meinem Donat je aus mir entwickelt? Weg also das Latein, um an ihm Grammatik zu lernen; hierzu ist keine andere in der Welt als unsere Muttersprache?"

Nun wäre noch ein sehr wichtiger Punct, nämlich die richtige Wahl des *Lehr*- oder vielmehr des *Lesebuchs* zu bedenken. Wir glauben auch hier dem Verf. unsern vollkommenen Beifall schenken zu dürfen, wenn er *Campe's Robinson Crusoe*, jenes allbeliebte, in alle europäischen Sprachen übersetzte wahre

Volksbuch, für das geeignetste hält. Nur müsste unserer Ansicht nach jedes Mal der ganze Robinson den Schülern zur Erlernung der einzelnen Sprachen in die Hände gegeben werden, so dass sie an dem deutschen den englischen, an dem englischen den französischen, an dem französischen den italienischen und endlich an dem italienischen den lateinischen erlernten. Der Verf. hingegen, welcher den ersten Theil des Robinson mit Auslassung der eingeschobenen Dialogen als Probe seiner Methode in einer englischen, französischen, italienischen und lateinischen Uebersetzung mitgetheilt hat (S. 3—183), meint zwar, es würde dem Schüler, mit einiger Nachhülfe des Lehrers, nicht schwer fallen, bereits in der 2. Abtheilung die französische Uebersetzung aus der gegenüberstehenden englischen zu verstehen; allein wir müssen durchaus bezweifeln, dass er aus der englischen Uebersetzung der 1. Abtheilung d. i. der ersten 3 Abende so viele Kenntniss dieser Sprache erlangt haben sollte, um nun auch die englische Uebersetzung der 3 folgenden Abende nicht blos zu verstehen, sondern dadurch zugleich die französische Uebersetzung derselben erklären zu können.

Diess hiesse in der That, eine Schwierigkeit durch die andere besiegen wollen. Ganz anders stellt sich im Gegentheil das Verhältniss der Sache heraus, wenn die Schüler jedes Mal das ganze Buch von Anfange bis zu Ende auf diese Weise von neuem durchgehen. Man wird wohl nicht dagegen einwenden wollen, der jugendliche Geist werde endlich auch an dieser so oft wiederholten Lectüre ermüden; ein geschickter Lehrer wird das Interesse immer aufs neue zu wecken wissen, und sagt doch *Rousseau* in seinem *Emil* (Bd. II) in Bezug auf Robinson sehr wahr: „Diess Buch wird das erste sein, was mein Emil lesen wird; es wird lange Zeit allein seine ganze Bibliothek ausmachen, und es wird stets einen ansehnlichen Platz darin behalten; es wird der Text sein, welchem alle unsere Unterredungen von den natürlichen Wissenschaften nur zur Auslegung und Erläuterung dienen werden; es wird beim fortschreitenden Unterricht zum Prüfstein der Urtheilskraft dienen und so lange Emils Geschmack unverdorben bleibt, wird ihm die Lectüre desselben immer gefallen."

„Sehr zum Vortheil dieser Methode, bemerkt noch der Verf. (S. XI) mit Recht, wird es gereichen, wenn während dieses ersten Cursus die in der Vorbereitungsschule gebrauchten Lehrbücher in der römischen und griechischen Geschichte, in der Geographie und Naturgeschichte etc. in den bereits erlernten Sprachen zum Grunde gelegt werden, indem hierdurch reicher Stoff zur Unterhaltung geboten wird." Nur möchten wir es auf die Geographie beschränken, weil sonst zu wenig Uebung in der Hauptsache der Muttersprache vorhanden wäre, und auch der jugendliche Geist in dem fremden Idiom für die Grossthaten

der griechischen und römischen Geschichte nie eigentlich begeistert werden könnte.

Schliesslich wünschen wir dem Vorschlage unsers Verf. die besste Aufnahme in der gelehrten Schulwelt. Möchten namentlich Preussens Schulmänner, deren Beispiel schon so viel Gutes auch im übrigen Deutschland in Anregung brachte, mit einer durchgreifenden Reform des Jugendunterrichts in jenem naturgemässen Sinne vorangehen! Es bedarf vor Allem gründlicher, in dieser Methode folgerecht herangebildeter Lehrer, welche namentlich auch der zu lehrenden Sprachen bis zur Fertigkeit im Reden und Schreiben kundig sind. Besitzen wir diese erst, dann werden die vornehmsten Hindernisse, welche bisher solchen reformatorischen Vorschlägen stets entgegentraten, wie: die Bequemlichkeit der Lehrer und ihr Hang an dem Alten, ja zum Theil ihr beleidigter Eigendünkel und ihre Unwissenheit und Unfähigkeit, sich auf dem neuen Gebiete zu bewegen, schon von selbst verschwinden.

Wenn wir auch im Vorhergehenden die rein-practischen Uebungen als die besste Basis für die Erlernung der neueren Sprachen empfohlen haben, so sind wir doch weit entfernt, deshalb den eigentlichen grammaticalischen Unterricht für das spätere, reifere Alter, d. i. etwa für die höheren Classen unserer Gelehrtenschulen, ausschliessen zu wollen. Wir glauben diess nicht besser beweisen zu können, als indem wir nunmehr zu der Anzeige einer französischen Sprachlehre übergehen, die wir, als die besste ihrer Art, allen denjenigen Lehrern, denen es nicht blos um eine oberflächliche Auffassung, sondern vielmehr um eine wissenschaftliche Begründung ihres Gegenstandes zu thun ist, dringend anempfehlen. Es ist diess:

Vollständiges Lehrbuch der französischen Sprache für Studienanstalten und zum Privatgebrauch von *Fr. Bettinger*, Lehrer der zweiten Classe an der lateinischen Schule in Speier etc. Zweite, mit einem Inhalts-Register nach Kapiteln und Paragraphen vermehrte Ausgabe. Heidelb. 1834. Verlag von A. Oswald's Universitätsbuchhandl. 489 S. in gr. 8.

So viele französische Grammatiken auch in den 3 letzten Decennien in Deutschland erschienen sind, so wenig wurde doch, im Vergleich zu den alten und insbesondere zu der deutschen Sprache, die Wissenschaft dadurch gefördert. Die rein-practische Richtung, welche sie mehr oder minder sämmtlich nahmen, verhinderte den streng-wissenschaftlichen Anbau dieses Sprachgebiets; und wenn auch einzelne Literatoren, wie vor Allen Mozin, die Masse der aufgestellten Regeln unter bestimmte Gesichtspuncte systematisch zusammenzustellen versuchten, so gelang ihnen diess doch keineswegs in dem Grade, dass den höheren Forderungen der Wissenschaft dadurch ein Genüge geschehen

wäre. Daher blieb auch nach wie vor die französische Grammatik ein Feld, auf dem jeder blosse litterarische Routinier, wenn er sich in einer sogenannten „neuen theoretisch-practischen Sprachlehre“ dem Modegeschmack zu accommodiren verstand, auf den Beifall des Publicums sicher zählen durfte. Höchst gehaltlos, wenn auch nicht immer gerade fruchtlos, war der Unterricht, welcher nach solchen Anweisungen, meistens von verunglückten Halbfranzosen, in Deutschland gegeben wurde. Es war und blieb ein systemloses Experimentiren, ohne Anfang und ohne Ende.

Gewiss war es daher schon längst der Wunsch aller philologisch gebildeten Lehrer, dass sich ein Mann von gediegenen, wissenschaftlichen Kenntnissen das grosse Verdienst erwerben möchte, im Geiste der neueren Sprachforschung für unsere höheren Schulanstalten ein vollständiges Lehrbuch der französischen Sprache auszuarbeiten. Es freut uns daher, dem pädagogischen Publikum oben genannte Sprachlehre des Hrn. *Bettinger* als den ersten am meisten gelungenen Versuch dieser Art empfehlen zu können. „Mit grossem Geschick und Fleiss ist dieselbe nach den Werken der bessten französischen Sprachforscher und dem Dictionnaire der Akademie, mit Berücksichtigung sowohl der deutschen als der lateinischen Sprache, gearbeitet. Die Aussprache — nach einem ganz neuen und sehr fasslichen System — die Rechtschreibung, die Formenlehre und Syntax sind mit Klarheit und doch mit gedrängter Kürze und dabei mit einer solchen Vollständigkeit abgehandelt, dass nicht nur der Anfänger schnell in den Stand gesetzt wird, das Unentbehrliche sich anzueignen und bei weiterem Vorrücken eine bestimmtere und ausgedehntere Kenntniss des Geistes der französischen Sprache zu gewinnen, sondern auch Kenner und Lehrer der französischen Sprache in einzelnen schwierigen Fällen sich schnellen und sichern Raths erholen können. Durch die mit Geist und Sachkenntniss bearbeiteten Uebungsstücke endlich eignet sich dieses Werk in vorzüglichem Grade zum Lehrbuche beim Schul- und Privatunterrichte, und die mit Umsicht zusammengestellten Redensarten und Gallicismen bieten selbst dem in der Sprache Bewanderten einen reichen Schatz von Belehrung, den man sonst nur in den ausgedehnten und kostspieligen Werken der französischen Sprachforscher zerstreut findet.“

Wenn wir kein Bedenken tragen, diese überaus vortheilhafte officielle Erklärung, welche eine baierische Regierungsbehörde nach genauer Prüfung über dieses Buch abgab, als unser eignes Urtheil im Allgemeinen bezeichnend hier zu wiederholen, so wird es uns der ehrenwerthe Hr. Verf. gewiss um so weniger verargen, wenn ihm jetzt zur Prüfung und resp. Benutzung unsere Ausstellungen mittheilen, die wir ungeachtet jener gerühmten Vorzüglichkeit gleichwohl an seinem Werke zu machen genöthigt sind.

Die erste und Hauptausstellung betrifft die *Eintheilung* und *ganze Anordnung* seiner Grammatik, welche offenbar in sofern noch eine gewisse Abhängigkeit von der herkömmlichen Systemlosigkeit verräth, als sie nicht nur, wie gewöhnlich, die Wortformenlehre und Syntax vereinigt giebt, sondern auch einen der wichtigsten Theile, die Wortbildungslehre, als blossen Anhang ganz an das Ende stellt. Warum ging hier nicht der Verf. noch einen Schritt weiter, und gab uns in der durch die Wissenschaft selbst gebotenen *gesonderten* Ordnung *zuerst* die Wortformenlehre mit ihren 3 Abtheilungen, der Wortarten-, Wortbiegungs- und Wortbildungslehre und *sodann* die niedere und höhere Syntax, erstere mit Einschluss der Einstimmungs-, Rections- und Wortstellungslehre, letzte mit Einschluss der Periodik. Abgesehen von der lichtvollen Ordnung, in die nach diesem Systeme mit dem Ganzen zugleich das Einzelne getreten wäre, hätte diese Eintheilung den Verf. gewiss auch auf die grossen Lücken aufmerksam gemacht, welche seine Sprachlehre mit allen früheren theilt, und welche der Verf. mit seiner ausgezeichneten Kenntniss des Französischen ohne Zweifel mit vielem Geschick ausgefüllt haben würde. Wir meinen nämlich in etymologischer Hinsicht die (hier gänzlich fehlende) für das gründliche Verständniss der Wortbildung durchaus unentbehrliche Anknüpfung an das Altfranzösische, und in syntactischer Beziehung die Lehre von den zusammengesetzten und insbesondere von den periodischen Satzverbindungen; gewiss einen der wichtigsten Theile einer jeden Sprachlehre, in sofern uns dieselbe nicht blos das todte Wort ausser seiner Verbindung zur zusammenhängenden Rede, sondern auch den eigenthümlichen Genius des Redebaues einer jeden Sprache nachzuweisen hat. Was giebt uns aber der Verf. von diesem Allen? Nichts als die 2 höchst unbedeutenden *Kapitel* (10 u. 11), *von der Wortfolge* und *von den nothwendigen Wiederholungen*, welche überdiess ganz abgerissen dastehen. Und doch, wie viel liesse sich bei tieferem Studium im Geiste der neueren Sprachforschung über die französische Periodik sagen, und von welchem Nutzen könnten solche aus vertrauter Kenntniss mit der französischen Sprache geschöpften Bemerkungen für alle diejenigen sein, welche sich der französischen Sprache zu ausführlicheren Compositionen bedienen wollen.

So weit im Allgemeinen. Wir gehen nun zur Beurtheilung des Einzelnen über, in sofern es uns besondern Anlass zum Lobe oder zum Tadel giebt.

Th. I. *Kap* 1. § 5. *Aussprache der Mitlauter* S. 6 entscheidet sich der Verf. mit Recht für die Schreibung ai für oi in allen Fällen, wo letzteres wie ai ausgesprochen wird, „um so mehr, da die Akademie es im März 1819 angenommen hat.“ S. 8 füge zu den Wörtern, in welchen ch wie k ausgesprochen wird, noch: le Baron d'*Holbach*, l'église de *St. Roch;* so wie S. 9 zu

denjenigen, in welchen es wie sch lautet: *Auch* (Hauptstadt der Gascogne); ebendaselbst füge zu den Wörtern auf gui, in welchen man das u nicht hören lässt, noch hinzu: guidon, anguille, sanguin, sanguinaire.

Kap. 1. § 15 *Allgemeine Bemerkungen über die Aussprache.* S. 27 können wir es nicht billig, dass cet und cette auf gleiche Weise wie st auszusprechen seien, da es gegen die Gewohnheit der guten Gesellschaft verstösst. Eben so wenig können wir, und zwar aus demselben Grunde, zugeben, dass in Fällen, wie: vous aussi, les plus usités etc. der hiatus dem andern Misslaute (?), der durch das Binden entstehen würde, vorzuziehen sei.

Kap. 2. § 17. *Von den Accenten.* S. 30 f. giebt der Verf. eine Regel („dass nämlich der Acutus meistens auf die Vorsylbe ré *vor einem Vokal* oder wenn das Wort, mit dem es zusammengesetzt ist, im Französischen *nicht gebräuchlich* ist, zu setzen sei"), gegen welche sich eine Menge Ausnahmen anführen lassen. Man vgl. nur S. 475 folgende Beispiele: récompenser, réconcilier, réformer, réchauffer. S. 31 nimmt der Verf. unter die mit dem Gravis zu schreibenden Wörter gewiss mit Unrecht auch av*é*nement und *é*v*é*nement auf, da in diesen Wörtern das *e* keineswegs wie ä, sondern wie e lautet. Eben so wenig können wir ihm beistimmen, wenn er S. 32 der Consequenz wegen anräth, in den Zeitwörtern auf eler und eter, wenn die folgende Sylbe durch Zusammensetzung oder Abwandlung stumm wird, statt den Mitlauter zu verdoppeln, *überall* lieber den Gravis zu setzen, also auch: j'appèle, je jète statt: j'appelle, je jette zu schreiben, wodurch offenbar ein sehr merklicher Unterschied der Aussprache, der zwischen diesen Zeitwörtern und den mit dem Gravis bezeichneten, als: je pèle, j'achète etc. herrscht, nicht ausgedrückt sein würde.

Die übrigen Regeln dieses Kapitels finden wir stets aus der Natur der Sache geschöpft und mit vieler Präcision vorgetragen; so namentlich § 25** *die Regeln von den Unterscheidungszeichen*, über welche man in andern französischen Grammatiken gewöhnlich ein endloses Gewäsche anzutreffen pflegt.

Dasselbe Lob verdient das 3. *Kap.*, *von der Prosodie*, „welches besonders denjenigen nützlich sein dürfte, denen es an Gelegenheit gebricht, öfters Französisch sprechen zu hören, damit sie nicht, wie es Deutsche gerne thun, Sylben dehnen oder betonen, die nicht lang oder keiner Betonung fähig sind." (S. *Vorr.* S. IV.)

Der *II. Theil*, welcher die *Formenlehre* und *Syntax* in sich schliesst, beginnt S. 53 sehr zweckmässig, im Vergleich zu andern französischen Grammatiken, mit einigen *kurzen* einleitendenden Bemerkungen über die Eintheilung der Grammatik nach

den 10 Redetheilen, über Declination, Conjugation und das Geschlecht der Wörter.

In den beiden *ersten Kapiteln*, von denen das erste *von den Artikeln*, das 2te von dem *Hauptworte* handelt, müssen wir besonders den Mangel an consequenter Ordnung rügen, indem die Pluralbildung der Haupt- und Beiwörter ganz getrennt von der S. 55 ff. behandelten Declination zuerst S. 102 besprochen wird; offenbar wieder eine Folge von der *systemlosen* Anlage des Ganzen. Uebrigens billigen wir, dass der Verf. bei der Plural- wie bei der Geschlechtsbildung die Haupt- und Beiwörter zusammenfasste. Das Einzelne ist übrigens auch hier meist trefflich behandelt und verräth einen sichern grammatischen Tact, besonders da, wo sich der Verf. gegen die oft sehr willkürlichen Anordnungen der Akademie erklärt. So entscheidet sich derselbe S. 102 Anm.* mit allem Recht für die *durchgängige* Beibehaltung des t in der Mehrzahl der Wörter auf ant und ent, da in der That nichts inconsequenter sein kann, als: les vents und les contrevens, les dents und les tridens etc. zu schreiben. Vgl. auch S. 104. Anm. **, S. 108. Anm. *.

Die folgenden 3 *Kap.* 3. 4. 5. (*von den Bei-, Zahl- und Fürwörtern*) sind mit lobenswerthem Fleisse ausgearbeitet und enthalten viel Vorzügliches; Einzelnes von Bedeutung haben wir hier nicht zu bemerken gefunden. Dagegen veranlasst uns das 6. *Kap.*, das umfassendste von allen, welches von dem *Zeitworte* handelt, zu verschiedenen Rügen und Bemerkungen. S. 236 werden ausser den Verbes actifs und den Verbes neutres auch die Verbes auxiliaires, die Verbes pronominaux und die Verbes unipersonnels als *der Bedeutung nach* besondere Arten von Zeitwörtern im Coordinations-Verhältniss aufgeführt. Diess heisst offenbar die Sache verwirren und den richtigen Gesichtspunct verrücken, da es der Bedeutung nach in der That nur 2 verschiedene Arten, die (thätig-) übergehenden und die (thätig- oder unthätig-) nicht übergehenden Zeitwörter, giebt und alle übrigen Zeitwörter sich diesen beiden theils als besondere Unterarten, theils als besondere Formen subsumiren lassen. Auch geräth der Verf. gewissermassen selbst mit sich in Widerspruch, wenn er S. 262 von den früher als eine besondere Art von Zeitwörtern aufgeführten Verbes passifs bemerkt: „aus jedem Verbe transitif könne ein Verbe passif gemacht werden, indem man, wie im Deutschen, das Participe passé desselben mit dem Hülfszeitwort être, werden, verbände."

In der Lehre von der *unregelmässigen Conjugation* trennt der Verf. mit vollem Recht die *eigentlich* unregelmässigen Zeitwörter von denjenigen, welche blos in der Bildung der Stammzeiten von der allgemeinen Regel abweichen, ihre übrigen Zeitformen aber derselben gemäss von den Stammzeiten bilden; nur ist zu bedauern, dass er nicht die letzteren, gleichwie die

ersteren, zunächst nach den 4 Conjugationen eintheilte, indem dadurch die Uebersicht der zu jeder Conjugation gehörigen Anomalen sehr erleichtert worden wäre. S. 298 können wir nicht billigen, dass ein so wichtiges Zeitwort, wie voir, welches überdiess in Défini abweicht, unter das selten vorkommende déchoir gestellt wurde, wo es gewiss Niemand aufsuchen wird.

In der Lehre von dem *Conjunctiv* und dem *Gebrauch der Zeiten* hat der Verf. mannichfach gegen die Gesetze einer logisch-richtigen Disposition gefehlt und dadurch nicht wenig die übersichtliche Anordnung des Ganzen gestört. So hätten offenbar die *Zeitwörter der Furcht*, *Besorgniss* etc. wegen des hinzutretenden ne nicht von der allgemeinen Regel von dem Gebrauch des Conjunctivs getrennt werden sollen, weil es nun das Ansehen hat, als ob der Conjunctiv nur nach den S. 344 zunächst aufgeführten *Zeitwörtern* des *Wunsches, Befehls, Verbots* etc. nicht aber auch eben so nothwendig nach denen der Furcht, Besorgniss etc. folgen müsse. Eben so wenig ist die Trennung des Zeitwortes des *Staunens*, der *Freude*, der *Betrübniss* etc. S. 358 zu billigen, indem die den Indicativ erheischende Wendung de ce que nur selten vorkömmt und daher auch als eine besondere Eigenheit dieser Zeitwörter in einer Anmerkung zur Hauptregel hätte angeführt werden können.

Der Lehre *von den Participien*, welche übrigens mit vorzüglichem Fleisse ausgearbeitet ist, hätte eine kurze Einleitung über Participialconstruction und Abkürzung der Sätze im Allgemeinen vorausgehen sollen, statt dass uns der Verf. S. 398 etwas unvorbereitet gleich medias in res führt. S. 403 ist der Ausdruck: Rechtschreibung der Participien für: Einstimmung übel gewählt.

Die folgenden 4 *Kapitel* 7. 8. 9. 10 handeln von den *Neben-*, *Vor-*, *Binde-* und *Empfindungswörtern; Kap.* 11 und 12, die letzten des Buchs, wie bereits oben bemerkt, von der *Wortfolge* und den *nothwendigen Wiederholungen.*

Druck und Papier sind musterhaft, der Preis (1 Fl. 48 Kr.) sehr billig.

Wir glauben diese Anzeige nicht passender beschliessen zu können, als indem wir nun noch auf ein *französisches Lesebuch* aufmerksam machen, welches sich zum Gebrauch für reifere Schüler eben so vollkommen eignet, als die *Bettinger*'sche *Sprachlehre.* Es sind diess die:

Leçons Françaises de Littérature et de Morale ou *recueil en prose et en vers de plus beaux morceaux de la Littérature des deux derniers siècles.* Par M. M. *Noël* et *de la Place.* Zum Gebrauch für Schulen mit einem Wortregister und Erklärung der Synonymen versehen von *P. J. Weckers*, Lehrer der französischen Sprache an der Realschule zu Mainz. Mainz, J. Wirth'sche Verlagsbuchhdl. 1834. in gr. 8. (Preis: 1 Fl. 48 Kr.)

Unter die brauchbarsten Chrestomathieen der neufranzösischen Literatur gehören ohne Zweifel ausser dem rühmlichst bekannten „Handbuch der französischen Sprache und Literatur von Ideler und Nolte“ die *Leçons Françaises de Littérature et de Morale* von *Noël* und *de la Place*, indem dieselben eine für die intellectuelle wie moralische Bildung der Jugend sehr zweckmässig eingerichtete Sammlung von Auszügen aus Allem dem darbieten, was die französische Literatur seit den letzten zwei Jahrhunderten bis zur neuesten Zeit, in Prosa wie in Poesie, und zwar in den verschiedenen Gattungen beider, geleistet hat.

Diess veranlasste daher auch Hrn. *Weckers* von diesem Werke, welches seines grossen Umfangs und hohen Preises wegen sich eben so wenig, wie das *Ideler*'sche, zu einem Schulbuche eignet, zu diesem Behufe wiederum einen Auszug zu veranstalten; was er dadurch erreichte, dass er nicht nur die theoretischen Einleitungen in die verschiedenen Gattungen des prosaischen und poetischen Styls, sondern auch manche Stücke wegliess, von denen sich manchmal vier bis fünf über denselben Gegenstand vorfanden, oder deren Inhalt für Deutsche von minderem oder gar keinem Interesse war. So entstand vorliegendes Buch, welches in seiner *ersten und grösseren Abtheilung* (von S. 1—220) die *prosaischen* und in seiner *zweiten* und *kleineren* (von S. 1—114) die *poetischen* Auszüge unter den in beiden fast gleichlautenden Rubriken: Narrations, Tableaux, Descriptions, Définitions, Fables et Allégories, Morale religieuse ou Philosophie pratique, Lettres, Discours et Morceaux oratoires, Dialogues, Caractères ou Portraits et Parallèles enthält.

Dieses Buch versah sodann Hr. W. mit einem Wortregister und mit Erklärungen der darin vorkommenden Synonymen, deren Anzahl sich beinahe auf 500 beläuft. Was das erstere betrifft, so lässt es indess Manches zu wünschen übrig, indem es — ein gewöhnliches Desideratum bei dergleichen Wortregistern! — die bei den einzelnen Wörtern angegebenen Bedeutungen viel zu wenig in Beziehung auf die im Buche selbst vorkommenden Stellen setzt und daher auch den Schülern nur geringe Hülfe gewährt. Lobenswerther sind dagegen die Erklärungen der Synonymen, wobei der Verf. den Dictionnaire universel des synonymes de la langue française und den Nouveau Dictionnaire de la langue française von Noël et Chapsal benutzt hat. Hr. *Weckers* hat dadurch zugleich einem dringenden Bedürfniss abgeholfen, indem die Kenntniss der Synonymen sowohl zum richtigen Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische, als auch zum Verstehen der französischen Werke durchaus nöthig ist und desswegen auch beim Unterricht, wenigstens in den höheren Classen, möglichst ausführlich berücksichtigt werden muss.

Das Einzige, was wir vermissen, ist ein kurzer *literar-historischer Abriss*, worin auf etwa 2—3 Bogen wenigstens alle

die Schriftsteller, aus denen im Buche Auszüge mitgetheilt sind, im Zusammenhange mit ihrer Zeit in der Kürze besprochen und dem unterrichteten Lehrer somit die nöthigen Anhaltspunkte gegeben worden wären, an die er, im Verhältniss zu den Fortschritten seiner Schüler, das weitere Detail gelegentlich hätte anknüpfen können. Wir wünschen recht sehr, dass der Verf. bei einer zweiten Auflage seines Buches demselben auch noch diesen Vorzug verleihen möge. Einstweilen aber glauben wir immerhin dieses Lesebuch als das zweckmässigste seiner Art für den höhern Unterricht im Französischen empfehlen zu dürfen, zumal wenn es der Lehrer versteht, die vielen Anlässe, welche ihm dasselbe zu Uebungen des Gedächtnisses, der Declamation, der grammatisch-stylistischen, so wie der ästhetischen Analyse darbietet, gehörig zu benutzen.

Zum Schlusse können wir nicht umhin, die Freunde der französischen Literatur auf ein so eben in Paris erscheinendes Hauptwerk der französischen Sprache und Literatur aufmerksam zu machen. Es sind diess die:

Leçons et Modèles de Littérature Française, Ancienne et Moderne, depuis Ville-Hardouin jusqu'à M. de Chateaubriand, présentant par ordre chronologique et par fragmens choisis, les diverses transformations de la langue française, ses progrès et son développement étymologique, la bibliographie des principaux ouvrages de nos grands écrivains, depuis 842, date du premier monument de notre langue jusqu'en 1835. Par *P. F. Tissot*, Membre de l'Académie Française, Professeur au Collège de France.

Dem Prospectus nach wird dieses Werk drei Hauptvorzüge in sich vereinigen: un cours de littérature (mit ästhetisch-kritischen Bemerkungen über jeden Schriftsteller), une sorte d'histoire étymologique et chronologique de la langue française und une bibliographie des ouvrages principaux des grands écrivains français.

Dr. *Georg Lange.*

J. H. van Swinden's, gewesenen Professors der Mathematik, Physik und Astronomie zu Amsterdam, Mitgliedes mehrerer gelehrten Gesellschaften etc., *Elemente der Geometrie* aus dem Holländischen übersetzt und vermehrt von *C. F. A. Jacobi*, Prof. an der Landesschule Pforta. Mit 405 Figuren auf 21 Tafeln. 544 S. in gr. 8. Jena bei Frdr. Frommann. 1834.

Wenn bei dem heutigen Standpunkte der Mathematik in Deutschland es Jemand unternimmt, ein ausländisches mathematisches Werk ins Deutsche zu übersetzen, so muss es gewisse

Vorzüge besitzen, die den deutschen in gleichem Grade abgehen, *oder* der Uebersetzer hat eine gewisse Absicht dabei, die er durch die Herausgabe erreichen will. Welcher Fall bei dem vorliegenden Werke Statt habe, wird sich aus dem Inhalte und der innern Einrichtung desselben ergeben.

Als Eigenthümlichkeit erscheint die *Absonderung* der theoretischen Sätze von den praktischen. Die zu den erstern gehörenden Erklärungen, Lehr- und Zusätze folgen hinter einander und nehmen die ersten 480 S. ein, worauf von S. 481 an die *Aufgaben* abgehandelt werden. Das ganze Werk aber ist in *Bücher*, und diese wieder in *Abschnitte* getheilt. Die theoretischen Sätze füllen 12, die praktischen 6 Bücher. Die *Ordnung* der Gegenstände ist folgende: Einleitung S. 1. *Erstes* Buch: von den allgemeinen Eigenschaften der geraden Linien, sowohl an sich betrachtet, als auch in sofern sie die Winkel von Dreiecken und Vierecken bilden, oder deren Seiten sind. S. 3. Es ist darin von Parallellinien, der Kongruenz der Dreiecke und den Parallelogrammen die Rede. — *Zweites* Buch S. 40 von dem Inhalte geradliniger Figuren, und zwar von dem Inhalte der Rechtecke und Quadrate, die auf gegebenen Linien stehen S. 42, vom Flächenraume der Dreiecke und Parallelogramme S. 47 und von den Vielecken S. 57. — *Drittes* Buch S. 73 von den geometrischen Proportionen und Progressionen, hierauf erst von den arithmetischen Proportionen und Progressionen, von den harmonischen Proportionen und Progressionen und den Logarithmen. — *Viertes* Buch S. 114 von der Aehnlichkeit der Figuren überhaupt, insbesondere von der Aehnlichkeit der Dreiecke und Parallelogramme, von Linien, die nach dem äussern und mittlern Verhältnisse geschnitten werden, und von ähnlichen Vielecken. — *Fünftes* Buch vom Kreise überhaupt S. 155 und insbesondere von den Linien, die in und nach dem Kreise gezogen werden können, von den Winkeln im Kreise, von den Linien, die sich innerhalb des Kreises schneiden, oder durch den Umkreis geschnitten werden, und von Kreisen, welche sich entweder berühren oder schneiden. — *Sechstes* Buch S. 172 von den in und um den Kreis beschriebenen Vielecken, insbesondere von den allgemeinen Eigenschaften derselben, z. B. *welche* Vielecke sich um und in den Kreis beschreiben lassen, hierauf von den Eigenschaften einiger besonderen in den Kreis beschriebenen Vielecke, z. B. des gleichseitigen Dreiecks, des Quadrats, des Fünfecks, von den Eigenschaften der Vielecke von noch einmal so vielen Seiten, und von den durch Diagonalen gebildeten Vielecken. — *Siebentes* Buch S. 202 von dem Umfange und Inhalte des Kreises, und insbesondere als Vorbereitung dazu über die Grenzen der Grössen und der Verhältnisse, von dem Verhältnisse des Umkreises zum Durchmesser. — *Achtes* Buch S. 257 enthält die Vorbereitung zur Trigonometrie und handelt die eigentliche Goniometrie ab,

nämlich von dem Messen der Winkel durch Kreisbogen, vom Messen und Berechnen der Winkel und Bogen durch Sehnen, Sinusse, Tangenten und Sekanten, von den Formeln für goniometrische Linien und von dem Gebrauche der trigonometrischen Tafeln zur leichtern Berechnung mancher Grössen. — Das *neunte* Buch S. 291 handelt die eigentliche Trigonometrie (nämlich die ebene), insbesondere die Auflösung der rechten und schiefwinkligen Dreiecke und auch solcher Dreiecke ab, wenn nur 2 Seiten oder Winkel und ausserdem Summe oder Unterschied zweier Winkel oder Seiten gegeben ist, worauf Bemerkungen über einzelne Fälle der praktischen Anwendung der Trigonometrie folgen. — Die letzten *drei* Bücher haben die Stereometrie zum Gegenstande, und zwar das *zehnte* Buch S. 346 die Ebenen, besonders die gegenseitige Lage und die Durchschnittslinien derselben; das *eilfte* Buch S. 350 die körperlichen Ecken oder Raumecken, die ebenflächigen Körper oder Polyeder, die regelmässigen Polyeder, die Konstruktion der regelmässigen Polyeder in einander; — das *zwölfte* Buch S. 396 die durch krumme Oberflächen begrenzten Körper, als: die Cylinder, die Kegel, die Kugel, die in die Kugel beschriebenen regelmässigen Polyeder; die Normal- oder Hauptkreise, die sich auf der Oberfläche einer Kugel ziehen lassen, und die Bestimmung des Inhaltes der durch sie gebildeten sphärischen Dreiecke und Vielecke.

Hierauf folgen die *Aufgaben*, sämmtlich aus dem Gebiete der Elementargeometrie S. 481. Das *erste* Buch S. 483 enthält die Aufgaben die gleichen, senkrechten, parallelen Geraden betreffend, die Theilung gerader Linien, und die Winkel. Das *zweite* S. 488 die Konstruktion geradliniger Figuren aus gegebenen Seiten und Winkeln, die Konstruktion der Figuren mit Bezug auf ihren Flächeninhalt, von den Summen und Unterschieden mehrerer geradliniger Figuren. Das *dritte* Buch S. 495 die proportionalen oder verhältnissgleichen Linien. Das *vierte* Buch S. 499 das Verhältniss und die Aehnlichkeit geradliniger Figuren. Das *fünfte* Buch S. 501 handelt von dem Mittelpunkte des Kreises und den geraden Linien, die sich in ihm ziehen lassen, von den Kreisabschnitten und Kreisbogen, von Tangenten und von Kreisen, die einander berühren. *Sechstes* Buch S. 505 von der Beschreibung geradliniger Figuren in und um den Kreis.

Diesen beiden Theilen des Werkes hat der Verf. S. 513 einen *Anhang* beigefügt, worin aufgenommen sind einige zum Theil berichtigende Zusätze zu früher behandelten Lehrsätzen; Formeln, welche die Grundlage des Potenzirens und Wurzelausziehens ausmachen, und die Reihen, in welche sich sowohl die Logarithmen als die goniometrischen Funktionen entwickeln lassen. Den Schluss macht S. 542 bis ans Ende Peter Nieuwland's, gewesenen Professors zu Leyden, Lösung der *Aufgabe:* den

grössten unter allen Würfeln zu finden, welche sich durch einen gegebenen Würfel hindurchschieben lassen.

Swinden's sämmtliche Sätze jeglicher Art füllen 716 Paragraphe. Die Ausgabe, von welcher Hr. Jacobi die Uebersetzung veranstaltet hat, ist die *zweite* durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage des 1816 zu Amsterdam erschienenen Werkes: „Grondbeginsels der Meetkunde door J. H. van Swinden etc.". Da seit jener Zeit alle Zweige der Grössenlehre, namentlich auch die Geometrie, *Bereicherungen* und *Erweiterungen* erfahren haben, die viel zu bedeutend und interessant sind, als dass sie noch ferner in den Lehrbüchern dieser Wissenschaft unberücksichtigt bleiben könnten: so hat der Uebersetzer für nothwendig erachtet, den einzelnen Büchern des Verf.'s *Anhänge* beizugeben, die jene Bereicherungen, wie auch alles andere, was der Verf. nicht angeführt hat und dennoch einer Erwähnung verdient, enthalten. Diese Anhänge des Uebersetzers haben zum Unterschiede des Textes des Verf.'s eine kleinere Schrift und bestehen in 1154 Paragraphen, was dem ganzen Werke eine *Reichhaltigkeit* verleiht, wie man sie nur in wenigen Werken wiederfindet.

Hinter der Vorrede steht das sehr schätzbare alphabetische Verzeichniss *der Männer* auf 8 Blättern abgedruckt, deren geometrische *Entdeckungen* in diesem Lehrbuche mitgetheilt, oder deren Schriften wenigstens angeführt sind. Ich habe dort 127 solcher Männer gezählt, worunter unter andern d'Alembert, Apollonius Pergaeus, Archimedes, Barrow, Bernoulli, Bion, Boscovich, de la Caille, Delambre, Descartes, Euler, Gauss, Huygens, Kästner, Lacroix, Lambert, Legendre, Joh. Tob. Mayer, Newton, Pappus, Proclus, Schumacher, Wallis, Christian Wolf. Die *neuern* sind vom Uebersetzer aufgenommen und mit einem Sternchen bezeichnet. Es gehören dahin Bohnenberger, Carnot, Crelle, Durrande, Feuerbach, Ernst Gottfr. Fischer, Gergonne, Grunert, Haumann, Meier Hirsch, v. Huguenin, Joh. Jac. Ign. Hoffmann, Klügel, Kries, Leslie, Lindenau, Mollweide, Schulz-Montanus, Müller, v. Münchow, Steiner, Strehlke, Tellkampf, Thilo, v. Zach. Noch ist eine Nachweisung derjenigen Sätze des Lehrbuches auf 4 Seiten beigefügt, welche den einzelnen Sätzen in Euklid's Elementen entsprechen.

Bleibt man für's erste bei dem vollständig mitgetheilten Inhalte des Werkes, ohne die Anhänge des Uebersetzers zu berücksichtigen, stehen: so ist nicht in Abrede zu stellen, dass es wegen seiner *Reichhaltigkeit* vor vielen seines Gleichen einen Vorzug hat. Es gewinnt aber zugleich an *Interesse* und erhält eine *historische Bedeutung* durch die zahlreichen Anmerkungen des Verf.'s am Ende vieler Sätze und die historischen Notizen über die erste Einführung oder Bekanntwerdung derselben, wie auch durch die Hinweisung auf andere Schriften, welche densel-

ben Satz anders beweisen, durch Vergleichung mancher geometrischer Sätze mit ähnlichen arithmetischen und durch Anführung so mancher Fälle, in welchen von einem vorgekommenen Satze Anwendung gemacht wird, z. B. auf den jetzt so seltenen Proportionalzirkel, dessen Einrichtung und Gebrauch mehreremal zur Sprache kommt.

Dabei hat der Verf. die durch mehrere Rücksichten nothwendig gewordene und auch dem Schüler sehr heilsame *Oekonomie* des Vortrages beobachtet, dass er zwar die Beweise zu den aufgestellten Lehrsätzen mit Sorgfalt und Umsicht angedeutet, aber nur selten und ausnahmsweise vollständig ausgeführt hat, indem auch er der Ueberzeugung ist, dass ohne die Selbstthätigkeit, welche eine schriftliche Ausarbeitung des von dem Lehrer Vorgetragenen oder im Buche nur Angedeuteten fordert, ein klares und vollkommenes Verständniss nicht möglich ist und nicht *den* Vortheil gewährt, den die Behörden durch die angeordnete Einführung dieser strengen Wissenschaft auf den Lehranstalten erlangt wissen wollen.

Ausserdem herrscht eine strenge und konsequente Durchführung der von Euklides befolgten *synthetischen* Methode, *Einfachheit* und *Schärfe* in der Bestimmung der Grundbegriffe, *Gründlichkeit* und *Klarheit* in der Behandlung des Gegenstandes, *Umsicht*, *Besonnenheit* und *Bescheidenheit* bei der Befolgung des eingeschlagenen Weges, die jedem fremden Verdienste, namentlich dem Euklid und Legendre, die gebührende Anerkennung zu Theil werden lässt; also lauter Eigenschaften, wie wir sie wohl stets fordern, aber nicht immer finden. Wir müssen daher dem Uebersetzer für die unternommene und ausgeführte Arbeit eben so sehr, als für seine vervollständigenden und zugleich nicht minder interessanten Anhänge, die jedoch bisweilen einer längeren Ausführung sich erfreuen sollten, unsern aufrichtigen Dank zollen, und können nur wünschen, dass dieses Buch in Deutschland noch mehr verbreitet würde, und beitragen möchte, einen Theil der vielen mathematischen Lehrbücher zu verdrängen, die sich durchaus durch nichts hervorthun und nur geschrieben worden zu sein scheinen, den Namen ihres eitlen Verfassers kund zu thun.

Eine Vergleichung zwischen dem Originale und der Uebersetzung anzustellen war aus mehr als einem Grunde nicht gestattet; dieserhalb kann nur bemerkt werden, was der Uebersetzer in der Vorrede offen gesteht, dass die Uebersetzung sich nicht durchgehends mit Aengstlichkeit an das Original gehalten habe, sondern, wo es nöthig oder dem verfolgten Zwecke förderlich schien, von demselben abgewichen sei, ohne dem Werthe des Originals etwas zu benehmen.

Breslau. **Prudlo.**

Neue Curvenlehre. Grundzüge einer Umgestaltung der höheren Geometrie durch ihre ursprüngliche analytische Methode. Von Dr. *Adolph Peters*, Lehrer der Mathem. am Blochmann-Vitzthumschen Gymnasium in Dresden. Mit 4 Steintaf. Dresden, Walthersche Hofbuchh. 1835. XXII u. 263 S. in 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Jeder mit der höheren Geometrie nur einiger Maassen Vertraute kennt den unermesslichen Nutzen, den die Wissenschaft von der sogenannten Koordinatenmethode gehabt hat, und noch immer fort haben wird; sie ist die Basis der ganzen analytischen Geometrie, sie hat die Mittel dargeboten, sowohl das Gebiet der Wissenschaft fort und fort in das Unendliche zu erweitern, als auch die grosse Masse des immer mehr anwachsenden Stoffes nach gewissen Principien zu ordnen und so die Uebersicht zu erleichtern. Auch Hr. Dr. Peters erkennt die fruchtbare Kraft jener Methode einerseits an, findet aber von der andern Seite gewisse Mängel in derselben, welche wesentlich genug seien, „um die Fortdauer ihrer Alleinherrschaft zu brechen," — und bietet desshalb hier eine andere Methode der Untersuchung krummer Linien dar, welche, in sofern von der krummen Linie an sich, nicht von der durch sie begränzten Fläche, die Rede ist, an die Stelle der Koordinatenmethode treten und die Grundlage zu einer Umgestaltung der höheren Geometrie werden soll. Unsere Meinung ist, dass diese neue Methode allerdings dem Begriffe der Curve gut entspricht, und in Beziehung auf Untersuchungen, welche nur die Curve an und für sich selbst betreffen, ganz naturgemäss und zur Erforschung vieler Curven sehr brauchbar ist; dass sie aber auch in anderer Hinsicht vieler Vorzüge der Koordinatenmethode entbehrt, dieselbe also auf keinen Fall ersetzen (was auch der Verf. nicht meint), sondern nur etwa neben ihr bestehen kann. Da nun aber, soviel sich aus den ersten hier vom Verf. entworfenen Grundzügen beurtheilen lässet, eine Verbindung beider Methoden vielerlei Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten darzubieten scheint: so können wir die grossen von dem Hrn. Verf. gehegten Erwartungen nicht theilen, dass nämlich diese neue Methode eine gänzliche Umgestaltung der höheren Geometrie herbeiführen werde. Aber auch ohne gerade diese Folge zu haben verdient das Buch mit Dank aufgenommen zu werden; der Verf. zeiget sich darin überall als scharfsinnigen Denker und philosophischen Kopf, erglühend von Begeisterung für sein Fach, und ist besonders bemühet, zur Förderung höherer Wissenschaftlichkeit, zur vollendeteren Ausbildung eines natürlichen und strengen Systemes der Mathematik überhaupt beizutragen, und in dieser Beziehung wird sein Werk eines wohlthätigen Einflusses auf die Wissenschaft gewiss nicht ermangeln.

Ueber die etwas lange Vorrede werden wir zuletzt einiges bemerken. Das Buch selbst zerfällt in sechs Abschnitte, davon

der erste als Einleitung im ersten Kapitel von dem Werthe und der Nothwendigkeit der höheren Wissenschaftlichkeit handelt, im zweiten aber eine Kritik der Koordinatenmethode giebt. Das Wesen der höheren Wissenschaftlichkeit findet Hr. P. in der Gestaltung der Wissenschaft zu einem Denkorganismus mit innerlich nothwendiger Gliederung in der Nothwendigkeit der Form; sie verlangt ebenso, wie die niedere Wissenschaftlichkeit, eine Verbindung der verschiedenen Lehren zu einer logisch fest geschlossenen Kette, fordert aber noch ausserdem, aus den wohl erforschten Principien die Wissenschaft synthetisch zu konstruiren, so dass alles Einzelne als Entwickelungsmoment der Idee der Wissenschaft und des behandelten Erkenntnisskreises erscheint. Der Verf. spricht sich hierüber geistvoll und klar in dem ersten Capitel weiter aus; wir haben dasselbe mit Interesse und wahrem Vergnügen gelesen, und bemerken nur, dass Hr. P. von seinem Eifer für ächte Wissenschaftlichkeit sich zu Aeusserungen hinreissen lässet, woraus man folgern könnte, er schlage den praktischen Nutzen der Wissenschaft gar zu niedrig an, was wir doch nicht glauben wollen. Die Koordinatenmethode ist nach der Ansicht des Verfs. in Beziehung auf die krumme Linie selbst eine relative und willkürliche, weil die Koordinaten ausser der Curve gegebene räumliche Beziehungen seien, deren Aenderungen ganz anderen Gesetzen folgen als der Lauf der Curve; man könne keine Rechenschaft von dem Ursprunge und der Nothwendigkeit der Koordinaten geben, sie seien willkürlich aufgegriffen, — wir stimmen hierin dem Verf. nicht vollkommen bei, werden aber erst weiter unten darauf zurückkommen. Als *absolut* dagegen erkennt Hr. P. die Koordinatenmethode in Beziehung auf die krummlinig begränzten Flächen, weil dieselben erzeugt werden, indem eine gerade Linie parallel mit sich selbst fortschreitet, oder um einen festen Punkt sich drehet, während ihre Länge entweder dieselbe bleibt, oder in einem bestimmten Verhältnisse zu der Grösse ihres Fortschreitens oder Drehens sich ändert. Nach der Koordinatenmethode können desshalb alle Untersuchungen leicht ausgeführt werden, welche auf die umgränzte Fläche, auf die Relation ihrer Dimensionen u. s. w. sich beziehen, während nach derselben Methode Ableitungen, welche die Curve als blosse Linie betreffen, unverhältnissmässige Schwierigkeiten darbieten. Desshalb wird von ihm eine neue Methode entwickelt, welche dasselbe für die Curve leisten soll, was die Koordinatenmethode für die Fläche thut.

Zweiter Abschnitt: ursprünglich begriffliche Auffassung der gesetzmässigen Raumgebilde. 1. Capitel: Entwickelung und allgemeine Bezeichnung des ursprünglichen Begriffes der ebenen Curve. Geometrische Bedeutung der Vorzeichen. Durch die beiden ursprünglichsten Arten der Bewegung, Fortschreitung und Drehung, werden die Urbestandtheile der Geometrie erzeuget,

die gerade Linie und der ebene Winkel. Finden beide Bewegungen zugleich Statt, so entstehet die Curve, und dieselbe ist eine gesetzmässige, wenn für den ganzen Lauf der Curve von einem gewissen Anfangspunkte an die Grösse des Fortschrittes nach einem bestimmten Zahlengesetze von der Grösse der zugehörigen von einer Anfangsrichtung an gerechneten Drehung abhängig ist. Bezeichnet für irgend einen Punct der Curve s den Fortschritt und w die Drehung, und bedeutet f und φ irgend eine Funktion: so ist $w = f(s)$ oder $s = \varphi(w)$ eine allgemeine Gleichung zwischen den zwei Veränderlichen s und w für alle ebene Curven; dieses ist die neue Methode des Verfs., welche er die *ursprüngliche* nennt. Alles Bisherige betrifft nur die ebenen Curven, auf welche die Untersuchungen des Verfs. übrigens hier beschränkt bleiben, nur zeiget er noch im Allgemeinen im 2. Capitel, wie nach derselben Methode die doppelt gekrümmten Linien und die krummen Flächen, welche durch Bewegung einer geraden oder krummen Linie erzeuget werden, durch eine oder mehr Gleichungen zwischen drei oder mehr Veränderlichen ausgedrückt werden können, und schliesset dann das Kapitel mit der Erklärung: die ursprüngliche (neue) Methode ist diejenige Methode der höheren Geometrie, nach welcher jede Linie in der Ebene vermöge des Grössengesetzes, das die gegenseitige Abhängigkeit ihrer veränderlichen Länge und ihrer Drehung oder Richtungsveränderung ausdrückt, gedacht oder erzeuget, und nach allen ihren Beziehungen und Eigenschaften durch zweckdienliche Handhabung dieses Abhängigkeitsgesetzes erkannt wird; diejenige Methode, die ferner auch die doppelt gekrümmten Linien und gebogenen Flächen vermittelst Functionen zwischen den an ihnen vorkommenden einfachen Ausdehnungen und Richtungsveränderungen bestimmt und erforscht.

Der dritte Abschnitt handelt von der Eintheilung der ebenen Curven und ihrer Eigenschaften; 1. Cap. es sind zwei Hauptsysteme von Eigenschaften zu unterscheiden: 1) *absolute*, welche die gegenseitige Abhängigkeit von räumlichen Bestimmungen, die im Begriffe der Curve selbst liegen, oder doch ein unmittelbares Erzeugniss derselben sind, ohne jedoch lediglich die den Begriff vollständig basirenden zu sein, 2) *relative*, die eine Relation unter den Bestimmungen der genannten Art und anderweitiger durch den Begriff weder unmittelbar noch mittelbar gegebenen räumlichen Bestimmungen ausdrücken. Die Untersuchung der absoluten Eigenschaften betrifft: 1) die Anzahl der Aeste, 2) die Gleichheit (Identität) oder Ungleichheit gewisser Theile, 3) nothwendige Aussengränzen, Endlichkeit oder Unendlichkeit der Aeste, 4) nothwendige Binnengränzen (Wendungspuncte, Spitzen, Schnäbel), 5) Selbstausmessung der Linie in Beziehung auf die Länge und 6) in Beziehung auf die Drehung (Tangente); 7) Konvexität und Konkavität; 8) Krümmungsstärke; 9) Puncte der grössten und

kleinsten Krümmung; 10) Puncte einer gegebenen Krümmung, u. a.; 11) Krümmungsgesetz, Gestalt der Curve, Metamorphose der Gestalt; 12) Gemeinschaftlichkeit oder Nichtgemeinschaftlichkeit von Puncten, a) Selbstbedeckung, b) Selbstschneidung, c) Selbstberührung, d) Selbstmeidung. Es ist offenbar, dass die Theorie der krummen Linien mehr Systematik, also einen höheren Grad von Wissenschaftlichkeit erhalten wird, wenn die Eigenschaften der Curven nach diesem Schema untersuchet und zusammengestellt werden, und zugleich bietet dieses einige Momente zu einer tiefer begründeten Eintheilung der Curven selbst dar, worüber Hr. P. noch einige Andeutungen in dem folgenden 2. Capitel giebt, indem er dabei zunächst und hauptsächlich Rücksicht nimmt theils auf die Länge, theils auf die Drehung, davon die eine, oder die andere, oder jede endlich, oder unendlich sein, oder einer endlichen Gränze ohne Ende sich nähern kann; als weiterer Eintheilungsgrund wird aber dann auch die Krümmung genannt, welche überall von gleicher, oder von veränderlicher Stärke sein kann, und im letzteren Falle entweder stetig abnehmend, oder stetig zunehmend, oder abwechselnd abnehmend und zunehmend. Gewiss kann aus diesen Bemerkungen, die übrigens wenigstens grösstentheils auch mit der Koordinatenmethode vereinbar sind, wahrer Vortheil für die weitere Ausbildung der Wissenschaft gezogen werden, und Hr. P. hat sich dadurch ein nicht unbedeutendes Verdienst erworben, um somehr, wenn er diese Andeutungen künftig selbst weiter ausführt; allein er gehet doch zuweit, wenn er in Rücksicht auf Untersuchung der verschiedenen Eigenschaften der Curven den bisherigen Bearbeitungen der höhern Geometrie „gänzliche Unordnung, Willkühr, und vollendete Unwissenschaftlichkeit“ vorwirft. Wir berufen uns hier z. B. auf die Art, wie Lacroix die Theorie der Curven im 4. Cap. des Traité du Calc. diff. et integr. T. I, oder wie Biot (Traité analytique des courbes et surfaces du second degré, Par. 1802) die Eigenschaften der Linien und Flächen des 2. Grades entwickelt, die man doch in der That nicht „vollendet unwissenschaftlich“ nennen kann. Im 3. Cap. untersuchet Hr. P. ausführlich die Gleichung des ersten Grades $Aw + Bs + O = o$, welche einen Kreis andeutet, wenn weder A noch $B = o$ ist. Ueber die allgemeine Gleichung des 2. Grades $Aw^2 + Bws + Cs^2 + Dw + Es + F = o$ wird zuerst (nach unsrer Ansicht etwas zu umständlich) erinnert, dass bei ihrer allgemeinen Untersuchung die Koefficienten A und C vor endlichem Werthe angenommen werden dürfen, und dann bemerkt, dass nach der neuen Methode mehr als drei Species von Curven in dieser Gleichung enthalten seien, was der Verf. durch Einführung des Begriffes von Wechselcurven erläutert, welche durch Verwechselung der Veränderlichen w und s in der Gleichung $w = f(s)$ oder $s = \varphi(w)$ erhalten werden.

Der 4. Abschnitt enthält allgemeine Methoden zur Ableitung

absoluter Eigenschaften der ebenen Curven." Das 1. Capitel erklärt die Methode, die Existenz, Art, Anzahl und Lage der Uebergangspuncte zu finden; sie ist uns besonders zweckmässig erschienen, und wir glauben desshalb das Wesentliche derselben hier andeuten zu müssen. Ein gewisser Punct der Curve ist ein gemeiner Curvenpunct, oder ein Wendepunct, oder eine Spitze, oder ein Schnabel, jenachdem, von vorhergehenden Puncten aus betrachtet, Fortschritt und Drehung die frühere Richtung behalten, oder nur die Drehung, oder nur der Fortschritt, oder beides sich ändert. Die entgegengesetzten Merkmale ergeben sich, wenn man sich in den betrachteten Punct selbst versetzt, und von ihm aus die Curve zu beiden Seiten verfolget. Wie man hiernach aus der Gleichung der Curve $w = f(s)$ oder $s = \varphi(w)$ erkennet, von welcher Art der Anfangspunct und der Punct der Anfangsrichtung sei, ergiebt sich leicht, indem man von $s = o$ oder $w = o$ ausgehet. In irgend einem anderen Puncte gehet (a) der Fortschritt, (b) die Drehung in das Entgegengesetzte über, wenn (a) die Gleichung $w = f(s)$ für s, oder (b) die Gleichung $s = \varphi(w)$ für w ein Maximum giebt. Findet man ein Maximum für (a), oder für (b), oder für beides, so ist der entsprechende Punct eine Spitze, oder ein Wendepunct, oder ein Schnabel. Das 2. Capitel hat zum Gegenstande die Krümmung, das Gesetz der Krümmungsänderung, den Krümmungskreis, Aehnlichkeit der Curven, Metamorphose der Gestalt. Die Krümmungsstärke k wird bestimmt durch die Krümmungsgleichung $k = \frac{dw}{ds}$; der Krümmungshalbmesser ist $R = \frac{e}{2\pi c}$, wo $c = \frac{dw}{ds}$ ist, und angezeiget, wie oft die in Graden ausgedrückte Drehungseinheit in 360° enthalten ist. Zwei Curven sind ähnlich, wenn die Krümmungsstärken an beliebigen Puncten der einen in demselben Verhältnisse stehen, als an ähnlichliegenden der anderen, d. i. an solchen, wo die absoluten Drehungsgrössen von Anfange an gerechnet gleich gross sind. Im 3. Cap. wird sehr genau und ausführlich, doch fast gar zu umständlich von der Konvexität und Konkavität gehandelt.

Fünfter Abschnitt: Bestimmung absoluter Eigenschaften einzelner Curven. Das 1. Capitel betrachtet die Kreislinie, deren einfachste Gleichung $w = a. s$ ist. Das 2. Cap. untersuchet die durch die allgemeine Gleichung $Cs^2 + Dw + Es + F = o$ ausgedrückte Curve als die einfachste nach dem Kreise; sie bildet zwei zusammenhängende entgegengesetzt liegende nach innen gewundene Spiralen. Die einfachste Form ihrer Gleichung ist $w = as^2$; dann fallen Anfangspunct und Anfangsrichtung zusammen, der Anfangspunct ist ein Wendepunct, die Krümmungsstärke ist $= 2as$; alle Curven dieser Art sind ähnlich; als Selbstausmessung gilt das Verhältniss $s : s^1 = \sqrt{w} : \sqrt{w^1}$. Im 3. Cap. wird die Wechselcurve der vorigen betrachtet, deren Gleichung

$s=aw^3$ ist; im 4. die Curve $s=\sqrt{w-w^2}$, eine in gewissen identischen Perioden unendlich fortlaufende wellenförmige Linie; im 5. die Curve $w=\frac{a}{s}$, zwei Halbspiralen, jeder Ast hat nach der einen Seite unendliche Drehung, nach der anderen unendliche Streckung. Das 6. Cap. untersuchet noch die Curven, welche den Gleichungen $ws^2=a$, $ws^2+w=s^2$, $w.\ 2^s=2^s-1$, $s=2^w-1$, $s=a\ tg\ w$ entsprechen.

Sechster Abschnitt: Ableitung relativer Eigenschaften ebener Curven. 1. Cap. die Rektifikation ebener Curven aus der ursprünglichen Gleichung. Im Anfangspuncte wird auf der Anfangsrichtung ein Loth errichtet, und vom Ende des Bogens s auf dasselbe ein anderes Loth $=y$ gefället; bezeichnet man nun durch x den zwischen dem Anfangspuncte und y liegenden Abschnitt des ersten Lothes, so ist $dy=ds.\cos w$ und $dx=ds.\sin w$, und daher $y=\int ds.\cos w$, $x=\int ds.\sin w$, wo nämlich von der Integration cos w und sin w aus der ursprünglichen Gleichung als Funktion von s ausgedrückt sein muss. Kennt man die Koordinatengleichung der Curve, so bestimmt man daraus den Werth von $\frac{dx}{dy}$, und setzt denselben an Statt tg w in die ursprüngliche Gleichung. Durch Umkehrung der Methode gelangt man von der Rektifikation der Curve zu ihrer ursprünglichen Gleichung. Alle Curven von algebraischer ursprünglicher Gleichung haben eine transcendente Rektifikationsformel, sind nicht absolut rektifikabel. Alle absolut rektifikabele Curven haben eine transcendente ursprüngliche Gleichung. 2. Cap.: Ableitung der ursprünglichen Gleichung aus der Gleichung für rechtwinkliche Koordinaten: aus der gegebenen Gleichung bestimme man den Werth von $\frac{dx}{dy}$, setze denselben $=tg\ w$, suche aus der so entstandenen Gleichung den Werth von y (oder x), differentiire, und setze den erhaltenen Werth von dy der Grösse ds cos w gleich; durch Integration findet man nun den Werth für s, und dieses ist die gesuchte Gleichung. Als Beispiel wird unter Anderem die Gleichung der Parabel gesucht, welche ist: $s=\frac{p}{4}\ [tg\ w.\ \sec w+\log nat\ (tg\ w+\sec w)]$. 3. Cap.: Ableitung der Gleichung für rechtwinkliche Koordinaten aus der ursprünglichen Gleichung. I. Die ursprüngliche Gleichung wird differentiirt, aus dem Resultate $ds\ \sin w=dx$ oder $ds.\cos w=y$ gewonnen, integrirt, aus dem Resultate der Werth für tg w gesucht, dieser $=\frac{dx}{dy}$ gesetzt, und nun wieder integrirt; oder II. aus der ursprünglichen Gleichung sucht man den Werth für ds, substituirt ihn in $dy=ds.\cos w$ und $dx=ds\ \sin w$, integrirt beide Gleichungen, und sucht daraus den Werth für eine

und dieselbe Function von w, welche Werthe man einander gleichsetzt. — In den „*Schlussbetrachtungen*“ macht Hr. P. zuletzt noch darauf aufmerksam, dass die neue Methode nicht, wie es wohl scheinen könnte, der Koordinatenmethode fremdartig gegenüberstehe, sondern sich mit ihr gut vereinigen lasse, indem bald die eine bald die andere anzuwenden sei, jede nämlich da, wo sie als ursprüngliche gelte; auch werden die Hauptpuncte angegeben, deren Untersuchung nach der einen oder anderen Methode würden geführt werden müssen.

Wir bemerken noch Folgendes. Zuerst achten wir es für sehr lobenswerth, dass Hr. P. mit Nachdruck der höheren Wissenschaftlichkeit das Wort redet. Nicht alle gute mathematische Köpfe haben das Talent, in dieser Hinsicht die Wissenschaft besonders zu fördern; sie gehen mehr in das Einzelne, bereichern die Wissenschaft mit neuem Material, mit einzelnen neuen Methoden, und verdienen desshalb oft den grössten Dank: aber je mehr neues Material gewonnen wird, desto nöthiger ist es auch, dass das Gewonnene nach natürlichen und nothwendigen Principien unter einander verknüpft und geordnet werde, wenn das Ganze *eine* Wissenschaft bilden soll. Auch bemerkt der Verf. selbst ganz richtig, dass die systematische Entwickelung rechter Art zugleich auch eine Fundgrube neuer Entdeckungen ist, und oft solcher, die dem regellos und zufällig wirkenden Erfindungsgeiste entgehen. Alles, was Hr. P. über diesen Gegenstand mit so viel Klarkeit, Gründlichkeit und Lebendigkeit aus einander setzt, verdient daher grosse Beachtung, und giebt allein schon dem Buche nachdrückliche Empfehlung.

Aber Hr. P. fordert nicht bloss andere zur Beförderung höherer Wissenschaftlichkeit auf, sondern hat selbst Hand an das Werk gelegt, und, wenigstens nach unsrer Ansicht, in mehrfacher Hinsicht zum wahren Gewinne der Wissenschaft. Sehen wir einstweilen ab von dem Besonderen der Methode, die er in einer Beziehung an die Stelle der Koordinatenmethode setzen will, so betrachten wir es schon als Beförderung der höheren Wissenschaftlichkeit, dass der Verf. gleichsam versuchsweise an einem Beispiele (Entwickelung seiner Methode) gezeiget hat, wie überhaupt bei strengwissenschaftlicher Behandlung Willkührlichkeit der Methode zu vermeiden, vielmehr Anordnung und Behandlungsweise aus genau bestimmten Grundbegriffen abzuleiten sei, so dass sie als eine durch die Natur der Sache selbst gebotene, also natürliche, nicht willkührliche erscheint. Ferner finden wir einen Gewinn für die Wissenschaft darin, dass der Verf., obgleich er nach unsrer Ansicht in der einen Beziehung zu viel Willkührliches in der Koordinatenmethode findet, doch auch wieder nachgewiesen hat, dass dieselbe in anderer Rücksicht eine ursprüngliche aus den Grundbegriffen nothwendig hervorgehende ist. Endlich ist besonders auch das erspriesslich für die Wissenschaft,

dass der Verf. mehr Systematik in die Untersuchung der verschiedenen Eigenschaften der Curven einzuführen bemühet ist, die absoluten Eigenschaften von den relativen sondert, besonders jene nach festen Principien einzutheilen lehrt, und auch einige Andeutungen giebt zu einer strengwissenschaftlichen Classifikation der Curven überhaupt.

Die neue Methode an und für sich selbst nun, von Hrn. P. die *ursprüngliche* genannt, verdient allerdings diesen Namen insofern, als sie aus den beiden Grundbegriffen, Fortschritt und Drehung, hervorgehet, welche den Begriff der Curve selbst geben; sie überrascht auf den ersten Anblick durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit, und bewährt sich auch bei näherer Betrachtung als brauchbar und zweckmässig zur Untersuchung gewisser Arten von Curven, und vorzugsweise wieder bei Erforschung der absoluten Eigenschaften derselben. Es ist leicht zu übersehen, dass nach dieser Methode manche Curven eine viel einfachere Gleichung haben werden als nach der Koordinatenmethode, und desshalb eben ist es zu erwarten, dass diese Methode zur Kenntniss mancher merkwürdigen Curve führen wird, welche durch die Koordinatenmethode nicht so leicht würde gefunden werden. Dieses Alles sichert der neuen Methode einen festen Platz neben den übrigen, und machet die Einführung derselben in der That zu einer Bereicherung der Wissenschaft. Allein in mancher Beziehung ist diese Methode auch unbequem und unzureichend. Die Gleichung $w = f(s)$ oder $s = \varphi(w)$ giebt wohl die räumlichen Beziehungen der Puncte der Curve unter einander an, bestimmt aber durchaus nichts über die Lage der Curve gegen andere Puncte oder Linien in ihrer Ebene, es fehlen also dieser Gleichung die direkten Mittel, die räumlichen Beziehungen der Curve gegen andere Linien auszudrücken; soll dieses dennoch geschehen, so wird es nur durch bedeutende Umwege möglich, wie ganz besonders der Uebergang von der ursprünglichen Gleichung einer Curve zu der Coordinatengleichung und umgekehrt hinreichend beweiset. Betrachten wir z. B. die allgemeine Gleichung des 1. Grades, hier die Gleichung des Kreises $Aw + Bs + C = o$; für $s = o$ giebt sie $w = -\frac{C}{A}$; in dem Puncte also, welcher als Anfangspunct gilt, von welchem aus die Länge der Bogen s gerechnet wird, ist die Richtung der Curve oder ihrer Tangente eine solche, dass sie mit der als Anfangsrichtung geltenden einen Winkel $= -\frac{C}{A}$ bildet. Um diese Anfangsrichtung zu erhalten, muss man in obiger Gleichung $w = o$ setzen, wodurch man $s = -\frac{C}{B}$ erhält, und so erfährt, dass die Anfangsrichtung die ist, welche die Curve in dem Puncte hat, bis zu welchem von dem An-

fangspuncte an die Länge des Bogens $-\frac{C}{B}$ beträgt. Man kann also jeden beliebigen Punct in der Ebene als Anfangspunct, und wieder jede beliebige von diesem Puncte ausgehende Gerade als Anfangsrichtung wählen: eine zweite von demselben Puncte ausgehende Gerade, welche mit der ersten die Winkel $= -\frac{C}{A}$ bildet, bezeichnet dann die Richtung der Curve im Anfangspuncte. Die Gleichung der Curve bestimmt also durchaus nichts über die Lage der krummen Linie in der Ebene. Nimmt man in der allgemeinen Gleichung $C = o$ an, so heisset sie $Aw + Bs = o$, also ist dann $w = -\frac{B}{A}s$; für $s = o$ wird jetzt auch $w = o$, und umgekehrt; als Anfangsrichtung gilt also jetzt die, welche die Curve im Anfangspuncte hat. Aendert man überhaupt nach und nach die Werthe einzelner Koefficienten A, B, C; so wird nach und nach ein anderer Punct der Curve als Anfangspunct, oder eine andere Richtung (andere Tangente) derselben als Anfangsrichtung angesehen, oder beide Aenderungen finden zugleich Statt. Da aber über die Lage der Curve überhaupt nichts bestimmt wird, so kann diese immer dieselbe bleiben, während jene Aenderungen vorgehen. Wir können daher dem Verf. nicht ganz beistimmen, wenn er sagt (S. 184), die allgemeinste Gleichung einer Curve hülle ihren blossen Begriff in die Bedingungen *ihrer Lage;* die Lage der Curve bleibt ganz unbestimmt und willkührlich, ebenso, wie die Lage des Anfangspunctes und der Anfangsrichtung in Beziehung auf Puncte und Linien ausserhalb der Curve, und nur *das* wird durch die Gleichung bestimmt, welcher Punkt der Curve, *wenn man dieselbe in irgend einer willkührlichen Lage schon konstruirt denkt*, als Anfangspunct, welche Richtung derselben als Anfangsrichtung gelten solle. Hieraus erhellet aber klar, dass die neue Methode in vielen Fällen, wo nur von der Curve als Linie die Rede ist, nicht ausreichet; z. B. wird die Bestimmung der Durchschnittspuncte zweier Curven hiernach unmöglich, welche nach der Koordinatenmethode so einfach ist. Eine allgemeine Gleichung für die gerade Linie fehlt der neuen Methode, wenigstens ist es nicht die, welche als solche erwähnt wird (S. 95), nämlich die Gleichung $Bs + C = o$, welche man für $A = o$ aus der allgemeinen Gleichung des 1. Grades erhält; es wird hierdurch eine gerade Linie *von gegebener Länge* ausgedrückt, wie Hr. P. selbst bemerkt, aber über die *Lage* der geraden Linie wird gar nichts bestimmt; und doch muss gerade diese in der Gleichung angedeutet sein, während die Länge unbestimmt bleibt, wenn die Gleichung brauchbar sein soll, um durch ihre Hülfe mancherlei oft vorkommende Aufgaben lösen zu können, z. B. den Winkel zu bestimmen, den zwei durch ihre Gleichung gegebe-

nen Geraden bilden. In dem letzten Abschnitte S. 238 kommt unter einigen Beispielen auch die Gleichung a = tg w vor, und es wird gezeiget, dass die entsprechende Linie eine gerade sei; dieses ist richtig, aber die *Lage* derselben wird durch die Gleichung noch nicht genau bestimmt, sondern nur die *Richtung*, die Gleichung fasset eine unendliche Menge von geraden Linien in sich, welche alle unter einander parallel sind; sollte *eine* unter ihnen bestimmt bezeichnet werden, so müsste noch ein Punct, durch welchen sie gehet, durch die Gleichung bestimmt sein. Aber die Methode des Verfs. bietet auch kein Mittel dar, die Lage eines Punctes in der Ebene gegen eine der Lage nach gegebene gerade Linie oder andere Puncte zu bestimmen, man kann also auch nicht eine Gleichung für eine Gerade finden, welche durch einen oder zwei gegebene Puncte gehet, u. s. w. Aus diesem Allen gehet doch gewiss mit Bestimmtheit hervor, dass die neue Methode in vielen sehr wichtigen Fällen unzureichend ist; denn in der Anwendung sind gerade die Fälle die wichtigsten, welche die räumliche Beziehung verschiedener Linien unter einander betreffen, und diesem Zwecke leistet die Koordinatenmethode vollkommen Genüge. Dieser Umstand enthält auch den Grund, wesshalb, wie wir schon oben angedeutet haben, der Hr. Vf. nach unsrer Ansicht zu viel Willkührliches in der Koordinatenmethode findet. Es ist allerdings zuerst eine Hauptaufgabe der höheren Geometrie, die Natur jeder besonderen Curve an und für sich betrachtet auf streng wissenschaftlichem Wege zu erforschen, und zu diesem Zwecke ist die Methode des Hrn. P. in mehrfacher Hinsicht sehr gut geeignet, während die Koordinatenmethode in dergleichen Untersuchungen in der That Fremdartiges und Willkührliches einmischet. Allein gehen wir auch immer noch von einem rein wissenschaftlichen Standpuncte aus, ohne Rücksicht auf etwa möglichen Nutzen in der Anwendung zu nehmen, so erscheint uns doch ebenso wesentlich die Aufgabe, die möglichen Beziehungen zweier oder mehrerer geraden oder krummen Linien unter einander im Allgemeinen zu erforschen, und auf diesen Zweck bezogen verliert die Koordinatenmethode fast alles Willkührliche, wird eine durch die Natur der Sache gebotene, indem sie, mag man nun Parallel-Koordinaten oder Polar-Koordinaten nehmen, für jeden Punct der Curve gewisse räumliche Beziehungen zwischen der Curve selbst und der zur Vergleichung gewählten Geraden (Abscissenaxe) unmittelbar bestimmt, aus welchen unmittelbaren Bestimmungen die übrigen abgeleitet werden können. Erwägen wir nun überdiess noch, dass nach der neuen Methode für viele Curven, z. B. für die Kegelschnitte, die Gleichung viel zusammengesetzter ist, als nach der Koordinatenmethode (man beachte nur die oben angeführte Gleichung der Parabel), dass der Uebergang von der Koordinatengleichung einer Curve zur ursprünglichen und umgekehrt immer mit grosser Weitläufigkeit

verbunden ist, und dass die wirkliche geometrische Construction einer Curve nach ihrer Gleichung (von welcher übrigens der Verf. gar nichts erwähnt) nach der neuen Methode immer nur annäherungsweise geschehen kann, indem man sehr kleine Sehnen an Statt der Bogenstücke nimmt, während durch die Koordinatenmethode doch einzelne Puncte der Curve genau bestimmt werden: so können wir unmöglich die Ueberzeugung gewinnen, dass es vortheilhaft, ja dass es nur möglich sei, durchgängig, so oft die Linie als Linie betrachtet werde, die Koordinatenmethode mit der neuen zu vertauschen, glauben daher auch nicht, dass dieser Tausch so allgemein und durchgreifend werde in's Werk gesetzt werden, dass eine förmliche Umgestaltung der höheren Geometrie daraus erfolge. Bei dieser Ansicht verkennen wir nicht den eigenthümlichen Werth der neuen Methode, auf welchen wir vielmehr schon verschiedentlich hingewiesen haben; in's Besondere sind wir mit grosser Achtung gegen das Talent und den edlen Eifer erfüllt, mit welchem Hr. P. die höhere Wissenschaftlichkeit zu fördern suchet, und haben die volle Ueberzeugung, dass sein Werk zur besseren Würdigung derselben viel beitragen, und so zum ferneren Ausbau der Wissenschaft mitwirken werde: nur können wir den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte Hrn. P. gefallen haben, mit etwas weniger Feierlichkeit und Zuversichtlichkeit aufzutreten; wir sind überzeugt, dass sein Buch die Aufmerksamkeit der wahren Kenner desshalb nicht weniger erreget haben würde, ohne doch gerade manchen Kampflustigen zu einer besonders scharfen Kritik zu reizen: am Bessten empfiehlt sich immer jedes Werk durch seinen wahren innern Werth selbst, weit mehr, als dieses durch was immer für Worte des Verfassers geschehen kann. Der Zufall hat es gefügt, dass noch vor dem Hrn. P., doch ohne dessen Wissen, ein anderer, der verstorbene den Mathematikern wohl bekannte *Krause*, ungefähr auf dieselbe Methode die Curven zu betrachten gefallen ist. (S. Novae theoriae curvarum originariae et vere scientificae specimina quinque prima. Auctore *C. Chr. F. Krause*. Edidit Prof. H. Schröder. Monachii 1835.) Wir haben Krause's Werk noch nicht zur Hand, und konnten desshalb eine Vergleichung nicht anstellen, glauben indessen der Versicherung des Hrn. P. vollkommen, dass er unabhängig von *Krause* durch eigenes Forschen auf die mitgetheilten Ideen gekommen ist; ebenso sind wir überzeugt, auch andere ächte Freunde der Wissenschaft würden, so bald sie aus dem Buche selbst den Geist des Verfs. einiger Maassen erkannt, denselben Glauben ihm nicht versagt haben, auch wenn er nicht mit so vieler Umständlichkeit, wie er in der Vorrede gethan hat, die zwischen ihm und dem Prof. Schröder, dem Herausgeber des Krauseschen Nachlasses, hierüber gewechselten Briefe mitgetheilt hätte, welche Mittheilungen wenigstens von Tadelsüchtigen als Beweis gedeutet werden können, Hr. P. lege zu viele Wichtigkeit

auf seine Privatangelegenheiten. Zum Schlusse bemerken wir noch, dass dieses Zusammentreffen mit Krause dem Herrn P. in sofern wohl nicht vortheilhaft gewesen ist, als er dadurch die Herausgabe seiner Schrift etwas zu sehr beeilet hat; bei längerer Prüfung, sollten wir meinen, würde er selbst erkennen, dass in einigen Stellen, z. B. wo von der allgemeinen Gleichung des 2. Grades, dann wo von Convexität und Conkavität die Rede ist, u. a. der Vortrag gar zu umständlich, mehr für Anfänger als für Kenner der Wissenschaft berechnet ist; und dann, was wichtiger ist, würde das Buch gewiss noch mehr Eingang finden, wenn die empfohlene Methode noch weiter ausgeführt, und theils auf Betrachtung recht vieler, namentlich auch schon bekannter Curven, theils zur Auflösung anderer geometrischer Aufgaben angewendet worden wäre. Möge es dem Hrn. Verf. gefallen, das Fehlende bald nachzuholen.

Gustav Wunder.

Lateinische Schulgrammatik von *A. Grotefend*, Director des Gymnasiums zu Göttingen und ordentlichem Mitgliede des Frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache. Hannover. Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1833. 8. XVI u. 438 S.

Zur Bearbeitung dieser seiner lateinischen Schulgrammatik entschloss sich der Verfasser, weil er glaubte, in seiner ausführlichen lateinischen Grammatik für Schüler die rationelle Behandlung hier und da etwas zu weit ausgedehnt zu haben und zu umfassend geworden zu sein. — Um das ermüdende Memoriren der Declinationen zu verschieben oder zu *ersparen* und um von Anfang an in die Satzbildung näher einzuführen, beginnt der Verfasser nach einigen Capiteln allgemeineres Inhalts sogleich mit dem *Verbum* und er hat sich seiner Aussage nach von der Zweckmässigkeit dieser Methode in einem längern Zeitraum hinlänglich überzeugt. Recensent will nun keineswegs den von dem Verfasser hervorgehobenen Vortheil einer solchen Methode in Abrede stellen; bemerkt jedoch zugleich, dass seiner Meinung nach der Elementarunterricht in jedem Fache, namentlich aber der in Sprachen stufenweise vom Einfacheren und Leichteren zum Zusammengesetzten und Schwierigeren aufsteigen müsse, und dass man parallel mit der Erlernung der Declinationen oder geradezu zur Einübung derselben eben sowohl einfache Sätze übersetzen und bilden lassen könne, als in Verbindung mit der Lehre von dem Verbum. Im ersteren Falle sind die Verbalformen die ohne deutliches Bewusstsein zur Anwendung zu bringenden Bestandtheile der Sätze, im andern wären dieses die Nominalbildungen. Ist nun Recensent in sofern und hinsichtlich einiger anderer Puncte, worüber nähere Ausstellungen in der Zeitschrift für Al-

terthumswissenschaft 1834 Nro 11 sq. gemacht sind, mit der Anordnung der einzelnen Theile dieser Grammatik nicht durchaus einverstanden: so nöthigt ihn doch schon gewissermaassen der Name des Verfassers, nur ein günstiges Urtheil von diesem Werke auszusprechen. Im Interesse der Wissenschaft aber erlaubt er sich, das eine und das andere zu besprechen, und er hofft auf diese Weise zur Vervollkommnung dieser Grammatik einiges wenige beitragen zu können.

P. 1 führt der Verfasser neben *Redetheilen* als gleichbedeutend auch die Benennung *Satztheile* auf. Letztere möchte aber hier Rec. weniger anwendbar finden, der für diesen Ausdruck Rede mit Sprache gleichbedeutend nimmt und der bei seinem Unterricht seit längerer Zeit unter *Satztheilen* theils die auch in andern Grammatiken so benannten Hälften eines Satzes (Amulius ipsam in vincula compegit — parvulos in Tiberim abjecit), theils die bekannten Glieder: Subject, Prädicat, Copula, näheres Object, entfernteres Object, Bestimmung des Subjects durch Beisatz, Attributiv u. s. w. begreift; für die aber an und für sich ihrem Begriffe und ihrer Bedeutung nach unterschiedenen Classen von Nominibus, Verbis und Partikeln obige Bezeichnung festhält. — P. 5 werden neben dem *Ausrufe-* und *Fragezeichen* das *Punctum*, das *Colon*, das *Semicolon* und das *Comma* ebenfalls als *Lesetonzeichen* betrachtet, indem beim Fragezeichen die Stimme bedeutend gehoben, beim Ausrufezeichen, Punct und Colon gesenkt und beim Comma und Semicolon in der Schwebe gehalten werden müsse. Recensent vergleicht letztere, d. h. die eigentlichen Interpunctionszeichen, mit den Pausen in der Musik; das Ausrufe- und Fragezeichen dagegen sind ihm ursprünglich nur *Ton-* oder *Modulationszeichen* und sie vertreten nur nebenbei und in so weit die Stelle von Interpunctionszeichen, als man nach ihnen nicht noch einmal ein Comma, Colon u. s. w. setzt. — Was der Verfasser von dem Accent in der lateinischen Sprache bemerkt, ist blos von der jetzt noch hier und da für einige Wörter üblichen Schreibung desselben hergenommen und hängt mit dem eigentlichen Wesen des lateinischen Accentes, über das unter andern Zumpt für den Schulgebrauch einiges Gute bemerkt, wenig oder gar nicht zusammen. — P. 6 sagt der Verfasser, das Verbum könne erscheinen als finitum, als infinitum und als participium. Letzteres nimmt er aber hier nur in substantivischer Beziehung (der Liebende) und zum infinitum werden ausserdem das Supinum und das Gerundium gerechnet. Recensent findet es zwar ganz zweckmässig, wenn man den Infinitiv als Nominativ (auch als Accusativ) des Verbalsubstantivs — und dieses ist das Gerundium — betrachtet, allein in diesem Falle ist der Infinitiv doch schon mehr aus seiner unbestimmten Bezeichnung und selbst aus seiner Verbalnatur herausgetreten. — P. 7. Herrn Grotefend ist die passive Art des Verbums ursprünglich und der ersten

Bedeutung nach nur eine reflexive. vgl. p. 40. Recensent stellt zwar durchaus nicht in Abrede, dass sich diese reflexive Bedeutung in einigen Passiven, wie vertor, und namentlich in manchen Deponentien, als mereor, versor u. s. w., mit Sicherheit nachweisen und dass sich ein grosser Theil der Deponentia überhaupt aus dieser ursprünglich reflexiven Bezeichnung ableiten lässt: denn es hatte die passive Form, gerade wie im Griechischen, auch eine mediale Bedeutung. Dagegen ist aber Recensent davon überzeugt, dass die passive Art mindestens gleichzeitig auch passive Bezeichnung hatte und dass sich diese selbst mit Aufwand grosses Scharfsinnes nie auf eine reflexive Weise fassen lassen wird. — Mit Recht wird zwischen verbis neutris und intransitivis unterschieden, indem erstere nur missbrauchsweise intransitiva genannt würden. Als verba neutra werden nämlich diejenigen betrachtet, welche weder eine Thätigkeit noch ein Leiden, sondern ein blosses Sein, einen blossen Zustand bezeichnen. — P. 8. Der Verfasser stellt nur zwei Modos auf, einen Indicativ und einen Conjunctiv. Der Imperativ gilt demselben, aus welchem Grunde weiss Rec. nicht, als ein Nebenmodus und der Infinitiv wird, vielleicht eben seines unbestimmten Wesens halber, als Modus gar nicht mit aufgeführt. — Im Gegensatz des *Zeitworts* wird das Nomen *Raumwort* genannt und von diesem Gesichtspuncte aus lässt sich letztere Ausdruck nicht ganz zurückweisen. Uebrigens möchte Recensent weder das Verbum, bei dem doch die Bezeichnung der Zeit erst durch die Formation geschieht, Zeitwort noch auch das Nomen Raumwort nennen, indem diese Benennung alle Abstracta ausschliessen würde. Das Verbum ist ihm vielmehr immer noch ein *Thätigkeits* (Zustands)-*Wort* und das Nomen ist ihm ein *Wesenwort*. — P. 9. *Pronomen* wird durch *Deutewort* wiedergegeben, was allerdings auf den Begriff der meisten Fürwörter trefflich passt. Die Annahme von *emphatischen* Deutewörtern dagegen, d. h. solchen, die mit einem besondern Nachdruck gebraucht würden, und wohin der Verfasser *derselbe* und *selbst* rechnet, möchte Rec. nicht empfehlen, indem ihm ersteres der genannten Pronomina ein demonstratives, letzteres aber ein reflexives (reciprokes) ist und zwischen beiden selbst durchaus keine enge Verwandtschaft des Begriffes herrscht. — Die Haupteintheilung der Pronomina in definita und indefinita, zu welchen letzteren die interrogativen, die indefiniten und relativen, welche sämmtlich auch der äussern Bildung nach unter einander verwandt sind, gerechnet werden, verdient allen Beifall. — P. 10. Die Wörter tantus, quantus; alius, alter u. s. w. werden von dem Verfasser unter dem Namen pronominalia begriffen, durch welche Benennung wahrscheinlich angedeutet werden soll, dass sich diese Wörter (diese Adjectiva) der Natur der Pronomina nähern. Eben daselbst sind die Correlativa oder wenigstens die Correlation übersehen. — Warum neben den Cardi-

nales auch die distributivi numeri zu den *eigentlichen* Zahlwörtern gehören sollen, sieht Rec. nicht ein. Die sonst so genannten adverbia numeralia führt der Verfasser unter der Benennung quotientiva auf. Diese Bezeichnung ist für den innern Begriff, und nicht für die äussere Bildung dieser Wörter, und sie steht in sofern den Benennungen distributiva, ordinalia, multiplicativa, proportionalia passend zur Seite. — Zur Erklärung des Ablativs hätte Rec. für „durch den Vater“ ein anderes Beispiel gewählt, indem hierdurch ein Schüler leicht verführt werden kann, in der That *durch den Vater* patre zu übersetzen. — P. 11. Von dem Hauptworte, Eigenschaftsworte und Fürworte sagen wir Deutschen meistentheils *beugen*, von dem Thätigkeitsworte hingegen *abwandeln*. Es konnte also analog der Verschiedenheit der lateinischen Ausdrücke auch im Deutschen diese Unterscheidung beibehalten werden. — Gut ist die Benennung *motio* für die Veränderung der Adjectiva nach ihrem verschiedenen Genus, wie auch *mobilia* für Substantiva, die mit einiger Aenderung der Endungen verschiedene Genera bezeichnen, als victor, victrix, rex, regina. — P. 13 sqq. Der Verfasser führt die vier Conjugationen neben einander auf, zuerst im Infinitiv, wobei er auf die Verschiedenheit der Charaktervocale in demselben aufmerksam macht, geht sodann zu den ersten Personen im Activ und Passiv für die tempora imperfecta und für die tempora perfecta über, ferner auf die Modi und zuletzt auf die übrigen Personen. Im Ganzen ist dieser Gang natürlich und stufenweise fortschreitend zu nennen, wiewohl Rec. selbst einen ganz andern gewählt haben würde. — Auf die Contraction, die in den Verbis auf are, ĕre und ire Statt hat, wird an verschiedenen Stellen hingedeutet. Nach der Ansicht des Recensenten musste dieselbe einen Scheidungsgrund in verba non contracta und verba contracta abgeben; für die tempora praesentia wenigstens ist dieser Unterschied charakteristisch. Auch desswegen würde Rec. die bezeichnete Eintheilung befolgt haben, weil bei derselben mit dem ganz einfachen Schema der dritten Conjugation begonnen, sodann stufenweise zur vierten, zweiten und ersten fortgeschritten und namentlich dahin gewirkt werden kann, dass die Schüler ganz der historischen Entwickelung gemäss das lateinische Zeitwort erlernen und unter anderm die lange Geltung der Sylben as, es, amus, emus u. s. w. mit deutlichem Bewusstsein des Grundes ihrem Gedächtnisse für immer einprägen werden. Rec. wenigstens hat die lateinischen Conjugationen nie anders gelehrt. — P. 17. Rec. missbilligt die Uebersetzung des einen Supinums *doctu* durch „beim Lehren.“ — *Amandum* wird als Gerundium angegeben, während doch, wenn dieses den Nominativ Gerundii darstellen sollte, bekanntlich der Infinitiv Präsens diesen Theil des Verbalsubstantivs bildet. — *Legi* ist keineswegs aus legeri verkürzt. Die Endung des Infin. Präs. Act. war ĕre und diese

wurde dadurch passivisch, dass man für ere eri setzte. Ohne Bindevocal aber hiess sie re und im Passiv ri, so dare, ferre, dari, ferri. In der dritten Conjugation nun konnte man legere in legeri verwandeln, man nahm aber hier, selbst ohne das vermittelnde r, nur die einfache Endung i. Nur Aeltere oder Dichter nahmen statt der Endung eri ier, so nitier, und diesen analog bildete man dann auch Infinitive von den zusammengezogenen Conjugationen, jedoch mit Beibehaltung der andern von ihnen bereits angenommenen passiven Infinitivendung. Die verba contracta nämlich hatten als Infinitive ire, ēre und are und, da sie nicht ii, ei und ai, noch weniger aber î, ê und â oder alle î bilden konnten, so nahmen sie īri, ēri und āri für den Infinitiv Passivi. — P. 18. Wird als Supinalendung ĭsum aufgeführt, die sich sicherlich nirgends findet. Supinalendung ist um und u, verstärkt tum, tu oder auch sum, su. Die Endung tum tritt nun an den Verbalstamm mit oder ohne den Bindevocal i, sum aber immer und überall ohne einen solchen. — Im Allgemeinen wird das Participium futuri passivi nicht Gerundium genannt, sondern nur bei der Eigenthümlichkeit, wenn man statt desselben auch eine Form des Gerundiums wählen konnte, wesshalb man auch ersteres ein vertauschtes Gerundium genannt hat. — Worauf die Annahme des Verfassers beruhe, dass die Participia auf ens und endus von dem Infinitiv des Präsens gebildet würden, weiss Rec. nicht. — P. 21 bemerkt der Verfasser bei der allgemeinen Angabe der Endungen, dass der kurze Vocal i verschwinde, sobald ein Vocal (a, e oder i) vorhergehe. Ein Verschwinden des Vocals findet aber nur in sofern Statt, als diess mit der Zusammenziehung zuzusammenfällt, aus der sich überhaupt für die bemerkten Conjugationen Alles auf das natürlichste erklären lässt. — Dass die Imperativformen auf to und nto nur stärkere Formen der dritten Personen im Indicativ auf t und nt, und dass nach p. 23 die passiven Imperativformen Nebenformen des Indic. Präs. Pass. seien, glaubt Rec. nicht. Ersteres liesse sich zwar auch noch rücksichtlich der Bedeutung vortrefflich erklären, so dass für eine Verstärkung derselben auch eine vollere Form gewählt worden wäre. Allein die ganze lateinische Imperativbildung entspricht auf das genaueste der griechischen und so ist to und nto das griechische τω und ντων und mit passiver Bildung wurde aus beiden tor und ntor, nicht aber letztere aus tur und ntur gebildet. Mit dem Infin. Präs. Act. aber, dessen Form auch für den Imperat. Präs. Pass. gilt, kann man den griechischen Infin. Aor. I Act. und Imperat. Aor. I Med. und bezüglich beider vielleicht auch den bei den Griechen überhaupt als Imperativ gebrauchten Infinitiv vergleichen. — P. 27 wird *amatus sum* durch: „ich bin geliebt", *amatus fui* aber durch: „ich bin geliebt worden" übersetzt. Gewiss ist zwischen beiden Formen ein Unterschied der Bedeutung nicht zu verkennen, keineswegs ist er aber der Art, dass

man die Formen mit sum wie Präsentia übersetzen kann, und der Verfasser bleibt sich selbst nicht gleich, indem er p. 29 hortatus sum sowohl als hortatus fui durch: „ich habe ermahnt" wiedergiebt. — P. 29 ist als Infin. Perf. Pass. doctum esse aufgeführt. Da man aber hier eben sowohl den Nominativ als Accusativ wie auch selbst Dativ bei diesem Infinitiv erwarten und setzen kann, so würde Rec. als allgemeine Angabe doctus, a, um, esse vorgezogen haben. — P. 30. Recensent bezweifelt, ob von einer eigentlich umschreibenden Conjugation mit eo mit dem Supinum, auf die Art wie das französische je vais mit dem Infinitiv, viele Beispiele vorkommen. Auch ist diese einfache Erwähnung einer periphrastischen Conjugation mit eo keineswegs genügend zur vollständigen Erklärung des Infin. Fut. Pass. Recensent würde ungefähr so verfahren: „eo perditum kann mit perditurus sum gleichbedeutend genommen werden und so findet sich auch (bei Horaz) ire dejectum in derselben Bedeutung, wie dejecturus esse. Passivisch findet sich z. B. factum itur und eben so musste aus dem oben angegebenen Infinitiv ire dejectum für das Passiv dejectum iri werden." — P. 31 Anmerkung war mit der Anmerkung p. 30 zusammenzustellen. Ebendaselbst wird *amatum iri*, wahrscheinlich durch ein Versehen, erklärt: „man geht, ist im Begriff zu lieben." — P. 32. In dem Schema von *fero* sind neben den wirklich abweichenden Formen auch andere, die ganz regulär gebildet sind, durch den Druck hervorgehoben. Bei volo und den andern anomalen dagegen sind die abnormen Bildungen gar nicht ausgezeichnet. — Dass *eo*, wenn es das Bedürfniss erheische, auch alle Passivformen bilde, ist unrichtig, indem dasselbe, wie überhaupt die verba neutra, nur für die dritte Person im Passiv formirt werden kann. Etwas anders ist es mit den zusammengesetzten von eo, die zum Theil transitiva geworden sind. — P. 35 werden von *edo* nur die Formen, es, est u. s. w., nicht aber die dabei bestehenden edis, edit u. s. f. angeführt. Auch ist der Infinitiv esse nicht erwähnt. — *Fio* wird unter den mangelhaften Verben angegeben und es hat dieses, in sofern es keine eigene Perfectbildung und auch nicht den Imperativ in allen Formen hat, seine Richtigkeit. In Bezug auf die Perfectbildung gehört übrigens aus demselben Grunde fero zu den Defectiven, wiewohl schon die Alten selbst fio, factus sum und fero, tuli, latum zusammengestellt hatten. Das Participium futurus stellt der Verfasser zu fio, allerdings nach dem Vorgange Priscians, allein nach der Ansicht des Recensenten mit Unrecht, da nur eine Stammverwandtschaft zwischen fio und dem Fu in fui u. s. w. Statt zu haben scheint. — P. 36 war bei memini und odi ausdrücklich auf die Präsensbedeutung hinzuweisen (bei memineram, meminero, oderam, odero fehlt überdiess die deutsche Uebersetzung) und bezüglich dieser auch novi mindestens zu erwähnen. — *Vale* ist kein Defectiv. Die Bedeutung *lebe wohl*

hängt mit der sonstigen Bezeichnung *stark*, *wohl sein* zusammen. — *Cedo* ist gar keine Verbalform und nur missbrauchsweise haben die Lateiner davon einen Plural cedite oder cette, wie die Griechen aus δεῦρο δεῦτε, gebildet. — P. 37 wird *ovare* unter den mangelhaften Verben angegeben. Die Bedeutung dieses Verbums ist nun allerdings von der Art, dass man einen häufigeren Gebrauch und mithin einen grösseren Formenreichthum desselben erwarten konnte. Recensent macht aber hierbei ausdrücklich darauf aufmerksam, wie schwer es überhaupt sein möchte, in dieser Beziehung für Defectiva bestimmte Grenzen zu ziehen. — Ob von *infit* und *confit* ausser den von Herrn Grotefend angegebenen Formen weiter nichts vorkomme, bezweifelt Recensent. — Zu den unter 10 angegebenen Defectiven liessen sich wohl noch manche zufügen. — *Fore* steht nicht für fuere, wenigstens ist es keine zusammengezogene Form dafür. Von dem Stamme Fu ward im Infinitiv ohne Bindevocal fure gebildet und dafür aus euphonischen Gründen fore gesprochen. — Der Verfasser unterscheidet zwischen einer *starken* und *schwachen* Conjugation, wahrscheinlich nach Analogie der deutschen Grammatik, und er rechnet zur ersteren diejenigen Verba, in denen zur Verbindung der Stammsylben mit den Endungen keiner von den Vocalen a, e, i angewendet wird, zu der schwachen aber diejenigen, in denen die Stämme mit den Endungen durch einen von diesen Vocalen verbunden werden. So gehören nach dem Verfasser nare (warum hier na-ere und unten ama-e-re?) stare, dare, ferre, dicere zur starken, amare, monere, audire, arguere aber zur schwachen Conjugation. In der Perfectbildung ferner ist dem Verfasses stark, wenn vor das i, si oder v kein verbindender Vocal weiter tritt. Recensenten scheint diese ganze Eintheilung auf keinem haltbaren Grunde zu fussen: so hält Herr Grotef. die Conjugation von nare und amare für eine verschiedene, während es doch ganz dieselbe ist, indem bei ersteren ein einsylbiger, bei letzteren aber ein zweisylbiger Stamm Statt hat. Dare dagegen, wie auch ferre für einige Formen, edo, volo etc., sind in sofern von den übrigen Conjugationen unterschieden, als sie die Ausgänge ohne Bindevocale ansetzen. — Wird unter andern *delēre* und *olere* als wahrscheinlich zur starken Conjugation gehörig betrachtet, so nimmt Hr. Grotef. wahrscheinlich an, deleo sei aus de und leo und oleo vielleicht auf ähnliche Weise (ob und leo) componirt. Deleo ist aber das griechische δηλέω und oleo ist, wie schon aus der Kürze des o hervorgeht, gleichfalls nicht componirt. Für die Wörter auf eo war die den übrigen Contractis entsprechende Bildung: ēvi, ētum, ēre. Es hat sich aber diese vorzugsweise nur in einigen Verbis erhalten, die einen kurzen, einsylbigen Stamm hatten, als neo, pleo, fleo u. s. w. und diesen analog ist deleo, wo das e aus dem Griechischen mit herüber kam, und oleo gebildet worden. Die

meisten Verba auf eo dagegen, mit mehrsylbigen Stämmen, haben durchschnittlich ui, itum. Habeo z. B. hat zum eigentlichen Radicalstamm Hab, der sich auch in habilis u. s. w. findet. Aus dem Stamm Hab eine Bildung habo wäre zu schwach gewesen und man sagte daher mit Erweiterung des Stammes (vgl. habena) habeo. In den aber schon durch die Endung und das v verstärkten Perfectis war die Verlängerung des Stammes unnöthig. Dasselbe gilt auch für diejenigen Verba auf are, die ui und itum haben; für die aber, die avi, atum haben, muss man in Anschlag bringen, dass hier das a immanenter war, als in der zweiten Conjugation das e, indem gerade durch das a das Active und Factitive bezeichnet wurde. Uebrigens erleidet nun, um ganz in der Ansicht des Verfassers zu sprechen, die p. 44 aufgestellte Regel, dass die Verba, bei denen e nicht Wurzellaut ist, ihr Perfect und Supinum ohne dasselbe bilden, die Beschränkung: „mit Ausnahme von deleo und oleo.“ Zuletzt macht Recensent auf das Schwanken in der Bestimmung von schwacher und starker Perfectbildung aufmerksam: so ist delevi für sich betrachtet zur schwachen Conjugation eben so gut als zur starken zu rechnen: ist nämlich das e radical, so gehört es zur starken; ist dieses nicht der Fall, so gehört es zur schwachen Bildung. — P. 39. Die Regel über die Beibehaltung des i in denjenigen Verbis, in denen dasselbe kein bleibender Charakter ist, als capio, cupio u. s. w., ist nach der Ansicht des Recensenten vielmehr so zu fassen, dass dieses i nur in den Formen Statt findet, in welchen in der zusammengezogenen Conjugation mit i keine Contraction vorgenommen wurde. Es muss nun natürlicher Weise im Infin. Präs., im Imperat. bis auf die letzte Person Plur., im Imperf. Conjunct. u. s. w. fehlen. Historisch aber kann man diese Verba als einen Versuch betrachten, mehrere Verbalstämme durch Ansetzung des Vocales i voller zu machen. — P. 41 fehlt unter den zusammengesetzten von *apiscor indipiscor*. — Warum stellt Hr. Grotef. nur *invehor* als Deponens auf, da sich doch auch inveho findet und vehor eben so wohl, wie auch advehor etc., sich als Deponentia betrachten lassen? — *adsentior* kömmt auch als Activ vor. — P. 43 wird *fio* allerdings mit grösserem Recht zu den Neutralibus Passivis gestellt, als man es sonst zu den Neutro-Passivis rechnete. — Unrichtig scheint es Recensenten, dass das v in den Endungen avi, evi und ivi ausgestossen würde; er glaubt vielmehr in Formen, wie amasti, implerunt, audierunt u. s. w. nichts als eine Verbindung der Verbalstämme ama, imple, audi ohne das digammirende v mit den Präteritalendungen zu sehen. Diesen analog ist dann auch noram vom Stamme no in nomen, notus gebildet worden. — P. 44 *amasso, levasso* scheinen Recensenten keineswegs für amaveso, levaveso (dieses eso statt ero bezweifelt Rec. an und für sich nicht) zu stehen; er erkennt darin vielmehr eine dem griechischen Futurum auf *σω* analoge Bildung

und ist weit davon entfernt, Formen wie jusso am Ende mit Hrn. Grotef. für jussero erklären zu müssen. — In *cerno crevi*, *tero trivi* erkennt Hr. Grotef. eine Metathesis. Recensent nimmt dagegen einen Stamm *cre* und *tri* an, vgl. creare, cresco, trio, und er glaubt nur, dass diese Stämme im Präsens verstärkt oder verändert worden sind. — P. 49 *exuo* und *induo* sind zusammenzustellen. Ueber ihre gemeinschaftliche Bildungsart habe ich eine neue Vermuthung aufgestellt in meiner Lehre vom lateinischen Zeitwort. — P. 50 waren bei *cado* und *caedo* aus guten Gründen auch die Composita zu berücksichtigen. — *Credo* ist ein Compositum von *do*. — Von *contemno* und *adspicio* waren die Simplicia voran zu stellen. — P. 51. Von *concutio* war das Simplex *quatio* zu erwähnen. — P. 52. *Occulo* gehört zu colo. — Rec. bezweifelt, ob *pono* für posino steht. — P. 54. Höchstens practisch ist die Regel, dass der Imperativ gefunden würde, wenn man das is der zweiten Person Singul. Präs. in a verwandele. — P. 56. Recensent bezweifelt, ob man die Wörter auf cundus als verstärkende Nebenformen des Participiums Präs. zu betrachten habe. Bei iracundus wenigstens z. B. schwebt ihm eine Mittelform irax vor. — P. 58 ist es falsch ausgedrückt, dass puer aus puerus verkürzt sei. — Recensent hat freilich noch gar Manches bemerkt, was zu verbessern sein möchte; allein theils fürchtet er die Grenzen einer Recension zu überschreiten, theils glaubt er, da bei diesem Buche seine Absicht durchaus nicht ist zu rügen, schon durch das hier Gegebene zur Vervollkommnung dieser Grammatik etwas beigetragen zu haben.

Dr. M. *Fuhr.*

Cornelii Taciti opera. Tom. II. *Historiae et opera minora.* Recognovit brevique annotatione instruxit *F. Ritter.* Bonnae imp. Habichti 1836. 8. VIII u. 448 S.

Was wir in den N. Jahrbüchern Bd. XIII S. 204 ff. im allgemeinen über den ersten Band dieser Ausgabe berichtet haben, gilt auch vom zweiten: sie bietet in den beigesetzten Noten weiter nichts als Aufzählung der Varianten, hier und da ausführlichere Behandlung einzelner Stellen, deren Werth sich ebenfalls gleich geblieben sein dürfte. Seine Verdienste glaubt der Herausgeber auf folgende drei Puncte beschränken zu müssen: Primum locos in libris scriptis macula adspersos necdum integritati ab aliis restitutos emendare tentavi; deinde aliquot lacunas ab editoribus non observatas indicavi, et quomodo elapsa sententia expleri probabiliter possit plerumque indicavi; denique glossemata vel interpolatorum additamenta designavi et quibus indiciis deprehensa sint exposui. Annotationes exegeticas dedi, ubi alios errare vel importune tacere videbam.

Der vorliegende zweite Band enthält ausser der Vorrede die Historien, die Germania, den Agricola, den Dialogus de oratoribus und einen index historicus (S. 402—447), um den sich aber der Herausgeber, weil er grösstentheils ein ziemlich treues Abbild des Bekker'schen Index mit vielen Auslassungen und selbst Druckfehlern ist, nur mässige Verdienste erworben hat. Wir wollen diesen Ausspruch theilweise durch Beispiele erhärten, und zwar in alphabetischer Reihenfolge. *Academia* Dial. 32 und *Academici* Dial. 31 fehlen; ferner ist mit Bekker *Aeeta* (Ann. VI, 34) statt *Aeetes* geschrieben; bei Aesculapius fehlt das Citat Ann. XIV, 18. fehlt *Africanus* Dial. 15. Agamemnon Dial. 9. Die Verwirrung der beiden *Agrippa* (XII, 23 cett.) findet sich wie bei Bekker auch hier wieder. Bei *Agrippinensis colonia* fehlt Ann. XII, 27. Auch fehlt der Artikel *Agrippinenses* Hist. III, 59. *Alba* Ann. XI, 24. Unter *Alci* ist jetzt Grimms Index ad Germ. zu vergleichen. *Aliso* ist mit Bekker blos als castellum bezeichnet; es ist aber auch Fluss. Ferner fehlen *Alpini* Hist. II, 14. Obgleich Ann. XIII, 55. 56 die Lesart *Ampsivarii* aufgenommen ist, sucht man sie hier doch vergebens: dagegen figuriren noch die *Auribarii*, wie bei B., ohne dass sie irgendwo im Texte zu finden wären. Ferner fehlt *Antiochenses* II, 73. *Antias* ager XIV, 3. So viel mag hinreichen, um die Geduld der Leser nicht gar zu sehr auf die Folter zu spannen. Nur die Wiederholung einiger Druckfehler mag noch kurz angezeigt werden: Baianus lacus 4, 14 statt 14, 4. *Berenice* 1, 83, wo der Name gar nicht vorkommt; A. Caecina Severus 1, 59 st. 56. *Caelis* Vibenna st. *Caeles V. Calvina Iulia* st. *Iunia. C. Cassius* 3, 34 st. 4, 34. Commentarii senatus 15, 47 st. 74. Considius Proculus 3, 18 st. 6, 18. *Dalmatae* st. *Delmatae*, *Dolabella Cornelius* 68 st. 69. *Iason* st. *Iaso*, *Italus* Cheruscorum rex st. *Italicus* u. s. w. u. s. w.

Wir gehen über zur Erörterung einzelner Stellen, und zwar vorzugsweise solcher, denen Hr. R. ausführlichere Anmerkungen gewidmet hat.

Hist. I, 1 kommt Hr. R. wieder auf die von Ernesti empfohlene Lesart *omnem potestatem* zurück, wiewohl cod. Ma. *potentiam* bietet, sich folgendermassen rechtfertigend: „*Potentia;* quae a *potente* appellata est, statum condicionemque *potentis* indicat, h. e. eam condicionem quae a persona potentis disiungi nequit quaeque ipsa evanescit exstincto *potente. Potestas* autem, quae dicta est a *potesse*, significat *auctoritatem externam*, qua qui ornatus est, quamvis natura sua imbecillus, ceteris praecellit. Ea hominis praestantia mutabilis est ac fere ad tempus duratura. Quapropter tribuniciam *potestatem* ac praetoriam consularemque dicimus, tribunicia autem *potentia* non dicitur neque praetoria consularisve: quippe eae dignitates potentium personis non sunt obnoxiae. Iam cum Augusto imperium in certum annorum spatium a senatu delatum sit (cf. Dio Cass. LIII, 16), ei

potestas, non *potentia* concessa est, et concessa quidem *omnis potestas*, ita ut plurium magistratuum munia solus obiret.“ Dass die *potestas* eine gesetzlich erworbene Macht sei, geht auch aus vorstehender Erklärung hervor; dass aber Tacitus die Macht des Augustus nur für eine durch potentia erworbene, nie für eine gleich dem Consulat u. s. w. gesetzlich übertragene gehalten wissen wollte, bedarf keines weitern Beweises, wenn man erst Ann. I, 2 mit Ueberlegung gelesen hat; denn von dem es heisst: *munia senatus, magistratus, legum in se trahere nullo adversante* cett., bei dem kann doch sicherlich nicht von einer gesetzlichen Uebertragung die Rede sein; nam qui in se trahit munia, ei non deferuntur munia. Selbst als die Macht des Römischen Reiches noch zwischen Octavianus und Antonius vertheilt war, konnte von keiner *potestas* die Rede sein, sondern lediglich von einer *potentia*, welche nach dem Tode des Antonius auf den Augustus allein überging, i. e. *omnem potentiam ad unum conferri.* Dieses *conferre* aber für gleichbedeutend mit *deferre* zu nehmen widerstreitet ausserdem dem Sprachgebrauch. Ergo retinenda est scriptura codicis Ma. — Eben so wenig bedarf es weiter unten der Conjectur des Muretus *averseris* für *adverseris.* — Cap. 3 werden die Worte: *ipsa necessitas fortiter tolerata* ohne genügenden Grund für ein Glossem erklärt; am wenigsten schmecken dieselben nach der Weisheit eines Interpolators. Weit schärfer hat schon Döderlein gefühlt, dass die fraglichen Worte eine Steigerung der vorhergehenden *supremae — necessitates* ausdrücken, nur hat er diese nicht richtig gedeutet. Alle Schwierigkeit schwindet, sobald man *supremae clarorum virorum necessitates* als die zum Selbstmord drängenden äusseren Verhältnisse, *ipsa necessitas fortiter tolerata* als die wirkliche mit Muth und Standhaftigkeit ausgeführte Handlung des Selbstmordes fasst. — Cap. 11 die Schwierigkeit der Worte *ac legiones in ea* in der Art aus dem Wege zu räumen, dass man sie für untergeschoben hält, ist freilich die leichteste Aushülfe, deren sich Hr. R. in der Regel gern dann bedient, wenn er nicht anders fertig werden kann. Es giebt aber annoch gar manche unerklärliche Stelle in den alten Autoren: viele werden wohl nie ins Klare gebracht werden, andere, welche früher unerklärlich schienen, sind mittlerweile schon erläutert worden und werden vielleicht im Laufe der Zeit noch ihr Licht finden. Vor allen Dingen wäre hier die Frage zu beantworten, zu welchem Zwecke denn eigentlich jenes interpretamentum habe dienen sollen und wie überhaupt nur Jemand habe darauf verfallen können. — Dass cap. 14 die hds. Schreibung *accersiri* beizubehalten und nicht mit Muretus in *accersi* zu verändern, haben wir ad Ann. IV, 29 gezeigt. — Cap. 18 wird über die eigentliche Lesart des Ma. ein sehr oberflächlicher Bericht erstattet, wenn es lautet: „*duodevicensimam Ma. et plerique.*“ Hr. R. giebt dadurch zu er-

kennen, dass er nur Bekker's Ausgabe angesehen hat, der allerdings jene Lesart auf Furias hier nur flüchtige Auctorität anführt. Aber Pichena meldet in Uebereinstimmung mit Ryckius, dass die ursprüngliche Lesart, als welche er *duoetuicensimam* anführt, in Ma. ausradirt und von neuerer Hand in *duodevicensimam* umgeändert sei. In der Hauptsache jedoch ist Hr. R. dem Rec. gefolgt, zumal auch darin gegen Bekker, dass er IV, 24. 37. die L. A. des Ma. berücksichtigt hat. — Cap. 26 kann ich auch jetzt durch Hrn. Rs. probable Darstellung von der Vermuthung noch nicht zurückkommen, dass Tacitus, wie so oft in andern Fällen, auch hier einmal die ungewöhnliche Redensart *iduum dierum* gebraucht haben sollte. Indessen bescheiden wir uns gern andern Ansichten, und finden es dann mit Hrn. R. wahrscheinlich, dass *dierum* per *διττογραφίαν* aus *iduum* oder *diuum* entstanden sein dürfte. Mit vollem Rechte aber ist ein anderes Auskunftsmittel *iduum die* als sprachwidrig zurückzuweisen. — Cap. 29 begegnen sich Hr. R. und der Rec. in der Vertheidigung der L. A. des Ma. *formidine.* Jener interpretirt: *alii formidine rem acceptam augentes, quidam minora vero afferentes:* nam hoc *afferentes* ex antecedente *augentes* a lectore cogitatione suppletur. Dagegen können wir nicht in die Abänderung der hds. L. A. (namentlich Ma.) *fatum* in *fato* mit einstimmen, wie die in unserer Ausgabe vorliegende Erklärung darthut. Weiterhin hat Hr. R. es wohl nur übersehen, dass die Abkürzung in Ma. *adversas rem* nicht in *res*, sondern in *rerum* aufzulösen sei. — Der cap. 35 gegebenen Erklärung von *sistens* durch das Compositum *resistens* müssen wir vor der unsrigen den Vorzug einräumen. Dagegen verharren wir cap. 37 bei der L. A. des Ma. *quae in castris sunt*, der allerdings ein Anakoluthon zum Grunde liegt: quae usquam provincia est nisi cruenta et maculata, quae in castris sunt nisi cruenta et maculata? Eben so fest steht ferner unsre Emendation: *quod Polycliti et Vatinii et si qui alii perierunt:* nach Ma. *vatini et egi alii periernut*, woraus Hr. R. theils nach Bekker's Vorgang, theils auf eigne Verantwortung gemacht hat *Vatinii et Aegialii petiverunt.* „*Petere* pro *appetere* et multi dixere, et Tacitus verba simplicia praeferre solet. Quod Aegialius libertus aliunde haud notus est, mirum videri non potest: nam ingentem horum hominum multitudinem aula Neroniana aluit, sed paucorum nomina nobis tradita sunt." Aber doch die Namen der berühmtesten, die hier absichtlich hervorgehoben sind. Dazu kommt dass unsre Emendation durch *perierunt* bestätigt wird, welches Verbum Hr. R. erst gewaltsam emendiren muss. — Cap. 48 erklärt sich Hr. R. gegen die hds. L. A. *temperasset* zu Gunsten der Rhenan. Conjectur *temerasset*: „nam cum *temperare* significet ita *regere* ut res iustis finibus contineatur, *lascivia temperare* milites inepte dictum esse liquet." Es ist aber eben so klar, dass Hr. R. den Zusammenhang nicht recht aufgefasst hat. Tacitus

will keineswegs sagen, die Gattin des Calvisius Sabinus habe die Wachen und übrigen militärischen Obliegenheiten nicht in der gehörigen Ordnung besorgt: im Gegentheil scheint sie das recht meisterlich verstanden zu haben; die lascivia liegt nur darin, dass sie als Weib so etwas über sich gewinnen konnte. Die Vergleichung von Ann. II, 55 stellt alles in sein gehöriges Licht. — Cap. 55 extr. hat uns Hr. R. überzeugt, dass die Worte *aut suggestu* als blosses Interpretamentum der vorhergehenden *in modum concionis* zu betrachten sind. Wäre es nun ausserdem begründet, dass, wie Victorius anzudeuten scheint, *suggestu* in Ma. fehlt, so würde das Glossem von einem späteren Abschreiber herrühren und dann nicht bloss einzuklammern sondern gänzlich zu streichen sein. Allein das Stillschweigen der übrigen Collationatoren macht diese Vermuthung doch sehr bedenklich. Ebenso bereitwillig müssen wir Cap. 69 die Annahme eines Glossems [fuerat] als wohl begründet anerkennen, wenn die Lesart der Hds. *immodicum* nicht in *immodicus* verändert werden soll. Unglücklicher Weise hat hier Ma. eine Lücke. — Auffallend ist es, wie Hr. R. der sonst mit seinen historischen Anmerkungen so sparsam umgeht, Cap. 77 etwas ganz Bekanntes weitläufig erörtert. — Cap. 80 hat weder Muretus und mit ihm Hr. R. noch sonst jemand Recht: die einzig wahre Conjectur hat C. Schneider zu Petrarcha de viris ill. part. IV p. 29 gefunden: *saevitia hiemis aut volnerum.*

Hist. II, 4 extr. stossen wir auf eine wohl gelungene Conjectur: *inexperti belli calor*, statt der hds. L. A. *labor*, welche bald nach d. vorherg. *discrimina et labor*, auch abgesehen von der Schwierigkeit der Interpretation, schon aus rhetorischen Gründen Anstoss erregen sollte. „Belli labores sunt proelia et itinera atque urbium expugnationes, eaque Muciani miles haud toleravit, immo *integra quiete* adhuc recreatus est. Vide, ut ab altero exercitu huic omnis incitatio et vigor accedat: prope *calet* bellum; id ipsi quidem *non experiuntur*, sed belli Iudaici *calore* exuta segnitia accenduntur ad eiusdem laudis amorem. Num *calor belli* pro bello quod strenue geritur apud alium scriptorem inveniatur, nescio, dici autem posse aptissime nemo negabit." — Cap. 28 ist ungeachtet Hrn. Rs. Auseinandersetzung schwer einzusehen, wie ein Interpolator *sanitas* als Erklärung von *sustentaculum* und *columen* hat setzen können. Der Grund aber, dass *victoriae sanitas* sonst nicht vorkomme, spricht ebenso wenig für die Richtigkeit der Annahme eines Glossems, als der Umstand, dass für die eben besprochene Redensart *belli calor* keine Belegstelle aufzutreiben ist, für das Misslingen der Ritterschen Conjectur. — Wenn Cap. 35 die Bemerkung zu der Redensart volnera *dirigebant*: „Nove hoc dictum," ausdrücken soll, diese Redensart sei zum erstenmal von Tacitus gebraucht, so ist eine solche Annahme unrichtig; denn sie findet sich schon bei Virgil.

Aen. X, 140. Cap. 41 behält Hr. R. Pichenas Conjectur *clamor — vocitantium* bei, ohne zu bedenken, dass dieses eine unausstehliche Tautologie is. Wir beharren bei *volitantium.* Die zu Cap. 65 geäusserte Vermuthung über die L. A. d. Ma. *diplomatibus:* „fortasse fuit *diplomatis,*" ist ebenso unbegründet als die Bemerkung: „Casus barbarus." Denn wenn er das von ihm selbst (freilich falsch S. 269, wo nichts hierher Gehöriges steht) beigebrachte Citat aus Schneiders lat. Gramm. II S. 267 f. genauer angesehen hätte, so würde er sich überzeugt haben, dass wenigstens der Ausdruck *barbarus* übereilt war. Cap. 68 müht sich Hr. R. vergebens ab, um zu zeigen, dass die Worte *ni numerus — auxisset* von einer Randglosse herrühren, die ursprünglich den Worten: *et quidem — distraxerat*, beigeflickt worden. Aber um sich davon zu überzeugen, müsste man einen Muckerglauben haben. Die hds. L. A. erkläre man nur: orta est seditio ludicro initio, quae non nisi ludicro initio fuisset, nisi — auxisset. Dass Cap. 75 die L. A. des Ma. *praesenti facinori paratum*, i. e. in praesens facinus p. der Vulg. *praesenti facinore* vorzuziehen sei, wird Hr. R. bei näherer Betrachtung gewiss selbst zugeben; denn Bemerkungen, wie folgende: „Nomen *facinore* in plerisque codicibus corruptum est in *facinori*, quia additum *praesenti* sive sono sive littera librariis fraudi fuit, sind in einem Falle, wie der vorliegende, doch gar zu trivial. — Wenn zu Cap. 89 gegen Walthers Geneigtheit *ponte Mulvii* zu schreiben erinnert wird: „sed toto caelo errat, cum id alio Taciti loco (H. I, 41), ubi est *lacus Curtii*, defendi putat. *Pons Mulvius* est die *Falkenbrücke;*" so klingt das allerdings beim ersten Anschein etwas gelehrt und probabel; allein genau genommen ist nichts dahinter: denn wenn *milvius* oder *mulvius* ebensogut als *milvus* der *Falk* heisst, so bedarf es keines Beweises dass *pons milvii* oder *milvi* die *Brücke des Falken* oder die *Falkenbrücke* bedeutet. So sieht man oft den Wald vor lauter Bäumen nicht. —

Hist. III, 4 sind viele Worte aufgewendet, um die L. A. des Ma. *gravior* zu verdächtigen. Sie wird sich aber dennoch halten; denn *gravior socius* ist ein *gewichtvollerer Genosse*, der also bei den Soldaten Gewicht oder Einfluss hat, wodurch denn die Bemerkung: „*Gravior* [immo *graviorem*] *alicui esse* est — plus *gravitatis (Würde)*, non auctoritatis (Einfluss) habere:" in sich selbst zusammenstürzt. Auch ist die Bedeutung *Würde* für *gravitas* keine ursprüngliche, sondern erst eine übergetragene, und gehört ebenso wenig hierher, als die folgende Bemerkung: „sed *gravitas* non erat inter Antonii virtutes, hominis legibus nocentis et cupidinibus obnoxii." Zu Cap. 12 wird eine befriedigende Erklärung gegeben: „Cum defectio pararetur, Lucilius Bassus adeo timidus trepidusque egit, ut milites non iniuria ei sive diffiderent sive propter ignaviam succenserent. Itaque pro viro tam ambiguo praefectum sibi illum fecere qui partibus

Flavianis statim ab initio acerrimam facem praetulerat. cf. II, 86. Fuscus autem cupide militum in Bassum suspicionem fovit, ut molestum aemulum honesta specie posset amovere. Itaque Bassus honorata custodia Atriam missus est, ubi cum rumor de eius perfidia tempore spatioque atrocior factus esset, praefectus alae vinciendum eum curavit: sed exsoluta sunt vincula a liberto Caesaris, quem rectius de Basso edoctum fuisse suspicari licet." — Cap. 18 finden wir Hrn. Rs. Conjectur: *quos militia e legionariis — aequabant* ebenso gelungen als natürlich. „Nutantem Vitellianorum aciem victor equitatus incursat, eandemque Messala cum Moesicis auxiliaribus assequitur, quos legionarii quanquam raptim ductos (apponere poterat *ac levibus armis instructos*) aequo gradu sequuntur. — Magnum erat et memorabile legionarios gravibus armis onustos aequo gradu sequi expeditas auxiliariorum cohortes raptimque in praelium productas. — Ebenso müssen wir der zu Cap. 29 gegebenen Erklärung unsern vollen Beifall zollen: „milites Vitelliani, qui portam intus defenderent, fracta porta gladiis confodiendi erant, ut via in castra oppugnatoribus patefieret. Id breviter *securibus gladiisque perf. p.* hic noster [num *civis noster?*] dixit." — Die zu Cap. 58 mitgetheilte Untersuchung über die Bedeutung des Wortes *tribus* in den Kaiserzeiten steht in gar keinem Verhältniss zu den übrigen Noten und hätte jedenfalls als Excurs besonders abgethan werden sollen, der aber dann auch einer noch umfassenderen und gründlicheren Erörterung bedurft hätte. Zu Cap. 66 *aemulatore redituram* freut sich Ref. Hrn. R. wieder einmal unbewusst begegnet zu sein: wenigstens haben wir aus gleichen Gründen Walthers Lesart *aemulato* zurückgewiesen. — Cap. 72 wird mit der Hrn. R. beliebten Art die dreifache Frage: *quibus — bellavimus?* ohne Weiteres als additamentum eines feurigen Correctors eingeklammert. Aber so sprühen die mechanischen Abschreiber auch nicht ihre Funken.

Hist. IV, 5 enthalten die Worte in der Note Nr. 6. „*Carecini* fortasse fuere, *Carecina* non fuit," eine doppelte Uebereilung. Denn erstens wissen wir anderswoher mit Bestimmtheit, dass es eine Samnitische Völkerschaft dieses Namens gab (s. meine Ausg.); wozu also erst *fortasse*? Sodann zeugt es von grenzenloser Anmassung, geradezu wie vom Dreifuss herunter auszusprechen: *Carecina non fuit.* Ob wohl Hr. R. alle griechischen und lateinischen Auctoren dieses Wortes halber durchgelesen hat, um diese Streitfrage mit solcher Zuverlässigkeit zu entscheiden? Eine solche Aeusserung liess man sich wohl von F. A. Wolf gefallen; aber dazu müsste man auch ein Wolf sein. So viel steht historisch fest: die beste Handschrift des Tacitus bietet unbezweifelt den Namen *Carecina*, sei es nun als Landstrich oder als Municipium, dar; für den entsprechenden Namen der Einwohner liegen andre Zeugnisse vor. Kann man daher noch irgend einen vernünftigen Grund gegen *Carecina* vorbringen?

Sicherlich gibt es tausend andere weit unsichere Dinge im griechischen Alterthum: und doch wagt es Niemand dreist zu behaupten: *non fuit.* In der Wissenschaft aber gilt keine Dictatur und wird keine gelten: Beweise allein müssen entscheiden. — Cap. 28 ist die Bemerkung, dass die Worte *Romanorum nomen* als Apposition dem Namen *Agrippinenses* nachstehen müssten, nicht hinreichend, um sie ohne Weiteres als Glossen zu streichen: denn sowie z. B. Tacitus sagen kann *urbs Roma* statt *Roma urbs* u. s. w., ebenso lässt sich consequenter Massen die Exegese dem Worte wozu sie gehört auch voraussetzen, zumal in einem Falle, wie der gegenwärtige, wo der Gegensatz von *gens Germanicae originis* und *Romanorum nomen* recht kräftig hervorgehoben werden soll. — Cap. 29 begegnen wir einer sehr passenden Conjectur *tendere artus*, i. e. manibus pedibusque niti, statt der Vulg. *arcus*, die schon Lipsius und Ernesti nicht gustiren mochten. Wir stimmen zwar Hrn. R. darin nicht bei, dass die Germanen bei dieser Gelegenheit sich eines Bogens gar nicht hätten bedienen können (denn hier kann noch von dem Kampfe aus der Ferne die Rede sein, und erst weiter unten beginnt die eigentliche Belagerung von Seiten der Germanen), allein hinter *circumagere corpora* finden wir die Ausdrucksweise *tendere artus* für das ungestüme Vorwärtseilen der Germanen so überaus natürlich und charakteristisch, dass man sich nicht genug wundern kann, wie noch Niemand auf eben dieselbe Vermuthung gerathen ist. — Cap. 37 schreibt Hr. R. dem cod. Ma. zum Trotz *Vsipiis* statt *Vsipis.* Wir wollen aber nur bemerken, dass auch J. Grimm die diplomatisch am meisten bestätigte Form in seiner Ausgabe der Germania aufgenommen hat. — Cap. 40 steht im Texte *Mauricus*, in der Note wird berichtet: Ma. cum plerisque *Maricus.* Warum diese Schreibung verworfen wird, dazu vermissen wir hinreichende Gründe; denn auch bei Plinius schwanken die Handschriften. — Cap. 46 finden wir die Annahme einer Lücke vor den Worten *sed immensa pec.* überflüssig. Ebenso ungegründet ist die Bemerkung: „*ferebatur* pro *dicebatur* accipi eoque loci integritatem vindicari non posse inde patet, quod *retinenda erat* sequitur, non *esset.*“ Jede gute Schulgrammatik konnte den Herausgeber belehren, dass solche erklärende *Relativsätze*, die für sich bestehen, die Abhängigkeit des Hauptsatzes nicht zu theilen brauchen. — Cap. 55 wird *iactabat* bloss deswegen ausgeschlossen, weil in dem Satze *hostis quam socius iactabat* das Hülfsverbum *esse* fehlt, dessen Ergänzung doch wahrlich hier ebenso geringe Schwierigkeit darbietet, als wenn man passivisch sagen wollte: *socius iactabatur.* Gleich nachher hätte die im cod. Ma. befindliche Form *Lingonus*, wie auch neuerlich J. Grimm nach dem Vorgange des Ref. gethan, der Vulg. *Lingon* vorgezogen werden müssen. Ihre Echtheit lässt sich nicht bloss durch Dichterstellen, sondern auch durch eine in diesen Jahrbüchern

Bd. XI. p. 302 mitgetheilte Inschrift erhärten. — Cap. 79 bietet Ma. *ex Cauchis*, welches gewöhnlich in *Chaucis* verändert wird. Aber J. Grimm ad Germ. 35 erklärt gerade diese Schreibweise für die richtige mit Verweisung auf des Ptolemaeos *Καῦχοι* und einige Dichterstellen. Freilich tritt ihm wieder die griechische Benennung für das Land *Χαυκίς* in die Quere.

Da sich im fünften Buche nichts Erhebliches darbietet (Cap. 22 extr. ist die vorgebrachte Erklärung der Schreibung *Luppia* statt *Lupia* durchaus unhaltbar, und zeugt jedenfalls von schwacher Sprachvergleichung), so gehen wir nunmehr zu den kleineren Schriften über, wo wir uns aber noch mehr beschränken müssen. *Germania* cap. 4 wird das handschriftliche *aliis* ohne Grund ausgestossen, welches J. Grimm mit Recht beibehalten hat. — Cap. 7 wird *audiri* einem Interpolator zugeschoben, weil die gewöhnlichen Erklärungen Hrn. R. nicht genügen. Dass *audiri* nicht Infinitivus historicus sein könne, muss freilich zugestanden werden: aber die Bemerkung gegen diejenigen, welche *est* supplirt wissen wollen: „sed illud *est* non suppletur sed scribitur," ist doch gar zu matt; denn sonst müsste man bei jeder andern Ellipse dasselbe sagen dürfen, so dass zuletzt alle Ellipsen in sich selbst zerfallen würden. Ebenso schwach ist der Zusatz, dass man, falls *est* stünde, nicht *audiri*, sondern *audire* sagen müsste; denn wenn jenes *est* für *licet* steht, wie im Griechischen ἔστι für ἔξεστι, so ist der Infinitivus passivi grammatisch gleich wohl zu rechtfertigen als der Inf. activi. Demnach erkläre man: „woher das Heulen der Weiber, woher das Wimmern der Kinder gehört werden kann." — Cap. 15 wird Hr. R. mit J. Grimm zur hds. Lesart *non multum venatibus* zurückkehren müssen und sich überzeugen, dass der Bericht des Caesar und Tacitus von ganz verschiedenen Standpuncten ausgeht: jener spricht ganz im allgemeinen von den Germanen, dieser bloss von den nobilibus. Dass Cap. 21 die in ganz natürlichem Zusammenhange stehenden Worte *victus inter hospites comis* eingeklammert sind, darf um so weniger auffallen, da dieser vorherrschenden Neigung des Hrn. R. schon Andere zuvorgekommen sind. Cap. 40 hätte man doch nicht der längst verschollenen Hertha wieder begegnen sollen. Wir verweisen blos auf J. Grimms Deutsche Mythologie, die Hr. R. zu seiner Ausgabe noch hätte benutzen sollen. — Cap. 43 ist *Ligii* statt *Lygii* zu schreiben.

Agricola Cap. 4 billigen wir die Erklärung *pulchritudinem ac speciem* durch *pulcram speciem*, *das schöne Ideal*, indem species dem griechischen ἰδέα entspricht. Dass aber das folgende *modus* gerade dem platonischen σωφροσύνη gleichbedeutend sein sollte, können wir um so weniger zugeben, als dafür das lateinische *temperantia* stereotyp ist, *modus* aber ganz einfach dem griech. μέτρον entspricht. — Die Schwierigkeit der viel besprochenen Stelle cap. 6 *nisi quod — culpae est* durch ein

emblema interpolatoris beseitigen zu wollen ist freilich das leichteste Auskunftsmittel: ob aber auch das rechte? — Dagegen Cap. 7, wo schon die abweichenden Lesarten der Handschrr. auf die Annahme eines Glossems führen: *Liguriae pars est* oder *Liguriae urbs est*, begnügt sich Hr. R. mit einer Parenthese, als ob solch ein Interpretamentum von Tacitus selbst hätte ausgehen können. — Cap. 10 stimmt Hr. R. in der Erklärung von: *quam hactenus nix et hiems appetebat*, mit mir überein: ausser den von mir angeführten Parallelstellen bringt er noch Livius V, 19 bei: *Veiosque fata appetebant.* — Die Cap. 24 angenommene Lücke halten wir nach unserer Interpunction und Interpretation für überflüssig. Dagegen pflichten wir Cap. 25 Hrn. R's. Erklärung unbedenklich bei: „vocem *auctus* positam accipiens pro *tempestatibus imbribusque tumefactus.* Cf. Sallust. hist. apud Nonium p. 22, 18. *Neque iam sustineri poterat immensum aucto mari et vento gliscente.* Tacit. Ann. I, 76." — Das Participium, welches dem Rec. Cap 27 *arte ducis [fusos] rati*, ausgefallen zu sein schien, hat Hr. R. statt *ducis* in den Text aufgenommen, wodurch allerdings jedwede Schwierigkeit leicht gehoben wird. — Cap. 34 will Hr. R. gegen Selling und einen anonymen Recensenten die Lesart *ruĕre* als unlateinisch darstellen. Da aber ausser Walther und Roth auch der gegenwärtige Rec. der Sellingschen Erklärung beigetreten ist, so mögen die Gründe etwas genauer erwogen werden, welche Hrn. R. gegen jenes Verfahren bestimmt haben. „Nam *quisque* ubi est subiectum idem fere significare potest quod *omnes*, ac propterea nihil impedit quo minus pluralis sequatur: sin est adiectivum, ut *quaeque ars, quaeque bestia*, verbi numerus, ut par est, non adiectivum sed substantivum sequitur. Itaque *fortissimum quodque animal ruunt* vel *ruĕre* Latinitatis est Hechingensis, nec quisquam veterum ita loqui ausus est." — Das ist so im allgemeinen alles ganz richtig: Hr. R. hat aber nicht überlegt, dass hier das folgende *acerrimi Britannorum* nothwendig dahin führt, *fortissimum quodque animal* pluralisch zu fassen: *gerade die tapfersten Thiere.* So gut nun die Collectiva *pars, iuventus, populus* u. a. weil sie den Begriff der Mehrheit in sich enthalten, das Verbum im Plural folgen lassen, mit eben sò gutem Rechte steht hier *ruĕre*, weil mehrere tapfere Thiere verstanden werden. Daher müssen wir zu Ehren des nun verewigten Selling und des uns unbekannten Recensenten die *Latinitas Hechingensis* in eine *Tacitina* umtaufen.

Dialog. Cap. 7 sucht sich Hr. R. wieder auf seine gewöhnliche Art zu helfen, indem er die crux interpretum: *si non in alio oritur*, ohne weiteres, zwar muthig, aber darum noch nicht vorsichtig, durch Ausstreichen auf die Seite schaffen will. Weiter unten stimmt Hr. R. mit dem Rec. darin überein, dass das erstere *non* vor *illustres* unerträglich sei: eben so leicht aber

liesse sich *et* hinter *illustres* als aus der letzten Sylbe *es* temere wiederholt denken, wodurch alle Schwierigkeit schwindet. — Cap. 9 emendirt Hr. R. zum erstenmal: *neque utilitate eos alunt*, statt der handschriftl. L.A. *utilitates alunt.* „Locutionem *alere utilitates* Gutmannus apud Orellium p. 108 novam et inusitatam appellat et inter indicia enumerat, quibus probetur dialogum a Tacito non scriptum esse: ego eandem dico perversam et corruptam. Nam cum Aper omnem utilitatem carminibus abiudicet, quomodo dicere potest, non ali carminibus utilitates? Hoc Aper dicit, *carmina et versus neque dignitatem* (magistratus) *ullam auctoribus afferre neque utilitatem* (pecunias), sed hoc posterius *neque utilitatem* orationem variando elocutus est per *neque utilitate eos alunt.*" Ich glaube jedoch vor der Hand bei der gegebenen Erklärung *commoda augent* verharren zu müssen. Im Gegentheil kommt mir die durch Emendation entstandene Redensart noch verschraubter vor als die freilich ebenfalls etwas ungewöhnliche handschriftl. L.A. — Wenn Hr. R. Cap. 9 Orelli's feine Erklärung von *suum genium propitiare* gehörig erwogen hätte, so würde er diese Worte für eine Steigerung des unmittelbar vorher ausgesprochenen Gedankens: *se ipsum colere*, nicht aber die letzteren Worte für ein fremdartiges interpretamentum der ersteren gehalten haben. — Cap. 11 emendirt Hr. R. nach Bekkers Vorgang: *parantem, inquit, non m.* wo der Cod. Farnes. *parant enim quid non m.* Allein wo eine solche unsinnige Corruption stattfinden konnte, da darf es auch nicht auffallen, wenn man nach *parantem* ausserdem *me* einfügt, namentlich bei der Nähe von *n* und *m.* Wir schliessen uns also lieber ganz an Bekker an. — Die Cap. 21 versuchte Emendation: *nec unum de populo Canutium aut Arrium Furniumve curo, nec alios qui in eodem valetudinario haec ossa et hanc maciem probant:* thut der handschriftlichen Lesart *de Furnio et Coranio alios in eodem valetudinario* (Hr. R. berichtet fälschlich *valitudinario*) zu grosse Gewalt an, als dass man sie billigen möchte. — Die zu Ende ebendesselben Capitels zu *viderimus* aufgestellte Behauptung: „verbi modus indicat nonnulla intercidisse," ist viel zu unhaltbar, als dass man ihr zu Gefallen eine Lücke statuiren möchte. *Viderimus* ist ein tempus aoristum, wodurch ausgedrückt werden soll, dass man so oft man eben will (nämlich in jener Zeit, wo die Reden des Corvinus dem Leser zur Beurtheilung seiner Geisteskraft noch vorlagen) sehen kann, *in quantum — suffecerit.* — Uebrigens ist Hrn. Ritters Entdeckung einer Lücke nicht neu: schon die Zweibrücker Ausgabe bietet *viderint Musae.* — Cap. 34 erklärt sich Hr. R. ganz entschieden gegen die handschriftl. L.A. *excipere — interesse* für Bekkers Conjectur *exciperet — interesset.* „Nam infinitivos si tenemus, exsistit sententia longe ineptissima, apud maiores iuvenem *didicisse* oratorum excellentium altercationes auribus excipere eorumque iurgiis interesse, quasi

hoc quemquam mortalium discere oporteat, quasi quisquam docendus sit, ut audiat altercantes et intersit iurgiis eorum.“ Diese Bemerkung ist streng genommen wohl begründet. Allein sobald man davon ausgeht, dass aus dem Begriffe des Verbi *disceret*, welches zunächst nur auf *pugnare in proelio* vollkommen passt, zu den früheren Infinitiven *excipere* — *interesse* leicht *assuesceret* per zeugma hinzugedacht werden kann, so wird sich Jedermann mit dieser grata negligentia leicht aussöhnen, wenigstens eben so leicht als kurz vorher mit der Redensart *dictionibus inteersse* — *assuescebat:* denn genau genommen würde man sich auch dort einfacher ausgedrückt haben: *hunc sectabatur*, *hunc prosequebatur*, — *intererat* cett. — Ueber die Cap. 35 extr. befindliche Lücke ist nunmehr Zimmermanns Zeitschrift für die Alterthumswiss. 1836. p. 338 nachzulesen, woraus sich ergiebt, dass wahrscheinlich Secundus (denn wer sollte es anders sein?) eine mit den übrigen in gehörigem Verhältniss stehende Rede gehalten habe. Was Hr. R. zu Cap. 35 gegen Ul. Beckers scharfsinnige Vermuthung vorbringt, können wir eben so wenig gut heissen als die Herrn Eckstein (s. Jahrbb. Bd. XV p. 21 sq.) nachgesprochene Bemerkung, dass der Name des Secundus am Ende des Dialogs hätte erwähnt werden müssen, wenn er selbst mitgesprochen hätte. Ich wiederhole aber, dass Secundus nur als vermittelnd, nicht als streitende Partei dasteht.

Fulda. Dr. *N. Bach.*

Bibliographische Berichte.

Lorinsers Anklage der Gymnasien. *Zweiter Bericht.*] Die von dem Herrn Regierungs- und Medicinalrath Dr. Lorinser in Oppeln erhobene Anklage, dass die gegenwärtige Einrichtung der Gymnasien durch die Vielheit der Lehrgegenstände, der Lehrstunden und der häuslichen Arbeiten auf die Gesundheit der Schüler nachtheilig, ja selbst lebensverkürzend einwirke, hat ausser den schon in unsern NJbb. XVI, 456 ff. besprochenen Gegenschriften noch eine bedeutende Anzahl anderer Aufsätze und Schriften hervorgerufen, über welche bei der Wichtigkeit der Streitfrage eine weitere Mittheilung nicht unpassend scheint. Da alle diese Schriften denselben Gegenstand erörtern, so fallen sie natürlich auch ihrem Inhalte nach vielfach mit einander zusammen; ja obschon die Anklage Gelegenheit giebt, viele Punkte unseres Gymnasialwesens zu besprechen, so sind doch die meisten jener Schriften in dem schon a. a. O. nachgewiesenen Erörterungskreise stehen geblieben, und könnten also bei dem nächsten Zwecke, nur das Wesen und die Richtung des Streites darzulegen, nicht weiter grosse Aufmerksamkeit erregen. Indess da der Streit so sehr in das innerste Schul-

leben eingreift und es für jeden Schulmann von hoher Wichtigkeit ist, das Für und Wider der Anklage möglichst klar und allseitig zu erkennen; so bleiben auch diese Schriften für ihn wichtig, so weit sie in neuer Erörterungsweise die Sache behandeln oder noch die und jene weitere Frage in dieselbe hineinziehen. Die Nachweisung und die etwa nöthige Widerlegung oder Bestätigung der beiden genannten Punkte nun hat Ref. für den gegenwärtigen Bericht sich zum Hauptziele gesetzt, und erwähnt diess im Voraus, damit es nicht auffalle, wenn er über die eine und andere Schrift nicht soviel sagt, als an sich darüber wohl gesagt werden könnte.

Ohne uns bei der Beurtheilung Lorinsers Schrift in dem Tübing. Lit. Bl. 1836 Nr. 56 f., welche die Anklage unbedingt gut heisst, oder bei dem Aufsatz in Gubitz's Gesellschafter 1836 S. 654 f., der den Fortgang des Streites bis auf Froriep erzählt, weiter aufzuhalten, machen wir hier zunächst einen Aufsatz in demselben Gesellschafter, Bemerker Nr. 6, *Ueber Hrn. Dr. Lorinsers Aeusserungen in Betreff der Schulen*, namhaft, worin ein Ungenannter, wahrscheinlich ein Jurist, die Anklage ohne Weiteres verwirft und die Thätigkeit der Gymnasiasten nicht übertrieben findet, vielmehr bei der herrschenden Faulheit der gegenwärtigen Jugend von der Verminderung der Arbeit fürchtet, dass diess die Vergnügungssucht erhöhen und dadurch grösseres Siechthum befördern werde. Er verlangt die Verkürzung der langen Sommerferien, strenge Disciplin und — bessern Schreibunterricht. Zu der letztern Forderung hat ihn wohl die Bemerkung der grossen Unsauberkeit geführt, welche sich an den schriftlichen Arbeiten junger Leute nicht selten offenbart; und gewiss enthält die Beobachtung etwas Wahres, dass Mangel an äusserer Eleganz auch Geringschätzung des innern Werthes der Arbeit und wenig Achtung gegen die verräth, denen die Arbeit übergeben wird.

2) *Die Streitfrage über den Schulunterricht, angeregt von Dr. Lorinser, und betrachtet von dem Standpunkte der Seelenlehre und Weltgeschichte* von einem alten Schulmanne. [Berlin, Heymann. 1836. 8. 4 gr.] Der Verf., welcher nach einigen Angaben Hegemann heisst, tritt der Lorinserschen Anklage nicht unbedingt bei, erkennt aber allerdings die gegenwärtige Gymnasialeinrichtung als gesundheitgefährdend an. Auf psychologischem Wege will er dann herausfinden, dass eine möglichst grosse Vielheit von Unterrichtsgegenständen zur rechten geistigen Uebung und Ausbildung nothwendig sei, und der Gang der Weltgeschichte scheint ihm darzuthun, dass eine Verringerung der jetzigen Lehrobjecte ein Rückschritt in der Bildung sein würde. Weil nun aber die Gesundheit doch geschützt werden soll, so will er durch Beschneidung der Lehrgegenstände einen Lehrplan von 26 wöchentlichen Lehrstunden hergestellt wissen. Die Beschneidung selbst trifft zumeist den classischen Sprachunterricht, wo die grammatischen Lehrstunden und stilistischen Uebungen verringert werden sollen, weil sich ohnehin Eleganz im Lateinschreiben bei dem Schüler nicht erreichen lasse. Ref. will dem Verf. nicht nachweisen, warum sich mit

seinem Lehrplan ausser dem eleganten Latein noch manches Andere in der Bildung des Schülers, vor Allem die nöthige geistige Klarheit, nicht erreichen lässt, auch den psychologischen Irrthum der nothwendigen Vielheit von Lehrobjecten nicht widerlegen; sondern nur bemerken, dass die Reducirung der vorhandenen Lehrgegenstände auf 26 Stunden auf ähnliche Weise auch von Alschefski in der Schrift: *Ueber das angebliche Verderben auf den deutschen Universitäten* S. 61 vorgeschlagen, aber dort etwas besser limitirt worden ist. Die weltgeschichtliche Nöthigung zum Beibehalten aller Lehrobjecte hat der Verf. ebenfalls nicht recht klar zu machen gewusst; indess sieht man, dass ihm ungefähr die Idee vorgeschwebt hat, welche 3) in der mit dem gegenwärtigen Streite nicht zusammenhängenden, aber übrigens recht verdienstlichen und beachtenswerthen Schrift: *Vergangenheit und Zukunft der Philologie in ihrem Verhältniss zur Bildung des deutschen Volkes*, von F. Salgo [Leipzig, Klinkhardt. 1835. 64 S. gr. 8. 8 gr.] ausgeführt ist. Ihr Verf. zeigt nämlich in einer kurzen geschichtlichen Uebersicht, wie die antike Bildung, welche Griechenland und Rom erstrebt hatten, zunächst auf die Italiener überging und von da zu den Deutschen kam, welche dieselbe mit der ihnen eigenen Bedachtsamkeit und Liebe pflegten und ihr allmälig den Vorzug vor der vaterländischen gaben; wie diese Bevorzugung den Einfluss übte, dass nicht nur unsere gelehrte Bildung und der höhere Jugendunterricht auf das classische Alterthum sich gründeten, sondern auch unsere eigene Literatur mit der alten immer mehr in innige Verwandtschaft trat und auf die Principien jener gebaut wurde; wie dann im 18. Jahrhundert die eigentlich deutsche Wissenschaft zwar an den allgemein gültigen Principien des Alterthums festhielt, aber doch die unnöthigen Fesseln abzuwerfen und volksthümliche Selbstständigkeit zu erstreben begann, und wie dieselbe dadurch gegen die Philologen, welche in übertriebener Weise an dem Alterthume festhielten, in Widerstreit trat und dieser im Schulunterricht das Princip des Realismus hervorrief, der eine rein moderne und vom Alterthum ganz unabhängige Bildung einführen wollte. Das Extrem dieses realen Strebens verwirft Hr. S., weil die Gymnasien als formale Bildungsanstalten die alten Sprachstudien zur allgemeinen Erhebung und Stärkung der geistigen Kräfte, zu ihrer Ausbildung und zur Erregung der eigenen freien Thätigkeit für ideale Zwecke ebenso wie für das praktische Leben nicht entbehren können; aber er glaubt auch, der Realismus habe sich in der neuesten Zeit so veredelt, dass er nicht mehr der formellen, sondern nur der antiken Bildung gegenüber stehe. Eben so schliesst er aus dem Fortgange der Bildung unseres Volks, dass die auf das Alterthum gestützte Philologie nicht länger die einzige, nothwendige Grundlage aller höheren Geistesbildung sein könne, und dass sie es immer weniger sein werde, je mehr unser Volk die alterthümlichen Formen zerbreche und seine Bildung zur wahrhaft volksthümlichen erhebe. Darum sucht er auch darzuthun, wie gegenwärtig Humanismus und Realismus im Schulunterrichte zweckmässig mit einander verbunden werden können, und erkennt den

rechten Weg zu ihrer Verbindung in der Gestaltung der preussischen Gymnasien, wo die Grammatik als die Wissenschaft von den Formen der Gedanken und die Mathematik als die Wissenschaft von den reinen Formen der äussern Dinge die Grundlage für formale Bildung sind, und die übrigen Lehrobjecte theils die sittliche oder ästhetische Ausbildung, theils die Erlangung gewisser, nothwendiger positiver Kenntnisse herbeiführen sollen. Das Geistreiche und Treffende dieser Entwickelung springt in die Augen; und wenn man auch die Ausführung des Verfs. in ihren Einzelheiten nicht immer gut heissen kann, und namentlich auch die gehörige Abgränzung der gegenwärtigen Gymnasial-Lehrobjecte zu einander zu sehr vermisst: so ergiebt sich doch, dass die weitere Ausführung seiner Idee sowohl die klare Erkenntniss der rechten Stellung unserer Gymnasien herbeiführen muss, als auch lehren kann, wie allerdings vom geschichtlichen Standpunkte aus das Wiederverdrängen einer Reihe von Lehrobjecten aus den Gelehrtenschulen nicht gut geheissen werden darf. Ob darum alle vorhandenen und geforderten Lehrobjecte beibehalten werden müssen, oder schon zur Aufnahme reif sind: das ist freilich eine andere Frage, welche Ref. nicht gerade bejahen möchte.

4) *Bemerkungen zum Schutze der Gesundheit auf Schulen* von dem Staatsrath Dr. J. G. Hoffmann in der Berliner medicinischen Zeitung 1836 Nr. 16. Sie geben ein mit Ruhe und Besonnenheit geschriebenes ärztliches Gutachten, welches die Lorinserschen Uebertreibungen verwirft, aber die Pflicht der Bildungsanstalten, alle Unbilden und Hindernisse der körperlichen Entwickelung zu vermeiden, mit Nachdruck hervorhebt. Dass die preussischen Elementarschulen durch ihren Lehrstoff und durch die Lehrstunden und häuslichen Arbeiten die Kraft und Gesundheit der Kinder nicht überspannen, wird durch urkundliche Nachweisungen aus Lehrplänen und Schulacten dargethan; eher möchten schlechte Schulstuben, beschränkte Räume und anderes dergleichen schädlich sein. In den Gymnasien ist nach des Verfs. Ansicht die geistige Uebertreibung der Schüler durch den Conflict entstanden, in welchen die Sprachstudien mit den Naturwissenschaften, der Mathematik, der Geschichte und Geographie gerathen sind, und eine Beseitigung dieses Conflicts ist nicht möglich, so lange von den Gymnasiasten nur etwa ein Viertheil für die Universität, die übrigen für's bürgerliche Leben gebildet sein wollen, und darum die Schule nöthigen, zwei verschiedene Bildungszwecke zu verfolgen. Soll nun das Gymnasium seinen Unterricht vereinfachen und doch auch in den classischen Sprachstudien nicht beeinträchtigt werden; so muss man die nicht studirenden Schüler durch Errichtung von Realschulen zu entfernen suchen. Der Verf. rechnet nun aus, wieviel Preussen jährlich neue Beamte braucht und wieviel es also Gymnasiasten haben muss. So kommt er auf das Resultat, dass eine Anzahl Gymnasien eingezogen und durch die dadurch gewonnenen Mittel die Errichtung der Realschulen erleichtert werden kann. Dass indess seine Rechnung falsch sei, hat Nizze [s. Nr. 22] dargethan, und überhaupt hat Hr. H.

bei seinem Vorschlage ganz vergessen, dass die Zahl der Gymnasiasten darum immer über dem Bedürfniss stehen wird, weil viele Schüler von vorn herein mit der Absicht zu studiren auf das Gymnasium kommen und später doch ins bürgerliche Leben übergehen. Da nun deren Zahl nicht gering ist, auch das Zurücktreten meist erst in einer Zeit geschieht, wo die Bildung für das bürgerliche Leben auf der Realschule schwerlich noch gesucht wird; so taugt auch des Verfs. Vorschlag nichts, sobald man mit ihm annimmt, dass der vorausgesetzte Lehrgang der Gymnasien nur für die Universität, und nicht fürs Leben überhaupt bildet.

5) Eine Beurtheilung des Hoffmannischen Aufsatzes, sowie der Schriften von Mützell, Heinsius und Hegemann hat Dr. Fr. Reiche in Brandenburgs cameralistischer Zeitung 1836 Nr. 20 f. gegeben, worin er Lorinsers Anklage unbedingt bestätigt und gegen die Genannten in Schutz nimmt. In pathetischer und verworrener Rede bringt er sehr possirliche Ansichten und Vorschläge für die Gymnasialverbesserung zu Tage, z. B. dass die höhere geistige Cultur der Moralität schade; dass das Erziehen kein Amt sein dürfe und die Fähigkeit dazu nicht erlernt werden könne; dass der Lehrer im Freien ambulando unterrichten müsse etc. etc.

6) *Lorinser und die Gelehrtenschulen*, ein Bericht über die Schriften von Lorinser, Hoffmann, Mützell, Heinsius und Froriep, in d. Blatt. f. lit. Unterhalt. 1836 Nr. 173—176. Der Verf. kommt zu dem Resultat, dass, da die fallende Gesundheit in den Gymnasien auch schon von den Behörden bemerkt worden sei, eine vernünftige Beschränkung des Unterrichts nicht verweigert werden dürfe. Da man nun die classischen Studien als die Grundbasis beibehalten müsse; so könne die Beschränkung nur in den schriftlichen Arbeiten, in der Mathematik und Philosophie und in der Herabstimmung der Forderungen an die Abiturienten (nach Preussens Beispiel) gewonnen werden. Uebrigens soll man alle Schüler, welche nicht studiren wollen, auf die Bürgerschulen verweisen, weil die Geschäftsbildung zwar nicht gerade die Kenntniss des classischen Alterthums ausschliesse, aber auch derselben nicht bedürfe, da sie ihre Forderungen auf das Bedürfniss beschränke.

7) *Zur Beleuchtung der Schrift des Hrn. M.R. Dr. Lorinser: „Zum Schutz der Gesundheit auf Schulen,“* von Dr. Fr. Kritz, k. Prof. am Gymn. in Erfurt. [Erfurt, Hennings und Hopf. 1836. 41 S. gr. 8. 6 gr.] Eine reine Widerlegungsschrift, deren Verf. die Lorinsersche Anklage Punkt für Punkt bestreitet und mit dialektischer Gewandtheit zeigt, dass dieselbe in ihren einzelnen Theilen übertrieben, unerwiesen, inconsequent, falsch oder doch auf falsche Voraussetzungen gegründet ist. Freilich würde die Schrift, obgleich sie die Frage aus dem von Anderen gewählten höheren Gesichtspunkte nicht betrachtet, ein weit grösseres Verdienst haben, wenn nicht Hr. Kr., gereizt durch die Voraussetzung, dass Lorinser eine hämische und böswillige Beleidigung des Schulstandes bezweckt habe, in einen heftigen und leidenschaftlichen Ton verfallen wäre. Der mit dem Schulwesen nicht ganz vertraute Leser kann leicht einen bösen Verdacht auf die gute Sache der

Schulen werfen, wenn er sieht, dass hier ein Schulmann nicht ruhig erörtert, sondern hitzig declamirt, und nicht bloss Beschuldigungen abweist, sondern selbst Beschuldigungen auf Lorinser häuft. Am meisten missfällt der Ausfall am Schlusse der Schrift: „Schuster, bleib bei deinem Leisten;" da Hr. Lorinser als Arzt und Regierungsbeamter allerdings ein Recht hatte, über den Gesundheitszustand der Schulen zu sprechen.

8) *Dr. C. J. Lorinsers Beschuldigung der Schulen, zur Steuer der Wahrheit und zur Beruhigung besorgter Eltern widerlegt* von Dr. Fr. Aug. Gotthold, Director des k. Friedrichskolleg. zu Königsberg. [Königsberg, Unzer. 1836. 52 S. gr. 8. 6 gr.] Da der Verf. nur zur Beruhigung der Eltern schreiben will, so bleibt er ebenfalls bei der blossen Widerlegung Lorinsers stehen, und begeht denselben Fehler, dass er zuviel declamirt und im Eifer hin und wieder Behauptungen aufstellt, deren Richtigkeit leicht angefochten werden kann. So taugt z. B. die Nachweisung, dass die Gymnasien vor 30—50 Jahren bereits ebensoviel, ja noch mehr Lehrgegenstände gehabt hätten als jetzt, sehr wenig [s. NJbb. XVI, 458 f.] und ist überdiess nur partiell wahr. s. Nr. 14 u. 28. Die Behauptung ferner, dass in allen preussischen Gymnasien gegenwärtig die einzelnen Classen nur 32 wöchentliche Lehrstunden gehabt hätten, wird durch die Jahresberichte vieler Programme und durch die vor kurzem in nicht wenig Gymnasien angeordnete Reduction bedeutend beschränkt und widerlegt. Die Vermuthung, dass Lorinser das Griechische aus den Gymnasien verdrängen wolle, lässt sich aus dessen Schrift nicht beweisen; und der Tadel, dass dessen, ganz allgemein gehaltener, Vorschlag zur Verringerung der Lehrgegenstände in strenger Consequenz endlich auf einen einzigen Lehrgegenstand zurückführen müsse, ist eben so übertrieben, als der Glaube, unsere Gymnasiasten seien eben so gesund als die Kinder der Handwerker und Tagelöhner. Es versteht sich übrigens, dass die von einem so erfahrenen Schulmanne verfasste Schrift neben den angedeuteten, nur durch übertriebenen Eifer entstandenen Irrthümern mehrere gute und praktische Bemerkungen über das Gymnasialwesen enthält. Von ihnen heben wir nur die am Ende der Schrift mitgetheilten allgemeinen Verbesserungsvorschläge aus. Der Verf. verlangt nämlich für die rechte Gestaltung der Gymnasien Einführung von Leibesübungen der Schüler, gesunde Auditoria, Beschränkung der Schülerzahl in den einzelnen Classen auf 40—50, feste Bestimmungen über Nichtaufnahme körperlich oder geistig unfreilich Knaben, Entfernung der untauglich Erscheinenden, Stellung der Lehrer im Interesse der Schule. Von diesen Vorschlägen haben freilich die drei vorletzten in der Ausführung ihre Schwierigkeiten, und der letzte wird immer zum grossen Theil ein frommer Wunsch bleiben *).

---

*) Zum Beweise, dass übrigens die Stellung der Lehrer im Interesse der Schule auf sehr verschiedenartige Weise versucht werden könne, führen wir hier noch die ganz neue Erscheinung an, dass in dem Kurfürsten-

9) *J. G. Hoffmann's Bemerkungen zum Schutze der Gesundheit auf Schulen beleuchtet* von Dr. F. A. Gotthold. [Königsberg, Unzer. 1836. 50 S. gr. 8. 6 gr.] Eine Widerlegung des Aufsatzes Nr. 4., welche der vorigen gleicht, und ebenfalls mit zu wenig Ruhe geschrieben ist.

10) *Der Streit der Pädagogen und Aerzte. Erwiderung auf die Schrift des Herrn Dir. Gotthold: „Lorinsers Beschuldigung der Schulen,"* von Dr. med. Jacoby. [Königsberg, Bon. 1836. 37 S. gr. 8. 6 gr.] Der Verf. hat die Ueberzeugung, dass die Umgestaltung unseres Schulwesens ein dringendes Bedürfniss sei, und sucht deswegen nicht nur die genannte Schrift Gottholds (sowie in einem Anhange auch die zweite, Nr. 9.) zu widerlegen, sondern fordert auch die Pädagogen und Aerzte auf, sich über den rechten Weg der Umgestaltung freundschaftlich zu verständigen. Er erkennt mit Gotthold an, dass die gewöhnliche Zahl der Lehr- und Arbeitsstunden in den Gymnasien bei zweckmässiger häuslicher Erziehung keinen Schaden bringe; meint aber, dass der Schaden dadurch entstehe, weil die häusliche Erziehung so oft nicht zweckmässig sei, und der Staat auch kein Mittel habe, das Bessere zu erzwingen. Darum soll von Seiten der Gymnasien durch Reduction des Unterrichtsumfangs und durch grössere Leibespflege auf die Weise geholfen werden, 1) dass der lateinische Unterricht erst in Quarta, der griechische und französische erst in Tertia beginne; 2) dass man in den obern Classen neben dem Sprachunterrichte für die Nichtstudirenden coordinirte Real- und Gewerbcurse eröffne und darin vorzugsweise Physik, Chemie, Mathematik und deren praktische Anwendung lehre; 3) dass man überall für Einführung methodischer Leibesübungen sorge.

11) *Bemerkungen über den Einfluss der jetzigen Gymnasialbildung auf den Gesundheitszustand* von Dr. med. Ebermaier in Cleve, in der Berlin. medicin. Zeitung 1836 Nr. 21. Ein sehr wichtiges ärztliches Gutachten, durch welches der Verf. aus seiner eigenen praktischen

thum Hessen nach der vor kurzem daselbst gehaltenen Directorenconferenz [vgl. NJbb. XVIII, 143.] zwei Ministerialrescripte an die dortigen Gymnasien erlassen worden sind, von denen das eine den Lehrern verbietet, Gymnasiasten, wofern es nicht nahe Verwandte sind, als Pensionaire in Logis, Kost und Aufsicht zu nehmen, „weil dies nicht mit der Stellung des Lehrers vereinbar scheine;" das andere aber denselben Lehrern das Ertheilen von Privatunterricht an Gymnasiasten untersagt, wofern derselbe nicht unentgeldlich zur blossen Nachhülfe der Schwachen gegeben werde. Die Veranlassung zu beiden Verordnungen lässt sich vielleicht aus einem Aufsatz in Zimmermanns Schulzeitung 1836 Nr. 160 errathen, wo sich Nachweisungen finden, dass in den Stadtschulen Hessens von den Lehrern mit dem Privatunterrichte viel Unfug getrieben und der öffentliche Unterricht nicht selten darüber vernachlässigt worden ist. Ob es indessen nicht besser sei, dergleichen gewissenlose Lehrer von ihren Aemtern zu entfernen, als überhaupt die ganze Sache zu verbieten, das kann hier nicht weiter erörtert werden. Wie übrigens der Lehrer als Staatsdiener im Staate zu stellen sei, darüber verdient Bretschneiders Aufsatz *über das Verhältniss des Beamtenstandes zur Monarchie* in Pölitzens Jahrbb. f. G. u. St. 1836 Hft. 10 S. 289—313 nachgelesen zu werden. Vgl. Bülau's Bemerkungen ebendaselbst Hft. 11 S. 490.

Erfahrung die Wahrheit oder doch die allgemeine Gültigkeit der Lorinserschen Anklage bestreitet. „In meinen Wirkungskreise müsste ich es doch auch erfahren haben, wenn die gewöhnlichen Anstrengungen körperlich und geistig gesunde Schüler wirklich und wesentlich benachtheiligten. Bei einer kritischen Beleuchtung der Fälle, in welchen erfahrungsmässig erst durch die Schulen Körper und Geist für immer zerrüttet sein sollen, möchte aber leicht ein ganz anderes Resultat herauskommen. Nach den Erfahrungen vieler Lehrer sind im Gegentheile die fleissigen und ausgezeichneten Schüler nicht gerade die schwächlichen, sondern sie bleiben auch körperlich frisch und gesund."

12) *Bemerkungen über den Einfluss der Verstandesbildung und geistigen Aufregung auf die Gesundheit*, von Amariah Brigham, M. D. *Mit Anmerkungen* von Rob. Macnish. *Aus dem Englischen übersetzt* von Dr. A. Hildebrand. [Berlin, Enslin. 1836. 123 S. gr. 8. 18 gr.] Diese ursprünglich von einem nordamerikanischen Arzte und Phrenologen geschriebene Schrift steht mit dem gegenwärtigen Schulstreite in keiner Berührung, wird aber für denselben dadurch wichtig, dass in ihr ein medicinischer Gegenstand besprochen ist, welcher ein wichtiges Moment bei dem Streite giebt. Daher ist auch die deutsche Uebersetzung dem M.R. Dr. Lorinser gewidmet. Der Verf. sucht übrigens durch Thatsachen und Erfahrungen zu beweisen, dass das zu frühe Erstreben der geistigen Ausbildung eine Tortur für den Körper wird, und Blödsinn, Wahnwitz oder Siechthum des Körpers hervorbringt. Die Abhandlung ist also zumeist gegen die Sucht, junge Genies zu erziehen, und überhaupt gegen die zu frühe und zu schnelle Geistesbildung der Jugend gerichtet. Vgl. Froriep's Forderungen NJbb. XVI, 473. Auf der andern Seite enthält sie eine Tabelle von ausgezeichneten Gelehrten alter und neuer Zeit, welche ein hohes Lebensalter erreichten, und will dadurch den factischen Beweis liefern, dass grosse geistige Thätigkeit an sich auf die Gesundheit und Lebensdauer nicht nachtheilig wirkt. Der übrige Inhalt der Schrift gehört bloss für Aerzte.

13) *Programm, durch welches zur öffentlichen Prüfung des k. Friedr.-Wilh.-Gymnasiums* (in Köln) *einladet* Dr. F. K. A. Grashof, Consist.R. und Director des Gymn. [Köln. 1836. 4.] Hr. Gr. spricht nur in den Schulnachrichten S. 23 f. im Allgemeinen über Lorinsers Anklage, und tadelt die Uebertreibungen in derselben. Doch giebt er für sie folgendes Zeugniss ab: „Der Inhalt der Lorinserschen Schrift ist bekannt, das Wesentliche davon vielfach gefühlt und zur Sprache gebracht, auch von mir in meinem Programm vom J. 1830: *Ueber künftige Reformen in den Lehr- und Lectionsplänen unserer Zeit*, nicht übersehen worden. Das Factum, welches der Klage zum Grunde liegt, lässt sich für unser Gymnasium nicht wegläugnen, und giebt sich in den obern Classen desselben, wie die Versäumnisslisten beweisen, auf eine sehr niederschlagende Weise kund. Es steht misslich um die Gesundheit eines grossen, fast des grössten Theiles dieser heranreifenden Jünglinge; ob misslicher als je, will ich nicht behaupten: die Anstalt wirkt

als Gymnasium erst seit 12 Jahren, und kann sich noch nicht auf eine längere Reihe von Erfahrungen stützen." Obschon nun Hr. Gr. dann diesen kränklichen Zustand mehr aus dem häuslichen Leben, als aus der Schule herleitet; so bleibt doch sein Zeugniss ein erschreckendes, wofern er nämlich die Farben nicht etwas zu stark aufgetragen und die Erscheinung mit zu trübem Auge angesehen hat. Uebrigens deutet er noch darauf hin, dass sich gegenwärtig, namentlich in kleinern Städten, die Vereinigung der Zwecke der höhern Bürgerschule mit denen des Gymnasiums immer mehr aufdränge, und deutet auf die Schwierigkeiten einer solchen Verbindung hin.

14) *Lorinser und Heinsius, oder Einiges über Leben und Lehren an den Preuss. Gymnasien und über die Folgen desselben für die Gesundheit der Schüler* von Dr. G. R. Groke. [Berlin, Heymann. 1836. 62 S. 8. 8 gr.] Der Verf. dieser Schrift ist ein eifriger Vertheidiger der Lorinserschen Meinung, und sucht sie noch allseitiger und consequenter durchzuführen. Der missliche Gesundheitszustand der Jugend stammt nach ihm zunächst aus den Zeitverhältnissen und der häuslichen Erziehung, weil man durch die Ernährungsweise der Kinder (Nahrungsstoff und Diät), durch das gesellige Leben (Tabacksrauchen, Bälle, Gesellschaften, Nachtschwärmereien), durch Verführung der Phantasie (Leihbibliotheken, Romane) und durch das Beeilen der geistigen Bildung (zu früher Eintritt ins Gymnasium und Aufbürden von Privatunterricht neben der Schule) die Gesundheit schwächt. Diese Nachtheile vermehrt die Schule eben so sehr durch viele Lehrstunden, durch zu langes Sitzen der Schüler und durch das Uebermaass der häuslichen Arbeiten, als durch die ungleichmässige Ausbildung der Fähigkeiten und durch die unzureichende sittliche Erziehung. Das sittliche Princip ist dem wissenschaftlichen überall zu sehr untergeordnet; es giebt keine Anstalt, wo man für das Gute erzieht; unsere Gymnasien sind mehr Unterrichts- als Erziehungsanstalten. Ueber alle diese Punkte sagt Hr. G. manches Wahre und Treffende, übertreibt aber viel ärger als Lorinser, malt überall ins Grässliche, verkennt oder verschweigt das mögliche und wirkliche Gute der einzelnen Punkte durchaus, und bürdet dem elterlichen Hause und den Schulen Verkehrtheiten auf, wofür ihm selbst einzelne Belege schwer werden sollten. Ref. dachte bei dem Lesen dieser Schrift und einiger andern unwillkürlich an den alten Vater Homer, der auch das Menschengeschlecht seiner Zeit schon um Vieles schwächlicher fand, als die frühere Zeit. Und doch besitzt das gegenwärtige Geschlecht noch immer eine ganz passable Körperkraft. Ausserdem declamirt Hr. G. gewaltig, und oft mit vielem Unverstand, z. B. da, wo er die bildende Kraft der lateinischen Sprache schlechter, als ein Laie, bestreitet und als Hauptbeweis gegen dieselbe anführt, dass die meisten Gymnasiasten nach vollendetem Universitätscursus beim Eintritt ins praktische Leben sich gewaltig linkisch anstellten und selbst einen kleinen Aufsatz nach vorgeschriebener Form nicht entwerfen könnten. Gut disputirt er in mehrern Punkten gegen Heinsius, und weist namentlich nach, dass die Beispiele vieler Lehrgegenstände aus einzelnen

Gymnasial-Lehrplänen früherer Zeit für die Gegenwart Nichts beweisen, weil die intensive Ausdehnung der Vergangenheit und Gegenwart verschieden ist, und weil die Aufzählungen in den alten Lehrplänen gewöhnlich nur grosse Namen für kleine Sachen sind. So könne ja auch gegenwärtig der Elementarlehrer viele Wissenschaften in seinem Lehrplane aufzählen, obgleich er von ihnen allen nur sehr wenig braucht. Sonderbarerweise findet übrigens Hr. G. die Vielheit der Lehrobjecte nicht anstössig, sondern vertheidigt sie durch den Spruch: Variatio delectat. s. Nr. 16. Jedoch weist er einige Lehrgegenstände aus dem Gymnasium weg und tadelt auch, dass Heinsius die dadurch erledigten Lehrstunden andern Lehrgegenständen zuwenden wollte. Der Gesammtwerth der Schrift für die Förderung der Streitpunkte ist übrigens sehr gering, besonders darum, weil der Verf. zwar Vieles tadelt, aber selten entsprechende Mittel zur Beseitigung vorschlägt.

15) *Ueber Hrn. Lorinsers Schrift: „Zum Schutz der Gesundheit auf Schulen." Ein Gutachten* von Dr. S. Imanuel, Direct. des Gymn. in Minden. [Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1836. 46 S. 8. 6 gr.] Der Verf. scheint durch Lorinsers Klagen ängstlich und schwankend geworden zu sein, und obschon er zuvörderst nachzuweisen sucht, dass jene Anklagen übertrieben, die Schule an der Kränklichkeit der Jugend schuldlos und die vorgeschlagenen Abhülfsmittel nur Palliativmittel seien; so will er doch zur unparteiischen Prüfung der Sache von den Aerzten und Gymnasialdirectoren gemeinschaftlich etwa 8 Jahre lang eine fortwährende genaue Beobachtung des Gesundheitszustandes sowohl der Gymnasiasten, als auch der übrigen Stände und Berufsarten angestellt wissen. In den Gymnasien möge der Sitz des Uebels mehr in den untern Classen, als in den obern zu suchen sein. Inzwischen schlägt er auch schon Reductionen im Lehrplan vor, die übrigens die obern Classen eben so gut betreffen als die untern. Im Lateinischen soll weniger geschrieben und vielmehr gelesen, der Unterricht in der Geographie beschränkt [s. Nr. 29.], das Zeichnen und Singen aus der Zahl der allgemeinen Unterrichtsgegenstände gestrichen, den Schülern, welche Hebräisch lernen, Dispensation von dem Französischen ertheilt werden. Nächstdem wünscht er noch die Erweckung allgemeiner Theilnahme an den gymnastischen Uebungen. Im Allgemeinen sieht man, dass der Verf. mit der Sache nicht recht ins Klare gekommen ist.

16) *Zur Vertheidigung der Gymnasien gegen die Beschuldigung und Anträge des Hrn. Reg. und Med.R. Dr. Lorinser*, von A. Benary, A. Krech und A. Seebeck, Oberlehrern am Cölln. Realgymnas. in Berlin. [Berlin, Jonas. 1836. 29 S. gr. 8. 6 gr.] Auch diese Schrift verwirft die Anklage des Gesundheitszustandes der Gymnasiasten, und findet den Hauptbeweis in den Absentenbüchern, nach welchen nur wenig Schüler die Lehrstunden wegen angefochtener Gesundheit versäumen. Der Beweis ist freilich an sich schon misslich [s. Nr. 13 und 22] und lässt auch die Frage unerörtert, ob nicht die Schüler, wenn sie auch während der Gymnasialzeit nicht auffallend krank sind, doch den Keim für künftige Kränklichkeit eingeimpft erhalten. Ferner

erklären die Verff., dass Zahl und Umfang der Lehrgegenstände und Lehrstunden nicht zu gross, auch die Trennung des humanistischen Unterrichts vom Realunterricht nicht nöthig, ja sogar, wenn die rechte ideelle Entwickelung des jugendlichen Geistes erstrebt werden soll, nachtheilig sei, und dass überhaupt zwar noch Manches an der Gymnasialeinrichtung getadelt werden könne, aber Nichts davon den Gesundheitszustand der Schüler bedrohe. Den zureichenden Beweis für die einzelnen Behauptungen hat Ref. wiederholt vermisst, und bedauert diess um so mehr, je leichter gerade Realgymnasien in den Verdacht eines überladenen Lehrplans verfallen, und je wünschenswerther also von den Lehrern solcher Anstalten eine auf Facta oder unumstössliche Vernunftgründe gebaute Widerlegung sein muss.

17) *Die wahre Gesundheit der Gymnasiasten, für und wider Herrn Dr. Lorinser*, von einem Preussischen Gymnasiallehrer, in der Berlin. evangel. Kirchenzeit. 1836. Nr. 45. Den Aufsatz kennt Ref. nur aus Anführungen Anderer, sieht aber daraus, dass der Verf. manches Treffende gesagt haben mag, dass er namentlich das Maass der Privatstudien zu bestimmen sucht, und dass er einen Hauptnachtheil für die Gesundheit der Jugend in dem Lesen von aufregenden und die Phantasie entzündenden Schriften und in den Zerstreuungen und Vergnügungen ausser der Schule findet. Zwei andere Schriften kennt Ref. nur dem Titel nach, nämlich:

18) *Freimüthige Gedanken über eine zweckmässige Umgestaltung der Gymnasien* von dem Gymnasiallehrer L. V. Jüngst. [Bielefeld, Velhagen und Klasing 1836. $4\frac{3}{4}$ Bgn. 8. 9 gr.] und

19) *Gutachten über die Schrift des MR. Dr. Lorinser: „Zum Schutz der Gesundheit auf Schulen,“* von Dr. H. W. Thienemann, Prof. und Inspector am Waisenh. in Züllichau. [Züllichau. (Berlin, Burmeister und Stange.) 1836. $1\frac{1}{2}$ Bgn. gr. 8. 3 gr.]

20) *Mens sana in corpore sano. Ein freimüthiges Wort über die Schrift des MR. Dr. Lorinser* etc., *den erleuchteten Behörden und Pflegern des gesammten Schul- und Erziehungswesens im Preuss. Vaterlande gewidmet* von C. W. G. Marquard, Prediger und Lehrer am Waisenh. in Züllichau. [Züllichau. (Berlin, Mittler.) 1836. 24 S. gr. 8. 4 gr.] Der Verf. ist früher Soldat gewesen, und behandelt von dem ganzen Streite eigentlich nur einen Punkt selbstständig, nämlich die Körperpflege. Er will mit den gymnastischen Uebungen militairische Exercitien verbunden wissen und sucht die Nützlichkeit derselben aus seinem Militairdienste zu beweisen. Vgl. NJbb. XVII, 445. Beiläufig wird auch die gute physische Erziehung des Pädagogiums in Züllichau gerühmt.

21) *Die Schulfrage der gegenwärtigen Zeit. Ein Dialog.* [Berlin, Logier. 1836. 60 S. 8. 6 gr.] Unter den Widerlegungsschriften Lorinsers nimmt die gegenwärtige einen ganz vorzüglichen Platz ein, und überragt durch interessante Auffassung und wahrhaft praktische Erörterung der Sache die meisten übrigen. Der Verfasser hat den glücklichen Einfall, die Streitfrage von einem Rentbeamten, einem Uni-

versitätsprofessor, einem Gymnasiallehrer und einem Geistlichen verhandeln zu lassen, von denen jeder im Interesse und nach den Ansichten seines Standes für oder gegen die Sache spricht. Auf diese Weise wird der Gegenstand nicht nur vom Standpunkte des idealen, sondern auch von dem des praktischen Lebens aus erörtert, und überhaupt so natürlich, klar und populär besprochen, dass diese Schrift gewiss am geeignetsten ist, dem Laien das rechte Verständniss der vorgebrachten Klagen zu eröffnen. Die Hauptideen der Schrift sind folgende. Wenn man den sonstigen und jetzigen Zustand der Gymnasien vergleicht, so sieht man leicht, dass gegenwärtig für das physische Wohl der Schüler weit mehr und weit vernünftiger gesorgt ist; und doch fürchtet man jetzt für dasselbe, obschon man weiss, dass die ehemaligen Schüler gesund und frisch aus dem Gymnasium wieder herausgekommen sind. Man spricht von geistiger Ueberspannung der Schüler, und hat doch den allbekannten Erfahrungssatz gegen sich, dass die Jugend Mittel genug kennt, es sich leicht zu machen, und dass es überhaupt in der Knabennatur liegt, auch in den wichtigsten und interessantesten Lehrstunden nicht anhaltend Achtung zu geben. Unsere Zeit kann nicht zärtlich genug gegen die Jugend sein, und ist es oft auf Unkosten und mit Beeinträchtigung der Lehrer, darum, weil die Pietät gegen die Schule verschwunden ist und man überall meistern und einreissen will. Lorinser ist mit seiner Klage nur der Repräsentant Vieler, welche übereilt und ohne gehörige Kenntniss sich in Sachen mischen, die nicht ihres Amtes sind, und von Einzelheiten gleich übertriebene Schlüsse aufs Ganze machen. Unsere Jugend hat sich 1813 recht kräftig gezeigt, und kann doch in den nächsten 20 Jahren nicht so jammervoll verkommen sein, wie man annimmt. Von jeher sind einzelne Gymnasiasten in den Schulen gestorben, weil sie den Keim des Todes mitbrachten, und schwächliche Kinder nicht zum Studiren zu bestimmen ist Pflicht der Eltern. Die 16—20jährigen Jünglinge der Städte haben im Gegensatz zur Landjugend immer blass und hohlwangig ausgesehen, sind aber doch, wenn die Zeit des Wachsthums vorüber war, kräftige Männer geworden. Das Verkommen Einzelner auf den Gymnasien hängt nicht von den Studien, sondern von körperlichen Bedingungen oder von Ausschweifungen ab. Dass unsere Gymnasiasten beim Eintritt ins Staatsleben oft grosse Ungeschicktheit zeigen sollen, ist noch nicht bewiesen, und fiele weniger den Gymnasien als den Universitäten zur Last. Allerdings haben unsere Gymnasien das Ideal der Jugendbildung noch lange nicht erreicht, aber doch allseitig, rege und mit glücklichem Erfolg darnach gestrebt. In ihnen noch Mängel zu finden, ist nicht schwer, oft aber sehr schwer, wirksame Abhülfe dafür nachzuweisen. Könnten Staatscontrole, Verordnungen und Reglements die Sache allein abmachen: gewiss wäre sie schon sehr weit gediehen. So aber hängt die Hauptsache von der wahren Tüchtigkeit der Lehrer ab (welche der Verf. recht gut zu schildern weiss); und diese kann der Staat wohl fördern, aber nicht schaffen und befehlen. Verminderung der Lehrstunden kann bei den gegen-

wärtigen Forderungen an die Gymnasiasten nach einer allgemeinen Norm und durch Verordnungen nicht gut möglich gemacht werden; wohl aber vermag der tüchtige Lehrer unter günstigen Umständen und bei einer auf vernünftige Weise nachgelassenen Freiheit des Handelns öfters in weniger Stunden das Resultat der grösseren Stundenzahl zu erreichen, und dann auch einen freiern Spielraum für die Selbstthätigkeit oder geringere Anforderungen an das Privatstudium zu erstreben. [Diese sehr wahre Bemerkung hat der Verf. nur leider nicht genug ausgeführt und die Nachweisung des etwa einzuschlagenden Weges unterlassen.] Eben so hängt die grössere Oekonomie im Lehrstoff zumeist vom Lehrer ab, doch kann man hier auch Einzelnes durch allgemeine Anordnungen erstreben, Manches von den Realien beiläufig lehren lassen, Anderes, wie Alterthümer in besondern Lehrstunden, philosophische Propädeutik, Hebräisch und Geschichte der deutschen Literatur ganz aus den Lehrplänen streichen. Das Studium der griechischen Sprache und der alten classischen Sprachen überhaupt wird trefflich vertheidigt, und gezeigt, dass und warum die neuern Sprachen und Literaturen den Bildungsstoff jener nicht ersetzen. Schlagend wird dabei die gewöhnliche Frage der groben Materialisten: „wozu braucht mein Sohn Lateinisch und Griechisch?“ durch die auf die vielgeforderten Realschulen angewendete Analogie abgewiesen, dass der Material- und Schnittwaarenhändler, der Tischler, Schneider, Schuhmacher u. s. w. in gleichem Verhältniss eben so wenig Französisch, Naturkunde und Chemie braucht, und dass selbst der Droguist, Fabrikherr u. s. w. mit der Kenntniss, welche die Schule von diesen Dingen gewähren kann, Nichts anfängt und nur ein Stümper oder ein eitler Thor bleibt. Dies führt dann noch zu der richtigen Bemerkung, dass das stete Geschrei nach einer möglichst grossen und frühen Trennung des Unterrichts für bestimmte praktische Zwecke etwas Verkehrtes sei, weil einerseits das Kind im zarten Alter für ein gewisses Geschäft und also auch für eine gewisse individuelle Bildung noch nicht sicher bestimmt werden könne, weil überdiess auch das richtige Gefühl die meisten Eltern bestimme, ihre Kinder lieber in diejenige Anstalt zu schicken, wo für die allgemeine Entwickelung der geistigen Kräfte das weiteste Feld geöffnet ist, und weil endlich das immer grössere Zerreissen der Bildungsanstalten auch die socialen Bande der bürgerlichen Gesellschaft immer mehr zerreisse und Kastengeist befördere. Zur Beseitigung solcher Uebelstände soll das Gymnasium seinen Unterricht so einrichten und führen, dass es aus einer allgemeinen Unterrichtsanstalt nur allmälig und erst in den obersten Classen zu einer Bildungsanstalt für die Universität oder für diejenigen Lebenszweige werde, die eine im höheren Grade entwickelte Ausbildung in Anspruch nehmen.

22) *Ueber einen neuen Entdeckungsversuch in der Pädagogik.* Abhandlung in dem Programm des Gymnasiums in Stralsund, von dem Director Dr. *E. Nizze.* [Stralsund, Löfflersche Buchh. 1836. 22 S. 4. 6 gr.] Der Verf. dieser Schrift will die Lorinsersche Anklage als durchaus un-

begründet abweisen, und bemüht sich seine Gründe überall auf Erfahrungen und Thatsachen zu basiren. Dadurch aber gewährt er denselben zwar scheinbar eine grosse Beweiskraft, hebt aber zugleich dieselbe wiederholt durch falsche oder übertriebene Folgerungen auf. Gegen den schlimmen Gesundheitszustand der Gymnasiasten führt er neben den Zeugnissen von Froriep und Ebermaier aus eigener 25jähriger Erfahrung an, dass auf dem Stralsunder Gymnasium die Zahl kränklicher Schüler allerdings zu verschiedenen Zeiten bald grösser, bald kleiner gewesen sei, dieser Wechsel sich aber so verhalte, wie der noch öftere vorkommende Wechsel einer grösseren oder kleineren Zahl gutbefähigter Köpfe. Uebrigens habe er im Laufe der Zeit weder eine Vergrösserung der Krankenzahl, noch eine Beeinträchtigung der jugendlichen Frische und Munterkeit bemerken können. Auffallend sei blos die häufige Kurzsichtigkeit der Schüler, doch habe sich diese auch nicht vermehrt, und möge bei andern städtischen Jünglingen eben so häufig sein; nur dass sie im Gymnasium mehr bemerkt werde. Die zu grosse Vielheit der Lehrstunden und Lehrgegenstände sollen Beispiele aus früheren Lehrplänen abweisen, die den von Heinsius, Gotthold, Mützell u. A. angeführten gleich sind. Allein diese von preussischen und norddeutschen Gymnasien entnommenen Beispiele beweisen überhaupt nichts gegen Lorinser, da sich dieser auf die sächsischen und süddeutschen Schulen berufen hat, und lassen auch die Frage offen, ob nicht schon früherhin die Vielheit der Lehrgegenstände geschadet habe. Wenn übrigens Hr. N. am Ende gar noch darthun will, dass auch der intensive Umfang der Lehrgegenstände von sonst und jetzt gleich sei; so wollen wir ihn statt aller Widerlegung nur auf die von Heinsius angeführten Themen zu deutschen Aufsätzen verweisen, welche in den Berliner Gymnasien vor 50 Jahren und jetzt aufgegeben worden sind. Der Unterschied zwischen den damaligen und jetzigen Forderungen an die intellectuelle Kraft der Primaner verhält sich jenen Themen nach fast wie der Unterschied zwischen Tertia und Prima. Brauchbar sind wieder die Mittheilungen aus 10jährigen Abiturientenlisten, nach denen fleissige Schüler fast immer gesund vom Gymnasium gegangen, die Krankentlassenen übrigens sich die Krankheit nicht in der Schule geholt haben. Gegen Reductionen des Unterrichtsumfanges protestirt Hr. N., und findet die gegenwärtige Ausdehnung der Lehrobjecte nicht übertrieben. Auch hier konnten ihn übrigens die Jahresberichte vieler Gymnasien belehren, dass jene Ausdehnung doch nicht selten grösser ist, als er annimmt, und dass namentlich in der von ihm so warm vertheidigten Mathematik gar häufig übertrieben worden sein mag. Allerdings gewähren die Jahresberichte über abgehandelte Lehrgegenstände keinen sichern Schluss; allein wo der Lehrer recht grosse Namen und abstracte Benennungen der abgehandelten Gegenstände anführt oder recht kleine Pensen fertig gebracht hat, da mag es doch nicht allemal mit dem rechten Maasse so sicher stehen. Nachdem übrigens der Verf. Lorinsers Anklage und Vorschläge abgewiesen hat, fordert er selbst die Beseitigung von vier Mängeln,

an welchen die Gymnasien leiden. Davon sind die Beseitigung der philosophischen Propädeutik, als eines entbehrlichen (s. Bernhardi über die Organisation der gelehrten Schulen S. 259 ff.) und in das Gebiet der Universität hinübergreifenden Lehrobjects, und die Einführung regelmässiger Leibesübungen auch schon von Andern besprochen worden. Ferner findet er mit Hoffmann den Umstand anstössig, dass so viele Gymnasiasten, welche nicht studiren wollen, die untern und mittlern Classen überfüllen, und möchte sie in neuzuerrichtende Realschulen verwiesen wissen. Weil übrigens dazu häufig die Mittel fehlen möchten, und auch nach seiner Berechnung von den bestehenden preuss. Gymnasien keine entbehrlich sind, um in Realschulen umgewandelt werden zu können [s. Nr. 4.], so sollen wenigstens an allen Gymnasien, welche mehr als 200 Schüler zählen, besondere Realsectionen eingerichtet werden. Der vierte Tadel endlich geht gegen die strenge Beaufsichtigung des sogenannten Privatfleisses und der Privatlectüre der Schüler, welche nicht nur die sanguinischen Hoffnungen davon nicht erfülle, sondern auch die freie Thätigkeit des Schülers hemme, das mechanische Arbeiten und Anlegen von nutzlosen Notizenheften befördere, dem Schüler die Lust zu eigenen Arbeiten raube, auf geistige Abstumpfung hinwirke u. dergl. m. Und gewiss darf man die ängstlich controlirte und in allerlei Reglements eingespannte büreaukratische Beaufsichtigung, welche der Verf. sich denkt und welche allerdings auf einigen Gymnasien vorgekommen zu sein scheint, jedenfalls verkehrt nennen: denn wenn sich auch der Schüler von ihr nicht grade überspannen und abstumpfen lassen sollte, so wird sie ihm doch die Freude der Selbstthätigkeit schmälern, durch unedle Rivalität die Gründlichkeit und Selbstständigkeit der Privatstudien beeinträchtigen und zu Täuschungsversuchen verleiten. Allein jene Verkehrtheit beweist höchstens, dass der Lehrer jene Aufsicht nicht in mechanischer Weise oder gar nach einer strengen Dienstinstruction führen darf, sondern dass hier nur der eigene redliche und gewissenhafte Wille und der rechte Lehrertact die alleinigen oder doch die Hauptführer sein müssen. Wenn der Lehrer seinen Schülern bei passenden Gelegenheiten den Kreis der Schriften und wissenschaftlichen Gegenstände, welche ihren Kräften und ihrer Individualität im Allgemeinen und Einzelnen am angemessensten sind, klar und deutlich nachweist; wenn er sie aufmerksam macht, wie man seine Privatstudien am zweckmässigsten einrichtet und mit den öffentlichen Arbeiten in Verbindung bringt; wenn er nicht das Maass des zu Leistenden bestimmt, sondern nur darauf hinweist, wie viel man bei redlichem Willen und richtiger Eintheilung der Zeit leisten kann, zugleich auch nicht in dem Vielen, sondern in dem Gründlichen und Selbstständigen den Werth des Geleisteten findet; wenn er erklärt, dass die öffentlichen Lehrstunden nicht alles zur Bildung des Schülers Nöthige gewähren, sondern dass eigene Studien ein wesentliches Erforderniss sind; wenn er ihnen begreiflich macht, dass die frische Körperkraft das beste Förderungsmittel der geistigen Thätigkeit ist, und dass man jene Kraft eben so durch Ver-

nachlässigung der rechten Pflege als durch zu grosse Hinneigung zum Sinnlichen und zur Trägheit untergräbt; wenn er dann gelegentlich nachfragt, was jeder Schüler zu seinem Privatstudium gewählt hat, um, wenn es ein ihm nicht recht bekannter Gegenstand wäre, sich selbst in demselben specieller umsehen zu können, oder wenn er die Wahl nicht zweckmässig findet, durch freundlichen Rath zum Bessern zu führen; wenn er ferner beim Nachfragen über das Geleistete den Aufwand einer grösseren Zeit nicht scheut, um durch Eingehen in das Speciellere des Gegenstandes zu erfahren, ob der Schüler denselben ordentlich betrieben hat, und um sich vor Täuschungen zu sichern; wenn er, sobald der Einzelne in dem Umfange des Geleisteten seinen Erwartungen nicht entspricht, die vorgeblichen Hindernisse mit freundlichem Ernst anhört und sie an seiner übrigen Kenntniss von dem Wesen und Treiben des Schülers prüft; wenn er endlich auch alles Uebermaass des Geleisteten nicht lobt, sondern tadelt, und noch andere etwa nöthige Mittel für Beförderung oder Beschränkung zu gebrauchen weiss: dann wird er gewiss auf das Privatstudium nicht nachtheilig einwirken, und doch auch die strengste Controle geführt haben.

23) *Beitrag zu den Streitfragen über die jetzige Gymnasialbildung, neuangeregt von* Dr. *Lorinser in der Schrift: „Ueber den Schutz der Gesundheit auf Gymnasien.“* [Leipzig, Nauck. 1836. 24 S. gr. 8. 4 gr.] Die kleine Schrift ist in besonderer Rücksicht auf die Berichte von Bach und von dem Ref. in NJbb. XVI, 448 ff. geschrieben, und bestreitet nicht nur Lorinsers Anklage, sondern auch Einiges von dem dort Vorgetragenen, ohne jedoch die ganze Sache mit rechter Gründlichkeit aufzufassen. Gegen Lorinser wird mit den gewöhnlichen Gründen gekämpft und hinsichtlich der Gesundheit der Einfluss des elterlichen Hauses hervorgehoben. Gegen die Vielheit des Unterrichts soll durch Zurückführung der wöchentlichen Lehrstunden auf 32 gewirkt werden. Die vorhandenen Lehrgegenstände will der Verf. beibehalten wissen, vertheidigt auch (ziemlich oberflächlich) noch besonders das Französische, das Hebräische, die Naturwissenschaften und die Mathematik, und die philosophische Propädeutik, bemerkt aber Einiges gegen zu grosse intensive Ausdehnung. Endlich werden die von Niemeyer, Froriep und dem Ref. angefochtenen Abiturientenprüfungen kurz vertheidigt, und ausführlich die gymnastischen Uebungen und deren Einrichtung in Schutz genommen. Doch hat der Verf. in dem letztern Punkte nur die Nützlichkeit gymnastischer Uebungen besprochen, aber weder die Schwierigkeit der Einführung noch die etwa drohenden Nachtheile gehörig in Betracht gezogen. Wenn man in preussischen Schulprogrammen die oft wiederkehrende Bemerkung liest, dass die seit ein paar Jahren wieder eingeführten gymnastischen Uebungen überhaupt wenig Theilnahme fanden und dass ausserdem diese Theilnahme sich schnell verringerte; so begreift man leicht, dass in der Richtung der Zeit ein wesentliches Hinderniss derselben vorhanden sein muss, und dass allgemeine Verbreitung ohne strengen Zwang der Staatsbehörden nicht so schnell zu erwarten steht. Der Zwang aber dürfte aus

mancherlei Gründen nicht eben anzurathen sein. Dass die alten Griechen bei der Bildung der männlichen Jugend die Gymnastik liebten und forderten, dazu lag der Haupthebel in der höheren Schätzung der Körperkraft, in der volksthümlichen Neigung für öffentliche Körperkämpfe, in der allgemeinen Bestimmung für den Kriegsdienst u. s. w. Alle diese Richtungen aber sind bei uns entweder gar nicht, oder in weit geringerem Grade vorhanden. Im Gegentheil verlangt man in den höheren Ständen, wohin die Studirenden gehören, nur etwa diejenige Ausbildung des Körpers, welche für den Tanz und für feine Gesellschaften gebraucht wird. Ja die herrschende Weichlichkeit und Schwächlichkeit scheut körperliche Anstrengungen, und die unnatürliche Zärtlichkeit der Eltern sieht in der Gymnastik schnell Gefahr für ihre Kinder. Nächstdem sehen unsere Turnübungen für den Laien leicht entweder als kindische Spiele, oder als gefährliche Bocksspringereien aus, und es gnügt nicht, mit dem Verf. der obigen Schrift ihre Gefahrlosigkeit zu preisen, sondern dahin zu wirken, dass unsere herangewachsenen Primaner die kleineren Uebungen nicht für unwürdig und kindisch ansehen, und die Väter in den schwierigern Uebungen nicht gesundheitgefährdende und dabei doch brotlose Künste erkennen. Neben den Eltern sind auch nicht wenig Lehrer gegen die Turnübungen eingenommen, weil sie wohl wissen, dass, gleichwie bei den Griechen die Gymnastik ein wesentliches Förderungsmittel der Päderastie war, bei uns die Turner leicht zu rohen und ungezogenen Burschen, oder für geistige Anstrengung träg und schlaff werden. Ref. erwähnt diese Bedenklichkeiten, welche sich leicht noch vermehren liessen, nicht aus persönlicher Abneigung gegen die Gymnastik, sondern um wiederholt [s. NJbb. XVI, 483.] darauf hinzuweisen, dass man mit ihrer Einführung etwas behutsamer verfahren muss, wenn sie allgemeinen Anklang finden soll, und dass die Vertheidiger derselben vor Allem darauf zu sinnen haben, wie der Widerwille und die Furcht vor ihr auf die leichteste Weise beseitigt werden können. Vielleicht ist es räthlich, diese Uebungen nicht mit den herangewachsenen, sondern mit den kleinern Schülern, welche leichteren Gefallen daran finden, zu beginnen, und in diesen allmälig das Bedürfniss zu erwecken, dass sie späterhin auch in den obern Classen dieselben nicht entbehren mögen. Dass früherhin, nach den Kriegsjahren, das Turnen so viel Anklang fand, beweist nichts für die Gegenwart, weil damals die durch den Krieg herbeigeführte Aufregung noch nachwirkte und die Nothwendigkeit der körperlichen Kraft und Gewandtheit noch im frischen Andenken war, gegenwärtig aber dieser Hebel wieder verschwunden ist.

24) *Die Organisation der Gymnasien nach Lorinsers Ansichten.* Von Dr. Bernh. Thiersch, Director des Gymn. zu Dortmund. [Dortmund, Krieger. 1836. 70 S. 8. 8 gr.] Der Verf. hat den Weg eingeschlagen, vor der eigenen Erörterung des Gegenstandes auf 35 Seiten aus den Schriften und Aufsätzen von Mützell, Heinsius, Hegemann, Müller, Froriep, Hoffmann, August, Köpke, Niemeyer, Reiche, Bach, Jahn und Groke die wesentlichsten Erörterungspunkte zusammen-

zustellen, und dieselben entweder weiter zu bestätigen oder zu bestreiten. Dadurch gewährt er eine bequeme Uebersicht des Streits und macht auch Manches in Voraus ab, was dann der weiteren Erörterung nicht mehr bedarf. Vollständig sind seine Auszüge natürlich nicht, sondern betreffen nur die Punkte, welche zur allgemeinen Uebersicht und für den Zweck nöthig schienen, die Lorinsersche Anklage in ihrer Uebertreibung zwar nicht gut zu heissen, aber doch eine mehrfache Umgestaltung der Gymnasien nöthig zu finden. Dass er übrigens nicht überall ganz treu berichtet, müssen wir wegen des in unseren Jbb. erschienenen Aufsatzes von dem Hrn. Dir. Bach bemerken. Diesem bürdet er nämlich auf, dass er für die oberste Classe 31 Lehrstunden verlange, aber dieselben durch die nicht aufgeführte Logik und hebr. Sprache stillschweigend auf 35 steigere: da doch Hr. Bach weder Logik noch Hebräisch im Gymnasium gelehrt wissen will. Weil übrigens Hr. Th. die Ansicht hat, dass der gegenwärtige Lehr- und Erziehungsgang der Gymnasien allerdings die Gesundheit der Schüler in der oder jener Hinsicht bedrohen kann; so hebt er aus jenen Schriften namentlich die Vorschläge aus, welche auf höhere Beachtung der Körperpflege und auf Vereinfachung des Lehrplans hinauslaufen, und begleitet dieselben wiederholt mit beachtenswerthen pädagogischen und diätetischen Bemerkungen. Zur Erweiterung jener Erörterungen bespricht er dann selbst noch die häufig bemerkte Augenschwäche der Jugend vom diätetischen Gesichtspunkt aus, theilt dieselbe in Kurzsichtigkeit, Schwachsichtigkeit und Mattsichtigkeit, und weist nach, welche Mittel Schüler und Schule gegen diese Uebel anwenden können. Desgleichen empfiehlt er gymnastische Uebungen und Körperpflege, und bestimmt die Gymnastik recht vernünftig dahin, dass sie nicht sowohl ein strenges Turnen wird, sondern mehr den gewöhnlichen Körperübungen der Jugend gleicht und daher auch auf dem Schulhofe in den Zwischenstunden geübt werden kann. Nur giebt er ihr auch eine Ausdehnung, die der Aufmerksamkeit und Regsamkeit in den Lehrstunden leicht gefährlich werden dürfte. Er will nämlich die Zeit des Unterrichts so vertheilt wissen, dass jede Lehrstunde nur $\frac{3}{4}$ Stunden währe und zwischen dieselben am Vormittag erst eine halbe und dann wieder eine Viertelstunde, am Nachmittag wieder eine halbe Stunde falle, welche die Schüler zu körperlichen Uebungen auf dem Schulhofe verwenden sollen. Nächstdem wünscht er, dass Lehrer und Schüler beisammen leben, damit die erstern den regelmässigen Lebensgang der letzteren besser leiten können. Damit endlich das Gymnasium für jede Classe nur 32 wöchentliche Lehrstunden brauche, und doch auch die gegenwärtigen Lehrobjecte in dem gewöhnlichen Umfange beibehalten könne; so schlägt er zuletzt noch eine neue Vertheilung des Lehrmaterials vor, welche das Empfehlende hat, dass die einzelnen Lehrobjecte nicht so sehr, wie jetzt, neben einander, sondern mehr hinter einander erscheinen, d. h. dass manche Dinge in den untern Classen in grösserer Ausdehnung betrieben und so schon hier ziemlich abgemacht, andere dagegen für die

obern Classen aufgespart werden. Die Art, wie Hr. Thiersch die Vertheilung vorgenommen hat, kann Ref. nach seiner Ansicht nicht gut heissen, weil sie nur neue Uebel an die Stelle der alten zu setzen und der unmässigen Ausdehnung des Lehrstoffs noch grössere Gelegenheit zu bieten scheint; die Idee selbst aber ist gewiss sehr gut und ihre zweckmässige Realisirung höchst wünschenswerth. Darum verdient auch der von dem Verf. gemachte Versuch der Ausführung die Beachtung und weitere Prüfung der Schulmänner. — Nachdem Ref. aber den Hauptinhalt der Schrift kurz angegeben hat, so bleibt noch die Bemerkung nachzutragen, dass der Verf. in dem einleitenden Berichte über die obengenannten Schriften auch einige Vorschläge jener Gelehrten bestritten hat. Besonders nimmt er gegen Froriep, Niemeyer und Jahn die Abiturientenprüfungen in Schutz und sucht sie als ein wesentliches Bedürfniss der Schule geltend zu machen. vgl. Nr. 23. Weil nun diese Prüfungen in dem gegenwärtigen Streite ein Hauptpunkt der Erörterung geworden sind; so sieht sich Ref. veranlasst, über dieselben noch folgende Andeutungen mitzutheilen. Die Abiturientenexamina lassen sich aus zwei Gesichtspunkten, aus dem des Staats und dem der Schule, betrachten, und sind für den ersteren eine nothwendige Forderung, für die Schule aber ein ausser ihrem Wesen liegender Act, der allerdings Lehrer und Schüler zur Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue nöthigen soll, aber übrigens auf das wissenschaftliche Treiben beider keinen weiteren Einfluss üben darf. Der Staat hat das Recht vorzuschreiben, was seine künftigen Beamten im Gymnasium gelernt haben sollen, und hat auch die Pflicht darüber zu wachen, dass die Schule jene Forderungen weder überschreite, noch hinter denselben zurückbleibe. Weil sich nun die Erfüllung der Forderungen zum grossen Theil nur an den materiellen Kenntnissen der Schüler erkennen lässt, so müssen die Prüfungsreglements allerdings auch ein allgemeines Maass jener Kenntnisse feststellen, und dasselbe sogar für die einzelnen Wissenschaften bestimmen. Für den Gymnasiallehrer aber ist nicht die im Prüfungsdecret vorgeschriebene Masse von materiellen Kenntnissen das Ziel seines Strebens, sondern die Erreichung der intellectuellen geistigen Ausbildung, welche zum Uebergange auf die Universität nöthig ist. Er muss nämlich wissen, dass jene intellectuelle Reife nicht erlangt wird, wenn man blos die vorgeschriebene Kenntnissmasse erstrebt, sondern dass nur die klare und selbstständige Erkenntniss und Auffassung des materiellen Wissens und die Vereinigung der Kenntnisse aus den einzelnen Wissenschaften zum harmonischen Ganzen die rechte geistige Bildung gewährt, welche sich dann nicht sowohl durch den grossen Umfang des Wissens in allen Fächern, sondern durch die mehr oder minder klare und selbstständige Reproduction des Erlernten ausprägt und darstellt. Desgleichen kann ihm nicht verborgen sein, dass die nöthige intellectuelle Reife auch erlangt werden kann, ohne dass der Schüler gerade in jedem einzelnen Lehrfach das im Prüfungsdecret geforderte äussere Maass von Kenntnissen hat. Die Beachtung dieser beiden Punkte bringt für ihn die Pflicht, dass er sich

aus dem Prüfungsreglement allerdings abstrahire, wie hoch die intellectuelle Ausbildung seines Schülers sein müsse, nicht aber dieselbe nach der extensiven Kenntniss in jedem Wissenszweige messe, und also auch nicht darnach strebe, in den einzelnen Lehrobjecten nur das Maass der Kenntnisse, welches in der Prüfungsverordnung steht, zu erfüllen oder gar zu überbieten. Dies wird ihn ferner bestimmen, beim Unterricht immer nur nach klarer Erkenntniss zu streben, und nicht bekümmert zu sein, wenn er nicht bei jedem Schüler den verlangten äusseren Umfang von Kenntnissen in der betheiligten Wissenschaft herbeiführen kann. Desgleichen wird es ihn antreiben, den Gegenstand, welchen er lehrt, nicht als isolirten Wissenszweig, sondern nur als Theil des Ganzen anzusehen, und die geistige Fertigkeit, welche sein Lehrgegenstand bringt, mit dem, was durch die andern Lehrobjecte erreicht wird, in möglichst harmonischen Einklang zu bringen, so wie den Schüler stets darauf hinzuweisen, dass nur die klare und lebendige Erkenntniss, nicht aber die Menge des Materials, welche er in seinem Kopfe hat, das Wesen seines Wissens ausmacht. Streben nun alle Lehrer nach diesem gemeinsamen Ziele; so sind sie schon vor dem Abiturientenexamen zu der klaren Erkenntniss gelangt, welchen Grad wissenschaftlicher Reife jeder einzelne Prüfling gewonnen habe. Das Examen wird daher für sie nur das Mittel, dem anwesenden kön. Commissarius zu beweisen, wie weit der zu prüfende Schüler reif ist oder nicht, und gleicht der Revision bei einem Steuerbeamten, welche nur die Richtigkeit der Rechnung und Casse erforscht. Diess wird auf den Gang des Examens den wohlthätigen Einfluss üben, dass die Lehrer dem Schüler vorzugsweise Gelegenheit geben, die Klarheit und Lebendigkeit seiner Kenntnisse darzulegen, und nur nebenbei in einzelnen Fällen zu beweisen, wie auch der äussere Umfang jener Kenntnisse nicht gerade fehlt. Mit einem Wort, man wird sich angelegen sein lassen, statt der materiellen Tüchtigkeit des Schülers vielmehr die formelle herauszustellen, weil man die Ueberzeugung hat, dass sie im Gymnasium das Höhere der Bildung ist und mehr den guten Stand der Schule beweist. Verfahren nun die Lehrer beim Examen in solcher Weise, so nützt es dem faulen und unwissenden Schüler natürlich nichts, wenn er im letzten halben Jahre eine Masse todten Wissens eingebüffelt hat, weil ihm sein Examinator entweder keine Gelegenheit giebt, diese Masse auszupacken, oder durch weiteres Fragen sofort das Gehaltlose der Masse zeigt. Sieht nun der Schüler, dass er mit blosser Masse von Kenntnissen im Examen nichts anfängt, ja dass derjenige Schüler, welcher vielleicht einen geringeren Vorrath von materiellen Kenntnissen besitzt, viel leichter durch das Examen kommt; so wird er von selber aufhören nach blosser Masse zu streben, ohne darum in den entgegengesetzten Fehler verfallen zu können, weil natürlich ohne materielle Kenntniss auch die formelle Reife nicht erlangt wird. Wenn man neuerdings so viel geklagt hat, dass die Gymnasiasten ihre Studien zu sehr aufs Examen berechnen und namentlich das letzte Halbjahr speciell auf die Vorbereitung zu demselben

verwenden; so tragen gewiss daran die Examinatoren eine grosse Schuld, weil sie selbst zu sehr auf die Masse des Wissens los examinirten, oder wohl gar im Examen erst erkennen wollten, was ihr Schüler gelernt habe. Wenn man den Schüler bei der Ueberzeugung erhält, dass das Lehrercollegium den Ausspruch über seine Reife nicht nach dem Ergebniss des Examens, sondern nach den vorher gemachten Erfahrungen zu fassen pflegt, und dass das Examen nur das Mittel ist, dem kön. Commissarius die Richtigkeit des Ausspruchs darzuthun; so kann es ihm gar nicht einfallen, die Lehrer durch schnell zusammengeraffte Kenntnisse täuschen zu wollen. Die Sache kann hier nicht weiter erörtert werden; doch wird das Gegebene zum Beweise dienen, warum Ref. mit gutem Rechte die Behauptung wiederholen darf, dass die Schule als Schule das Abiturientenexamen nicht braucht, und warum Hr. Niemeyer Recht hat, wenn er die Form dieser Abgangsprüfungen etwas anders eingerichtet wünscht.

25) *Ueber einige vermeintliche und wirkliche Mängel der jetzigen Schuleinrichtungen. Eine gutachtliche Aeusserung über Dr. Lorinsers Schrift* etc. von F. W. Braut, Director des Gymn. in Brandenburg. [Brandenburg, Wiesecke. 1836. 27 S. 8. 3 gr.] Die Bemerkungen des Verf. sind mehr Andeutungen, als ausführliche Erörterungen, besprechen aber das Wesen des Streites in mehrern Punkten treffend. Die Verbesserungsvorschläge sind zum grossen Theil verfehlt, besonders darum, weil der Verf. wiederholt zu sehr den Director oder vielmehr die Büreaukraue walten lassen und durch Decretirung erstreben will, was der einsichtsvolle Lehrer bei vernünftiger Freiheit des Handelns weit leichter und besser treffen wird. Die Schwächlichkeit der Jugend hält er mehr für eine Erscheinung der Zeit als für Schuld der Schule, und verlangt Gymnastik zu ihrer Beseitigung. Die wöchentlichen Lehrstunden will er höchstens auf 28—26 vermindert wissen. Von den gegenwärtigen Lehrobjecten der preussischen Gymnasien ist nach seiner Meinung keins entbehrlich; wohl aber müsse eine weniger ins Detail gehende Behandlung erstrebt und der Unterricht nicht so sehr auf positives Wissen gerichtet werden. Eine solche Verminderung des Lehrstoffs aber brauche nicht durch neue Verordnungen herbeigeführt zu werden; die Umsicht der Lehrer werde bei nachgelassener Freiheit im Handeln durch Vertheilung der Lehrfächer nach den natürlichen Alters- und Bildungsstufen am besten helfen können. Als Probe zweckmässigerer Vertheilung ist vorgeschlagen, in Sexta und Quinta neben dem nöthigen Elementarunterricht nur Lateinisch zu treiben, in Quarta das Französische, in Tertia das Griechische, in Secunda das Wissenschaftliche, d. h. die höhere wissenschaftliche Auffassung der Lehrgegenstände, zu beginnen. Ferner ist gefordert, dass in Lehrerconferenzen das Maass der häuslichen Arbeiten festgestellt und das Material der Lehrgegenstände durchgreifend geprüft und auf den allgemeinen und propädeutischen Bedarf reducirt werde, und dass dann der Director in wöchentlichen Lehrerconferenzen die wöchentlich absolvirten Pensa protokollire, und zur bessern Beaufsichtigung des Ganzen mit wenige-

ren Lehrstunden als jetzt belegt werde. [Recht gern hätte hierbei Ref. die genauere Erörterung des Punktes gesehen, ob es für das Gymnasium sehr erspriesslich ist, wenn dessen Rector als praktischer Lehrer wenig oder nichts zu thun hat, sondern nur als Dirigent des Ganzen dasteht.] Sollte nun diess Alles noch nicht zur gehörigen Erleichterung der Schüler helfen; so möge der Staat den Gymnasialcursus (etwa bis auf das 21. Jahr) verlängern und die Abiturientenprüfung modificiren. Damit übrigens der Umfang, das Material und die Methodik der Gymnasiallehrgegenstände immer klarer erkannt werde, so soll amtlich eine besondere Schulzeitung für Methodik und als öffentliches Organ freier Besprechung begründet werden, in welcher die Stimmberechtigten aller Classen und die Lehrer einzeln und als Corporationen sich aussprechen. Desgleichen soll der Staat das Schreiben von Lehrbüchern, die zur Verdeutlichung des Ziels und als allgemeine Norm dienen können, veranlassen, doch aber den Schulen bei dem Vorhandensein mehrerer entsprechender Lehrbücher die Wahl freigeben. Die Abiturientenprüfungen sollen bleiben, aber nur auf die Lehrobjecte der obersten Bildungsstufe sich beschränken.

26) An die vorige Schrift knüpft sich eine Beurtheilung der Schriften von Lorinser, Heinsius, Köpke, Froriep, Hegemann, Gotthold, Niemeyer und Braut an, welche der Gymnasialprofessor und Domprediger Aug. Schröder zu Brandenburg in der Jen. Lit. Zeit. 1836 Nr. 157—160, III S. 289—318 bekannt gemacht hat. Nachdem derselbe nämlich durch den kritischen Bericht über jene Schriften festzustellen versucht hat, dass die Gymnasialjugend überreizt und übertrieben werde; so macht er selbst noch folgende 12 Verbesserungsvorschläge. 1) Man soll die Gymnastik auch als geistig und sittlich bildend ins Auge fassen, überhaupt die Jugend nicht blos zu reflectirender, contemplativer, räsonnirender Thätigkeit erziehen, sondern zugleich mehr auf die Charakterbildung sehen und durch Gymnastik die Energie und Thatkraft derselben wecken. 2) Man soll die Jugend nicht blos passiv lernen lassen, sondern eben so sehr zu freier selbstständiger Arbeit anregen. vgl. NJbb. XIV, 478. 3) Arbeit und Erholung der Jugend müssen zweckmässiger vertheilt, und überhaupt psychologisch und physiologisch untersucht werden, in welchem Verhältniss bei der Jugend Arbeit und Erholung stehen. 4) In allen Lehrdisciplinen muss das Verarbeiten des Stoffs, nicht das Anlernen die Hauptsache sein, und überhaupt 5) die Uebersättigung der Jugend durch eingepfropfte Gelehrsamkeit vermieden werden. 6) Besonders schädlich ist das Hinaufschrauben der Unterrichtsgegenstände und das Ueberheben über den sonstigen gewöhnlichen Standpunkt der Jugend. 7) Die Theilung des Lehrgeschäfts unter zu viel einzelne Fachlehrer ist zu vermeiden, weil sie jene Ueberhebung fast nothwendig herbeiführt, und es überhaupt für den Schüler störend einwirkt, wenn täglich 5—6 verschiedene Lehrer von verschiedenen Standpunkten und Ansichten aus ihn unterrichten. 8) Die jungen Lehrer sollen nicht zu sehr Philologen sein und nicht zu sehr darnach streben, ihre Schüler mit grammatischen Regeln oder gar mit grammatischen Spitzfin-

digkeiten zu überschütten. 9) Besonders ist das blosse Abrichten der Jugend aufs Examen ein Hauptmangel der Jugendbildung. 10) Ausserdem ist zu untersuchen, ob bei den Schuldisciplinen die sogenannten niedern Theile der Wissenschaft nicht eben so gut für die formale Bildung zu brauchen sind, als die höhern, und ob man nothwendiger Weise die Mathematik, die Grammatik u. A. so sehr zum Abstracten erheben muss, wie jetzt geschieht. 11) Man hüte sich, bei den Schülern den gelehrten Dünkel anzuregen, und strebe 12) auch nicht dahin, andere Schulen überbieten zu wollen. Es ist nicht zu verkennen, dass Hr. Schr. einige seiner Vorschläge und Warnungen zu sehr ins Schroffe gestellt und die Gymnasien etwas zu schlimm gedacht hat; im Allgemeinen aber dürfte er wohl Recht haben. Besonders muss Ref. hier noch den siebenten Punkt zur allgemeinen Beachtung empfehlen, weil sich kaum verkennen lässt, dass die Begünstigung und Einführung des sogenannten Fachsystems am wesentlichsten auf die Zerstörung der harmonischen Einheit in der Jugendbildung gewirkt hat. Es klingt allerdings recht schön, wenn man sagt, dass der Lehrer beim Unterricht in Einer Wissenschaft eine tiefere Erkenntniss derselben erstreben könne, und ist auch an sich sehr wünschenswerth, dass er alle seine Unterrichtsgegenstände mit möglichster Selbstständigkeit und Allseitigkeit erkannt und erforscht habe; allein im Allgemeinen ist es doch nur eine Nachäffung der Universität, wenn man annimmt, dass der Gymnasiallehrer in seinen Unterrichtsfächern durchaus auch Selbstforscher sein müsse. Gewiss muss er seine Wissenschaft so weit kennen, dass er sich klar bewusst ist, was von derselben für den Jugendunterricht zu brauchen ist, und wie er diess klar und lebendig machen soll; diese Fertigkeit aber kann er allerdings in mehrern Lehrfächern erstreben, sobald nur dieselben unter einander nicht so heterogen sind, und sobald nicht Uebermaass der öffentlichen Arbeit oder häusliche Nöthigung zum Nebenerwerb ihn von den Privatstudien abziehen. Wie heilsam es sei, dass in jeder Classe der Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Deutschen und wo möglich auch der der Geschichte oder Geographie in der Hand Eines Lehrers liege, das werden mit dem Ref. viele Schulmänner aus Erfahrung wissen, und das Beispiel der früheren Zeit, wo jede Classe fast nur Einen Lehrer hatte, sollte nicht so ganz unbeachtet bleiben.

27) *Verhandlungen des pädagogischen Vereins zur Geselligkeit über die Lorinsersche Frage. Zum Druck befördert* durch Prätorius den Schulfreund. [Berlin, Oehmigke. 1836. 56 S. gr. 8. 8 gr.] Die in dialogischer Form abgefasste Schrift steht in der Zweckmässigkeit der Behandlung zwar nicht mit der Schrift Nr. 21 auf ganz gleicher Höhe, erörtert aber doch mehrere Punkte des Streites geschickt und brav. Der Verf. findet, dass die den Gymnasiasten aufgebürdete leibliche und geistige Entkräftung nicht erwiesen, und dass die an der Jugend bemerkbare Schwächlichkeit in allen Schulen beider Geschlechter vorhanden sei. Auf Beseitigung der darauf begründeten Uebelstände und Missbräuche im Gymnasium könne nur durch planmässige Vorbereitung

der Gymnasiallehrer und durch bessere Einrichtung der Abiturientenprüfungen hingearbeitet werden. Richtig, aber nur nicht ganz klar, weist der Verf. bei der Abiturientenprüfung darauf hin, dass das, was der Lehrer als Lehrer zu erstreben habe, von den Forderungen des Examinators genau zu unterscheiden sei. Die Verminderung der Schulstunden und häuslichen Arbeiten sei schon durch vorhandene Verordnungen geboten, und man brauche dieselben nur genau zu befolgen. Die Errichtung von Realschulen oder realistischen Parallelsectionen wird verworfen, weil sie für die nichtstudirenden und mit dem 15. oder 16. Jahre aus der Schule tretenden Jünglinge nicht nöthig seien. Desgleichen soll man die gymnastischen Uebungen nicht gebieten, sondern der Jugend nur als Spiel erlauben. Eine beiläufige Erörterung bildet die Abfertigung des Professor Leo in Halle, welcher die Gymnasien ungebührend getadelt hat, und auf den die Worte des Horaz parodirt sind: Fertur Prometheus insani Leonis vim stomacho apposuisse nostro.

28) *Ueber die Nothwendigkeit einer Reform im Gymnasialunterricht, mit Rücksicht auf die Abhandlung des Hrn. Dr. Lorinser „Zum Schutz der Gesundheit auf Schulen.“* Von Dr. Max Schmidt, Rector der lat. Hauptschule etc. in Halle. [Halle, Waisenhausbuchh. 1836. 104 S. gr. 8. 10 gr.] Unter allen über den Lorinserschen Streit erschienenen Schriften ist die gegenwärtige die gediegenste und vorzüglichste, und behandelt den Gegenstand eben so sehr mit scharfsinniger Umsicht und Allseitigkeit, als mit reicher pädagogischer Erfahrung und praktischem Lebenstact. In der allgemeinen Ansicht und Betrachtungsweise der Sache hat sie viel Aehnlichkeit mit Niemeyers Schrift, übertrifft aber dieselbe durch noch gründlichere Erörterung. Ihr reicher Inhalt macht einen kurzen Auszug sehr schwierig, und Ref. muss sich begnügen, die Hauptpunkte hier anzudeuten. In Bezug auf die Vielheit der Lehrstunden und Lehrgegenstände thut der Verf. durch historische Belege dar, dass sich auf den preussischen Gymnasien schon im vorigen Jahrhundert 32 — 42, in Sachsen 22 — 32, in Würtemberg und Baiern vielleicht noch weniger wöchentliche Lehrstunden vorfinden; dass auch eine gleiche Anzahl von Unterrichtsgegenständen nachgewiesen werden kann, diese aber einerseits unter einander conformer, anderseits, ausser den Sprachwissenschaften, nur auf das nöthigste elementare Bedürfniss berechnet waren; und dass also die gegenwärtige intensive Ausdehnung und die für die Versetzung der Schüler nach höheren Classen in allen Lehrobjecten gesteigerte Forderung, während früher das Lateinische allein zur Versetzung befähigte, den grossen Unterschied zwischen sonst und jetzt bedingen. Eine gleich grosse Steigerung wird in dem Umfange der häuslichen Arbeiten überzeugend dargethan. Bei der Schwierigkeit einer allgemeinen Berechnung dieser Privatarbeiten, weil die geringere oder grössere Lehrgeschicklichkeit dieselben entweder vergrössert oder verringert, stellt der Verf. zunächst fest, dass man dieselben nicht nach dem, was der Schüler thut, sondern nach dem, was er den Forderungen des Gymnasiums gemäss thun soll, be-

rechnen müsse. Mit Beachtung der günstigsten Umstände nun wird gefunden, dass der Schüler zu 36 Lehrstunden mindestens 34 Stunden für Präparation, Repetition und schriftliche Classenarbeiten braucht, und dass die Schüler der obern Classen täglich wenigstens 2 Stunden zu eigenen Studien verwenden müssen. Diess giebt nebst den 2 Stunden sonntäglichen Gottesdienstes, und täglich $7\frac{1}{2}$ Stunde Schlaf, wöchentlich die Summe von $138\frac{1}{2}$ Stunden, so dass täglich nur 4 Stunden 13 Minuten für Essen, häusliche Geschäfte und Erholung übrig bleiben. Dass nun die Jugend wirklich Schaden an der Gesundheit oder Lebensenergie leide, hält Hr. Sch. durch das Zuviel der verlangten Arbeiten für eben so wenig erwiesen, als er der Froriepschen Sterblichkeitsberechnung oder der, ohnehin mehr den grossen Städten angehörigen, häuslichen Genusssucht grosses Gewicht beilegt. Allein es zeuge, meint er, für das Sinken der Gesundheit die wiederholt und von mehrern Seiten gemachte Wahrnehmung desselben, die grosse Zahl kurzsichtiger oder brust- und unterleibskranker Gymnasiasten, und die unverkennbare Abspannung vieler Abiturienten. Ein wirkliches Siechthum der Schüler wird geläugnet, zugleich aber bemerkt, dass wenn viele Schüler früherer Zeit fast übermässig gearbeitet und doch ein hohes Alter erreicht hätten, diess nicht ein allgemein gültiger Beweis sei, weil jeder Mensch in sich selbst das sicherste Gefühl trage, wie viel er sich Arbeit zutrauen kann. Die frühere Schule erlaubte dem Schwächlichen, sich minder anzustrengen, und gestattete dem Kräftigen in der Zeit körperlicher Entwickelung ein längeres Nachlassen der höheren Anstrengung. Jetzt darf kein Gymnasiast ohne Schaden für die Fortbildung ein halbes Jahr sich minder anstrengen wollen, als in dem andern, und alle werden nicht nur gleichmässig, sondern auch unaufhörlich und durch die verschiedenartigste Thätigkeit angespannt. Mehr noch als den körperlichen Schaden hält der Verf. die Beeinträchtigung der geistigen Ausbildung dadurch für erwiesen, dass das Viele und Ungleichartige des Lehrstoffs die Klarheit und Tiefe der Erkenntniss hemmt, während doch die formale Bildung durch klare Einseitigkeit weit mehr gefördert wird, als durch unklare und flache Vielwisserei. Die fleissigsten Schüler würden oft spät oder gar nicht klar; die Ausbildung der Individualität und das früher nicht selten tiefere Eindringen des Schülers in Einen Wissenschaftszweig komme jetzt selten vor; unsere Jugend lerne wohl schnell produciren, beweise aber selten gründliches und selbstständiges Eingehen in die Aufgaben; es fehle die poetische Anschauung des Lebens, welche nur aus der Tiefe hervorgehe; die Masse des Gedächtnisswerkes sei gross, aber der Mangel an wahrer Liebe zur Wissenschaft weit verbreitet. Es sei nicht wahr, dass grössere Freiheit in den Studien nur die vorzüglichen Talente begünstige und für die mittelmässigen unfruchtbar bleibe, weil gerade der mittelmässige Kopf der ruhigen, klaren und steten Entwickelung und eines genügenden *otium* am meisten bedürfe, wenn er zur Besinnung, Einsicht und Uebersicht gelangen solle. Gegenwärtig zerstreue die Mannigfaltigkeit des Wissens die Kräfte der guten Köpfe, und die grossen Pen-

sen nöthigten den Lehrer oft weiter zu gehen, bevor der Mittelmässige das Vorgetragene ganz gefasst habe. Die Studenten unserer Universitäten seien gesitteter geworden als früher und besässen im Durchschnitt eine grössere Masse von Kenntnissen; aber ihre grössere Abneigung gegen allgemeine Studien, ihre banausische Richtung auf die Brotwissenschaft, und das Streben der vorzüglicheren Talente auf das Encyclopädische zeigten, dass unsere Gymnasien an dem Fehler leiden, der schon kurz nach der Reformation an mehreren Schulen einmal vorkam. s. Ruhkopfs Geschichte des Schul- u. Erziehungswesens Th. 1. S. 331. Der studirende Jüngling lerne schon auf der Schule seine Leistungen auf das Examen berechnen, und treibe diess auf der Universität fort, zumal da das in die Hände der Universitätsprofessoren gelegte erste Examen die Studienfreiheit vollends untergrabe. Dass das preussische Gymnasialwesen [und wohl auch das darnach geformte anderer deutschen Staaten] trotz der ausgezeichneten Förderung, welche ihm seit dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts zu Theil geworden, diese Richtung genommen habe, sei bedingt 1) durch die Abiturientenprüfungen, wie sie seit 1812 eingerichtet sind; 2) durch die gewonnene Fortbildung und Ausdehnung der Wissenschaften und den daraus hervorgegangenen Optimismus in denselben, welcher die Gymnasiallehrer verleitet habe, überall nach zu Hohem zu streben; 3) durch die gesteigerten Forderungen in der bürgerlichen Bildung und durch den Umstand, dass vier Fünftheile von den Gymnasiasten nicht studiren und das Gymnasium also die Forderung nicht abweisen kann, auch diesen die verlangte reale Bildung zu gewähren und demnach eine doppelte Aufgabe zu lösen. Der Verf. erörtert hier mit sehr viel Geschick, wie die grössere Ausbildung der Gewerbe nothwendig dahin führte, dass die nichtstudirenden Gymnasiasten eine grössere reale Ausbildung forderten, als das Gymnasium früher gewährt hatte, und wie das Abiturientenedikt von 1812 dadurch, dass es alle Interessen berücksichtigte, das Hervorheben und endlich das Ueberheben der realen Wissenschaften fast nothwendig herbeiführte. Eben so zeigt er, dass auch das neue preussische Prüfungsreglement vom J. 1834, so sehr es die Forderungen ermässigt und die kräftigere Ausbildung der Individualität zu gewähren sucht, doch die vorliegenden Schwierigkeiten nicht beseitigt und namentlich dadurch, dass es das Abiturientenexamen auf alle Unterrichtsgegenstände ausdehnt, die materielle Vielwisserei befördert, ja sogar noch eine Steigerung des früheren Edictes ist. Da übrigens das neue Reglement klar ausspricht, dass in den Abiturientenprüfungen der deutsche und lateinische Aufsatz, verbunden mit dem Gesammteindruck des Examens und mit der früheren Beobachtung der Lehrer über die erworbenen Kenntnisse des Schülers, den Hauptentscheidungsgrund für die wissenschaftliche Reife des Prüflings gewähren soll, und da es bei dem Vorhandensein jener Gewähr ein Zurückbleiben hinter den Forderungen in den übrigen Wissenschaften erlaubt; so sollte man allerdings glauben, dass die Abiturientenprüfung in der zu Nr. 24 angedeuteten Weise vorgenommen und also auch im Unterrichtsgange die Concen-

trirung der Bestrebungen des Schülers auf die Sprachwissenschaften bei gehöriger Aufmerksamkeit der Lehrer und bei consequenter Verbindung der Lehrgegenstände zur harmonischen Bildungseinheit erstrebt werden könne. Allein Hr. Sch. sucht vielmehr darzuthun, dass wegen der angeordneten Controle der Prüfungen durch die wissenschaftlichen Prüfungscommissionen das Lehrercollegium dennoch genöthigt werde, dem Schüler im Examen mehr Massen von Kenntnissen, als die nöthige allgemeine Ausbildung beweisen zu lassen. Ob dem so sei, kann Ref. wegen unzureichender Kenntniss des bei den Prüfungen obwaltenden Geschäftsganges allerdings nicht entscheiden; gesteht aber, dass er die Erstrebung des Gegentheils zwar für sehr schwierig, jedoch nicht für unmöglich hält. Es verdient übrigens dieser Punkt eine weitere Erörterung, weil von ihm die Entscheidung der Hauptfrage abhängt, ob nicht die gegenwärtige Gymnasialeinrichtung Preussens bei einigen unbedeutenden Abänderungen die Möglichkeit gewähre, auf der einen Seite die Schüler, welche sich zur Universität vorbereiten, in dem concentrirten Bildungsgange festzuhalten, der zur Erreichung der rechten Geistesreife nöthig ist, auf der andern Seite aber auch den nichtstudirenden Schülern die für ihr künftiges Leben nöthige Ausbildung zu gewähren. Kann diess, wie Ref. kaum zweifelt, bewiesen und praktisch ausgeführt werden; so ist die Schwierigkeit der Frage über die Befriedigung der nichtstudirten aber doch höher gebildeten Stände im Staate um Vieles erleichtert, und vielleicht auch ohne die allgemeine Errichtung von Realschulen zu lösen. Hr. Sch. scheint allerdings dieser Meinung nicht zu sein; sondern er findet die Mittel zur Beseitigung der aus der gegenwärtigen Gymnasialverfassung hervorgehenden Mängel nur in einer veränderten Form der Abiturientenexamina, welche namentlich die verderbliche Vorbereitung auf das Examen heben müsse, in einer solchen Gestaltung des Gymnasiums, dass es seinen eigentlichen Zweck erkenne und verfolge, und in der Trennung des Lehrstoffs der Gymnasien und der Realschulen oder Realclassen. Blosse Realsectionen hält er für unstatthaft und verwerflich. In der, übrigens sehr vorzüglichen, Erörterung der genannten Punkte, hat der Verf. nur die Principfrage nicht gnügend beantwortet, ob denn wirklich die Bildung der Realisten und der eigentlichen Gymnasiasten (Humanisten) nothwendiger Weise von einander verschieden sein muss; ob nicht beide Richtungen in dem gemeinsamen Ziele sich vereinigen, eine höhere, allseitigere und überhaupt solche Ausbildung der geistigen Kräfte zu erreichen, welche das spätere Uebergehen zu einem bestimmten Lebensberufe erleichtert und dem Geiste das bessere Verstehen und Betreiben desselben möglich macht; ob ferner die gewerbtreibenden Stände der Mehrzahl nach für das bürgerliche Geschäft und für dessen meistentheils nöthige mechanische Betreibung wirklich so grosse Kenntnisse in der Mathematik, Physik, Chemie, und was man sonst von den Realschulen verlangt, nothwendig brauchen, oder ob, wenn jene auch wirklich zu brauchen wären, die Schule die zur praktischen Anwendung nöthige Erkenntniss jener Wissenschaften

gewährt, oder ob dieselben auch für die Realschule nichts weiter sind, als die Mittel zur bessern Erweckung des Verstandes, zur Beförderung einer höheren und vernünftigeren Lebensansicht, überhaupt zur Herbeiführung einer bessern allgemein menschlichen Bildung. Man kann übrigens bei dieser Frage im Voraus zugestehen, dass es für den Gewerbstand etwas praktischer ist, ihm die höhere allgemeine Bildung nicht durch die Lehrmittel der Gymnasien, sondern durch die Realschulen zu gewähren; man kann auch als Lehrer die Trennung der verschiedenen Zwecke recht wünschenswerth finden, und meinen, es werde sich durch dieselbe für beide Schülerclassen noch eine etwas höhere allgemeine Ausbildung erstreben lassen; aber man darf als Staatsbürger nicht verkennen, dass die Erhaltung der Gymnasien dem Staate schon gegenwärtig sehr grosse Summen kostet, dass die Unkosten sich steigern, wenn durch das Ausscheiden der Nichtstudirenden die Gymnasiastenzahl sich vermindert, und dass dieselben sich verdoppeln und verdreifachen, wenn der Staat neben den Gymnasien noch eine zureichende Zahl von Realschulen errichtet, und doch dadurch im Ganzen nichts weiter erstrebt, als die allgemeine geistige Ausbildung auf einem anderen Wege zu erreichen. Und überdiess dürfte man bei der Ausführung immer noch fürchten, dass durch die Realschulen dem Gewerbstande nicht die gleiche Höhe der allgemeinen Ausbildung gewährt sei, weil gegenwärtig wenigstens allen Erfahrungen nach der Bildungsgang durch die alten Sprachen sicherer und erfolgreicher zur geistigen Entwickelung führt, als der durch die Realwissenschaften. Vgl. Nr. 21. Hr. Sch. meint freilich, dass die Errichtung von Realschulen die Frequenz der Gymnasien nicht gerade vermindern werde, und dass die Realschulen einerseits sich durch sich selbst erhalten würden, andererseits der Staat wenigstens keine unmittelbare Verpflichtung habe, aus Staatskassen zu ihrer Errichtung und Erhaltung beizutragen; allein seine Beweise dafür sind nicht schwer zu widerlegen. Abgesehen von dieser allgemeinen Frage aber, verdient von des Verf. Erörterungen besonders der Theil Beachtung, wo er die Gestaltung und Begränzung der Gymnasialstudien bespricht. Mit vollem Recht verwirft er das von Oken geltend gemachte Princip, dass der Unterricht auf Bürgerschulen, Gymnasien und Universitäten die gesammte Cultur der Welt umfassen müsse, und weist speciell vom Gymnasium ab, dass es sein Streben auf die gesammte Cultur als eine Masse von Kenntnissen richte oder aus der Vergleichung des Lehrstoffs der Universität das Maass für seinen Lehrstoff hernehme; sondern dass der Stoff für dasselbe nur so weit Werth habe, als er die geistige Kraft entwickelt, diesen oder einen andern Stoff selbstständig zu beurtheilen und zu behandeln. Bei der Besprechung der einzelnen Lehrgegenstände lässt er seiner Totalansicht vom Gymnasium gemäss die Behauptung unerörtert, dass Vielheit der Lehrobjecte auch Vielseitigkeit der geistigen Ausbildung bewirke; versäumt aber auch den in unserer Zeit so sehr vergessenen Umstand hinreichend bemerklich zu machen, dass, weil der Gymnasiallehrer zunächst nur ein Vorbereitungslehrer ist und nicht die Wissenschaft fürs praktische Leben lehrt, sein Streben in vieler Beziehung dem des Elementarlehrers gleichen muss, d. h. dass er aus den vielen Wissenschaften, welche als Lehrstoff geboten sind, mit weiser Berechnung dessen, was sein Schüler für die bezweckte Bildung braucht und seinem intellectuellen Standpunkte nach versteht, nur das Nöthige und Brauchbare auswähle. Gewiss aber hat er dieses Gesetz vor Augen gehabt, weil er für mehrere Disciplinen bedeutende Beschränkungen vorschlägt. Die ganze von ihm gegebene Kritik des Lehrstoffs, aus dem er die philosophische Propädeutik wegweist, die Mathematik sehr herabgestimmt, die Sprachwissenschaft anders als die Philologie auf der Universität behandelt, mehrere Realwissenschaften theilweise eingeschränkt wissen will, ist sehr beachtenswerth, kann aber hier nicht weiter ausgezogen werden.

29. 30) *Ueber die Organisation der preuss. Gymnasien. Mit Beziehung auf den Lorinserschen Aufsatz: „Zum Schutz der Gesundheit auf den Schu-*

len", von Dr. Jul. Werner, Conrect. am Gymnas in Liegnitz. [Breslau, Schletter. 1836. VI u. 162 S. gr. 8. 18 gr.] und: *Ueber die Entwickelung und den gegenwärtigen Zustand des höheren Schulwesens in Preussen. Ein Beitrag zur Würdigung der Schrift des Hrn. Dr. Lorinser* etc. von P. J. Seul, Oberlehrer am Gymn. zu Coblenz. [Coblenz, Hölscher. 1836. VI u. 125 S. gr. 8. 12 gr.] Beide Schriften fassen den Streit weit umständlicher und allseitiger auf, als die bisher genannten, und wenn sie auch zur Hauptsache nicht eben wesentlich Neues hinzusetzen, so verdienen sie doch wegen der grösseren Ausführlichkeit und weil sie mehrere Nebenpunkte in die Erörterung hineinziehen, die vorzüglichere Beachtung aller derer, welche den Gegenstand allseitig verfolgen wollen. Beide Verf. verfallen in den gemeinsamen Fehler, dass sie zu umständlich sind, und zu viel theorisiren, während doch in solchem Streite die praktische Richtung und das Herausstellen von Erfahrungen und Beobachtungen die Hauptsache bleibt. Daher werden nicht alle Erörterungen recht klar und überzeugend, und besonders leidet die erstere Schrift mehrfach an Unklarheit, die noch durch den philosophischen Darstellungston erhöht wird. Hr. W. kommt bei seiner Erörterung bisweilen etwas in die Klemme, weil er von der Vorzüglichkeit der preussischen Gymnasialeinrichtung innig überzeugt, und doch auch durch die Lorinsersche Anklage so erschreckt ist, dass er dieselbe nicht einmal so weit abzuweisen sich getraut, als sie sich abweisen lässt. Daher vermehrt er bei der Vorfrage, ob die Thatsachen, auf welche sich Lorinser stützt, wahr seien, die Anklagepunkte durch Nachweisung mehrerer neuen Mängel, und gesteht zu, dass der Nachtheil für das physische Leben im Allgemeinen nicht abgewiesen werden könne, und dass auch in geistiger Hinsicht die Leistungen nicht gleichmässig und nachhaltend genug und dem Kraftaufwande nicht entsprechend seien, ja dass sich in den letzten Jahren eher ein Zu- als ein Abnehmen der physischen und geistigen Mängel habe bemerken lassen. Jedoch schwankt er, ob er alle oder nur einzelne Schulen, ob die Lehrer oder die ganze Verfassung anklagen soll. Desgleichen will er die Ursachen jener Mängel der Mehrzahl nach ausser dem Gymnasium gesucht wissen, und muthet daher demselben auch nicht zu, jene ganz oder doch zum grössten Theil zu beseitigen. Die Nachtheile aber, welche das Gymnasium selbst verursacht, sollen nicht blos aus der Vielheit der Lehrgegenstände, Lehrstunden und häuslichen Arbeit, sondern eben so sehr aus der mangelhaften Elementarbildung, der Ueberfüllung der Classen, dem häufigen Lehrewechsel und den mangelhaften Lehrbüchern hervorgehen. Natürlich reichen nun auch Lorinsers Verbesserungsvorschläge nicht aus, sondern der Verf. verlangt eine sehr allgemeine Reorganisation der Gymnasien, welche einen 12jährigen, in 8 Classen vertheilten Lehrcursus hat. Um die Nothwendigkeit dieses Lehrplans zu begründen, schickt er erst eine geschichtliche und ideelle Betrachtung der Gymnasien voraus, und erörtert dann ihr Verhältniss zu den Forderungen der Zeit, die Lehrstoffe und ihr gegenseitiges Verhältniss, der Gang des Unterrichts, die Methode und die Benutzung der Lehrkräfte. Obgleich er über dieses Alles manche schöne Bemerkungen mittheilt; so wird doch das Ganze durch die grosse Ausdehnung der Lehrzeit unpraktisch, zumal da er trotz der langen Zeit immer noch die französische Sprache ausschliesst. Herr Seul beginnt seine Schrift mit der Nachweisung, dass eine absolut medicinische Ansicht über die Schulen keine Geltung habe, weil der Gesundheitszustand jedes einzelnen Standes immer ein relativer sei, weiss aber darüber, dass die Gymnasiasten gegenwärtig an Leib und Seele leiden, noch nach Lorinser neue Beweise zusammenzustellen, welche indess meist nur von relativem Werthe sind. Um darzuthun, dass nicht in Lorinsers Ursachen allein, sondern auch in andern, der wahre Grund des Uebels gesucht werden müsse, bespricht er umständlich und mit vieler Einsicht den organischen Zusammenhang der Lehrgegenstände, deren Methode, die Correcturen der Hefte, die Censuren und Schulprüfungen, die Ausbildung der Lehrer

im Amte, und das Classen- und Fachsystem. In allen einzelnen Punkten weist er Mängel nach, die allerdings weiter beachtet zu werden verdienen. Um dann zu seinen Verbesserungsvorschlägen zu kommen, bespricht er erst das Schulwesen im Allgemeinen und den Zweck der Gymnasien insbesondere. Auf eine eigenthümliche und im Ganzen sehr richtige Weise kämpft er dabei gegen die Errichtung von Realschulen, und verlangt vielmehr, dass das Gymnasium auch die nach höherer Bildung strebenden Nichtstudirenden befriedigen solle. Sehr gut ist dabei in Anschlag gebracht, dass das Ueberhandnehmen der Realschulen, wie man sie gewöhnlich denkt, die höhere Bildung des Volks herabdrücken werde. Sein Lehrplan für die Gymnasien läuft nun darauf hinaus, dass von den vorhandenen Realien nichts weggelassen und der Sprachunterricht eher erweitert als eingeschränkt, jedoch weniger abstrakt und mehr geistbildend behandelt werde, dass man aber die Realien besondern Classen überweise, wo sie im Zusammenhange so ausführlich gelehrt werden können, wie es für allgemeine Vorbereitungsschulen nöthig ist. Es sollen demnach Quarta und Unterprima Realclassen sein, in denen der Sprachunterricht nur in wenig Stunden nebenbei fortläuft; alle übrigen Classen aber sollen vorzugsweise der Sprachbildung angehören. So paradox das klingt, so weiss doch der Verf. über das Ganze, wie über das Wesen der einzelnen Wissenschaftszweige viel Hübsches zu sagen, und seine Schrift dürfte, obgleich sein Lehrplan schwerlich ausgeführt werden wird, doch nächst der von Schmidt die beachtenswertheste sein.

31) *Ueber die Nothwendigkeit der Trennung von Gymnasien und Realschulen und einer Reform des Gymnasialunterrichts. Eine Abhandlung veranlasst durch Lorinsers Aufsatz* etc. von G.....r. [Berlin, Hold. 1836. 36 S. gr. 8. 6 gr.] Der Verf. verlangt unbedingt die Errichtung von Realschulen neben den Gymnasien und die Entfernung der Nichtstudirenden aus den letztern, weil es für dieselben zwar nicht gerade nachtheilig sei, in der streng wissenschaftlichen Weise des Gymnasiums unterrichtet zu werden, aber ihr Streben nach praktischer Lebensbildung allerdings der formellen Bildung der Gymnasiasten im Wege stehe. Die Schwierigkeiten und Bedenken aber, welche diesen Realschulen im Wege stehen [s. Nr. 28 u. 30.], sind entweder gar nicht, oder nur unzureichend widerlegt, und die ganze Frage ist überhaupt nicht erledigt. In den Gymnasien soll rein formelle Bildung zumeist durch den classischen Sprachunterricht erstrebt, der deutsche Sprachunterricht mit dem lateinischen verbunden, der Realunterricht sehr beschränkt, Alles, was Wissenschaft ist, auf die Universität verwiesen werden. Ueber die rechte Ausdehnung einiger Realgegenstände, z. B. der Geographie, sind recht beachtenswerthe Winke gegeben. Die Gymnastik wird als ein Universalmittel gerühmt, das alle möglichen Vortheile bringen werde.

32) *Solemnia in ill. Rutheneo celebranda indicit* M. Chr. Gtl. Herzog, prof. eloq. *Observationum partic. IX. Praemissa est brevis veteris ac recentioris disciplinae publicae et privatae inser se comparatio; perlustratur deinde locus orat. Ciceron. pro Archia P. I, 1. a Stuerenburgio editae.* [Gera, 1837. 20 S. 4.] Diess ist die einzige Schrift, welche über den Streit ausser Preussen erschienen ist. Der Verf. giebt übrigens seine Stimme darüber nur ganz im Allgemeinen (auf den ersten sieben Seiten) ab, hält die höhere Entnervung unserer Jugend nicht für glaublich, beweist durch Beispiele früherer Zeit, dass ernstliche Studien die Gesundheit nicht schwächen, sobald die Knaben nur physisch eine einfache und eingezogene Lebensweise führen, und meint, die Lehrer hätten sich um solche Streitigkeiten nicht sehr zu kümmern, sondern nur für eine tüchtige und verständige Bildung und Erziehung der Jugend zu sorgen. Mit grossem Recht, weist er übrigens darauf hin, dass man solche Streitigkeiten nicht vor dem grossen Publikum führen sollte, damit das Geschrei die überzärtlichen Eltern nicht ängstlich mache oder die Jugend noch mehr verhätschele.

[Jahn.]

Register der beurtheilten und angezeigten Schriften.

T.

Register zu den Miscellen.

T. U.

V. W.

Personen - Register *).

A.

B.

*) Ein † vor dem Namen bezeichnet einen Verstorbenen.

C.

D.

E.

I.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

Orts - Register.

A.

B.

C.

D.

Litterarischer Anzeiger.
N°. XI.

Leipzig. In unserem Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Freund, D. *W.*, *Wörterbuch der lateinischen Sprache*, nach historisch-genetischen Principien, mit steter Berücksichtigung der Grammatik, Synonymik und Alterthumskunde bearbeitet. 2. Bdcs. 1. Abthlg. gr. Lexiconformat. 1 Rthlr. 8 Gr.

Obgleich es sowohl des Hrn. Verfassers als auch unser Wunsch war, das obige Werk nur in 4 Haupttheilen erscheinen zu lassen, so finden wir uns doch bewogen, diese 1. Abthlg. des 2. Bds. vorläufig einzeln auszugeben, um den zahlreichen Freunden dieses Wörterbuches den sichersten Beweis von dem Fortgange des Drucks zu liefern, welcher zwar durch die grossen Schwierigkeiten der Arbeit leider eine Zeitlang verzögert wurde, jetzt aber mit erneuerter Thätigkeit fortgesetzt wird, so dass wir mit Sicherheit hoffen dürfen, das Ganze nunmehr binnen wenigen Jahren vollendet zu sehen.

Ueber den Werth und die Vorzüge dieses nach einem ganz neuen, selbstständigen Plane bearbeiteten Wörterbuches haben die kritischen Blätter und alle Sachkundigen sich auf das Beifälligste ausgesprochen, daher wir uns in dieser Hinsicht auf jene Beurtheilungen beziehen dürfen. — Der erste, 75 Bogen starke Band kostet 3 Rthlr. 8 Gr.

Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.

Schulatlas der neueren Erdkunde

für Gymnasien und Bürgerschulen. Nach den Forderungen einer wissenschäftl. Methode des geograph. Unterrichtes

bearbeitet und zusammengestellt

vom Director der vereinigten Bürgerschulen

Dr. *Karl Vogel zu Leipzig.*

(14 Blatt.)

1ste Lief.: Europa. Asien. Afrika. Nord-, Süd-Amerika. Oceanien. Königr. Sachsen. 7 schön gestoch. u. color. Karten mit naturhistorischen u. geschichtlichen Randzeichnungen von *F. A. Brauer* und erklärendem Text. Klein quer Fol. 16 gGr.

Wir brauchen die Freunde der Erdkunde und Schulvorsteher nur auf die Ercheinung dieser 1. Lief. aufmerksam zu machen, um des allgemeinsten Beifalls für das Werk so gewiss zu seyn, als ihm derselbe bis jetzt von Kennern — unter denen wir nur A. von Humboldt nennen — zu Theil geworden ist. Jeder war überrascht von dieser ganz neuen Idee. Die Ausführung ist vortrefflich, der Preis höchst billig. Eine ausführliche Anzeige liefert jede Buchhandlung.

J. C. Hinrichs'sche Buchh. in Leipzig.

Inhalt

von des achtzehnten Bandes viertem Hefte.



